Digitized by Google

<36600493410011

Europa,

Chronik der gebildeten Welt.

In Verbindung mit mehren Gelehrten und Künstlern

herausgegeben

von

August Lewald.

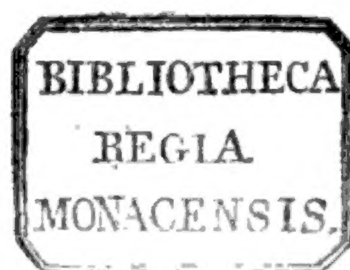
1836.

ERSTER BAND.

Leipzig und Stuttgart:

J. Scheible's Verlags-Expedition.

Digitized by Google


BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Der Sylvesterklubb.

Eine Laterna-Magica.

Schon oft war mir, wenn ich ein gewisses Haus in der **straße besuchte, ein Mann in einem grauen Ueberrocke aufgefallen, dessen Aeußeres mich unwillkührlich an Hoffmann erinnerte. Hoffmann war als Schriftsteller nie mein Liebling. Ich muß aufrichtig gestehen, daß ich mich vor seinen Schöpfungen fürchtete, und ich kann wahrlich nicht begreifen, wie so viele seiner grellsten Nachtstücke vor einiger Zeit die Lieblingslektüre selbst zarter Damen ausmachen konnten. Im Uebrigen war mir Hoffmann nahe befreundet. Es fanden recht viele Beziehungen zwischen uns statt. Wir Beide waren in derselben Stadt geboren, besuchten dieselben Schulen, hatten dieselben Freunde, dieselben Jugenderinnerungen; wir Beide verlebten eine schöne Zeit unserer Jugend in Polen, in dem herrlichen Warschau; wir Beide beschäftigten uns lange mit dem Theater, und hier war es wieder das freundliche Bamberg, wo wir decorirten, agirten, dirigirten, musicirten u. s. w. Die Bekanntschaft mit Hoffmann'schen Eigenheiten mehr, als mit seinen Werken, war es nun aber, die mir jenen Mann im grauen Ueberrocke so auffallend machte. Er war so groß oder vielmehr so klein, daß er, ohne sich viel zu geniren, in einem großen Reiterstiefel bequem Platz finden konnte; ein französischer Courierstiefel wäre für ihn eine weitläufige Behausung gewesen. Das dreieckige Gesicht, das etwas Katzenartiges verrieth, die breite Stirn, die struppigen Haare, die grünen Augen, die abstehenden Ohren, die zum Kinne gesenkte Nase, der breite, gezogene lippenlose Mund, nichts fehlte, um mir den kleinen Berliner Kammergerichtsrath zu vergegenwärtigen.

Mehr noch, als das gewisse Etwas, das wie innern Schauder sich empfinden ließ, und das ich mir nicht gern selbst gestehen wollte, war es aber die angeborene Scheu, die ich habe, mich unbekannten Personen zu nähern, welche mich abhielt, des seltsam aussehenden Mannes Bekanntschaft zu machen. Wir saßen uns, wie durch Zufall, oft gegenüber, und schlürften unsern Kaffee; er rauchte, ich nicht; sah ich zufällig nach ihm hin, so zog er mit einem sehr ernsten Gesichte die

Cigarre aus dem Munde, und schaute stier nach mir, so daß ich, wie ein schüchternes Mädchen, den Blick senken mußte, und es für diesen Abend nicht mehr wagte, ihn nach ihm zu richten. So trafen wir uns mehre Monate hinter einander an demselben Orte, immer gleich schweigend, scheinbar untheilnehmend und doch, wie durch einen geheimen Zug, an einander gebannt. Es war eine so sonderbare Begegnung, daß ich dadurch öfters zum Nachdenken aufgefordert wurde.

— — An einem regnerischen Winterabende, als es aus den Dachrinnen melancholisch hernieder träufelte und langsam den Schnee von den Straßen zehrte, war das Gehen auf dem ohnedies sehr schlechten Pflaster mit Lebensgefahr verknüpft. Ich blickte zum Fenster hinaus; draußen war es unerfreulich. Der Mond, an dem der Wind zerrissene Wolken vorüber peitschte, verbreitete ein wahrhaft gespenstisches Flackerlicht, das bald die Gegenstände erhellte, um sie dann wieder in desto tiefere Dunkelheit zurück zu schleudern. Ich hatte schon meinen Hausrock angezogen, ließ Feuer in den Ofen schüren, bestellte Thee und griff zu einem Hefte fantastischer Zeichnungen, um mich dabei ganz häuslich niederzulassen, als mir plötzlich der Gedanke durch den Sinn fuhr, daß wir den ein und dreißigsten December hatten. Der letzte Abend im Jahre! Ein Gegenstand fürwahr, bei dem sich manche gediegene Betrachtung anstellen läßt. Das Heft wurde bei Seite geworfen und im Zimmer auf und ab gegangen. Jean Pauls Traum eines Unglücklichen in der Neujahrsnacht schwebte vor meinem Innern. Ich stellte mich an's Fenster; ich glaubte den unglücklichen Mann zu sehen, auf dessen Schultern ein schiefer Kindersarg schwebte. Ich konnte das wehmüthige Bild nicht los werden. Ich sah ihn über die Straße schleichen, den Armen, gebückt und elend — aber — da sah ich ihn wirklich! — nehmlich meinen kleinen Mann im grauen Rocke, der wie eine Eidechse bald, bald wie ein Schlittschuhläufer an den Häusern hinrutschte. Ich riß das Fenster auf; mir kam die tolle Idee, den Sylvesterabend mit dem Unbekannten zuzubringen. Ich legte mich hinaus, ich rief ein unverständliches Wort, da ich seinen Namen nicht wußte; allein er schien schon um die Ecke verschwunden. Ich lächelte leise in mich hinein. Was hätte ich auch mit dem seltsamen stummen Menschen auf meinem einsamen Zimmer anfangen sollen? Ich schloß das Fenster und griff wieder zu meinem Hefte, dessen schwarze Figuren mich ernstlich zu beschäftigen anfingen. — —

Ein Scharren vor der Thür riß mich aus meinen Betrachtungen; es klopfte. Auf meinen Ruf öffnete sich langsam die Thür, und — man denke sich mein Erstaunen — der kleine Graue trat zu mir herein.

„Sie wünschen, mein Bester —“ sagte er schnarrend mit einem Tone, der mich durchschauerte.

Ich suchte mich zu fassen.

„Mein Herr,“ fing ich an, „schon oft hatte ich das Vergnügen, Sie zu sehen, und von Ihrer interessanten Physiognomie angezogen zu werden.“

Sein verzogener Mund schien lächeln zu wollen.

„Aber ein neidisches Geschick,“ fuhr ich fort, „wachte darüber,

daß wir uns nicht näher kennen lernen sollten. Ich sah Sie eben an meinem Hause vorüber eilen, und konnte dem Drange nicht widerstehen, diesem Augenblicke Ihre nähere Bekanntschaft abzutrotzen. Ich wagte auf's Ungefähr, ein Zeichen zum Fenster hinaus zu geben, und freue mich innig, daß Sie es geahnet haben, was ich wollte, daß Sie meinem Wunsche Folge geleistet, und meine Kühnheit nicht übel deuteten."

„Was da," erwiderte er, „wozu die Komplimente? Auch Sie fielen mir in dem bewußten Hause in der **straße auf; auch Ihnen, das sah ich gleich, mundete der Caffee nicht, in dem die Hälfte Surrogat war; auch Sie verriethen Bauchkneipen und Uebelkeiten, wenn Sie die Schöngeister, die unfern von uns saßen, über die neuesten Erscheinungen der Literatur schwatzen hörten. Kurz, ich sah es Ihnen an, daß Sie ein Sonntagskind, gleich mir, seyen."

Nur mit Mühe verstand ich diese schnell heraus gesprudelten Worte. Wenn mich aber schon früher der Ton der Stimme dieses Mannes schaudernd erregt hatte, wie soll ich jetzt wohl die Empfindung beschreiben, die sein Gesicht beim Sprechen auf mich machte. Das Hüpfen der Wangenmuskeln, das Verzerren des Mundes, das Aufreißen der Augen, Alles dieses verursachte einen bizarr-fürchterlichen Eindruck, und ich stand meinem Gaste gegenüber so verwirrt, daß ich nicht einmal bemerkte, ihm noch keinen Sessel angeboten zu haben. Er machte meinen Fehler gut, und warf sich, ohne die Einladung abzuwarten, in meinen Lehnstuhl am knisternden Ofen.

„Lassen Sie Thee bringen, mein Bester; mir ist kalt, ich komme weit her, weil ich nur die Freitage hier zubringen darf, und die Abende vor großen Festen, wie es heute der Fall ist, und nun muß gerade ein solch abscheulicher Weg seyn. Da sehen Sie, wie ich aussehe! Aber Thee, schnell Thee! und Rhum nicht zu vergessen!"

Während ich schellte, streckte er mir sein Bein entgegen, um den Schmutz an seinen Stiefeln bewundern zu lassen. Mit Entsetzen bemerkte ich seine Magerkeit: es war das Bein eines Gerippes.

„Ich bin der Kammergerichtsrath Hoffmann aus Berlin," sprach er gleichgültig. „Wie," rief ich aus, „Hoffmann! Ein Namensverwandter des Schriftstellers ohne Zweifel?"

„Nein, dieser selbst."

„Sie scherzen. Hoffmann ist seit vielen Jahren gestorben."

„Nun, mein Bester," lachte er, indem er sich den Thee einschenkte, der eben gebracht wurde, und ihn stark mit Rhum versetzte, „glauben Sie etwa nicht an Gespenster? Es soll ja hier zu Lande Mode seyn."

Mein Erstaunen wuchs bei jedem Worte, das mein wunderbarer Gast hervorbrachte. Ich vermochte ihm nur abgerissene Worte zu antworten.

„Heute ist Sylvester-Abend. Ich habe stets in der Gewohnheit gehabt, solche Stunden in Gesellschaft einiger vertrauten Freunde zuzubringen. Sie werden sich wohl noch der Serapions-Brüder erinnern? Wollen Sie mit von der Partie seyn? Auch heute ist etwas los." So sprach der Fremde, indem er die knochendürren Hände zusammen schlug, mit der Zunge schnalzte, und in sich hinein kicherte. „Sie

werden Mehre davon kennen," fuhr er fort, „Kapellmeister Kreisler, Archivarius Lindhorst, Kommissionsrath Nudelhuber, der Studiosus Anselmus, der alte Trabacchio, der Hofschauspieler Devrient aus Berlin, lauter lustige Teufel, sage ich Ihnen, und maskirt! Der Hund Braganza und der Kater Murr liegen unterm Ofen und knurren und schnurren, daß es eine Freude ist. Kommen Sie nur mit; es soll Sie nicht gereuen."

Ein seltsamer Zwiespalt regte sich in meinem Innern; ich hatte ein Gefühl, das ich mir nicht erklären konnte. Mein fester Wille war, die unheimliche Einladung abzulehnen; allein dessen ungeachtet stand ich auf, als ob ich mich anschicken wollte, meinem Gaste zu folgen; und dieser selbst sprang so geschäftig hin und her, reichte mir dies und das, bald Halstuch, Stiefelhaken, Kamm, Bürste, Rock, kurz Alles, was ich nöthig hatte, um mich anzukleiden, so daß ich im Nu fertig war. Dabei rieb er immer fort die Hände und sprang und tummelte sich so um mich herum, daß mich ein Schwindel erfaßte. So wurde ich, ohne daß ich es wollte, wie von einer unsichtbaren Macht getrieben. Jetzt löschte der Kammergerichtsrath die Lichter, und zog ein Laternchen aus der Rocktasche, welches einen phosphorischen Schein um uns ergoß. Er packte mich am Arm und riß mich polternd die Treppe hinunter. Dann schleuderte er krachend die Hausthür zu, und nun standen wir auf der Straße. Es war mittlerweile ein leichter Frost eingetreten; der Mond bestrahlte ein spiegelglattes Pflaster. Es war hier unmöglich, schnell fortzukommen, aber mein kleiner Begleiter schnurrte dennoch wie ein Kreisel, den man losläßt, an den Häusern hin, und ich keuchte ihm stolpernd und fluchend nach.

Er führte mich in ein Gäßchen der äußersten Vorstadt, das mir noch gänzlich unbekannt war. Hier hielten wir vor einem niedrigen Häuschen, auf dem ein unförmliches Dach ruhte, aus welchem sich ein hoher Rauchfang erhob, der gleich einem Vulkan unzählige Funken sprühte.

„Sie brauen schon den Punsch," krächzte widerlich mein Begleiter, der vom schnellen Gange außer Athem gekommen zu seyn schien. Er klopfte dreimal an die Thür; darauf wurde sie geöffnet. Wir schritten über einen langen dunkeln Gang, an dessen Ende ich ein grelles Licht erblickte. Wir steuerten darauf zu. „Zuerst wollen wir einen Blick in den Ballsaal werfen," sagte mein Begleiter.

Ein wilder Lärm tönte uns entgegen.

Im Vorübergehen erblickten wir eine angelehnte Thür. Der Kammergerichtsrath warf einen Blick hinein.

„Wir kommen noch zu früh," sprach er. „Sie sind mit der Toilette noch nicht alle fertig, wie ich sehe."

Meine Ueberraschung wurde immer größer. Auch ich näherte mich nun, und guckte durch die Ritze, aber die Toilette, die ich erblickte, war die seltsamste von der Welt. Auf einem Stuhle saß ein altes unförmliches Weib mit einer ungeheuern Nase, die einen kleinen Affen oder Teufel — ich wage es nicht zu entscheiden — vor sich hatte, um ihm auf ekelhafte Weise den Kopf zu kämmen, während hinter ihr ein schlankes, schönes Kind stand, das ihr den Schopf in

Ordnung brachte, und dessen lange Haare wieder von einem kleinen zierlichen Mädchen gekämmt wurden, das sich auf den Zehenspitzen erhob, um hinauf langen zu können *). Das letztere war jedoch schon frisirt. Mir war, trotz des unheimlichen Anblicks, das Lachen nahe; allein mein Begleiter riß mich von der Thür fort, und rief: „Was macht Ihr da? Wer wird so indiscret seyn?“

Er huschte weiter. Wir kamen abermals an eine Thür, die nicht geschlossen war; und ich warf einen Blick hinein.

„Schon wieder eine Toilettenscene,“ dachte ich. Ein sitzendes Mädchen im Ballcostüm ließ sich frisiren, während ein junger Mensch, nach neuester Mode gekleidet, vor ihr auf den Knieen lag, und sie um ihre Liebe zu beschwören schien **).

„Aber mein Gott!“ rief ich, „das sind ja Teufel!“ denn ich hatte bemerkt, daß dem knienden Seladon aus dem Fracke ein langer Schweif zur Erde hing, und daß der Haarkräusler sogar Hörner und Fledermausflügel zu dem Schweife hatte. Allein der Kammergerichtsrath war sogleich wieder bei der Hand, um mich in den Ballsaal hineinzureißen, an dessen Schwelle wir uns eben befanden.

Alle Betrachtungen, die Das, was ich bis jetzt gesehen, in mir hervorgerufen haben würden, erstickte der Anblick, der sich mir hier zeigte.

Ich stand in einem schönen Saale, dessen Wände weiß und glänzend wie Alabaster waren, und von tausend Kerzen beleuchtet wurden. Man kann sich nichts Glänzenderes als diesen herrlichen Raum denken. Ein schöner Straußischer Walzer stürmte aus der Höhe hernieder, ohne daß man die Musiker sehen konnte, und unten drängte und drehte sich Alles im lebendigsten Gewühle. Nur Eines mußte mir auffallen, daß alle Leute schwarz gekleidet waren und schwarze Masken vor dem Gesicht hatten. Sie sahen wie jene Schatten aus, die man Ombres chinoises zu nennen pflegt. Diese Seltsamkeit stach noch greller gegen die weißen Wände ab, aber dieß abgerechnet, war Alles so, wie man es bei dem heitersten und glänzendsten Ballfeste nur wünschen konnte.

Hier sah man junge Herren und Damen mit Wespenleibern und biegsamen Füßchen einhertanzen ***); dort einen jungen Elegant seine schmollende Schöne zum Tanze auffordern; hier wurde Sorbet von einem niedlichen Pagen präsentirt †); dort schlüpfte ein verliebtes Pärchen einem Nebengemache zu — er, wie es schien, eifrig demonstrirend, sie, aufmerksam zuhorchend; hier zog ein lüsternes Dirnchen einen dicken Abbé wider Willen zum Tanze; dort drehten sich stattliche Masken; hier überreichte ein lächerlicher Spadassin seiner Dulcinea eine colossale Blume; in jenem Winkel belauschte man eine schmachtende Liebeserklärung; daneben war es ein trauliches tête-à-tête. Diese zwei Herren machten lächerliche Complimente, und brachten mit ihren Degen große Verwirrung im Gedränge hervor. So regte sich's

*) S. Nro. I. auf beiliegender Zeichnung.
**) S. Nro. II.
***) S. Nro. III.
†) S. Nro. IV., V., VI., VII., VIII., IX., X. und XI.

überall im buntesten Gemische; allein plötzlich verwandelte sich die Scene. —

Ein furchtbarer Lärm entstand, und Alles drängte sich in die Ecken des Saales. Der Lärm kam näher, und eine Art von infernalischem Marsch drang durch das Gewirre der Töne. Zuerst — doch bevor ich Dieses beschreibe, muß ich bekennen, daß ich anfänglich Alles für eine tolle Maskerade zu nehmen geneigt war.

Zuerst also erschienen drei furchtbare Teufel, die auf einander saßen, und mit Drehorgel, Waldhorn, türkischer Trommel und Triangel ein Concert anstimmten, das nicht zu den anmuthigsten gehörte. Ihnen nach tanzte ein luftiges Ding mit großen Glocken in der Hand; ihr folgte ein Teufel, der mit einer Küchengabel und Ketten den Takt dazu schlug; andere Teufel, die auf Kessel schlugen, Casserolen statt der Becken gebrauchten, und auf Trichtern bliesen, verstärkten dieses anmuthige Orchester, welches am obern Ende des Saales Posto faßte *). Nun aber kam das Aergste. Drei tolle wilde Hexen von eben nicht unangenehmem Aeußern zogen einen garstigen Teufel mit lautem Gelächter in den Saal, der sich heulend sträubte. Sie hatten ihm einen Strick um den Leib gelegt und zogen ihn tüchtig zusammen **). Kaum war er in der Mitte, so drängten sich alle Weiber hinzu, um ihn zu bitten, daß er die wohlthätige Manipulation der Verjüngung mit ihnen vornehmen möge. Ich verstand von dem Allen kein Wort; die Teufel aber wußten wohl, was die Dirnen wollten. Große Körbe wurden gebracht; man fing sie und sperrte sie hinein. Ein colossaler Mörser wurde dann in die Mitte des Saales gesetzt, aus dem eine Röhre in einen davor liegenden Recipienten ging. Nun sprangen die kleinen Teufel, wie Handlanger, behende umher, fingen die Dirnen aus den Körben zusammen und warfen sie in den Mörser, während sie der gräßliche Urteufel, den sie selbst hereingezerrt hatten, unter wildem Hohngelächter mit einer enormen Keule krachend zerstampfte ***).

Mein Verstand war nahe daran, überzuschnappen. Ich wollte mich ängstlich fragend an meinen Freund, den Kammerrath, wenden; aber wie ich nach ihm blickte, war er verschwunden. Ich sah ihn, wie er sich im dichtesten Gewirre umhertummelte, weit, weit weg von mir. Ihn in diesem Augenblicke zu erreichen, war eine Unmöglichkeit. Ich blickte nach der andern Seite; da stand ein kleiner, seltsamer Kerl, den ich einmal in einer andern Stadt gekannt zu haben mich erinnerte, wo er eine Zeitung herausgab und dabei mit Lotterieloosen handelte †). Es konnte mich nicht wundern, ihn hier zu finden, da ich ihn längst für einen dummen Teufel gehalten hatte. Auch staunte er in der That Alles so an, wie es sich für einen solchen schickte. Er drängte sich mir mit einer Ekel erregenden Familiarität auf und wollte mir Alles erklären, aber ein furchtbarer Donner machte ihn verstummen und die

---

*) S. Nro. XII., XIII., XIV.
**) S. Nro. XV.
***) S. Nro. XVI.
†) S. Nro. XVII.

Scene änderte sich, wie in einem Raimund'schen Zauberspiel. Nun begann der tollste Maskenzug, den die verkehrteste Phantasie sich denken kann *). Zuerst ein Teufel auf Stelzen; dann ein Chinese, Tabak rauchend, auf einem Zwergskelett einherreitend; eine Amazone, auf einem Strauß reitend, der noch dazu auf Stelzen ging; ein zierliches Dirndchen, einen Teufel Huckepack tragend; ein alter ehrbarer Herr mit Paraplui und Degen, der auf einem Wiedehopf gar zierlich einherritt, und endlich eine lange Reihe phantastischer Gestalten, Vogel-, Affen- und Hundeteufel, Gerippe, Luftgestalten, Sprühteufel, kurz Alles, was die Hölle an tollem Spuk nur besitzt. Der Zug rangirte sich und ließ einen weiten Platz in der Mitte des Saales. Dann stellte sich ein dicker Beelzebub in die Mitte, eine Schaale in der Hand; ein Todtengerippe in Stiefeln postirte sich mit einer Champagnerflasche daneben; der Kork sprang knallend in die Luft, und eine Masse geflügelter Wesen, wie die Völkerschaften in Faust's Schlafrock, entsprudelten der Flasche und stürzten in die Schaale **). Zuletzt kam ein Wesen, welches menschliche Form hatte, doch statt der Arme Flügel — Flügel einer Libelle. Es war Mlle. Taglioni selbst als allgemein bewunderte Sylphide. Sie tanzte zum Entzücken ein Solo, wie sie es in Paris nie getanzt ***). Alles jauchzte ihr Beifall zu, besonders mein Gefährte, der sich nicht satt applaudiren konnte. Plötzlich sprang nun ein Teufel mit der Hetzpeitsche hervor; die Flügel verschwanden, und die Tänzerin bekam Arme dafür. Die Hetzpeitsche knallte und sie mußte auf den Armen stehen, gehen und tanzen, wie's die armen Kinder auf den Jahrmärkten und Kirchweihen zu zeigen pflegen †). Ich schauderte zusammen. Unterdeß sich dieses in der Mitte des Saales zugetragen hatte, waren an den andern Enden ähnliche Sylphiden entstanden. Ueberall schwebten sie in der Luft, von höllischen Blasbälgen und Teufelsodem getrieben. Dafür aber mußten sie auch den Teufeln zu Willen seyn und auf Degenspitzen schweben und durch Reifen springen. — Mich jammerte die schändliche Profanirung der hohen Kunst, und laut seufzte ich: ††)

„Das ist das Loos des Schönen auf der Erde!"

Ein tausendstimmiges Echo hallte diese Worte donnernd nach. Furchtbare Drachen senkten sich von der Höhe des Saales, der sich plötzlich verfinsterte, als wenn sie gleichsam auf dieß Stichwort gewartet hätten; Teufel schwangen sich auf die glühenden, geschuppten Drachengespenster, welche die Tänzerinnen in ihre Krallen nahmen und mit ihnen prasselnd durch die Decke fuhren †††).

Ein beängstigender Schwefelgeruch drohte mich zu ersticken. Ich schrie nach Luft, und raffte mich schnell in die Höhe. Ein flammender

*) S. Nro. XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII.
**) S. Nro. XXIV.
***) S. Nro. XXV.
†) S. Nro. XXVI.
††) S. Nro. XXVII., XXVIII., XXIX., XXX.
†††) S. Nro. XXXI.

Schein fiel mir in die Augen; ich fuhr instinktmäßig mit der Hand dahin, um zu löschen. Meine brennenden Haare hatten den Geruch hervorgerufen. Jetzt erst sah ich mit weit geöffneten Augen umher. Ich befand mich in meinem Zimmer. Ich war über ein Blatt von Nicolets phantastischen Schatten eingeschlafen und mein Kopf so in die Flamme des Lichts gerathen, was mich in nicht geringe Verlegenheit setzte, da ich am andern Tage Neujahrs-Gratulationen zu machen hatte; denn es war in der That Sylvesterabend und dieß das einzige Wahre an der Sache; alle andern tollen Fratzen und Schattengebilde schwebten nur auf dem Blatte, das vor mir lag. Durch eine ziemlich natürliche Ideen-Combination war mein werther Landsmann, der selige Kammergerichtsrath Hoffmann, als ehrbarer Vater alles phantastischen Spuks, hinzugekommen, und hatte den Cicerone gemacht. Man wird dieß ganz natürlich finden, und er selbst, wenn er noch lebte, könnte diese Ehre nicht ablehnen.

— Das neue Jahr war herangebrochen; der letzte Glockenschlag der zwölften Stunde verhallte. Ich trat zum Fenster; die Erde hatte sich weiß und festlich gekleidet, und an der Ecke standen zwei groteske schwarze Figuren, aber dießmal keine phantastischen Schattenbilder, sondern ein Paar gemüthliche Nachtwächter *), die sich Prosit Neujahr wünschten, und von den Thürmen herab wehten feierliche Klänge durch die reine heitere Winternacht.

* *
*

Mir hatte der Zufall geholfen! Ich sollte das phantastische Blatt erklären und war darüber eingeschlafen; meinen wüsten Traum schrieb ich jetzt nieder, und — Dank den Hoffmann'schen Schnellpressen **) — noch in dem heutigen Hefte kann Alles mitgetheilt werden. Die Leser mögen das unwirsche Zeug entschuldigen, und die Leserinnen die niedlich kecken Diablerien ausschneiden, um irgend ein kleines Geschenk damit zu zieren; so hoffen wir auch ihre Verzeihung zu erhalten.

---

*) S. Nro. XXXII.
**) Hier ist jedoch nicht der verstorbene Kammergerichtsrath gemeint.

Skizzen und Reisebilder aus Spanien

von

einem deutschen Maler.

I.

Malaga, den 26. Februar 1830.

Schon seh' ich Dich, mein Albert, im Geiste bei der Ueberschrift mit Deinem sarkastischen Lächeln sprechen: nun da ist er ja in seinem gelobten Lande! — Aber thu' es nicht, denn ich versichere Dich, Du würdest ein fanatischer Proselyt werden, sobald Du alle diese Herrlichkeiten sähest, diese wollüstig üppige Vegetation, jene grandiose Landesbildung mit ihrer romantischen Bevölkerung. Sicher würde in Dir das dichterische Blut heißer entzündet werden, als es mit dem in Italiens Gefilden verwöhnten des Malers geschehen kann. Ich lege meinem Brief eine Mapa espana bei, damit Du mir bei meinen Irrfahrten leichter folgen kannst. Diese Karte ist richtig und genau, und ein anderes Exemplar dient mir selbst zum Wegweiser. Wir näherten uns auf der Fanny, im Vorbeigehen gesagt, ein herrliches Dampfschiff mit allen nur ersinnlichen Bequemlichkeiten, Andalusiens reizendem Küstenlande bei hereinbrechender Nacht. Ueber uns den funkelnden Südhimmel, unten das von feurigem Gewürm wimmelnde Meer, spielende Delphine unsere Begleiter. Jedoch nicht lange währte dieses wunderherrliche Schauspiel, denn mit der schwindenden Abendröthe hatten sich schon einzelne Wölkchen am fernsten Horizonte gezeigt. — Die grünblaue Fluth begann im unterirdischen Kochen weiße Schaumwellen aufzuwerfen, und die Maßregeln der Officiere deuteten auf bevorstehenden Sturm. Die heitere Ferne verschwand plötzlich vor einem dichten Wolkendunkel, indem Massen von elektrischen Feuerklumpen im grellen Licht mit dem ruhigen Glanze der Sterne über unserm Zenith wetteiferten. Bald aber entzogen sich auch letztere den Blicken, und abwechselnd ließ sich nur das dumpfe Rollen entfernter Donner mit dem Wogenbrausen vernehmen; ein schnell zuckender Blitz erleuchtete dabei von Zeit zu Zeit die Dampfsäule unseres Schiffes. Ich

begab mich in den untern Raum, um dort meine Neugierde zu befriedigen, wie das Verfahren mit der Maschine bei einem Sturm sich verhalte. Es schien, als wenn ich mich in den fabelhaften Tartarus versetzt sähe. Die Glut des Ofens, das Prasseln und Knarren der Räder, der mit einem schauerlichen Sausen sich Freiheit suchende Dampf, dazwischen die nackten, dunkeln Gestalten in höchster Geschäftigkeit hin und wieder eilend, jetzt in blutrother Beleuchtung, jetzt mit langen Schatten in dicker Finsterniß verschwindend, über uns die gellende Pfeife der Bootsleute, die Kommandoworte des Befehlshabers, das aneinander schlagende Tauwerk — Alles mahnte mich lebhaft an Dante's Hölle und steigerte es fast bis zur Wirklichkeit, als nun die empörten Elemente mit aller Wuth unser Fahrzeug umtobten. Doch hier waren ihre Kräfte ohnmächtig. Wie das aufgescheuchte Edelwild stolz sich der rasenden Meute durch pfeilschnelle Wendungen entzieht, so glitt unsere schlanke Fanny durch den Schwall von Wasserbergen, und als der neue Morgen mit der wiederkehrenden Sonne dem aufgeregten Meere Ruhe gebot, lag in frischer Nebelkühle Malaga's Küste vor uns. Nun aber rede, Albert, habe ich Dir einen Seesturm nicht so poetisch geschildert, als Du es mit Deiner deutschen Phantasie nimmermehr zu thun vermagst? — Vor den Augen breitete sich jetzt eine weite Bucht aus, rechts und links flogen auf der spiegelglatten Fläche größere wie kleinere Schiffe vorüber, noch verhüllten das vorliegende Festland graue Dünste, aber schon rötheten in der weitesten Ferne die Sonnenstrahlen hohe Gebirgsspitzen, die mit ihren Schnee- und Eislagern wie schweizerische Gletscher erschienen; plötzlich zerriß ein Windstoß den leichten Vorhang und Titan zeigte uns das köstliche Theater der Natur in seiner ganzen Pracht. Die Stadt mit ihren weißen Gebäuden, vom Meere bespült, in das ein fester Molo seinen Arm weit hineinstreckt, am Fuße steiler Berge, die eine reizende Guerta (Thalebene) umschließen. An der östlichen Seite reichen sie hinab mit grünbewachsenen Hügeln, auf denen alte Festungswerke, lange Mauern mit den Ruinen eines romantischen Schlosses thronen. Ein wahres Tempe des Mittelmeeres. Signalschüsse wurden gegeben, es erschien eine Schaluppe und man untersuchte unsere Gesundheitspässe. Als dieses zur gegenseitigen Zufriedenheit, aber auf Kosten unserer Geldbeutel, abgemacht worden war, erhielten wir die Erlaubniß zur Landung. Ich schied mit Dank von dem freundlichen Kapitän und schiffte meine werthe Person nebst deren Effekten an einem herrlichen Kai aus, von dem Stufen bis an das Wasser führten. Ich trat nun unter ein buntes Gewirr von Kaufleuten, Matrosen und Maulthiertreibern, — würdigere Gestalten für den Pinsel eines Salvator Rosa, wie für den meinigen. Allerdings wäre ich nun in einer nicht geringen Verlegenheit wegen der zu ergreifenden Wahl einer guten Wohnung gewesen, hätte nicht der brave Kapitän, der auf der Fahrt sich mir innig befreundete, auch hier auf das Vortrefflichste für mich gesorgt. Zwei rüstige Bursche von seiner Mannschaft nahmen meine sieben Sachen, und geleiteten mich in die Posada de la Concepcion, in den Gasthof zur unbefleckten Empfängniß. An diese Profanirung des Heiligsten bei aller Frömmigkeit wirst Du Dich gewöhnen müssen,

meinerseits ist es bald geschehen, zumal, da ich in diesem jungfräulichen Wirthshaus recht anständig, und was das Meiste sagen will, sehr reinlich wohne. Von allen Wänden, selbst von den geheimsten, blickten mich Leidensgesichter von Heiligen und Marien an, jedes Winkelchen ist damit verziert. Mein Wirth ist ein höflicher Asturier und seine Frau eine bildhübsche Catalonierin, Ausnahmen von der Regel; Beide haben sich längere Zeit als Dienerschaft einer vornehmen Familie in Italien aufgehalten. Dieß hat denn auch dazu beigetragen, daß mich die Leute in den ersten Stunden lieb gewannen und es mir an nichts fehlen lassen. Der Vetter des Hauses, ein gewandter Bursche von 18 Jahren, der Weingeschäfte treibt, hält sich bei ihnen auf; mein Wirth scheint Vaterstelle an ihm zu vertreten, und hat ihm befohlen, mich überall, wohin ich wünsche, zu begleiten. Der freundliche Junge, durch Geschenke und liebreiches Betragen mir geneigt gemacht, hat sich fest an mich angeschlossen und ist nicht abgeneigt, in meinen Dienst zu treten, denn ich habe schon die Erfahrung gemacht, daß ein zuverlässiger Diener hier vor Allem nöthig ist.

Du kennst meine alte Leidenschaft, an jedem fremden Orte alle nur irgend sehenswerthen Alterthümer zu durchstöbern, weßhalb Ihr mich nicht unpassend mit Scotts Alterthümler parallelisirtet. Ich bin selbst fest überzeugt, daß dieß nicht eher als mit meinem Tode aufhören wird. Vom Schiffe aus verschlangen daher meine Augen schon jene Bergruinen in Malaga's Osten. Kaum waren die nöthigen Einrichtungen in meiner neuen Junggesellen-Wirthschaft getroffen, die Mappen und Skizzenbücher ausgepackt, Kreide, Wischer und Stifte in Ordnung gebracht, als ich meinem zukünftigen Führer, der den ächt spanischen Namen Pedrillo führt, das Vorhaben eröffnete, den Gibralfaro, so heißen nämlich jene maurischen Ueberreste, zu besteigen. Er suchte mir den Plan auszureden, bald die Mittagshitze, bald meine Anstrengung von der Reise vorschützend; als er aber sah, daß ich hartnäckig darauf bestand, ergab er sich kopfschüttelnd in meinen Willen. Der Tag fing an, sich zu neigen, als wir unsere Wanderung antraten; Pedrillo, in seiner andalusischen Tracht, den Mantel, der nie fehlen darf, auf die linke Schulter geworfen, hatte in seiner kräftigen Gestalt den Anstrich eines kecken Uebermuthes, und wenn jener beim Fortschreiten zurückschlug, ließ er den in der Gegend der Wade befestigten Dolch sehen, ohne den Südspaniens Bewohner ebensowenig ausgehen, als Italiener ohne ihr Stilet. Ich hatte der Hitze wegen die Tracht gewählt, welche Dir aus dem mittäglichen Frankreich bekannt ist. Und wirklich schützte mein breitkrämpiger weißer Filzhut so ziemlich vor den noch immer sengenden Strahlen, obschon meine Uhr auf vier zeigte und wir uns erst im Monat Februar befanden, die kurze Jacke und die leinenen Pantalons gewährten nicht weniger Erleichterung. Pedrillo's Bedenklichkeiten hatten meine Vorsicht in Anspruch genommen, und in meinen Seitentaschen steckten ein Paar gute Terzerole. Wir wanden uns durch die engen und schmutzigen Straßen der Stadt, welche durchaus das Gepräge maurischen Ursprungs trägt, und gelangten endlich in's Freie durch prachtvolle Gärten, reiche Saatfelder und belebte Weinberge, bis zu dem Fuß der Hügel, die

mit köstlichen Lorbeer-, Orangen- und Granatapfelbäumen bewachsen sind. Bald waren die Anfänge der Mauern erreicht, welche sich dreifach in ungeheurer Stärke nach der Höhe erstrecken, auf ihren Gipfeln kleine Zinnen und Thürmchen tragen, und sich endlich auf der Spitze des Berges mit denen des alten Schloßes vereinigen, das von dort die Landschaft beherrscht. Welche Aussichten, amphitheatralische Fernen, begränzt von Meer und Bergen, sich von diesen Punkten dem Besucher eröffnen, vermag ich nicht zu schildern.

Wie ein Trunkner taumelte ich zwischen den Trümmern umher, und meine gränzenlose Freude lockte selbst dem ehrlichen Pedrillo Worte der Bewunderung ab.

So kletterten wir denn zwischen diesen riesenhaften Steinmassen herum, in denen jede Oeffnung eine neue schönere Aussicht darbot. Ein Fenster jedoch vorzüglich, das rings mit Epheu und andern Schlingpflanzen bewachsen war, und von dem abwärts die oben herabgestürzte Mauer eine Verbindung mit ihm und einem unterhalb liegenden Orangenwäldchen, die Gränzscheide der Gärten von Malaga, hervorgebracht hatte, und was nun Alles mit Moos, Geranien, wildem Rosmarin und Lavendel bedeckt war, während man, von da herabschauend, die Stadt betrachtete mit ihren Guertas, die Küste mit der weit ausgezackten Bucht, voll kommender und absegelnder Schiffe, die wie leichte Elfen auf den gekräuselten Wogen tanzten, das dunkle Meer, in weitester Entfernung den Horizont mit einem hellweißen Streif abschneidend, der sich wiederum deutlich durch die darüber gelagerten grauen Wolkenmassen als Afrika's steinigte Küste kund gab, dieß Alles vereinigte sich zu einem so heitern Bilde, daß ich mich sogleich bewogen fühlte, es auf dem Papier festzuhalten. Ich setzte mich auf einen Säulenstumpf, während Pedrillo den Auftrag erhielt, aus dem Wäldchen eine Partie saftiger Früchte herbeizuschaffen. Wohl mochte ich eine Viertelstunde so gesessen haben, als mich etwas auf die Achsel klopfte; ich sah mich um, und erblickte das vollkommenste Gaunergesicht. Die Gestalt war völlig in die weite Capa (Mantel) verhüllt, der breitkrämpige Sombrero über den Kopf gestülpt und die linke Hand des verdächtigen Kerls ruhte auf meiner Schulter. Er ließ mich auch nicht lange in Zweifel über sein Begehren, was meinen Geldbeutel betraf. Ruhig griff ich in meine Tasche, wo sich meine Pistolen befanden, spannte vorsichtig den Hahn, aufspringend und mit schneller Wendung mich ein Paar Schritte von dem Räuber entfernend, stand ich vor ihm mit entblößtem Gewehr; doch ohne dadurch aus der Fassung zu kommen oder seine Stellung zu verändern, zeigte er lächelnd mit der Hand auf einen Myrthenbusch, und zu meinem nicht geringen Erstaunen sah ich aus demselben die Mündungen zweier langen spanischen Flinten auf mich gerichtet. Hier durfte ich nun an keine weitere Vertheidigung denken, ich zog daher meine Börse, in der sich einige Piaster und Quartos befanden, und übergab sie dem Kerle. Hierauf meinte dieser ganz naiv, da ich ihm vorhin meine Pistolen angeboten hätte, so würde es unartig seyn, wenn er dieses Geschenk ausschlüge. Also auch diese wanderten in seine Tasche. Nur mit Mühe erhielt ich meine Mappe und meine Pantalons, denn Hut,

Jacke, Hemd, Hosenträger, Alles fand er passend para mis hermanos y mé, für meine Brüder und mich, wie er sich auszudrücken beliebte. Als er nun endlich mit Schuh und Strümpfen bei seiner Musterung aufgehört hatte und ich beinahe ganz entkleidet war, empfahl er sich auf's Höflichste mit den Worten: „Quedaré siempre agradecido à sus favores!“ (ich bleibe für Ihre Artigkeit stets Ihr gehorsamer Diener), dem er noch den guten Rath hinzufügte, nun nach Hause zu gehen, da sich öfter Abends hier noch mehre seiner Brüder einzustellen pflegten, welche dann unmuthig seyn könnten, daß ich nur mit Hut und Hose bekleidet wäre. Kaum hatte ich mich von meinem Erstaunen in etwas erholt, als ich meinen Pedrillo heranklimmen sah mit hesperidischen Aepfeln beladen und dabei ein andalusisches Fischerliedchen summend. Aber nicht kann ich Dir seinen Schrecken malen, als er mich in dem luftigen Anzuge gewahrte mitten unter meinem auf den Boden zerstreuten Zeichenapparat. Im eigentlichen Sinne des Worts blieb ihm der Mund offen stehen, bis er sich endlich mit dem wiederholten Ausrufe Luft machte: „oh dolor! mi povre senor! mira que infamia!“ der wie ein Strom von seinen Lippen quoll und mich durchaus nicht zum Reden kommen ließ. Als ich ihn endlich etwas beruhigt hatte, und mit Wenigem von dem Vorfall unterrichtete, schien ihm ein Gedanke plötzlich durch den Kopf zu fahren, er unterbrach mich mit der kurzen Frage: welche Richtung die Ladronen genommen hätten, und kaum war von mir die Gegend bezeichnet, als er seine Bürde fallen ließ und mit einigen großen Sätzen meinen Augen entschwand. Sein Benehmen erschien mir unbegreiflich, denn es wäre ja Wahnsinn gewesen, sich mit den Buschkleppern in einen Streit einzulassen, der nur auf das Nachtheiligste für ihn hätte ausfallen müssen, und übrigens hatte ich ihm das Abenteuer nur mit Lachen erzählt, da, wie Du weißt, mein leichter Sinn mich während solcher Gelegenheiten nie verläßt. Ich betrachtete das Ganze als eine gute Lehre für mich, ein andermal vorsichtiger zu seyn, und da es nun nicht zu ändern war, bemühte ich mich nur, die zerstreuten Blätter und Stifte wieder aufzusuchen. Während dieser Beschäftigung hörte ich auf einmal Tritte und sah Pedrillo mit dem Räuber herbeikommen, dem im Hintergrund seine angeblichen Brüder langsam und — wie es schien — voller Zagen folgten. Pedrillo eilte vorweg und flüsterte mir zu, so unbefangen und anmaßend als möglich zu seyn, dann wandte er sich um und sprach laut, indem er Jenen bei der Hand faßte: „Senor Aleman, ich stelle Ihnen den Don Fernando Carlos de Ponce vor, welchem es unendlich leid thut, den theuersten Freund des unvergleichlichen weltberühmten Don José nicht erkannt und nach Würden behandelt zu haben, er bittet daher auf das Unterthänigste um Verzeihung, und ersucht Sie, von seinen Diensten Gebrauch zu machen.“ Mit diesem Bombast von Worten legte Pedrillo alle meine geraubten Sachen auf den Boden, und der Ladron bemühte sich, noch einige Entschuldigungen hervorzustottern. Meine Wenigkeit hatte viel zu thun, bei der ganzen Comödie die gehörige Ernsthaftigkeit zu behalten, es gelang mir jedoch so ziemlich. Anfangs schien ich noch ganz Unwillen zu seyn, ließ mich aber endlich durch die Demuth und Unterwürfigkeit bewegen, zu verzeihen.

Pedrillo war jetzt geschäftig, mich wieder anzukleiden, indem die Räuber um mich herum noch immer Complimente schnitten. Hierauf löschte ich meinen Durst, der wirklich arg geworden war, an den Orangen und an einer Flasche Malaga, welche Pedrillo von Hause mitgebracht. Als ich zur Genüge hatte, bot ich sie meiner Gesellschaft an, und die bisher noch finstern und verlegenen Gesichter der Banditen erheiterten sich sichtbar. Sie wurden redselig und launig, und da ich Ihnen den Vorschlag machte, sich zeichnen zu lassen, waren sie ohne Widerrede dazu bereit. Ich ließ sie auf die breite Seite des Mauersturzes setzen, und siehe da, sie zogen ganz unbefangen Karten hervor und spielten, was mir das Aufnehmen des Bildchens ungemein erleichterte. Als ich fertig war und mich mit Pedrillo, der mein aufmerksamer Zuschauer gewesen, nach der Stadt begeben wollte, baten mich die Strauchdiebe noch beim Abschied, ihre Venta einmal zu besuchen, wo ich mehre ehrenwerthe Männer würde kennen lernen. Ich habe versprochen, dort eine Visite abzustatten, und werde Dir darüber berichten. Auf dem Rückweg erhielt ich nun von dem Pflegesohn des Asturiers die befriedigendste Erklärung über das umgewandelte Betragen der Räuber. Er hatte nämlich nicht ohne Grund vermuthet, daß die Männer, welche so sehr auf meine Erleichterung bedacht gewesen waren, zu der Bande eines der ersten Ladronenchefs in Andalusien, des Don José, gehören, und sich der Theilung halber noch in den Ruinen aufhalten würden. Ihrem Hauptmann hatte er einst, als dieser von den königlichen Truppen hart bedrängt wurde, mehre wichtige Dienste geleistet; aus Dankbarkeit war ihm von diesem ein Zeichen bekannt gemacht worden, wodurch er vor jeder Thätlichkeit seiner Leute sicher gestellt wurde. In einem Kellergewölbe traf Pedrillo wirklich die drei Kerle und erschien ihnen anfangs als eine neue Beute, jedoch durch das geheimnißvolle Zeichen eines Bessern belehrt, hatte die Fabel des pfiffigen Jungen, daß ich ein guter Freund von Don José sey, und dieser die mir zugefügte Beleidigung übel aufnehmen würde, leicht Eingang gefunden. Sie hatten nun den Burschen freiwillig gebeten, mich wieder zu versöhnen, und bereitwillig dazu sogleich ihren Raub ausgeliefert. Ich umarmte den guten treuen Gesellen, und ward dadurch nur um so mehr bestimmt, ihn in meine Dienste zu nehmen.

In der Posada angelangt, sprach ich sogleich mit seinem Vater, der durchaus nichts dawider zu haben schien, und noch denselben Abend war der Kontrakt abgeschlossen. Einige Tage später fragte mich Pedrillo, ob ich wohl wünschte, meinen unbekannten Retter zu sehen; er habe ihn gesprochen und derselbe über das Abenteuer herzlich gelacht. Du kannst Dir vorstellen, daß ich dieses Anerbieten keineswegs ablehnte. Da es dunkel geworden, führte mich mein neuer Bursche durch eine Menge von Straßen, in eine entlegene Venta. Wir tappten uns durch einen finstern Hof, bis zu einer großen Thür, welche sich in der Mitte einer langen Wand befand, und traten durch diese in eine Art von Scheune, denn der Fußboden bestand aus fest getretener Erde, eine Decke gab es nicht, sondern man hatte das Dach und Sparrwerk über sich, die Mauern waren von ungekalktem Stein. Der Eintritt ließ zur rechten und linken Seite zwei weite Räume

sehen, und ein Feuerschein, der daraus hervorbrach, beleuchtete die Gestalten einiger Maulthiere. Wir gingen auf das Feuer zu, das auf dem Boden brannte. An einem ungeheuern runden Tisch saßen sechs nervigte Männergestalten, bei einer ungeheuern Schüssel Pipperoni, und ließen sich's trefflich schmecken. An Ketten war über dem Feuer ein metallner Kessel befestigt, in dem ein Gebräu brodelte und dampfte, welches nach dem pikanten Geruch zu schließen, verwandt mit dem in Macbeths Hexenküche war. Zum Ueberfluß untersuchte die Güte des Inhalts eine weibliche Figur mit einer Oellampe, die nach allem zu schließen, des Teufels Großmutter zu seyn schien, und, um ihrem Meisterstück spanischer Kochkunst den wahren Geschmack zu geben, schüttete sie die Fülle ihrer Lampe hinein, wodurch jedes feine Leckermaul auf das äußerste gereizt werden mußte. Einige Schritte davon saß auf einer Bank ein einzelner Mann, ruhig sein selbst fabricirtes Cigarro schmauchend, zu seinen Füßen lagen ein paar schlanke Windspiele. Als wir uns ihm näherten, stand er auf und begrüßte mich auf die höfliche spanische Weise, und ich schloß sogleich, daß ich Don José vor mir habe. Er ist ein schön gewachsener Mann mittler Größe, mit einem ausdrucksvollen, obschon sonnverbrannten und benarbten Gesicht, seine rabenschwarzen Augen funkeln voller List und Schlauheit, um den Mund schwebt stets ein ironisches Lächeln. Er hat einen edlen Anstand, noch gehoben durch die reiche andalusische Tracht, die in einem kegelförmigen, breitrandigen Hut besteht, in einer blauen mit Silber gestickten Sammtjacke mit Knöpfen, an hundert wohl, von demselben Metall, einer mit Borten besetzten rothen Atlasweste, dergleichen Beinkleider und Schärpe, eine seidene bis auf den Rücken herabhängende Pederilla (Kopfnetz) und endlich ein Capa oder Mantel von feinstem englischen Tuch. An der linken Wade war ein schöner Dolch befestigt, sonst trug er in diesem Augenblicke weiter keine Waffen. Wir waren bald in einem eifrigen Gespräche begriffen. Don José ließ einen recht guten Wein herbeischaffen und erzählte mir, wie er die Befreiungskriege mitgemacht, unter den Cortes gedient, später von der Regierung auf alle mögliche Weise vernachlässigt, durch die ewigen Kriege ein Bettler geworden, und endlich zu dieser Lebensart gegriffen habe. Ich bat ihn, mir zu sitzen, er schien sich zwar sehr geschmeichelt dadurch, erwiederte aber, daß dieses nur an einem sichern Ort geschehen könne, wohin mich Pedrillo führen solle, weil ihm jetzt die heilige Hermandad (dieses ist jedoch hier nicht etwa die Inquisition, sondern nur eine Gattung Polizei, welche für öffentliche Sicherheit zu wachen hat, und fälschlich oft mit jener verwechselt wird) bedeutend auf den Fersen sitze. Nachdem wir noch eine Weile gesprochen hatten, ward er abgerufen, und empfahl sich mir, mit der Bitte: mich nun auch nach Hause zu begeben. Vorher hatten wir noch eine Scene, welche den treffendsten Beweis von dem Jähzorn der Andalusier gibt. Einer der am Tische Sitzenden, unter denen ich auch meine Freunde von neulich erkannte, sprang plötzlich auf und führte einen wüthenden Stoß nach dem gegenübersitzenden Manne, welchem dieser jedoch geschickt auswich, und wahrscheinlich wäre es zu einem Blutvergießen gekommen, wenn nicht Don José, der ein unbedingtes An-

sehen genießt, dazwischen getreten und die Streitenden so derb zurecht gewiesen hätte, daß bald eine vollkommene Stille eintrat; seine Stimme hatte dabei etwas imponirendes, die Augen rollten wie glühende Kohlen und die offenbare Einschüchterung der Banditen bewies, wie wenig er mit sich spaßen läßt. Als ich ihn nach der Ursache des Zerwürfnisses fragte, sagte er mir: daß diese beiden sich eben nicht zum Besten vertrügen, jetzt habe nun der eine einen Versuch zur Versöhnung machen wollen und den andern aufgefordert, mit ihm zu trinken, dieser habe es abgelehnt, worauf jener sein Glas zur Hälfte geleert, wie es die Sitte verlange und noch einmal die Hand zum Frieden geboten, als er es auch jetzt abgeschlagen, sey dieses eine offenbare Beleidigung gewesen, die hier zu Lande gewöhnlich mit dem Tod des Gegners gerächt wird, sobald von dem Beleidigten das verhängnißvolle Glas bis zum letzten Tropfen geleert ist. Seine eindringlichen Vorwürfe hätten aber den Andern wirklich zur Vernunft gebracht, und sie seyen nun durch einen neuen gemeinschaftlichen Trunk die besten Freunde geworden.

Ich habe eine interessante Bekanntschaft gemacht, mein Albert, und zwar eine männliche, doch werde darum nicht eifersüchtig, Du bleibst doch nach wie vor Derjenige, welcher meinem Herzen am nächsten steht. Als ich vor Kurzem mich in einem der ersten Kaffeehäuser hiesiger Stadt befand und mir die Langeweile mit Zeitung lesen vertrieb, trat ein junger Mann ein, von ungefähr 25 — 28 Jahren. Seine Figur war eine der kleinsten, die man nur immer sehen kann, und machte sich schon deshalb bemerkbar, wie andere durch ihre Größe. Trotz dieser Kleinheit nämlich, war jedes Glied von seinem ganzen Körper so proportionirt und im Einklang, daß die geringe Größe durchaus keinen mißfälligen Eindruck machen konnte. Die Füßchen wetteiferten mit den Händchen an Zierlichkeit und nur die hervorspringende Nase, hinter welcher ein paar rabenschwarze Augen leuchteten, der starke Backen- und Lippenbart, verbunden mit seinem kräftigen Gang und sichern Bewegungen zeigten, daß sonst nichts Schwächliches oder Weibisches an ihm sey. Er setzte sich in meine Nähe, und wir befanden uns in wenig Zeit im eifrigsten Gespräch, obschon Du weißt, daß es sonst meine Art nicht ist, an öffentlichen Orten freundschaftliche Verhältnisse zu begründen. Für ihn zu Gunsten aber sprach gleich bei seinem Erscheinen etwas in mir, wovon ich mir selbst keine Rechenschaft geben konnte, und wodurch ich sein liebreiches Entgegenkommen durchaus nicht abzulehnen vermochte. Ich glaube doch, das Schicksal führt uns öfters nicht absichtslos Menschen zu, daß wir für sie, oder sie für unser Glück oder Unglück wirken sollen. Isidro Perdo, dies ist sein Name, wurde von allen Anwesenden mit ausgezeichneter Achtung behandelt, und offenbar war dieses ehrenvolle Hervorheben mehr auf seinen Charakter als auf seinen Stand begründet, obschon er einen bedeutenden Posten bei der Regierung bekleidet und sangre azala blaues Blut in seinen Adern rollt, d. h. er ist aus einer der ältesten Familien. Wie sich im Verlauf des Gesprächs ergab, hat er lange Zeit das Ausland, auch Deutschland besucht und sich mehre Jahre in Paris aufgehalten. Sein Benehmen ist im französischen Weltton, welches

durch reiche Kenntnisse und die feine spanische Höflichkeit einen hohen Grad von Liebenswürdigkeit gewinnt. Seine Freude war groß, als er erfuhr, daß ich ein deutscher Maler sey, und in künstlerischer Absicht sein Vaterland zu durchreisen gedächte. Ich wurde sogleich von ihm ersucht, als er meine Anstalten zum Weggehen bemerkte, daß ich ihn, wenn es meine Zeit vergönnte, in seine Wohnung begleiten möchte, indem er als inniger Freund meiner Kunst, sich eine kleine Sammlung Gemälde aus allen Schulen angelegt habe. Ich fand was ich erwartet hatte bei ihm; viel Geschmack in der Auswahl, und selbst manches Kostbare; z. B. einige prachtvolle Murillos. Nichts aber kann zwei Gemüther schneller einander näher bringen, als gleiches Gefühl für das Schöne, und von jenem Zusammentreffen an sahen wir uns täglich und mit jeder Unterredung konnte ich meinen neuen Freund mehr schätzen. — Unter diesen Umständen war wieder einige Zeit verstrichen, Isidro hatte mich mit den Alterthümern und vorzüglichsten Kirchengemälden Malagas bekannt gemacht, und in der Stadt war nichts mehr, was mein Interesse hätte reizen können. „Jetzt, lieber Freund,“ begann er eines Tages, „haben wir die Schönheiten des Vergangenen genossen, nun wollen wir aber auch die Sinne an denen des Lebendigen erfrischen, und wenn Sie mir folgen wollen, so getraue ich mir, daß Senora Inez Augen die Eisrinde, die Ihr Herz erkältet gegen unsere liebeathmenden Frauen, so schmelzen sollen, wie Granadas Gletscher die andalusische Sonne.“ Ich bat ihn lächelnd, den Versuch zu machen, im Geiste aber dachte ich, dies Herz, worauf Du Ansprüche machen willst, ist todt und ausgestorben, und mit dem Glauben an den Adel der Frauen ging auch der Sinn für ihre Reize unter. Wir besprachen die Partie nach einem Landhaus des Senor E., welcher ein reicher Weinhändler, sich fast stets auf Reisen befindet, obschon er eben nicht mehr jung ist, seine Frau aber, die allgemein für eine der ersten Schönheiten Malagas gehalten wird, hat sich Sennor Perdo als Cortejo ausersehen, der die eigentlichen Rechte des Ehemanns genießt. Hier sowohl, als in dem größern Theil Südspaniens herrscht die Mode, schon Kinder zu vermählen, da nun diese Ehen ohne alle Neigung geschlossen, fast auch stets ohne Liebe bleiben, so treffen beide Theile gewöhnlich eine stillschweigende Uebereinkunft in einer gewissen Art von Trennung zu leben, und dies ist daher ein Hauptgrund zu jenen freien Sitten, welche namentlich Engländern in diesen Provinzen so sehr auffallen. Es war ein heiterer Nachmittag, als wir Malaga verließen, wohlberitten auf edeln andalusischen Rossen, mein Pedro war unser Begleiter und ein schöner Hund, den ich vor kurzem eingehandelt hatte. Steile schmale Pfade ziehen sich von der Stadt weg nach den Huertas, auf denen wir von Zeit zu Zeit einer regna (Haufen) Esel begegneten, welche Wein nach der Stadt transportirten, mitunter mehr als hundert Stück. Die Enge des Weges hat hiebei eine besondere Ordnung nöthig gemacht und die Gelehrigkeit der Thiere hat sie begünstigt. Voran schreitet einer der leriano, welcher so abgerichtet ist, daß er keinen Mitbruder vor sich läßt; sobald er an eine Theilung des Weges gelangt und unentschieden ist, welches der richtige sey, so bleibt er stehen und die andern alle

mit, der Führer, welcher die Ursache des Aufenthaltes bemerkt, besteigt schnell einen Punkt, von dem er den leriano erblicken kann, ruft sein calloo! und das Thier versucht einen von den Pfaden, ist es der rechte nicht, so tönt ein neues calloo! und es betritt einen andern und dies unermüdet fort, bis es den wahren gefunden hat. Als ich diesen Zug sah und das Rufen hörte, fielen mir die vielen Esel unseres Vaterlandes ein, die trotz Führer und calloo die rechte Straße nicht finden können. Wir langten endlich wohlbehalten auf der Quinta an und ich muß bekennen, meinerseits nicht ohne gespannte Erwartung. Das Landhaus hat eine wunderliebliche Lage mitten in der strotzendsten Vegetation, des verschwenderischen Südhimmels, eine wahrhaft göttliche Aussicht auf Land und See, eingehüllt in ein Meer von Wohlgerüchen, welche die Blüthenfülle von Mandel- und Pommeranzenbäumen über dieses irdische Paradies ausströmen. Ja hier mußte die Liebe ein freudenreiches Asyl gefunden haben, das nur für Tage der Wonne geschaffen, aber um desto verborgener konnte auch hier das giftige Natternpaar, Untreue und Verrath, ruhen. Es empfingen uns mehre Leute und nahmen Pferde und Dienerschaft in Beschlag, denn man schien den Besuch erwartet zu haben. Hierauf wurden wir durch eine breite Allee von schattigen Kastanien zu dem Hauptgebäude geführt, vor dem sich ein großer Vorplatz befand, in dessen Mitte ein Springbrunnen mit feinem Staubregen Kühlung rings umher verbreitete und unter dessen Aegide der prächtigste Blumenflor am Rande des Bassins emporsproßte. Die schönsten Amarillis wetteiferten in ihrem Farbenschmuck mit dem indischen Blumenrohr, mit der purpurrothen und weißen Barringtonia, den Melaleucen mit ihren sonderbaren bürstenförmigen Blüthendolden und die Düfte von tausend Hyacinthen, Pelargonien, Rosmarin und Rosen versetzten die Sinne in die süßeste Betäubung, so daß ich halbtrunken von den Schönheiten der Natur bei der Herrin des Hauses anlangte. Diese saß umgeben von ihrer Dienerschaft in einer Vorhalle (das Gebäude war mehr nach neuerem Styl erbaut und wich von den gewöhnlich maurisch-spanischen Häusern bedeutend ab), die durch eine Art von Store's vor der Gluth der Sonnenstrahlen geschützt war. Sie benahm sich bei unserm Eintritt mit dem feinsten Anstand und ich konnte nicht umhin, insgeheim ihr den Preis vor allen Schönen, die ich bis jetzt in Malaga gesehen, zu ertheilen. Nach der ersten Begrüßung und als mich mein Freund als einen jungen Deutschen vorgestellt hatte, der ihr Vaterland kennen zu lernen wünsche, ergriff ich die Gelegenheit, um der Senora für die freundliche Aufnahme etwas Schmeichelhaftes zu sagen, und sie schien es recht wohl anzuhören, daß ich sie für die lieblichste Blume in ihrer reizenden Quinta erklärte. Es wurden uns Sitze und Erfrischungen geboten, die in Eis, Orgeade und Orangenwasser bestanden, und in Spanien von einer Vortrefflichkeit sind, wovon wir kältern Europäer keinen Begriff haben. Späterhin kamen noch einige Damen und Herren, welche aber darum der Unterhaltung durchaus keinen Zwang anlegten, vielmehr schien sie dadurch noch ungezwungener zu werden, in Deutschland würde man sie geradezu unter die allzufreien gerechnet haben. Die Fächer waren

in ewiger Bewegung und diese stille Sprache ist so interessant, daß man in einer Gesellschaft hier seyn kann, ohne ein Wort zu sprechen und doch ohne sich zu langweilen. Zur bessern Erklärung mußt Du wissen, daß in ganz Andalusien und mehren Theilen des übrigen Spaniens, ein Mädchen sich schämen würde, keinen Amanta (Anbeter) zu besitzen, und es ein schlechter Beweis für die Liebenswürdigkeit einer Frau wäre, ohne Cortejo zu seyn. Um sich nun mit ihren Getreuen bis in den Tod an jedem Ort unterhalten zu können, haben Iberiens Damen die verschwiegenen Fächer zu ihren Liebesboten erkoren. Die französischen Moden mögen die Nationaltracht in den höhern Ständen verdrängen, aber dem abanico werden sie das wohlerworbene Recht nie entreißen.

Als der Abend und mit ihm die sich aus den Tiefen des dunkeln Oceans heraufschwingenden Sterne wohlthätige Kühle schufen, eilte man zum Flügel und der schwermüthigen Guitarre. Es wurden von Damen und Herren der Gesellschaft einige sehr schöne spanische Lieder vorgetragen und ich hatte Gelegenheit, die Fertigkeit der Andalusier in Musik und Gesang zu bewundern, nun aber bat man auch mich, einige deutsche Lieder hören zu lassen.

Noch weiß ich nicht, wie mir in diesem Augenblicke gerade eins einfiel, das Dir vielleicht ebenfalls bekannt ist, und allerdings durch Text und Composition anspricht, die ersten Strophen lauten: „Lüftchen, ihr plaudert so viel und so laut, hab' euch doch nie mein Geheimniß vertraut, nein ach nein ich schweig' ja still, weil ich ja ewig schweigen will!“ — Nun hatte es der Zufall gefügt, daß ich der Senora E. während meines Gesanges gegenüber sitzen und ihr in das Gesicht sehen mußte. Ihre dunkeln Augen waren fest auf mich geheftet und es wurde mir fast unheimlich dabei zu Muthe. Als ich geendet hatte, bestürmte man mich unter lauten Beifallsbezeugungen, das Gedicht in spanischer Zunge wiederzugeben. Wohl oder übel, mußte ich mich dazu verstehen. Senora E. ward von diesem Augenblicke an so zuvorkommend und artig gegen mich, bat auf so zarte Weise ihr Text und Melodie zukommen zu lassen, daß ich dadurch in die drückendste Verlegenheit gerieth. Was mußte mein neuer Freund von mir denken, wurde er nicht dazu gezwungen, mich als den Störer seines Glückes anzusehen? Statt aber, wie ich erwartet hatte, in seinen Mienen die Zeichen der Eifersucht zu lesen, zog er mich vielmehr mit der Eroberung auf, die ich an seiner Inez gemacht hätte. War mir mein Zustand vorher drückend, so wurde er jetzt unerträglich, ich setzte mich an das Pianoforte und begann einige rasche Wiener Walzer, um mir den Unmuth aus der Seele wegzuspielen, es gelang, und auch in die übrige Gesellschaft kam ein regeres Leben. Der Vorschlag zu tanzen wurde mit Freuden angenommen. Man arrangirte in Eile das Nöthige und ich ergriff die Gelegenheit, mich als Spielenden anzubieten, jedoch davon wollte Keiner etwas wissen und nur mit Mühe konnte ich meinen Posten behaupten. Contretänze und englische Tänze sind hier an der Tagesordnung, Walzer und Dreher beinahe gänzlich unbekannt. Jetzt aber, weiß Gott wie, fällt es Isidro ein, diese letzteren, welche er in Wien hat kennen lernen, mit lautem Lobe

herauszustreichen, führt mich, meinen Arm ergreifend, zu Inez und ersucht die Uebrigen, in mich zu dringen, mit ihr den deutschen Tanz den Anwesenden zum Besten zu geben. Mit drei Schritten ist er wieder zum Clavier zurück und beginnt einen Walzer. Wollte ich nicht ungezogen erscheinen, so mußte ich wohl in den sauern Apfel beißen. Inez war jedenfalls schon früher durch Perdo mit unsern Tänzen bekannt gemacht worden, denn sie schwebte an meiner Seite wie ein Zephyr und es war kein Gedanke daran, daß sie hätte aus dem Takte fallen können. Mir aber war dieser Walzer der Peinlichste, den ich je getanzt habe. Ich fühlte, wie mit jeder Wendung die Gluth in diesem feurigen Weibe höher angefacht wurde, und ihr immer innigeres Anschmiegen, ihr immer stärker werdender Händedruck zeigten eine unverholene Leidenschaft für mich. Sobald es die Schicklichkeit erlaubte, trat ich ab und ersuchte Isidro, um nicht neuen Verlegenheiten ausgesetzt zu werden, mir nun auch das Vergnügen eines spanischen Tanzes zu schenken, er lächelte und sprach einige Worte mit Inez, die beifällig nickte. Ich konnte aus dem Halbinsulaner nicht klug werden, jedoch man ging eben zu einer trefflichen Collation nach französischer Küche, was mir, dem die spanischen Gerüchte noch nicht recht munden, sehr angenehm war und darüber vergaß ich meine Gedanken weiter fortzuspinnen. Als die Tafel aufgehoben wurde, erschien ein Majo und eine Maja.

Dies sind die unverdorbenen wahren Kinder der alten Spanier, in ihnen ist der eigentliche National-Charakter unverfälscht vorhanden und sie bilden zugleich eine eigene Kaste in den untern Volksklassen, denen sie angehören, gewissermaßen die Bevorzugte. Ihre Kleidung ist elegant stutzerhaft, und ihr leicht zu reizender Zorn und ihre alles vergessende Rachsucht selbst den Beamten der öffentlichen Sicherheit gefährlich! Auf dem Kopf trägt der Majo einen großen Dreimaster, der sich zum übrigen Anzuge nicht recht schicken will, unter ihm eine lange Resilla von blauer oder rother Farbe. Die Brust deckt eine kurze Jacke von buntem Zeug, mit einer Unzahl kleiner Metallknöpfe wie besäet, darunter gewöhnlich eine safran-gelbe seidene Weste, die gegen die breite Schärpe mit Quasten grell absticht. Beinkleider von Sammt bis an die Knie, wo sie mit bunten Zwickelstrümpfen zusammentreffen, und Schnallenschuhe vollenden diesen Anzug, der, so scheckig er auch scheinen mag, einen recht angenehmen Eindruck macht. Ein Majo kommt mir vor, wie die vielfarbigen Blumen seines Vaterlandes, denen eben diese Färbung einen eigenen Reiz verleiht. Nicht anders verhält es sich mit der Maja. Die enganschließende Basquina (Oberkleid), welche die kleinste Bewegung der üppigsten Körperform verräth, reicht kaum zum Knie und ihre durchsichtige Franzenbesetzung kann dieses nur leicht verhüllen, die kleinen Füßchen sind in ewiger Rührigkeit und scheinen alle Augenblicke ihrer Behausung entspringen zu wollen.

Wie reizend und verführerisch diese Trachten sind, kennen auch die höhern Stände wohl, und wenig Feste mögen vergehen, die man nicht durch eine Verkleidung der Art zu erhöhen strebte. Bis zum Geringsten muß alles nach dem beliebten Vorbilde seyn. Warum sagt man, soll etwas Entehrendes darin liegen, den Gebrauch, die Sitte

und die Vergnügungen des niedern Volkes nachzuahmen, welche schon Roms stolze Herrscher bezauberten und jene weltbesiegenden Konsuln und Imperatoren, jene stolzen Triumvirn und Prätoren in Fesseln schlugen. — Ja damals schon schrieben Andalusiens Schönen in der Hügelstadt denen Gesetze vor, durch die Allgewalt ihrer Reize, die kurz vorher durch ihre Waffenmacht in drei Welttheilen es gethan hatten! —

Dieses Mal war Inez und Isidro Majo und Maja. Ein Herr begann mit der Guitarre die Melodie des Bolero im dreiviertel Takt. Die Töne schreiten ruhig und abgemessen einher, aber sanft und voll Schwermuth, ebenso das Paar; noch bleibt es auf einer Stelle, nur wenig Bewegung, aber voll Zartheit und Anmuth. Die Blicke suchen, was der Knabe dachte, das Mädchen träumte, plötzlich scheinen sie das ersehnte Ziel gefunden zu haben, voller Verwunderung und Freude betrachtet der Jüngling die vor ihm stehende Jungfrau, diese ihn mit süßer Verschämtheit. Der schlummernden jungen Liebe plötzliches Erwachen. Er naht ihr halb bittend halb fordernd, sein Gang drückt Furcht und Hoffnung, Zweifel und Verlangen aus, sie bebt, sie ist betroffen, wie mag sie dem Mann bekennen, was sie sich selbst kaum in der tiefsten Tiefe ihres Herzens zu gestehen wagt? und doch ist ihr so wohl, so unendlich wohl, aber noch siegt die Schaam, sie weicht erschrocken zurück und je mehr der ihrem Herzen nicht mehr Fernstehende dringt und fleht, um so mehr strebt sie, sich ihm zu entziehen. Da glaubt der Jüngling sich verkannt, verachtet zu sehen, und im Innersten gekränkt und verletzt, will er hinausfliehen in die Welt mit Schmerz und Leid. — Nein! wehe thun wollte sie ihm nicht, er war so gut und sanft, sie hält ihn zurück. Verwundert bleibt er. Wäre es Täuschung gewesen, liebte sie ihn wirklich? Von ihrem Munde scheint er sein Schicksal hören zu wollen — aber kann sie denn sprechen? Die Lippen versagen zu der ungewohnten Sprache ihren Dienst, nur ein leiser Druck der Hand — doch ihm verkündet er alles, mehr als was tausend Worte sagen können. Sein lauter Jubel ist der Zeuge ihres schüchternen Geständnisses. Die Tage der Liebe sind gekommen, Scherzen und Tändeln, Kosen und Küssen, ein sich ewig erneuernder Wechsel; bald flieht sie, bald sucht sie ihn auf, jetzt will sie schmollen und verräth um so lauter die heißeste Liebe, aber auch die Begierde erwacht mit der Leidenschaft. Der Mann wird kühner in seinen Wünschen, heftiger die Bitten und die Jungfrau hat nur schwachen Widerstand; er fleht und verheißt, verspricht und beschwört, auch ihr Blut rollt schneller, die Wange glüht, der Busen scheint das enge Mieder sprengen zu wollen und — plötzlich schweigt die Musik, beide stehen wie durch einen Zauberschlag festgebannt durch die Hand Oberons und Titanias. Unsichtbare Geister flüstern dem schwankenden Mädchen zu: „Nicht im Taumel der Sinne sollst Du dem Mann der Treue schönsten Lohn gewähren, ruhig und besonnen, nach freier Ueberzeugung." — Sinnend steht sie da, und er sieht die Sonne seines Lebens mit Bangigkeit und doch so froh in der beengten Brust. — Da beginnen leise mit immer mehr schwellender Kraft die Töne der Guitarre, erst fern dann näher und näher, jetzt wirbeln sie auf in raschen Akkorden,

der Kampf ist geendet. Er hat geschworen, sie traut dem Schwur, und zephyrleicht fliegen beide in des Rhythmos Wechsel dahin, aber noch hat die stürmisch männliche Gluth nicht gesiegt, Furcht, keusche Scham und Erwartung entführen sie wieder. Doch seine weichen Bitten rühren ihr Herz, nicht länger vermag sie ihm zu widerstehen, noch einmal rauscht es durch die Saiten da — verschwindet das schöne Paar.

Jetzt mein Albert, wo eine böse, böse Vergangenheit hinter mir liegt, habe ich diesen wunderherrlichen Tanz, wie einen heitern Traum an meinem Geist vorübergleiten lassen, damals als die Wirklichkeit ihn herbeirief, schlug diese Brust nicht so ruhig, denn von Moment zu Moment wurden die dunkeln Augen Derjenigen von unkeuschem Feuer glühender, welche an jenem Abend, den ich Dir beschreibe, durch Grazie und Leichtigkeit im Bolero alle Anwesende entzückte. Und mir, mir galt dieses Feuer, das, als wären es der Hölle Flammen gewesen, jedes Tröpfchen Blut in meine Wangen jagte. In der Nähe dieses listigen Weibes länger verharren zu wollen, wäre der abscheulichste Verrath an der Freundschaft gewesen. Sobald Inez und Isidro sich unter lautem Beifallklatschen zurückgezogen hatten, entfernte auch ich mich, um meinen Pedro aufzusuchen, daß er sogleich Anstalten zur Rückkehr treffe. Da dies besorgt war und ich mich wieder zur Gesellschaft begeben wollte, kam mir in einem Vorsaal Inez entgegen, sie faßte meine Hand und machte mir sanfte Vorwürfe, warum ich mich der Gesellschaft entzogen habe. Ich entschuldigte mich auf die beste Weise und drückte zugleich mein Bedauern aus, nicht länger bleiben zu dürfen, indem mich wichtige Geschäfte nach der Stadt riefen. Ein jäher Schmerz zuckte entstellend über ihr Gesicht, sie umschlang wie eine Wüthende mich mit beiden Armen. „Nein,“ rief sie, „Du darfst, Du sollst nicht gehen, ich liebe Dich, wie ich noch keinen Mann geliebt und wieder lieben werde, Dir oder Keinem will ich gehören. O bleibe bei mir, ich bitte Dich hier auf meinen Knieen bei allen Heiligen!“ Mit diesen Worten stürzte sie zu meinen Füßen nieder. Sie aufheben und mich von ihr losmachen, war das Werk eines Augenblicks, ich trat einige Schritte zurück und sagte mit fester Stimme: Madame, daß in Spanien die Ehen ohne Einwilligung des Herzens geschlossen werden, ist eine verderbliche Sitte, und es liegt die Schuld auf der Seite der Männer, daß Sie aber um eines Fremden willen den verstoßen, den sie aus freiem Willen sich erwählt haben, ist eine Schwachheit, die ich Ihrem Geschlechte zuschreiben muß, und es darum bemitleide; doch glauben Sie nicht, daß ein braver Deutscher an seinem Freund mit gleicher Schwachheit handeln werde. Wahre Freundschaft steht höher als Liebe; doch weiß ich, was ich als Mann Ihrem Geschlechte schuldig bin, und Sie können daher auf meine strengste Verschwiegenheit rechnen. Wein und Tanz sind Schuld an diesem Auftritt; ich will vergessen, aber ich bitte, erinnern Sie sich, daß Sie durch solche Behandlung den armen Isidro tief kränken.“ Ich ergriff ihre Hand zum Kusse und empfahl mich mit ausgesucht höflichen, aber gewöhnlichen Reden. Sie hatte unterdessen fast wie eine Bildsäule gestanden, ohne meinen Abschied zu bemerken, nur die Worte: Isidro, ja Isidro! hörte ich sie murmeln, als ich ging, um mich bei den Ueb-

rigen zu beurlauben. Auch diese schienen über meinen Abschied verwundert, nur Isidro, wenn ich mich nicht irrte, verstand mich und sagte nichts. Freundlich begleitete er mich zum Gartenthor, Inez war verschwunden. Ich schwang mich auf's Pferd und in der ruhig milden Nacht war Malaga bald erreicht; wie hätte auch mir die Gefahr von Banditen angehalten zu werden, mehr gelten können, als die, welche mir auf jenem gefährlichen Landhaus drohte? — Am folgenden Tag fragte ich dreimal in Isidros Wohnung an, aber immer hieß es, er sey noch nicht zurück. Mir wurde im höchsten Grade ängstlich zu Muthe. Es drohte ihm Gefahr, dies sagte mir eine dunkle Ahnung, aber was sollte ich für ihn thun, hier im fremden Lande, ohne Freunde, ohne Ansehen durch Rang? — — Da kam mir, wie ein Gott vom Himmel gesandt, der Gedanke, mich Pedro zu vertrauen. Er war ein ehrlicher gewandter Bursche und war irgend eine Hilfe von meiner Seite möglich, so konnte sie durch ihn geschehen. Er hörte mich schweigend und kopfschüttelnd an; je länger ich ihm erzählte, desto bedenklicher wurden seine Mienen. Endlich unterbrach er mich. „Mein guter Herr, die Sachen stehen schlimm, diese Senora E. ist mir nicht von der besten Seite bekannt, es soll schon mancher wackere Mann, wenn auch weniger hohen Standes, als Herr Perdo ist, war sie seiner überdrüssig, auf die Seite geschafft worden seyn, und hier, wenn man nur brav Geld hat, kräht so leicht kein Hahn darnach. Hat den Senor nicht sein Schicksal schon erreicht, so habe ich allerdings noch eine Hoffnung und die steht auf Don José, ich werde sehen, ob es möglich ist, ihn zu sprechen, und dann wäre die Möglichkeit vorhanden, Herrn Isidro zu retten; seyn Sie ruhig und versichert, daß ich alles aufbiete, was in meinen Kräften steht. Spätestens bis zum Abendgebet (Oracion) bin ich wieder bei Ihnen.“ Er eilte fort. Unter welchen Qualen ich aber den Vor- und Nachmittag verbrachte, kann nur der fühlen, welcher in ähnlicher Angst um eine ihm theuere Person geschwebt hat. — Endlich erschien Pedro wieder. Er sagte, daß wir sogleich unsere Pferde besteigen und uns auf den Weg der Huerta machen sollten. In kurzer Zeit war dies geschehen, und als wir Malaga im Rücken hatten, ertönte von allen Thürmen der Stadt das Abendgeläute. Tief ergriff uns der feierliche Klang der Glocken, der wie ein ernstes Requiem heraufschallte, ich zog mit Pedro meinen Hut, ein stilles Gebet zum Höchsten sendend und dann ging es von Neuem rasch vorwärts. Vom nächsten Kreuzweg her kam uns ein Mann zu Pferde entgegen; war es Isidro? war er gerettet? — Ach nein, ich hatte mich getäuscht, Don José vereinigte sich mit uns. Ich drang in ihn, mir zu sagen, was für meinen Freund zu hoffen sey, aber er versicherte mir, daß er mir jetzt selbst noch nicht diese Frage beantworten könne und dürfe. Die Straße wurde so schmal, daß wir nur einzeln reiten konnten, Don José setzte sich an die Spitze unseres Zuges, ich war der Letzte und somit jede Gelegenheit, ihn auszuforschen abgeschnitten; wir ritten schweigend bis zu einem einsam stehenden Olivenbaum, hier lagen zwei Männer in ihre Mäntel gehüllt. Der Räuberchef rief ihnen zu und fragte, was sie hier wollten, der eine antwortete aufstehend und eine Art militärischer Honneurs machend:

„Wir sind bestellt, Herr.“ José stieg hierauf ab, sprach eine längere Zeit heimlich mit ihnen und gab, wie es mir schien, dem ersten eine Börse mit Geld, beide entfernten sich nun schnell und der Hauptmann gesellte sich wieder zu uns. Wir mochten ungefähr noch eine Viertelstunde zurückgelegt haben, als zu meiner unaussprechlichen Freude Isidro uns wohlbehalten entgegen kam. Er staunte, mich bei dieser Tageszeit auf dem Wege nach der Huerta zu finden und Blicke des Unwillens streiften über unsern fremden Begleiter, der ihn unbefangen und fast ironisch betrachtete. Ich ließ ihn aber nicht zu Worte kommen, sondern sprang vom Pferde und fiel Isidro, der ein Gleiches gethan, mit unverholenem Entzücken in die Arme. Ich mußte ihm dadurch nur noch räthselhafter erscheinen, jedoch eine kurze Erzählung der Gefahr, welche über seinem Haupte geschwebt hatte, gab ihm ein schreckliches Licht. Sein Zorn über die Treulose war ohne Grenzen, und nur mit Mühe vermochten wir ihn zu beruhigen. Ich wollte ihm nun Don José vorstellen, aber sich gegen ihn verbeugend sprach er: „ich kenne den Herrn, mein guter theurer Freund, und er soll keinen Undankbaren an mir gefunden haben.“ Ich war, als wir uns auf dem Rückweg der Stadt näherten, mit Isidro etwas voran geritten, wir redeten eben über Inez und wie die Unwürdige für ihr jedenfalls verbrecherisches Vorhaben zu bestrafen sey, da sprach plötzlich Josés Stimme dicht hinter uns: „Schenken Sie der Armen ein gläubiges Gebet an die unbefleckte Jungfrau, sie hat für Weniges die eigene Seele verkauft.“ — Voll Schauder wendeten wir uns um, aber der Furchtbare war verschwunden. In düsteres Schweigen versunken, erreichten wir Malaga und schieden durch das eben Erfahrene nur inniger befreundet mit stummem Händedruck von einander. Am folgenden Morgen vernahm ich, daß Senora E. in dem Garten ihres Landhauses am Abend von Räubern überfallen, und da sie wahrscheinlich Hülfe habe herbeirufen wollen, ermordet worden sey. Nach diesen Vorgängen nahm ich die Aufforderung Isidros, in seiner Begleitung nach Cadix zu reisen, wo er Geschäfte hatte, mit Vergnügen an, und morgen verlasse ich dieses so heitere und doch so unheilvolle Malaga.

Briefe über Sicilien.

I.

Während meines Aufenthalts in Palermo suchte ich mich über Regierung und Verwaltung Siciliens zu unterrichten. Da Nichts officiell bekannt gemacht ist, so können diese Notizen natürlich nicht vollständig seyn; was ich gesammelt, glaube ich indessen aufzeichnen zu müssen, indem dadurch der gegenwärtige Zustand des Landes und die traurigen Widersprüche beleuchtet werden, welche diese unglückliche Insel auf jedem Schritte bietet. Das Königreich hat im Mittelalter die verschiedenen Phasen durchlaufen, die man in der Geschichte der Nationen des westlichen Europa bemerkt, aber statt stufenweise einer vernünftigen Ordnung der Dinge zuzuschreiten, und so zum Genusse verständig liberaler Institutionen zu gelangen, hat es Rückschritte gethan, und befindet sich jetzt hinter dem Punkte, den es vor mehren hundert Jahren bereits erreicht hatte. Im eilften Jahrhundert wurde Sicilien in Folge der Eroberung der Normannen der Lehensherrschaft unterworfen, und das Eigenthum blieb, wie im übrigen Europa, in den Händen der Sieger; diese aber theilten mit der Geistlichkeit, welche sich durch ihren Geist und mehr noch durch religiöse Furcht und Hoffnung ein bedeutendes Uebergewicht erworben hatte. Bei dieser Länderverthеilung wurde das besiegte Volk gänzlich vergessen, aber die Städte blühten in Reichthum, und man mußte sich mit ihnen wegen des Steuerbezugs verständigen. — Die Abgeordneten der wichtigsten Städte nahmen also an dem sicilianischen Parlamente Theil.

Roger II. versammelte dieses Parlament zum ersten Male im Jahr 1129. Das Zusammenberufungsrecht wurde dem Monarchen zuerkannt. Die Versammlung bestand aus:

Dem braccio militare, welcher die wirklichen Kronvasallen umfaßte;

dem braccio ecclesiastico, den die abgeordneten Bischöfe, Prälaten und Aebte bildeten;

und dem braccio domaniale, wo die durch den Senat oder Municipalrath jedes Fleckens frei gewählten Abgeordneten der Domänen-Güter und städtischen Körperschaften figurirten.

Unter der Regierung Peters von Aragon und seiner Nachfolger gewann das Parlament eine neue Ordnung; die drei Arme theilten

sich in drei abgesondert verhandelnde Kammern. Dem braccio militare fügte man die Besitzer der Flecken von vierzig Feuerstätten bei, und jeder Baron hatte so viele Stimmen, als er Flecken besaß. Die Mitglieder dieser Kammer waren erblich nach dem Erstgeburtsrechte. Die Einwilligung des braccio domaniale wurde als durchaus nothwendig erforderlich bei Gesetzen anerkannt, welche die Steuern betrafen; überdieß wurden sie durch die Majorität des Adels und der Geistlichkeit zu Nichte gemacht, deren Vereinigung die Opposition der dritten Kammer entkräftete. Die Acte des Parlaments bedurften der königlichen Bestätigung, um Gesetzeskraft zu erlangen.

Von Anfang an kam das Parlament alle Jahre zusammen, aber Karl V. beschloß, es soll alle vier Jahre zusammentreten, dringende Fälle ausgenommen, wo es dann außerordentliche Sitzung hieß. In gewisser Beziehung blieb es jedoch permanent, denn in der Zwischenzeit übte eine Commission von zwölf aus ihrer Mitte vom Monarchen gewählten Mitgliedern die Rechte der Versammlung aus. Diese Commission, deren Hauptfunctionen sich auf Bewachung der Regierung bezogen, ließ wiederholte Acte der Gewalt für nichtig erklären, die sie als gesetzwidrig und Angriffe auf die nationalen Freiheiten und die Vorrechte der verschiedenen Stände des Reiches betrachtete.

Das Parlament stellte die Steuern auf vier Jahre fest. Diese Steuern, zu denen Palermo allein den zehnten Theil beitrug, führten den Namen freiwillige Gaben (donatioi), und wurden zuweilen bedingungsweise bewilligt.

Vier specielle Fälle ausgenommen, wo der König vermöge seiner eigenen Autorität die Steuer bis zum Betrage von 5000 Unzen Gold erhob, konnte dem Staate ohne Beistimmung des Parlaments keine Last auferlegt werden. Diese vier besonderen Umstände waren: Gefangenschaft des Königs oder des Erbprinzen, welche eine Loskaufung nothwendig machte; eine Invasion oder ein Aufstand; die Waffenergreifung des Königs oder eines Prinzen von Geblüt; die Mitgift der Tochter des Königs.

Als die Souveräns Siciliens aufhörten, in diesem Lande zu residiren, regierten Vicekönige; Ferdinand der Katholische beschränkte die Dauer ihrer Regierung auf drei Jahre, oft aber wurde ihr Auftrag verlängert. Diese Repräsentanten der Fürsten versah man mit den Attributen der königlichen Gewalt. Karl V. wollte ihrer Macht ein Gegengewicht entgegensetzen, und gab ihnen im Jahr 1536 einen Rath *) bei, der denselben in ihren Functionen zur Seite stehen mußte. Diese beiden wichtigen Stellen wurden nie Sicilianern anvertraut.

Das Feudalsystem erhielt sich in Sicilien länger, als in allen übrigen Ländern Europa's; seine wirkliche Aufhebung, was die Rechte

*) Karl III. wollte später der Willkür dieser Vicekönige einen Zügel anlegen und schuf einen aus königlichen Räthen zusammengesetzten Hof unter dem Namen Junta von Sicilien, die damit beauftragt war, dem König über die Angelegenheiten der Insel einen Bericht zu erstatten, der den Ministern bei ihren Acten zur Richtschnur dienen sollte.

auf Personen betrifft, fand unter der Verwaltung des Ministeriums Carracioli statt. Das Parlament von 1810 sprach dieselbe gesetzlich aus, obgleich diese Maßregel seine meisten Mitglieder in ihren Rechten verletzte.

Dieses war die Gestalt der sicilianischen Regierung vor den neuesten Ereignissen, die so traurige Modifikationen zur Folge gehabt haben; man mußte die gegenwärtige Lage des Königreichs mit allen Beschwerden und Hoffnungen seiner Bewohner kennen, um sie nach ihrem wahren Werthe zu durchschauen.

Als im Jahr 1807 die siegreichen Waffen der Franzosen die königliche Familie von Neapel aus Italien vertrieben hatten, flüchtete sie sich nach Sicilien. Diese Insel empfing ihre Herren mit Jubel, indem sie hoffte, durch die Gegenwart des Gebieters würden alle Wunden geheilt, und in Zukunft die Rechte des Mutterlandes, das man beinahe wie eine Colonie behandelt hatte, geachtet. Das Königreich gewann aber Nichts bei dieser Veränderung. Bald versuchte es die Regierung, die absolute Gewalt zu gründen, welche sie in Neapel genossen hatte; sie erhob Steuern und bemächtigte sich des Gemeinde-Eigenthums vieler Städte ohne Einwilligung des Parlaments. Es kam zum heftigen Streite zwischen dem Monarchen und seinen Unterthanen; da wandte sich der Prinz Belmonte, der populärste unter dem sicilianischen Adel, an den englischen Gesandten Lord Amherst, um zu erforschen, ob England, dessen Truppen damals das Königreich besetzt hielten, die Sicilianer unterstützen würde, wenn sie vom König Aufhebung der Mißbräuche und Garantien für die Zukunft verlangten. Sein Vorschlag wurde kalt aufgenommen, aber Lord William Bentinck, Lord Amhersts Nachfolger, ging in Belmonte's Ansichten ein und suchte den Hof dafür zu gewinnen. Lord William Bentinck strandete beim König und mehr noch bei der Königin Carolina, deren hochmüthiger Charakter ein Arrangement mit den Franzosen, ihren tödtlichsten Feinden, Zugeständnissen für ihre Unterthanen vorgezogen haben möchte. Die Königin willigte indessen nach fruchtlosem Widerstande ein, sich zurückzuziehen, und der König, der auf einige Zeit dem Throne entsagte, ernannte seinen Sohn zum Generalvicar des Königreichs. Man nahm sodann eine andere Constitution an, die unter dem Namen Constitution von 1812 bekannt und dem größeren Theile nach der englischen nachgeahmt ist; hiedurch wurde ein, aus zwei gegen die Eingriffe der königlichen Gewalt vereinten Kammern zusammengesetztes, Parlament gebildet *).

---

*) Die Hauptanordnungen der Constitution sind folgende:

I.) Die römisch-katholische apostolische Religion ist ausschließlich die des Staats; der König ist gehalten, sie bei Verlust seiner Rechte zu bekennen.

II.) Die gesetzgebende Gewalt liegt im Parlamente; die Gesetze bedürfen der Sanction des Souverains. Alle Auflagen müssen vom Parlamente bewilligt und vom Könige gebilligt seyn, der mittelst eines einfachen veto oder placet verwirft oder annimmt.

III.) Die executive Gewalt ruht in der Person des Königs.

Die Thätigkeit der neuen Constitution wurde bald durch die neapolitanischen Agenten wieder aufgehoben, welche die alte, ihren

IV.) Die richterliche Gewalt ist getrennt und unabhängig von der gesetzgebenden und vollstreckenden Gewalt, und muß von einem Körper von Magistraten ausgeübt werden, die von der Pairskammer auf Verlangen der Kammer der Gemeinen in Anklagestand gesetzt und entsetzt werden können.

V.) Der König ist geheiligt und unverletzlich.

VI.) Die Minister und Agenten der Gewalt sind dem Gerichte des Parlaments unterworfen, und können wegen Angriffs auf die Constitution, wegen Verletzung der Gesetze und grober Dienstvergehen angeklagt und verurtheilt werden.

VII.) Das Parlament ist aus zwei Kammern zusammengesetzt, und zwar aus der der Gemeinen oder der Repräsentanten der Domänen oder Baronien, und der der Pairs, welche gebildet ist aus den Ecclesiastikern und ihren Nachfolgern, den Baronen und ihren Nachfolgern, die bis zum Augenblicke der Promulgation gegenwärtiger Constitution in der ecclesiastischen und militärischen Abtheilung stimmten, und Denen, welche der König in der vorgeschriebenen Form erwählen wird.

VIII.) Die Häufung der Stimmen eines Barons nach der Zahl seiner Lehengüter ist aufgehoben; Jeder soll eine persönliche Stimme haben.

IX.) Der König allein beruft das Parlament, verlängert es und löst es auf; es muß jedes Jahr einmal zusammenberufen werden.

X.) Der Sicilianer kann nur durch die ordentliche Behörde nach den Gesetzen des neuen Codex und den feststehenden Formen verhaftet, verbannt, gestraft, im Genusse seiner Güter und Rechte gestört werden. Die Pairs können nur durch ihre Pairs gerichtet werden.

XI.) Die Feudalrechte werden aufgehoben; die Ländereien sind freies Allodial-Besitzthum, jedoch mit Beibehaltung der bis jetzt beobachteten Erbfolge; die Baronial-Gerichtsbarkeit ist aufgehoben. Da die Barone ihre Lehensrechte verlieren, so sind sie von den Lehenstaxen befreit.

XII.) Jeder Antrag auf Subsidien soll zuerst im geheimen Comité berathen, sodann in der Kammer der Gemeinen discutirt und endlich den Pairs vorgelegt werden, die ihn annehmen oder verwerfen, ohne Etwas daran zu ändern. Alle übrigen Anträge sollen ohne Unterschied einer der beiden Kammern vorgelegt und von der andern gebilligt oder verworfen werden.

Noch manche andere Gesetze wurden angenommen. Preßfreiheit war allen Werken zugestanden, diejenigen ausgenommen, welche Religion oder Moral angreifen, oder zum Ungehorsam gegen die Regierung aufrufen.

Man bestimmte, daß die kirchlichen Beneficien, die militärischen und richterlichen Stellen nur an Sicilianer vergeben werden sollten. Der König ernannte den Präsidenten der Pairskammer, die Gemeinen wählten selbst den ihrigen. Die Pairswürde war erblich und unveräußerlich.

Die auf vier Jahre nach Stimmenmehrheit erwählten Abgeordneten waren während der Sitzungen unverletzlich. Die Wähler von Palermo mußten wenigstens fünfzig Unzen Einkünfte oder eine Anstellung von hundert Unzen Gehalt haben, oder endlich Consuln oder Gemeinde-Vorstände seyn. Im übrigen Sicilien war man Wähler mit achtzehn Unzen Rente oder einer Anstellung von fünfzig Unzen Gehalt, oder endlich als Consul oder Gemeinde-Vorstand. Die Wahlen wurden am Hauptorte jedes Distrikts vorgenommen und dauerten drei Tage, während welcher

Interessen mehr zusagende Ordnung der Dinge schmerzlich vermißten; ebenso fand sie Feinde unter den sicilianischen Patrioten, die ihr nicht vergeben konnten, daß sie den erblichen Einfluß der großen Familien erhalten hatte, indem sie die nachgesetzte Erbfolge im Eigenthum für das Haupt des Aeltesten nicht aufhob.

Die Constitution von 1812 hat keine Spur hinterlassen und ist darum nur noch von historischem Werthe. Drei parlamentarische Sitzungen fanden während ihrer Dauer Statt; sie boten ein Schauspiel von Unwissenheit und Bestechung, was indessen nicht gerade für Verdammung dieser Constitution sprechen darf; um sie richtig zu beurtheilen, müßte eine Generation unter ihrem Einflusse aufgewachsen seyn. —

Die an eine Regierung mit absoluter Gewalt gewöhnten Fürsten können sich nicht in die Formen einer constitutionellen Monarchie schmiegen. Im Jahr 1816 stieß die neapolitanische Regierung die Constitution von 1812 um, ohne dafür das alte Parlament herzustellen. Die Engländer, die Beschützer der sicilianischen Patrioten, so lange sie deren bedurften, leisteten ihnen keinen Beistand mehr, sobald sie durch Napoleon's Fall aufhörten, ihnen nothwendig zu seyn; sie überließen die nationale Partei dem Hasse des Hofes und der Neapolitaner. — Sie verließen die Insel, ohne ihren Einfluß benützt zu haben, den sie sonst auf eine oft sehr brutale Weise anwandten, um alte und zahlreiche Mißbräuche aufzuheben. Die einzige Wohlthat, die ihnen Sicilien dankte, war, daß es durch ihre Hülfe vor der französischen Invasion gerettet war.

Die Constitution von 1812 erklärte Sicilien zum unabhängigen Staate, und es wurde bestimmt, daß, wenn der König je wieder nach Neapel zurückkehren würde, die Krone auf seinen Sohn übergehen sollte. Der Congreß zu Wien entschied anders. Er vereinigte auf's Neue die zwei Kronen unter dem Namen **Königreich Beider Sicilien**, wodurch er verhindern wollte, daß Sicilien eine getrennte Constitution habe. Eine zu dieser Frist niedergesetzte Commission sollte die Constitution von 1812 revidiren, um sie den vereinigten Königreichen anzupassen; sie hatte den Befehl, Nichts zu thun, und that auch Nichts. Der sicilianische Adel und die Gemeinden verloren so zugleich ihre neuen Rechte und die alten Privilegien und Rechte, die sie zu Erlangung der ersteren aufgeopfert hatten.

Alle Geister waren entflammt, alle waren geneigt, die nächste Gelegenheit zu benützen, um das verhaßte Joch abzuschütteln, und diese Gelegenheit blieb nicht lange aus. Die im Jahr 1820 vom neapolitanischen Cabinete promulgirten Conscriptions- und Stempel-Gesetze steigerten die Wuth der Sicilianer auf's Höchste, und zu

---

man die Truppen von dem Orte entfernte, an dem sich die Wähler versammelten.

Die Zahl der Abgeordneten belief sich auf 154, darunter 46 für die Distrikte, 105 für die 93 Städte, 2 für die Universität Palermo, und 1 für die zu Catanea.

gleicher Zeit erscholl die Nachricht vom Ausbruche der Revolution zu Neapel in Palermo, wo man eben das Fest der heiligen Rosalie feierte. Sie wurde mit Enthusiasmus und dem Rufe: „Es lebe die spanische Constitution, es lebe die sicilianische Unabhängigkeit!“ aufgenommen.

Gleichmäßig brach der Aufruhr auf der Insel los. Den Anfang bezeichneten schwere Unordnungen im Volke. Der Zweck der Insurgenten war es nicht, die regierende Dynastie zu stürzen oder einen andern Herrscher zu verlangen. Die erleuchteten Personen, welche es versuchten, sich an die Spitze der Bewegung zu stellen und die provisorische Junta bildeten, wollten die territoriale Unabhängigkeit des Königreichs sichern und durch Erhaltung der Treue für den in Neapel regierenden Monarchen politische Rechte wiedergewinnen. Für das durch Erniedrigungen aller Art gebeugte und zum Range einer Provinz hinabgedrückte Sicilien verlangten sie die Rechte, die es sonst besessen hatte.

Wie es aber bei den meisten Revolutionen geht: das Volk, geschmeichelt und angetrieben, überließ sich bald den wildesten Ausschweifungen; Messina, Palermo's Rivalin, erklärte sich für Beibehaltung des neapolitanischen Systems, viele bedeutende Städte ahmten ihr Beispiel nach, und der Bürgerkrieg entbrannte auf der halben Insel.

Die von der provisorischen Junta nach Neapel gesandten Abgeordneten kamen mit leeren Versprechungen zurück. Die Liberalen von Neapel wollten die Unabhängigkeit für sich allein. Jetzt konnte man die Wuth der untern Volksklassen von Palermo nicht länger dämpfen; Ströme von Blut tränkten die Straßen dieser Hauptstadt. Adel und ehrbare Bürgerschaft verbanden sich, den Gewaltthaten einen Damm entgegenzusetzen, aber sie wurden besiegt und sahen sich genöthigt, die Hülfe der neapolitanischen Armee anzurufen, die auch bald anrückte, geführt von General Pepe, den man mit den erforderlichen Vollmachten zum Unterhandeln versehen hatte.

Die Junta, vom Prinzen Villa-Franca, ihrem Präsidenten, verlassen, setzte einen Freund des Pöbels, einen Greis, den Prinzen Paterno an ihre Spitze. Es gelang diesem, den Haufen zu beschwichtigen, und die Aufnahme in Palermo für General Pepe und seine Truppen zu erhalten.

Man unterzeichnete einen Vertrag, dem zu Folge die Stimmen-Mehrheit der gesetzlich zusammenberufenen Sicilianer über Einheit oder Trennung der nationalen Repräsentation des Königreichs Beider Sicilien entscheiden sollte. Es wurde der Insel die Constitution der Cortes zugestanden mit Vorbehalt der Modificationen, welche das vereinigte oder getrennte Parlament zum öffentlichen Wohle anzunehmen für gut finden möchte. Dieser Vertrag sicherte überdieß vollkommene Amnestie für die während der Revolution vollbrachten Vergehungen zu.

Das neapolitanische Parlament verweigerte dieser Uebereinkunft seine Zustimmung, und als bald hernach durch die Ankunft der Oesterreicher die Dinge in Neapel wieder auf den alten Fuß zurückgeführt waren, machte der Cardinal Gravena, zum General-Statthalter des

Königs in Sicilien ernannt (den 5. April 1821), ein königliches Dekret bekannt, das alle Handlungen, die man vorgenommen, seitdem der Erbprinz die Insel verlassen hatte, für null und nichtig erklärte.

Die Ereignisse von 1820 möchten andere Resultate gewonnen haben, hätte sich ein Mann gefunden, der fähig gewesen wäre, sich an die Spitze der Revolution zu stellen und ihr mit der Kraft seines Genie's Fortschritte zu bereiten. Aber bei diesem blutigen Drama sah man nur Leute, denen es gleich sehr an Geist und Muth gebrach; nirgends fand man unter einem Haupte diese beiden für Denjenigen so unentbehrlichen Eigenschaften vereinigt, der die Massen in Zeiten der Unruhe führen will.

Waren einmal die Unordnungen unterdrückt, so wurde die Herrschaft in Sicilien wieder absolut, mit Ausnahme der administrativen Beschränkungen, welche in unsern Tagen auch bei den absoluten Regierungen Europa's bestehen. Von den Institutionen, welche der Geistlichkeit, dem Adel und dem dritten Stande einen constitutionellen Antheil an der Regierung verliehen, war nicht die Rede mehr, obwohl man sie nie ausdrücklich aufgehoben hatte.

Dem Willen des Souverains allein entfließen die Gesetze; der Rath von Sicilien, ein aus achtzehn Mitgliedern in Neapel residirender, nach dem Congreß zu Laybach gebildeter Körper, mit der Bestimmung, seine Ansicht über die legislativen oder administrativen Maßregeln zu geben, die ihm vorgelegt werden, hat bis jetzt noch keinen glücklichen Einfluß auf das Geschick des Landes ausgeübt.

Gegenwärtig wird Sicilien von einem Bruder des Königs mit dem Titel General=Statthalter regiert. Dieser Prinz wird unterstützt von einem Regierungsrathe, zusammengesetzt aus einem Minister Staatssekretär und vier Direktoren, von denen Jeder ein ministerielles Departement unter den Befehlen des Ministers zu leiten hat, und endlich aus einem andern Minister ohne Portefeuille. Die Angelegenheiten werden in diesem Rathe verhandelt. Bei völliger Theilung gibt die Stimme des General=Statthalters den Ausschlag.

Der König erhält indessen seine vollkommene Gewalt in Sicilien wie in Neapel, und seine Sanction ist im ersten dieser beiden Königreiche so nothwendig erforderlich, als im zweiten, Fälle von geringerem Interesse ausgenommen, für welche die Entscheidung des Statthalters als hinreichend erachtet wurde. Was die Angelegenheiten des rein ministeriellen Ressorts betrifft, so müssen die wichtigeren einem Minister für die Angelegenheiten Siciliens vorgelegt werden, der einen Theil des neapolitanischen Ministeriums bildet, die andern befinden sich in den Händen des in Palermo residirenden Ministers und unter dem Geheiße der vier Direktoren.

Um zum Souverain zu gelangen, müssen die Beschlüsse, welche der königlichen Sanction bedürfen, durch die Bureaux eines Direktors, eines Ministers in Palermo und eines Ministers in Neapel ihren Gang nehmen. Nach dem Grade ihrer Wichtigkeit müssen die übrigen ebenfalls mehr oder minder die Stufen dieser Leiter ersteigen.

Ein Land kann unter absoluter Herrschaft glücklich seyn, und ist es oft mehr, als ein anderes, wird es mit väterlicher Gesinnung re=

giert. Sicilien kennt diese Art von Glück nicht. Die Regierung, die auf diesem Lande lastet, ist in der Praxis noch schlimmer, als in der Theorie. Sie häuft beinahe alle Gebrechen, die eine politische Institution in sich schließen kann, und hält sich an alle Mißbräuche, als an ihre natürlichen Verbündeten. Es ist ihr gelungen, den Sicilianern ihren Zusammenhang mit dem Continent noch gehässiger als je zu machen; Haß, Verachtung, Antipathie für die Neapolitaner haben den höchsten Grad erreicht; freudig nahmen sie die Thronbesteigung des gegenwärtigen Monarchen auf, weil er in ihrer Mitte geboren ist und sie große Veränderungen von ihm erwarteten. Das wird bei jeder neuen Regierung stattfinden.

Die Klagen der Sicilianer sind gegründet. Eine wohlthätige und erleuchtete Verwaltung kann eine Nation nicht für gänzlichen Mangel an allen politischen Rechten entschädigen. Sieht man ein entvölkertes, nur zur Hälfte angebautes Land ohne ordentliche Straßen, ohne Handel und Gewerbsthätigkeit, ohne rasche und zugängliche Justiz, so darf man schließen, daß es nicht regiert ist, wie es zum Wohle seiner Bewohner regiert seyn sollte.

Die Verwaltung Siciliens ist mit geringem Namens-Unterschied eine Copie der französischen und bildet eine getrennte Hierarchie, deren Unterbeamte mit den Central-Behörden in Palermo correspondiren *). Aber sie ist ungeschickten und käuflichen Händen preisgegeben; ihre Entscheidungen sind in der Regel willkührlich und ungerecht und das Volk besitzt kein Mittel, gegen die despotischen Akte ihrer subalternen Tyrannen zu reklamiren. Die Wahrheit vermag nicht zu den Stufen des Thrones zu dringen, und der König, der geeigneten Beweise zur Beleuchtung der Vorgänge in Sicilien beraubt, hebt die Mißbräuche nicht auf; ist es nicht der seltsamste Widerspruch, ist es nicht die falscheste Berechnung, daß man die Nation quält, um eine erzwungene Ruhe aufrecht zu erhalten, daß man sie ohne Unterlaß in Armuth stürzt, und dennoch fortwährend große Einkünfte beziehen will! Die

*) Unter den Römern bildete Sicilien eine einzige Provinz, welche die Quästuren Lilybea und Syracus umfaßte; die Saracenen theilten es in drei Kantone, nämlich in den von Mezzara im Westen, den von Demona im Nordosten, und den von Noto im Osten. Jetzt umfaßt es sieben Intendanzen, nämlich Palermo, Messina, Syracus, Girgenti, Trapari und Caltanisetta. Die zwei ersteren von diesen Intendanzen sind in vier Distrikte abgetheilt, und die fünf letzteren umfassen je fünf. Die Namen der drei und zwanzig Districte sind folgende: 1) Messina, 2) Castroreale, 3) Patti, 4) Mistretta, 5) Cefalu, 6) Termini, 7) Palermo, 8) Alcamo, 9) Trapani, 10) Mezzara, 11) Sciana, 12) Bivona, 13) Girgenti, 14) Terranova, 15) Movica, 16) Noto, 17) Syracus, 18) Catanea, 19) Nicosia, 20) Calata Girone, 21) Piazza, 22) Caltanisetta, 23) Corleone.

An jedem Hauptkantonsort residirte ein Intendant, ein General-Secretär und drei Räthe. An diesen Hauptorten befindet sich ebenfalls ein Rath der Hospize, bestehend aus dem Bischof, dem Vicar und zwei Räthen; der Intendant, der, Palermo ausgenommen, zugleich Polizei-Chef des Kantons ist, präsidirt dabei.

Mehrzahl der Verwaltungs-Stellen ist sinnloser Weise Sicilianern überlassen, die dem jetzt herrschenden beklagenswerthen System blindlings zugethan, aller für die Functionen, mit denen sie beauftragt, nothwendiger Kenntnisse baar, sich darauf beschränken, die von ihren Vorgängern eingeschlagene Routine maschinenmäßig zu befolgen. Die der Regierung zur Bewerkstelligung heilsamer Veränderung vorgeschlagenen Maaßregeln scheitern in der Regel an dem bösen Willen einiger obscurer Beamten.

Die Steuererhebung ist gegenwärtig die Hauptplage Siciliens. Das Dekret von Caserta vom 11. Dec. 1816 hat das Budget dieses Landes auf die Summe von 1,847,687 Unzen 20 Tharin festgestellt*). Das Parlament hatte zu dieser Auflage die Contributionen von 1813 geschlagen, wo es sich die Insel Opfer kosten ließ, um den schwankenden Thron ihrer Könige aufrecht zu erhalten. Damals aber hatte die Occupation des Königreiches durch die englischen Heere, für die das übrige Europa verschlossen war, baares Geld im Lande verbreitet und den Produkten des Bodens höheren Werth verliehen. Die Umstände sind nicht mehr dieselben, und diese, mit den gegenwärtigen Quellen des Landes in keinem Verhältnisse stehenden, Auflagen, haben die Verarmung und das Verderben des Volkes mit sich gebracht.

Die erste Bedingung, unter der Sicilien wieder gedeihen könnte, wäre für jetzt Verminderung der Abgaben; später dagegen, wenn sich das Land wieder empor geschwungen, der Ackerbau verbessert, der Handel ausgebreitet, die Gewerbsthätigkeit sich acclimatisirt hätte, wären die Lasten leicht zu erheben. Zum Voraus lassen sich die Taxen nicht bestimmen, die sich erlangen ließen, aber sicher würden sie dem Schatze mehr tragen, und das Volk würde zugleich unendlich viel reicher werden, als es ist. Noch habe ich beizufügen, daß bei der Erhebung große Mißbräuche obwalten; sehr glaubwürdige Personen haben mir versichert, daß der Betrag der Einnahmen, die im Budget aufgeführte Summe weit überschreite.

Die Hauptzweige der Auflage sind die Grundsteuer, diese wirft 4 bis 500,000 Unzen ab; die Mahlsteuer im Betrage von 5 bis 600,000 Unzen; die Zölle bringen 3 — 400,000 Unzen ein, dann die Lotterie, die Post, die Registergebühren und die Verbrauchssteuern.

Was die Erhebung und Vertheilung der Grundsteuer betrifft, so werden diese ungefähr wie in Frankreich vorgenommen. Der Rohertrag, den sie verschlingt, wechselt vielfältig, theils wegen der Ungleichheit der Aernten, theils, weil zur Zeit der Schätzung im Jahr 1822 viele Grundeigenthümer falsche Angaben vorgelegt haben. Man hat mir wiederholt versichert, daß an vielen Orten die Grundsteuer 60 Procent des Ertrags weggnimmt, und daß sie im Allgemeinen zu drückend ist, als daß sie von der Kultur ausgehalten werden könnte. Daher rührt es, daß viele Güter brach liegen bleiben; es kann auch Niemand das Verhältniß des angebauten Bodens in Sicilien zu dem

*) Eine Unze beträgt 6 Gulden 18 Kreuzer rhein.

des Anbaus fähigen genau angeben. Man beschäftigt sich jetzt mit Neuerungen im Finanzsysteme des Königreiches, noch ist es aber zu keiner Entscheidung gekommen. Es handelte sich um Anlegung eines großen Buches für Sicilien, um Consolidirung der Gesammtmasse seiner Schuld und Gründung eines von dem neapolitanischen abgesonderten Systemes; aber der Entwurf fand viele Hindernisse und ist bis daher noch nicht ausgeführt worden; ja der Plan soll, wie man neuester Zeit behauptet, ganz aufgegeben seyn. Die Interessen der öffentlichen Schuld sind im Budget von Sicilien zu 185,000 Unzen aufgeführt; eine Anzahl Staatsgläubiger empfängt sehr schwache Abschlagszahlungen an den Interessen, die man ihnen schuldig ist.

Der Geschäftskreis der Gemeinde-Verwaltung ist ungefähr derselbe, wie in Frankreich. Sie ist je einem Syndikus anvertraut, der bei den decurionati, einem aus dreißig Mitgliedern bei den Städten mit einer Bevölkerung von mehr als zehntausend Seelen bestehenden Rathe, präsidirt. Diese Verwaltung steht zugleich unter der Ober-Aufsicht des Intendanten der Provinz. In Palermo, Messina und Catanea hat die Municipal-Verwaltung eine besondere Form, jedoch nur in den Ehren-Beziehungen, beibehalten. Sie ist einem privilegirten, aus sechs Mitgliedern unter dem Präsidium des Syndikus bestehenden Körper anvertraut, der den Namen Senat führt. Der Syndikus hat in Palermo den Titel pretore, in Messina patrice.

Was die übrigen Zweige der Verwaltung betrifft, so ist ihre Wirksamkeit zu unbedeutend, um die Aufmerksamkeit lange zu fesseln. Die Polizei, hart und roh bei politischen Vergehen, ist nirgends so schlecht bestellt, als in Sicilien. — Die Arbeiten der seit der Restauration gegründeten Oberintendanz für Brücken- und Straßenbau beschränken sich ungefähr auf Nichts, und die Administration der öffentlichen Gesundheit hat sich damit begnügt, Beobachtungs-Quarantainen in den verschiedenen Häfen zu errichten, ohne geeignete Maßregeln den Verheerungen epidemischer Fieber entgegen zu setzen, von denen Sicilien häufig heimgesucht ist.

Dieses Land hat weder eine eigene Armee, noch eine eigene Marine. Es muß zehntausend Mann Infanterie und zehntausend Mann Cavallerie zum Heere des Königreichs Neapel stellen. Die Garnisonstruppen in Sicilien belaufen sich auf sechs Regimenter unter dem Befehle eines Generals, der mit seinem Generalstabe in Palermo residirt. Messina, Syrakus und Trapani sind die Hauptwaffenplätze der Insel.

Wenige Länder haben eine so verwickelte Gesetzgebung, wie Sicilien. Die verschiedenen, auf der Insel herrschenden Völker führten nach und nach neue Gesetze ein. Die von Neapel wurden nach der normannischen Herrschaft angenommen. Später kamen die Capitularien von Sicilien und jedes Königthum vermehrte die Masse.

Kaiser Friederich ließ im Jahr 1221 die normannischen Constitutionen für die Gesetze ausziehen, die er seinen Unterthanen geben wollte.

Die Capitularien vom König Jacob wurden im Jahr 1286 gegründet und im Jahr 1296 machte das Parlament eine neue Constitution bekannt. Alphons sammelte einen Codex für das Gerichts-Verfahren und veröffentlichte denselben nach vorangegangener Sanction durch das Parlament. Endlich gründete das Parlament unter der Regierung Philipp II. die Reformatio tribunalium. Im Jahr 1812 arbeitete es an Verbesserung der Gesetzgebung, und von 1816—1820 erhielt Sicilien ein besser geordnetes Gesetzbuch.

An Gesetzen mangelt es folglich nicht, es handelt sich nur darum, sie gut anzuwenden und die Anwendung nicht zu umgehen.

Die Justiz bildet in Sicilien eine getrennte Administration, indem dieses Land wie Neapel einen Cassationshof besitzt. — Das Parlament hat im Jahr 1812 die alten Tribunale aufgehoben und seit 1819 ist ihre Hierarchie genau der französischen nachgeahmt.

Der oberste Gerichtshof residirt in Palermo.

Drei große Civilhöfe, die zugleich den Functionen von Criminalhöfen obliegen, bestehen in Palermo, Messina und Catanea. Ueberdieß gibt es in Syrakus, Girgenti, Trapani und Caltanisetta Criminalhöfe, zusammengesetzt aus einem Präsidenten, sechs Richtern und einem General-Prokurator des Königs.

Nach diesen Höfen ersten Ranges kommen die sieben Civil-Tribunale an den Hauptörtern der Cantone, dann die Distrikts-Richter, nach der Bevölkerung der Distrikte in drei Klassen eingetheilt.

Jede Gemeinde hat ihren conciliatore (Friedensrichter).

Bei einer so wohl geordneten gerichtlichen Hierarchie könnte man glauben, Sicilien genieße wenigstens in dieser Hinsicht einer weisen Administration; aber die Rechtspflege ist nichts weniger als unparteiisch, und man erzählt sich verschiedene, sehr merkwürdige Züge von der schändlichen Käuflichkeit der Magistrate; die Sprüche fallen nicht selten zu Gunsten des Meistbietenden aus. Die Advokaten, unter denen es sehr geschickte Männer gibt, machen sich ein Vergnügen daraus, die Prozesse so lange hinauszuziehen, als die Parteien noch zu zahlen im Stande sind, und die Nation, aller politischen Rechte beraubt, besitzt nicht einmal eine einfache Garantie für Eigenthum und Existenz, die ihr die Gesetze zu sichern scheinen. Natürlich übt die Gesetzgebung auf die Sittlichkeit des Volkes den heilsamen Einfluß nicht aus, den sie stets erlangt, wenn sie dem Grade der Civilisation angepaßt ist und sorgfältig beobachtet wird; das Land bleibt unerzogen, die Energie des Sicilianers unentwickelt; Halbbildung und der Aberglaube, von dem er beherrscht ist, häufen die Verbrechen, und gar oft wird die Moral nicht gerächt.

Man schreibt den Sicilianern einen starken Prozessirgeist zu. — Um vor Gericht zu erscheinen, fängt man gewöhnlich damit an, alle Welt zu bezahlen, vom Richter bis zum Bedienten des Advokaten, der ohne dieses den Clienten nicht bei seinem Herrn einlassen würde. So wird die gewinnende wie die verlierende Partei vom Prozesse zu Grunde gerichtet.

Die einfachen Kirchen-Disciplin-Angelegenheiten sind einem vom Könige erwählten Richter übergeben; er ist gewöhnlich Bischof oder wenigstens Prälat von höherem Range, und führt den Titel Richter der königlichen Monarchie. Papst Urban II. errichtete diese Magistratur zu Gunsten Rogers und bekleidete sie mit einer Jurisdiction, die den König von Sicilien zum geborenen Legaten für die kirchlichen Angelegenheiten seines Königreichs machte *). Papst Benedikt XIII. bestätigte die Existenz dieses Hofes unter der Regierung Karl VI.

Der erwählte Bischof richtet in erster Instanz; von seiner Entscheidung appellirt man in zweiter und dritter Instanz an zwei Tribunale, die von drei Rechtsgelehrten unter dem Präsidium eines Geistlichen gebildet sind.

*) Die Geistlichkeit Siciliens, zuerst der Jurisdiction von Rom unterworfen, erkannte nach Belisar's Eroberung die zu Constantinopel an. Die Normannen brachten sie wieder unter die Suprematie der Päpste.

(Der zweite Brief folgt in einem späteren Hefte.)

Anstalten für Waisen und Findelkinder

in

Moskau und St. Petersburg *).

Eine der merkwürdigsten Anstalten in Moskau ist die für Findelkinder, gegründet und ausgestattet im Jahr 1761 von Katharina der Großen. Die Ausdehnung ihrer Gebäude, die Maaßregeln, welche die Gründerin ergriff, um die erforderlichen Mittel zur Unterhaltung zu gewinnen, die Anzahl und die Vorrechte der Waisen, die hier einen Zufluchtsort finden, verdienen wohl unsere Aufmerksamkeit für einen Augenblick zu fesseln.

Zwischen der Mündung der Jauza und dem Kitnigorod erhebt sich eine Gruppe von Gebäuden mit vier Stockwerken, überragt von einer ungeheuern Kuppel, welche 2228 Fenster zählt und 3,000 Personen beherbergen kann. Dieses weite, nach einem Plane des General Betzki errichtete Gebäude hat die Bestimmung, Findelkindern und der Lebensmittel beraubten Waisen zum Asyle zu dienen.

Eine so ausgedehnte, der Erhaltung einer so bedeutenden Anzahl von Individuen gewidmete Stiftung mußte nothwendig unermeßliche Summen aufzehren; um diese sich zu verschaffen, bediente sich Katharina folgenden Mittels, das zugleich darthut, in welch' barbarischem Zustande sich noch damals die Gerechtigkeitspflege in Rußland befand, und welcher Druck der Erniedrigung dort auf den Bürgern lastete. —

Die Gewerbe- und Handeltreibenden Städtebewohner bilden in Rußland wirklich einen dritten Stand, der, wenn er auch die Vorrechte der Bojaren nicht theilt, doch bei weitem nicht so unglücklich ist, als die zahlreiche Klasse der Leibeigenen. Diese Bürger, wie man sie nennen kann, sind indessen den Erniedrigungen und Plackereien

*) Wir geben diesen Artikel als Seitenstück zu dem Aufsatze, Band I. S. 553 der Europa, über das Institut für adelige Fräulein in St. Petersburg.

nicht entzogen; sie werden im Gegentheil von den Bojaren als ein Spielzeug betrachtet, beleidigt und ungestraft mißhandelt. In der doppelten Absicht, ihre Lage zu erleichtern, und sich die Mittel für das Findelkinderhaus zu verschaffen, erließ Katharina einen Ukas, mit der Bestimmung, daß jeder Bürger, der dem Hospiz eine Gabe reichen würde, das Recht haben sollte, sich eine gleiche Summe von dem Bojaren bezahlen zu lassen, der ihn beleidigt hätte, und im Falle einer thätlichen Mißhandlung sogar die doppelte Summe. Die Bürger beeilten sich, durch große Anerbietungen den Plackereien ein Ziel zu setzen, denen sie unterlagen; beträchtliche Summen langten von allen Seiten an. Kaufmann Demidoff, dessen Voreltern zuerst die reichen Minen Siberiens entdeckten und ausbeuteten, soll allein für seinen Antheil zwei Millionen Franken dargebracht haben.

Die innere Verwaltung des Hauses für Waisen und Findelkinder zeichnet sich durch Anwendung weiser, menschenfreundlicher Grundsätze aus. Man legt die Kinder in der Loge des Portier nieder, wo sie ohne alle Empfehlung aufgenommen werden; es ist sogar verboten, nach dem Namen der Eltern oder der Personen zu fragen, von denen sie gebracht werden, und man kann sie zu jeder Stunde bei Tag und bei Nacht übergeben. Die Kinder sind nach ihrem Alter in verschiedene Klassen abgetheilt; anfangs bleiben sie zwei Jahre bei den Ammen, die man ihnen gibt; dann werden sie in der untersten Klasse zugelassen. Knaben und Mädchen bleiben bis zum siebenten Jahre gemischt; dann erst trennt man sie. Alle lernen lesen, schreiben und rechnen. Die Knaben kämmen Wolle, Hanf, Flachs, stricken und üben sich in verschiedenen Handarbeiten. Die Mädchen spinnen, stricken, beschäftigen sich mit allen Arten von Nadelarbeit, machen Spitzen, werden in der Küche verwendet, kneten das Brod, werden mit einem Worte in allen Einzelnheiten des innern Hauswesens geübt.

So bringen die Kinder ihr Leben bis zum vierzehnten Jahre hin; zu dieser Zeit treten sie in die erste Klasse, wo sie nach Belieben das ihnen am besten zusagende Gewerbe wählen dürfen; zu diesem Ende gibt es in der Anstalt verschiedene Arten von Manufakturen.

Die Wohnzimmer sind weit und hoch; die Schlafzimmer von den Werkstätten getrennt und äußerst luftig; zwischen den Betten ist hinreichend Raum; jedes Kind liegt in einem besondern Bette. Das Bettzeug wird alle acht Tage, die Wäsche dreimal in der Woche gewechselt. Im Allgemeinen selbst in den Zimmern der Ammen, herrscht außerordentliche Reinlichkeit im Hospize; der Gebrauch der Wiegen ist streng verboten.

Alle Stunden sind mit größter Pünktlichkeit geordnet. Kinder, die sich nicht mehr unter den Händen der Ammen befinden, stehen um sechs Uhr auf, speisen um eilf Uhr zu Mittag und um sechs Uhr zu Abend. In der Zwischenzeit ihrer Arbeiten gestattet man ihnen die größte Freiheit und hält sie, so viel als möglich an der Luft; sie tanzen, spielen und haben selbst ein Theater zu ihrer Unterhaltung. Heiterkeit und alle Symptome des Glücks spiegeln sich auf den Gesichtern dieser kleinen Wesen, die, ohne diese wohlthätige An=

stalt, nichts zu erwarten hätten, als Elend, Schande und vielleicht den Tod.

Haben sie ungefähr das zwanzigste Jahr erreicht, so erhalten sie eine Summe Geldes und die Mittel, sich eine unabhängige Existenz zu schaffen. Sie können sich in der Gegend des Reiches niederlassen, die ihnen am besten zusagt; durch dieses Vorrecht stehen sie weit über den leibeigenen Bauern, die ihre Dörfer nicht ohne Genehmigung der Bojaren verlassen dürfen. Sind sie einmal aus dem Hospize getreten, so werden sie so frei als die Bewohner der Städte.

Aber in der Gründung dieser Anstalt darf man nicht allein Katharinas Menschenfreundlichkeit und ihr Verlangen, sich einen ruhmvollen Namen zu machen, erblicken; es offenbart sich darin noch ein erhabener politischer Zweck. Das Verbrechen des Kindsmordes wird dadurch seltener; was noch bedeutender ist, Kunst und Gewerbe, Kenntnisse verbreiten sich im Volke und in der industriellen Klasse; und jedes Jahr vermehrt sich die Bevölkerung um eine große Anzahl von Individuen, die in religiösem Geiste erzogen, und der Gewalt blind zugethan sind, der sie ihr Daseyn zu verdanken haben.

Im Jahre 1831 zählte man im Hospize 1,409 Zöglinge von jedem Alter, darunter 666 Knaben und 843 Mädchen; die Zahl der Angestellten belief sich auf 233 Männer und 279 Weiber; ferner waren da 539 Ammen. Das Haus unterhielt überdieß in der Stadt 1,579 Knaben und 1,524 Mädchen, und auf dem Lande 7,969 Knaben und 9,522 Mädchen. Nach Schnitzler betrug die Zahl der unterhaltenen Individuen, gegen das Ende von 1831, 23,788, worunter 10,885 männlichen und 12,903 weiblichen Geschlechts. Die Ausgaben beliefen sich in diesem Jahre auf 17,223,993 Rubel.

Es läßt sich leicht begreifen, daß eine Anstalt starken Zustrom haben muß, die den Zugelassenen so viele Vortheile bietet. Welcher unglückliche Leibeigene in der Gegend von Moskau wird sich nicht bemühen, sein Kind dahin im Bewußtseyn zu bringen, daß er es so aus einem Sklaven zum freien Manne macht? Zwar lag es nicht in der Absicht der Czaarin, die Bojaren der Kinder ihrer Leibeigenen zu berauben, aber wie lassen sich Contraventionen erkennen und verhindern, da es verboten ist, sich des Namens der Eltern des niedergelegten Kindes zu versichern?

Als das Hospiz in Moskau bald nicht mehr zureichte, sah sich Katharina genöthigt, eine Hülfsanstalt in St. Petersburg zu errichten. Da aber Paul des von ihr gewählten Lokals zur Wohnung für seine kaiserliche Garde bedurfte, ließ sie ein größeres, bequemeres zubereiten. Man kaufte hiezu das prachtvolle Hotel des Grafen Rasumofski, ferner das des Grafen Bobrinski und mehre andere Privatgebäude, welche zusammen eine Fläche von 26325 Toisen im Gevierte einnahmen. Auf dieser Stelle wurde im Jahr 1798 das weite und herrliche Gebäude für Findelkinder in St. Petersburg vollendet, und der Leitung der Kaiserin Maria Feodorowna übergeben, welche während der ganzen Dauer von Alexanders Regierung ihre Freude darein setzte, der Anstalt beständige Sorgfalt zu weihen, wobei sie die beträchtlichen Fonds

durchaus nicht sparte, die ihr Sohn unabläßig zu ihrer Verfügung stellte.

Die Aufnahme beläuft sich jährlich auf 5,000; Schnitzler gibt an, daß von 1822 bis 1831 39,115 Kinder niedergelegt worden seyen, darunter 19,222 Knaben und 18,892 Mädchen.

In den beiden Anstalten in Moskau und St. Petersburg ist die Maternité oder das Gebährhaus vollständig organisirt. Die Frauen können verschleiert und ohne befürchten zu müssen, daß man sie um ihren Namen fragen möchte, hinkommen. Acht hundert solche Frauen finden in der Maternité des Hospizes von St. Petersburg einen bequemen Zufluchtsort und die beste Verpflegung.

Die Mittel zu Deckung der Ausgaben dieses weiten Gebäudes, das eher einer kleinen Stadt, als einem Hospize gleicht, schöpft man aus den Einkünften der Leihhäuser, dem Spielkarten-Monopole und der Abgabe von den Schauspielen, was ein bedeutendes Einkommen bildet, da jeder Vergnügensort 10 Procent von dem Rohertrag seiner Einnahme bezahlt.

Feuilleton.

Kleine Zeitung.

Wien, 24. December 1835.

∵ Wir haben im Laufe dieses Monats einige Mordthaten gehabt, deren sich Paris und London nicht schämen dürften: die Frau eines Taglöhners hat ihren Mann verstümmelt; ein Krämer in der Leopoldstadt seiner Frau den Hals abgeschnitten; ein junger Kaufmann wurde nebst seiner Gattin, einer bildhübschen 21jährigen Blondine, im Blute schwimmend gefunden — und die Ursache dieser Gräuelthaten sind immer die Harpien des Menschengeschlechts: Gold und Eifersucht. — Im Burgtheater hatten wir diesen Monat interessante Gäste, zuerst kam die Rettig, die dann festes Engagement erhielt, dann gastirte die Hagn im Lust- und Trauerspiel, mit Beifall, aber keineswegs mit jenem ungetheilten, den feile Berichterstatter so freigebig ausposaunen, mehr bestechende Aeußerlichkeit als seelenvolle Innerlichkeit trat in den meisten Leistungen hervor, und wiewohl diese Darstellerin allerdings Routine hat, gelang es ihr doch nicht selbst bei unserm entzündlichen Publikum so recht durchzudringen, entschiedenen Enthusiasmus erregte sie blos als Margarethe in den Hagestolzen, das von ihr beabsichtigte Engagement kam nicht zu Stande; endlich producirte sich auch Mad. Brede. — Noch im Laufe dieses Monats erwartet uns auf dieser Bühne ein Hochgenuß. Es wird zum erstenmal gegeben: Griseldis, dramatisches Gedicht in 5 Aufzügen; ein Erstlingsflug, aber der Flug des jungen Aars. Nur wenige der größten Dramatiker sind so vielversprechend aufgetreten, diese lebenvolle Handlung, diese scharf gehaltene Charakteristik, diese wundervolle dramatische Oekonomie, diese edle und doch nicht schönrednerische Diction, kurz dieser in allen Theilen wohlgefügte dramatische Bau, lassen das günstigste Resultat von der Aufführung prognostisiren und für die Folge die schönsten Hoffnungen hegen. Der Verf. ist ein noch junger Dichter: Freiherr von Münch-Bellinghausen. Dieß sein erster Versuch. — Das Operntheater ist endlich aus Düports Klauen gerissen: ein italienischer Agent (Sensal) Namens Merelly, hat es auf 5 Jahre gepachtet; es wird schwer halten, das ganz zerrüttete Institut nur einigermaßen zu heben. Gegenwärtig gastirt die Schröder-Devrient, und macht volle Häuser und volle Blätter. Diese gute Sängerin ist eine vortreffliche Schauspielerin, es wäre aber besser, wenn die vortreffliche Sängerin eine gute Schauspielerin wäre, sagen die Wiener. Im Theater an der Wien machen Scholz und Nestroi Lazzi und der Komödiant Kunst haranguirt die Gallerien; der schlaue Karl feiert Orgien. Das Josephstädter Theater ist in Concurs, da sein Direktor durchgegangen. Holtei's und Braunthal's dramatische Geburten können diese beiden Vorstadttheater

nicht retten. Von dem Herrn von Braunthal wurde jüngst ein Stück: die Geopferten, allgemein ausgelacht, eigentlich ausgegähnt, von Holtei wird ein Drama: »Shakspeare's Tod« oder ähnlich betitelt, gegeben werden, nach Tiecks Dichterleben, wovon er selbst sehr viel Gutes erzählt. — Unsere Journalistik hat einen Zuwachs erhalten, Lembert wird eine neue Zeitschrift unter dem Titel: »Der Telegraph, östreichisches Conversationsblatt« herausgeben, wovon nächstens einige Probeblätter erscheinen sollen.

Mainz, im December.

— Unter den vielen Koncerten, die wir in den letzten Zeiten hier hörten, war das von dem berühmten Klarinettisten Heinrich Bärmann das genußvollste. Die Töne, welche dieser Meister seinem Instrumente entlockt, sind so rührend zart, so sphärisch rein, daß sie uns mächtig anziehen, ja zu Thränen erregen können, denn sie reden zu unserem Gemüthe in unwiederstehlichen Worten! Schade, daß ein so herrliches Talent nur den Lohn von seiner Kunst hat, welchen ihm der Genius derselben gewährt! Bärmann fand leider ein sehr kleines Publikum, auserwählt zwar, die hohe Meisterschaft Bärmanns zu begreifen, aber nicht stark genug, den Künstler zu bewegen, uns noch einmal mit seinen Tönen zu entzücken. Diesen Wenigen aber wird Heinrich Bärmann unvergeßlich seyn!

Unsere Bühne regt sich diesen Winter sehr lobenswerth; es hat in der That das Ansehen, als wolle uns Remie eine bessere Zeit für das Drama herbeiführen! Gäste auf Gäste folgen, und, merkwürdig genug, meist Schauspieler von Ruf, und keine Sänger. Nachdem Becker und Hassel aus Frankfurt uns eine Reihe dramatischer Darstellungen vorgeführt hatten, erschien Jerrmann und eine Frau v. Giersberg aus Danzig. Ich muß gestehen, ehe ich Jerrmann sah, hatte ich nicht die vorzüglichste Meinung von seinem Talente. Das Kunststück (Darstellung des Franz und Carl Moor in demselben Stücke), das Jerrmann erfunden, war mir ohnehin von jeher zuwider. Aber wie ward ich enttäuscht, als ich Jerrmann in seinem hiesigen Gastspiele sah! Zuerst gab er den Franz Moor, dann einige französische Scenen aus den klassischen Stücken des Corneille und Racine, und bewährte ein gewandtes, wahres und feines Spiel. Im Schlaftrunke, von Jerrmann frei nach dem Französischen bearbeitet, gab uns eine so vollendet-schöne, dramatische Leistung, daß er mir hier unbedingt als einer der vorzüglichsten deutschen Künstler erschienen ist. Das Theater zu Mannheim ist zu beneiden, daß Jerrmann ein Engagement dort angenommen hat. Frau v. Giersberg trat in drei Anstandspartien auf, und gefiel. Sie hat Routine, und scheint fleißig zu seyn; hoher dramatischer Flug fehlt ihr jedoch, und am wenigsten ist das hochtragische Fach ihr Gebiet. — Sogar unser stehendes Personal bemüht sich nunmehr, uns nur Gutes vorzuführen, und Hr. Remie wird, wenn er so fortfährt, die allgemeinste Anerkennung finden, was für uns und ihn gut wäre. —

Literarische Uebersichten.

DAS DONAULÄNDCHEN

der

k. k. Patrimonialherrschaften im Viertel Obermannhartsberg in Niederöstreich.

Geographisch und historisch beschrieben

von

Anton Friedrich Reil.

Wien. 1835. In Commission bei Fr. Volke.

* Ein alter Schauspieler hört viel Schönes von dem Donauländchen. Er sucht sich durch Beschreibungen zu unterrichten, aber er findet nur Weniges »in verfliegenden Flugschriften.« »Flüchtige Berührungen an der Stromseite, wie von Schwalben, deren Fittigsegel, den Wasserspiegel kaum anstreifend, schnell vorüberschweifen.« »Wäre es ausländisch,« meint er, »so stände gewiß schon viel darüber geschrieben.« Hier hätte von dem Verfasser eine Definition eines ausländischen Landes gegeben werden sollen. Oder soll das heißen, die Oestreicher schreiben viel über Länder, die nicht zu dem Kaiserthum gehören, und nichts über ihr Vaterland? — »Getraue Dich! Auf! Wandere hin und nach allen Richtungen durch! Siehe! Höre!« ruft sich Reil zu und wandert hin. So seltsam dieser Eingang lautet, so ernst ist das ganze Buch gehalten. Der Verfasser scheint mit angemessenem Fleiße und wirklicher Liebe an das Werk gegangen zu seyn. Es herrscht die größt mögliche Vollständigkeit sowohl in den geographischen und topographischen Einzelnheiten, in den industriellen und commerciellen Nachweisungen, als in den sehr umfassenden historischen Beigaben. Reil gibt, was immer die Chronik jedes Dorfes im Viertel Obermannhartsberg aufbewahrt hat. Gewiß ein lobenswerthes Streben, wenn sich auch Monographien nur von zwei Seiten der Theilnahme erfreuen, und zwar von Seiten Derer, welche mit den beschriebenen Gegenständen zunächst in Berührung stehen (hier die Bewohner des Ländchens und die Eigenthümer) und dann von Seiten der Gelehrten, welche solche Werke als Grundlage zu größeren Zusammenstellungen benützen wollen. —

DIE VERWORFENEN.
Romantisches Nachtgemälde
von
Wilhelm Müller.
Kolberg. 1836. Verlag von C. F. Post.

— * Müller zeichnet nicht einige Verworfene, nicht einige Outlaws unseres Erdtheils; nein, er nimmt nur einen polnischen Juden zur Unterlage und zum Faden für seine Nachtstücke, und schweift hinüber nach Amerika, Afrika und Asien, um die empörenden Grausamkeiten zu schildern, von denen gewisse Theile der Menschheit unter keiner Zone geschützt sind, für die es keine Gesetzeswohlthaten mehr gibt. Sein Jude ist ein Ahasver, aber nicht vom Fluche seiner Sünde, sondern vom Fluche seines Geschickes zur schreckvollen Wanderung getrieben. — Abrahams Tochter ermordet den Kapitän eines Freibeuters, um der Schande zu entgehen, und springt über Bord; damit zerreißt das letzte Band, das den Vater an die Menschheit fesselt, und von nun an wirft er ihr fortwährend den vergifteten Geifer in's Angesicht. — Die einzelnen Gemälde Müller's sind gräßlicherer Natur, als die Hoffmann'schen. — Hoffmann hat es mit satanischen Elementen zu thun, dadurch sehen wir uns gleichsam in eine andere fremde Welt versetzt, und unsere Gefühle, wenn auch von dem gespenstischen Wesen durchschauert, werden doch nicht von barbarischen Instrumenten durchsägt. Müller aber zeigt uns immer Menschen, die sich gegenseitig mit den Zähnen zerfleischen, und mit Peitschenhieben immer und immer bis auf die Knochen verletzen; er gibt ein Rundgemälde aller Scheußlichkeiten, welche die Bewohner des Erdballs, sey es in Hamburg, sey es in der Wüste Sahara, sey es in Paris, sey es in Calcutta, entehren. — Eine reiche Phantasie ist dem Verfasser der Verworfenen nicht abzusprechen, ebenso erfreut sich Müller einer Masse mythischer und ethnographischer Kenntnisse, die ihn berechtigen, uns in Länder zu versetzen, deren Beschreibung wir stets wie eine Fabel betrachten. Diese Kenntnisse sind auf eine anspruchslose Weise entwickelt und mit der Novelle verflochten. Vor Allem möchte Müller Oekonomie zu rathen seyn; der Stoff dieses einzigen Werkes hätte für drei zugereicht, und der Leser hätte nicht so gelähmt und ermüdet die Lekture verlassen. —

LESESKIZZEN.
Mitgetheilt
von
Johannes Gistl.
München. 1835. Bei Georg Jaquet.

— * Der Verfasser hat sein Buch dem Freiherrn von Hallberg, genannt »der Eremit von Gauting« gewidmet, und auch ganz in dem Geiste gehalten, in welchem des Eremiten Aufsätze in Regele's bairischem Volksfreunde abgefaßt waren. Leseskizzen, soll das vielleicht heißen Lesefrüchte, oder Skizzen Dessen, was Herr Gistl gelesen, oder Skizzen des Herrn Gistl, die das Publikum lesen soll? Die Leseskizzen bestehen aus zwölf Erzählungen; in der zweiten sind zwei Männer in das Wasser gefallen, und in der letzten einige Mainzer Studenten von Handwerksburschen geprügelt worden. Ferner ist darin enthalten die Geschichte der Jungfrau von Orleans, die mit folgenden Worten beginnt: »So schwer es auch oft wird, in der Geschichte das Geschehene wieder zu finden, so gibt es doch gewisse Ereignisse, die wie ewige Felsen in dem beweglichen Strome der Zeit stehen.« Dahin rechnet Herr Gistl die Jeanne d'Arc. Bei diesem Kapitel bemerkt der Verfasser auch, daß er auf Voltaire als Geschichtschreiber großes Vertrauen setze. Herr Gistl sollte doch eine ausführliche Kritik der Geschichte mit besonderer Rücksicht auf die Bewohner von Hallbergmoos schreiben! Herr Gistl hat eine neue Art zu schildern erfunden, von der wir ein Beispiel geben wollen. Er sagt: »Ich möchte doch wissen, was ein Leser, oder noch besser eine Leserin, die gescheidter sind, als ich, von dieser Marquise halten.« Das nenne ich artig; man muß keinen Charakter so ausmalen, daß der Leserin Nichts mehr zu denken übrig bleibt. — Wollen Sie wissen, wie Herr Gistl philosophirt? »Die Meinung, welche er von den Menschen hat, ist freilich nicht die vortheilhafteste; aber wer hätte sie auch im Allgemeinen von diesem Wesen, dem schlechtesten oder besten in der ganzen menschlichen Natur, je nachdem es ausfällt.« — Wollen Sie endlich wissen, wie Herr Gistl schreibt, es soll Ihnen nicht vorenthalten werden: »Die Fürsten besonders muß man ehren, wie seine Aeltern, denn sie vertreten dem Volke ihre Stelle!«

Aus London.

Kings-Theater. — Welch' ein Unterschied zwischen den Theatern in Paris und London; wie seltsam und unangenehm fühlt man sich berührt, wenn man zum ersten Mal in ein englisches Theater tritt. In Paris glaubt man mit Recht zu einem Feste zu kommen; die Treppen sind glänzend geschmückt, die Corridors wie illuminirt; alle kleinen Fenster in den

Logenthüren sind geöffnet; man übersieht den Saal; man geht und kommt; Alles ist lebhaft und freudig. Wie anders aber ist es in London! Geht man in das Kings-Theater, welches das prächtigste ist, so steigt man immer höher im Finstern hinauf. Vergebens sucht man hier die englische Eleganz; nicht einmal Reinlichkeit findet man. Die Logengänge sind eng und finster; an den Logenthüren ist mit großen Buchstaben der stolze Name des Inhabers angeschrieben; aber Alles ist still und verschlossen. Statt der Pariser Logenschließerinnen, die so munter und zuvorkommend sind, muß man in London unendlich lange nach einem grämlichen box keeper schreien, der endlich die Loge öffnet. Ist das Haus gefüllt, welches gewöhnlich an einem Sonnabende statt findet, so hat man dann freilich einen Anblick, der zu den imposantesten gezählt werden kann. Der Saal mit seinen sieben Rängen Logen, ist zweimal so groß, als die Oper in Paris. Alle diese Logen sind gleichmäßig mit rothem Stoffe drappirt, und diese ungeheure Einfachheit hat etwas Großes, wenn sie mit glänzenden Toiletten bevölkert ist. Bei halbvollem Hause wird der Saal auch nur halb beleuchtet, und dann bietet er in der That den traurigsten Anblick von der Welt. Im Kings-Theater ist die festliche Toilette (full dress) durchaus erforderlich, auf welchen Platz man auch gehen mag. In den versteckteften Logen müssen die Damen im bloßen Haare frisirt, wie zum Balle erscheinen. Da in diesem Theater die Damen auch in's Parterre gehen dürfen, so kann man sich denken, welchen Anblick das Haus vom Orchester zum Paradiese gewährt. Dies sticht nun freilich mit dem Aeußern ab. Ein Foyer findet man nicht. Kleine Buffets sind unten und im vierten Stock in elenden Zimmern. Keine prachtvollen Gallerien mit gewichsten Parketten oder mit rothen Teppichen, wie in Paris.

Aus Neapel.

Mitten in einer engen und ungesunden Straße, wie die meisten in Neapel sind, nicht weit von dem Theater der Florentiner, erblickt man ein unansehnliches Haus, in dem eine Steintreppe voll Schmutz zum dritten Stockwerke führt. Man befindet sich nun vor einer Thür, wo man auf einem Schilde von Messing den Namen Donizetti liest.

Als ich Donizetti in Neapel besuchte, fand ich einen Mann von hoher Statur, von entgegenkommenden und bescheidenen Manieren. Auf seinem Flügel lag ein Stück Papier, worauf der Maestro trällernd seine Gedanken warf, indem er auf der Klaviatur die Harmonie und die Begleitung des Orchesters dazu schuf. Dieses Papier war ein Fragment seiner neuesten Oper „Lucia di Lamermoor", welche Donizetti für die Herbst-Saison des Theaters San Carlo komponirte. Er schien nicht sehr erbaut von den Kräften der Truppe, für die er schrieb, obgleich es die bedeutendste war, die man damals in Italien finden konnte. Sie bestand aus der Primadonna Tacchinardi-Persiani, dem Tenor Duprez, dem Baß Coselli und dem Bariton Romasi. Ich konnte Donizetti nicht verlassen, ohne mir etwas aus seiner neuen Oper zu erbitten, und er war so gefällig, mir einige Sachen daraus selbst vorzusingen. Diese Komposition fand ich, wie

Alles, was ich bis dahin von diesem Meister gehört hatte, nicht sowohl der Neuheit der Ideen wegen ausgezeichnet, als wegen der leichten und geschickten Behandlung. Die Baß-Arie für Coselli „Cruda, funesta smania“ wird ein guter Fund seyn für alle unsere Bassisten; ebenso die Cavatine der Primadonna und ein Duett zwischen Baß und Tenor.

Pariser Conversation.

Es ist unglaublich, welcher Gegenstände sich die Conversation der Pariser mit Vorliebe bemächtigt; jener Pariser, welche die feinste, gebildetste, großartigste Gesellschaft ausmachen wollen. Es ist ihnen kein Gräuel gräulich genug, keine Fadheit flach genug, die sie nicht bis zum letzten Grade für die Unterhaltung ausbeuten. Jetzt ist Lacenaire in der Mode. Wir haben schon seiner Erwähnung gethan (S. Europa II. Band p. 525). Er war ein Mörder und Dieb, und machte viele Jahre hindurch fast sein Gewerbe daraus. Die Frechheit, womit dieser entsetzliche Mensch vor Gericht zu imponiren suchte, verfehlte ihren Zweck nicht, und es gab wirklich Leute unter den Zuschauern, die ihn zum Gegenstand der Bewunderung machten.

Dies war genug für die Journale, um auch ihren Vortheil daraus zu ziehen. Sie theilten Gedichte mit, die er in seinem Kerker gemacht haben soll. Neulich las man eins, welches Gesinnungen ausdrückte, die den allgemeinen Abscheu gegen diesen Dichter, wenn man ihn so nennen darf, steigern mußten. Hierauf kam ein anderes, betitelt: „die schlaflose Nacht des Verurtheilten“, welches versöhnenderen Inhalts war. Hier sprach ein erwachtes Gewissen, und bat die schwer beleidigte Gesellschaft um Verzeihung. Es konnte nicht fehlen, daß dieses Gedicht seinn Verfasser nun wirklich interessant machte. Da erschien eine Reklamation in einigen Blättern, von Lacenaire selbst unterzeichnet, worin er in seiner alten Weise, mit empörender Frechheit sich darüber beschwerte, daß das Gedicht ihm untergeschoben sey, daß er nie Reue fühle, und daher auch nie seine Gesinnungen ändern werde. Er versicherte die Gesellschaft, daß er sich nie so glücklich gefühlt habe, als jetzt, da sie ihn ausgestoßen, und daß er mit der Ruhe eines Weisen die Vorbereitungen zu seinem Schaffott mit ansehe. Dieses Schreiben ist mit einer Menge Floskeln über Atheismus und Materialismus verbrämt, die aus diesem Munde doppelt eckelhaft erscheinen müssen. Am Schlusse spricht er von Buchhändler-Spekulationen, die man mit ihm, als Dichter, vorhätte, und verweist auf die nächst zu erwartende Herausgabe seiner Memoiren. Dieses Schreiben Lacenaire's beantwortet nun der junge Advokat Lemarquier, der zu reich ist, als daß man ihn einer Spekulation mit einigen Versen fähig halten könnte. Er bekennt sich dazu, „die schlaflose Nacht eines Verurtheilten“ der Presse übergeben zu haben, weil es ihn schmerzte, daß Menschen, die entsetzlicher Verbrechen wegen der Strafe verfallen waren, dem Publikum ihr häßliches Innere zur Schau stellen durften. Es schien ihm furchtbar, dem Volke zu zeigen, daß ein Gotteslästerer und Mörder Gewissensruhe haben könne, wie ein guter Mensch, welcher der Tugend stets huldigte. Darum ergriff er die Gelegenheit, ein im Manuscript unter Lacenaire's Namen circulirendes Ge-

dicht zu publiciren. Er glaubte dadurch ein Mittel jenem Uebel entgegen zu setzen, und es gelang ihm, weil das Volk es mit großer Theilnahme las. Der würdige junge Mann schließt seinen Brief mit folgenden Worten: „Nichts beweist mir übrigens, daß Lacenaire die Verse nicht dennoch geschrieben haben sollte, während ihn in einem lichten Augenblicke eine religiöse Reue ergriff; wenn er sie später wieder verläugnete, so gab er vielleicht bloß einem übel angebrachten Stolze nach, weil er fühlte, daß dieses Gedicht einen zu schroffen Gegensatz zu der seltsamen Rolle bildete, die er sich bis hieher auferlegt hat. Wie ihm nun sey, so habe ich eine gute Handlung gethan, indem ich diese Verse veröffentlichte. Der Moralist und Philosoph sind ermächtigt, sich seines Namens und seines Verbrechens zu bedienen. Hier ist nicht mehr von Buchhändler-Speculation die Rede, sondern von einem Spiegel, welcher der Menschheit vorgehalten werden soll. Lacenaire gehört nicht mehr der Welt, nicht mehr der Gesellschaft. In seinem Munde hat ein Läugnen nicht mehr Kraft, als eine Behauptung.“

Englische Pracht.

Eine Tafel-Service von 700,000 Fr. ist wahrlich nicht häufig, und man muß ein großer Herr seyn oder vielmehr ein englischer großer Herr, um so etwas besitzen zu können. Daher riß man sich auch in der eleganten Welt, um Billets zu erhalten, das Tafel-Service zu sehen, welches für Lord Pembroke von London nach Paris gekommen ist. Das Hauptstück, ein Leuchter, ist 40,000 Fr. werth; Nußknacker sind dabei, die 300 Fr. kosten u. s. w. Das Dessert-Service ist in Vermeille. Die Fabrikanten Storr und Mortimer in London haben dieses Pracht-Service nach Zeichnungen aus dem Zeitalter Ludwig XIV. verfertigen lassen; dies war ihre Hauptbeschäftigung während zwei ganzer Jahre.

Kunst.

Magdeburg. Die Zahl der gezeichneten Actien zur Bildung eines Kunstvereins in hiesiger Stadt beläuft sich bereits auf 500. Mithin werden für die Ausstellungszeit von 1836 mindestens 2000 Thaler zum Ankauf und zur Verloosung von Gemälden vorhanden seyn.

Musik.

Der von Wien her rühmlichst bekannte Virtuose, Joseph Gusikow, gab in Prag vier Koncerte mit der größten Theilnahme, und befindet sich jetzt in Leipzig, wo er ebenfalls Sensation erregt.

— Berlioz in Paris, der so oft bespöttelt wird, ist gewiß eins der größten, jetzt lebenden musikalischen Talente. In einem seiner letzten Concerte gab er „le cinq Mai“ von Beranger, das bekannte Gedicht auf Napoleons Tod, das er für zwanzig Baßstimmen im Unisono mit Orchester-Begleitung komponirt hatte. Die Symphonie, „Harold“ betitelt, die schon oft gehört wurde, besteht aus vier Theilen; der erste heißt: Harold in den Bergen, Scenen der Melancholie, des Glücks und der Freude; der zweite ist überschrieben: Marsch der Pilger, welche das Abendgebet singen; der dritte ist eine Serenade eines Landmanns aus den Abruzzen

an seine Geliebte; der vierte ist die Orgie der Räuber. Berlioz's Orchester besteht aus 130 Personen.

Mode.

Die Herzogin von Dulherham hat einen Kopfputz en vogue gesetzt, den man neulich Gelegenheit hatte, in der italienischen Oper in Paris mehrfach zu bewundern. Es ist ein Bonnet, welches an dasjenige erinnert, worin Isabey die Kaiserin Josephine gemalt hat.

Aus der Gesellschaft.

Im Hotel Castellane zu Paris wird ein Liebhaber-Theater aus der höchsten Gesellschaft gebildet. Der Saal, die Decorationen, die Beleuchtung werden prachtvoll seyn. Ein Marquis von 100,000 Fr. Renten ist Souffleur; der Chevalier von C. ist Regisseur; Mennechet und Mery haben die Eröffnungs-Komödien geliefert.

Theatralisches.

Die bekannte französische Schauspielerin Jenny Vertpré, jetzige Madame Carmouche, befindet sich in London, wo sie um das Privilegium eines französischen Theaters eingekommen ist. Wie es heißt, soll jedoch Herr Poirson, Direktor des Gymnase in Paris, bereits eingeladen worden seyn, mit seiner ganzen Gesellschaft in London Vorstellungen zu geben.

— Man spricht davon, daß auf den Bällen der Oper, die im Monat Januar beginnen werden, die Manège Franconi und die Exercitien ihres Komikers Auriol dort eingeführt werden sollen. Wahrscheinlich hat die fantastische Piece „Zazezizozu", die jetzt im Circus Franconi sehr viel Aufsehen macht, dazu die Veranlassung gegeben.

— Die neue Oper von Halevy, welche am 16. Dec. in der komischen Oper in Paris unter dem Titel: „l'Eclair" gegeben wurde, erhielt großen Beifall, obgleich nur vier Personen darin auftreten, und kein Baß und keine Chöre darin sind. — Dennoch hat die Oper — sie ist in drei Acten — zwei brillante Finales. Das Orchester ist, wie natürlich, sehr dabei bedacht.

Die artistischen Beilagen.

Mit dem heutigen Hefte übergeben wir unsern Lesern:

1) »*Diableries*« nach den interessanten Pariser Originalen, als bildliche Darstellung zu dem Aufsatze: »Der Sylvester-Clubb.«
2) Eine Reliquie von Beethoven; eines seiner gefühlvollsten Lieder, welches er einst in das Stammbuch der baierischen Hoffängerin Regina Lang schrieb, als sie sich in Wien befand. Die kleine Vignette zeigt das romantische Zedlsee bei Wien, am Fuße des Leopoldberges. Das größere Haus gehört der Frau Gräfin von Erdödy, wo Beethoven in den Jahren 1811, 1812 und 1813 als Lehrer und Hausfreund glückliche Tage verlebte. Hier schrieb er die herrlichen Trios, welche er der Gräfin dedicirt hat.
3) Ein Original-Modekupfer aus Paris. Es ist ein Vertrag mit der Direktion des »Petit Courrier des Dames« in Paris geschlossen worden, wonach unsere verehrten Abonnenten nunmehr auf dem schnellsten Wege Modekupfer erhalten, welche selbst in Paris als die elegantesten und zweckmäßigsten bekannt sind. Da wir diese Kupfer mit der Post kommen lassen, so haben wir sie schon den vierten Tag nach ihrem Erscheinen hier, und somit glauben wir mit Recht in dieser Hinsicht von keinem andern Blatte überboten werden zu können.

An die Leser.

Wenn ich mir erlaube, hier zum ersten Male einige Worte an die Leser zu richten, so möge es der Gebrauch entschuldigen, und so Manches, was ich auf dem Herzen trage. Nicht um zu danken, geschieht es; nach meiner Meinung sind der Herausgeber eines Buches, welches gefällt, und die Käufer eines Buches, welches sie unterhält und befriedigt, nicht zu wechselseitigem Dank verpflichtet. Hier aber glaube ich den ehrenvollen und ermunternden Beifall, den diese »Chronik der gebildeten Welt« erhielt, eher rechtfertigen zu müssen, als ihn selbst erhebend und mit einer falschen Bescheidenheit übertüncht, der Welt zu verkünden. Vor Allem mag der Beifall mehr der Idee, die dem ganzen Werke zum Grunde liegt, als ihrer Ausführung gelten. Was ich mir vorsetzte, wäre wohl im Stande gewesen, eine Lücke in unserer Journalistik auszufüllen, und in diesem Sinne wurde es auch von einem großen Theile des Lesepublikums begriffen; allein wenn auf der einen Seite ein umfassenderes Talent hiezu gehört haben würde, als das Meinige, so sind auch eben andere Kräfte noch zu einem solchen Beginnen erforderlich, welche erst nach und nach gedeihen und wachsen, und von dem Erfolge des Unternehmens überhaupt abhängig sind. Daß ich hier nicht von pekuniären Mitteln sprechen will, darf ich wohl nicht hinzufügen. Aber die bessern deutschen Schriftsteller sind durch die Ausarbeitung eigener Werke, oder durch längst eingegangene Verbindlichkeiten so gebunden, daß sie nur in sehr seltenen Fällen sich neu entstehenden Instituten als Mitarbeiter anschließen können. Wir unterließen es daher, höfliche Aufforderungen ergehen zu lassen, die nichts zur Folge haben, als den Prospekt mit einer respektabeln Reihe von Namen ausstatten zu können; unserm Zwecke wäre ferner die Einsendung vieler Novellen, Gedichte und Korrespondenzen über Schauspieler u. s. w. im günstigsten Falle nicht entsprechend gewesen. Wir zogen es daher vor, eine bedeutende Anzahl ausländischer Journale und fremder Werke anzuschaffen, aus deren Quellen wir den Inhalt unserer Chronik zusammensetzten. Wir dürfen wohl nicht erst versichern, daß wir unsere Zuflucht vorläufig zu Schriften nahmen, welche in England, Frankreich, Rußland, Italien, Spanien erschienen. So gelang es uns, Das anzudeuten, was wir erstreben wollten, und nun konnte es nicht ausbleiben, bei der fortwährenden Steigerung unserer Bemühungen und des gewonnenen Antheils, daß sehr achtungswerthe Gelehrte und Künstler uns ihre Theilnahme in unserm Sinne zusicherten und durch schätzbare Beiträge bethätigten. Wir sind hiedurch in den Stand gesetzt, mehr Original-Artikel zu liefern, und haben die gewisse Aussicht, den Kreis derselben im nächsten Bande noch beträchtlich erweitert zu sehen; doch wird — unserer Tendenz nach — den gehaltvollen Uebersetzungen und Mittheilungen aus auswärtigen Journalen stets ein bedeutender Raum gelassen werden müssen. Was sich von dem literarischen Theile des Werkes anführen ließ, kann auch von dem artistischen gelten; auch hier stieß man anfänglich auf Schwierigkeiten, die sich erst durch Versuche beseitigen ließen. Wenn wir uns auch noch nicht schmeicheln dürfen, hier das Vorzüglichste zu leisten, so wird man leicht eine fortschreitende Verbesserung wahrnehmen, bei deren günstigen Erfolgen wir es jedoch noch lange nicht bewenden lassen werden.

Mit dieser Erklärung und Versicherung beginnen wir den ersten Band des Jahres 1836. — Wir wollen die große europäische Gesellschaft schildern, nach allen ihren Beziehungen, treu und wahr, von einem festen Gesichtspunkte ausgehend; aber wir werden es stets vermeiden, kleinlichen Porträtirungen unsere Feder zu leihen; wir werden nie vergessen, welche Achtung man der guten Sitte, dem Anstande und der Ehre der Literatur, so wie allen bestehenden Satzungen schuldig ist, wodurch die Ruhe und das Glück der Gesellschaft erhalten wird, und durch deren Antastung man jene wohl untergräbt, die Vollkommenheit unserer Zustände aber nicht um ein Haarbreit fördert. Die steteste Wachsamkeit soll darauf gerichtet seyn, daß jeder Familienvater unsere »Chronik der gebildeten Welt« seinen Töchtern getrost überlassen könne, und daß sie somit ihres Namens sich im vollsten Maße würdig bezeige. Dieß ist es, was unsere verehrten Abonnenten von uns zu erwarten haben.

Stuttgart, 1. Januar 1836.

August Lewald.

Herausgegeben von August Lewald.

Telegraph von Deutschland.

Beilage zur Zeitschrift Europa.

Nro. 1. 1. Januar. **1836.**

Die Piazza Barberini in Rom*).

Von

Franz Freiherrn Gaudy.

Auf der Piazza Barberini thronet auf Delphinen-Nacken
Ein Triton, der in die Schnecke bläst mit windgeschwellten Backen;
Hauchend treibet er die Welle himmelan im Bogenstrahle,
Der zerstäubt, demantenschimmernd niederplätschert in die Schale.

Auf geraubten Tempeltrümmern steht dort ein Palast gegründet,
Frech zermalmte Götterbilder sind der Kalk, der ihn verbindet,
Und der Wandrer ruft voll Ingrimms vor den Hallen des Bernini:
Wo Barbaren Mitleid fühlten, wütheten die Barberini **).

Auf dem Platz steht halbzertrümmert ein mit Moos umflocht'ner Schuppen,
Doch die rothgefügten Sparren kreuzen über Göttergruppen ***);
Vor des Musengottes Wagen schwebt der Genius im Fluge,
Und die Helden des Gesanges folgen ernst im Feierzuge ****).

Aus Carrara's Marmorblöcken taucht des Armes süße Fülle,
Webend um verschämte Glieder der Gewänder weiche Hülle.
Auf den Meißel dröhnt der Hammer, Splitter fliegen, Ecken fallen,
Und vom Druck des Steins entlastet scheint der Busen frei zu wallen.

Nordland's Sohn ist's, der den Hammer stark wie Thor den Miöllner schwinget,
Dessen klares, blaues Auge durch des Marmors Adern dringet,
Der den Gott aus Felsenrippen an das Licht gebeut zu steigen,
Dessen Namen Steine jauchzen, wollten Menschenzungen schweigen.

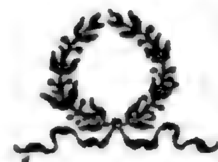
*) Aus dem Manuscripte: Italiänisches Bilderbuch, im Berliner Museum mitgetheilt.

**) *Quod non fecerunt Barbari, fecerunt Barberini*, hieß es, als der Palast auf antiken Fundamenten erstand und die schönsten Statuen zu Kalk verbrannt wurden.

***) Thorwaldsen's Atelier ist auf der Piazza Barberini.

****) Der Parnaß, ein Basrelief des Künstlers.

Aus München.



Wir theilen unsern Lesern das Festlied mit, welches den 14. v. M. dem berühmten Arzte, Herrn Geheimrath v. Walter, bei seiner Rückkehr aus Paris, von den Studirenden überreicht wurde.

Festlied.

Gesungen am 14. December 1835.

Laßt ein jubelnd Lied uns singen
Brüder! recht aus tiefer Brust,
Daß es durch die Luft soll dringen
Und verkünden unsre Lust;
Daß den heut'gen Tag es fey're,
Ja, er ist und bleibt uns werth,
Da zu uns der Edle, Theure
Wieder ist zurückgekehrt. —
Und er weilt in unserm Kreise
In der vollsten Manneskraft,
Wirkend nach der alten Weise
Für die hohe Wissenschaft. —
Der mit seiner Weisheit Lehren
Leuchtet durch des Lebens Nacht —
Ihm, den liebend wir verehren,
Sey ein Lebehoch gebracht! —

Der Sänger der Urania.

Dresden, 17. Decbr. Der kleine Kreis von Freunden und Freundinnen, welcher sich seit vielen Jahren des Abends um die nun verewigte Elise von der Recke

zu versammeln pflegte, blieb nach deren Scheiden ihrem Freunde, dem ehrwürdigen Tiedge, treu, der, dieselben Räume ferner bewohnend, im Geiste jener herrlichen Frau, den Abend seines Lebens durch gemüth- und geistvolle Geselligkeit erheitert. Am letztvergangenen Sonntage, den 13. Decbr., feierte der jugendlich frische Dichtergreis seinen vier und achtzigsten Geburtstag in dieser Umgebung, aus der Ihm jeder die Gabe der Ehrfurcht und Liebe in herzlichen Wünschen darbrachte. Einer aber daraus, selbst durch mehre gelungene schriftstellerische Arbeiten bekannt, erfreute alle dauernd durch eine eben so gut gedachte als künstlerisch wohlausgeführte Denkmünze, welche eine der ersten Arbeiten eines jungen Künstlers in diesem Fache war.

Beethovens Geburtstag.

In Berlin wird alljährlich des großen Meisters Geburtstag durch Aufführung seiner Werke würdig gefeiert. Herr Musikdirector Möser ist der Gründer dieses schönen Festes. Auch in diesem Jahre hatten sich die Verehrer Beethovens in so großer Menge eingefunden, daß der Saal fast zu klein wurde. Unter Andern wurde die Symphonie in B dur trefflich ausgeführt, von welcher ein Ref. sagt: Der Hörer muß über ihre Größe immer nur erstaunen, zumal wenn er sich's anschaulich zu machen weiß, wie kunstreich das harmonische Gleichmaß ist, in welches diese Riesenkräfte gebracht sind.

Gusikow.

Leipzig, den 15. Decbr. Joseph Gusikow, im Jahre 1809 von Israelitischen Eltern zu Slow in Russisch-Polen geboren, ergriff anfangs die Beschäftigung seines Vaters, das Flötenspiel, worin er nicht unbedeutende Fortschritte machte, als ihn im Jahre 1831 eine schwere Brustkrankheit befiel, die ihn, den Familienvater, nöthigte, sich einen andern Erwerb zu suchen. Die Jerova i Salamo, ein unter den Russen, Kosaken, Polen rc. seit unendlichen Zeiten gebräuchliches, aber rohes und einfaches Instrument, zog seine Aufmerksamkeit auf sich, und seiner Beharrlichkeit, und, wenn man ihn gehört, darf man es sagen, seinem Genie gelang es, dieses Holz- und Stroh-Instrument zu einer Ausbildung zu bringen und zu spielen, die man vorher nicht ahnen konnte. Mit Schüchternheit begann er seine erste Kunstreise, gleich anfangs durch den Beifall des großen Künstlers Lipinski ermuntert, vor allem aber zu Wien mit einem wahrhaft enthusiastischen Beifalle aufgenommen. — Gestern gab er in unserer Stadt sein erstes Concert, und schlugen auch Anfangs die metalllosen Klänge fremdartig an das Ohr, so wurde man doch bald von dem Begeisterten selbst unwiderstehlich hingerissen, der einigen Bündelchen Stroh und Stückchen Tannenholz solche Töne zu entlocken wußte, wobei es noch größeren Reiz gewährte, daß der Virtuos in dem Lichte eines Naturalisten erschien.

Theater.

München. Dienstag den 15. Dez. „Der Barbier von Sevilla." — Nachdem man diese liebliche Oper erst am Sonntage hörte, wollte es so Manchem nicht behagen, sie so schnell wiederholt zu hören; indeß der liebliche Gast, Demois. Vial, den man so sehnlich erwartete, hatte bei den jetzt leider bestehenden fatalen Verhältnissen unserer Oper und wegen Kürze der Zeit wenig Wahl, und schlug drei Parthien vor, nämlich: „Romeo und Julie,„ „Norma" und den „Barbier." Bei den beschränkten Umständen wählte man den letztern.

Dem. Vial wurde wirklich mit Auszeichnung empfangen, mehrmal nach den einzelnen Arien so wie am Schlusse gerufen. Sie dankte herzlich und bescheiden. Demoiselle Vial ist im Besitze einer umfangreichen, reinen und biegsamen Stimme, die sie in der Zeit, als sie München verließ, so ausbildete, daß sie jeden — der das Sonst und Jetzt verglich — entzückte. Auch die Natur verlieh ihr Reize, die das Auge der Hörer gar gefällig und wohlthuend ansprechen. Hinter mir sprach ein Herr mit freundlichem Blicke: „Ei, das ist ein leibhaftiger Engel!" Wie konnte es also anders seyn, als daß man allgemein

mit Bedauern aufnahm, daß diese reizende Erscheinung uns so plötzlich wieder entschwebe. Nebst Dem. Vial verdient Herr Pellegrini als Figaro rühmlich erwähnt zu werden. Bald wird man sagen können: „Herr Pellegrini ist unser Opernpersonal.“ — Herr Gerstel darf bei dieser Gelegenheit nicht umgangen werden; er amusirte wirklich in der Parthie des Bartolo und bewährte sich neuerdings als ein tüchtiges Glied unserer Bühne.

Dem. Vial ist gestern nach Venedig abgereist. Ihr schützender Engel geleite sie und führe sie uns bald wieder zu! — Ein Berliner Blatt ließ sie schon lange in Mailand auftreten. —

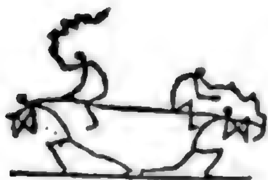
Hartherzigkeit.

St. Gallen. In der Gemeinde Grabs kam jüngst eine Heimathlose, Mutter von 4 Kindern, mit einem fünften nieder. Trotz der Bitten der Ortshebamme und des Landjägers ließ der unmenschliche Gemeindamman die Unglückliche, zum Tod Erschöpfte, am gleichen Tage, bei schlechtem Wetter, weiter transportiren. Am Abend gab die Bedauernswürdige den Geist auf. Wir aber empfehlen den Unmenschen dem Zorn und der tiefsten Verachtung aller fühlenden Gemüther.

Unglücksfall.

Basellands. In Diegten hat ein Knabe sich, mit der Jagdflinte seines Vaters spielend, erschossen; ebenso ein junger Mann aus Liestall, welcher sich auf der Jagd unvorsichtigerweise über die Mündung der Flinte lehnte. Der aufspringende Hund berührte den Hahn, der Schuß ging los und in die Eingeweide des Unglücklichen.

Die wackern Leute.



L. Rellstab in Berlin schreibt an den Redacteur der eleganten Zeitung: „Hieselbst hat sich folgende Anecdote zugetragen. Der Besitzer eines Wachsfigurenkabinets, Herr Scholt, ist hier angekommen. Unter gewissen hiesigen Journalisten, die in der Literatur nichts weiter sind, als was die Seeräuber auf dem Meere (nur daß sie statt des verwegenen Muthes jener höchstens unverschämte Frechheit, die sich herrlich mit der elendesten Feigheit paart, besitzen), ist es Sitte oder Unsitte, so wie ein Mann mit einer Sehenswürdigkeit eintrifft, demselben das Haus nach Freibillets einzulaufen. — Das thaten auch bei Herrn Scholt die hiesigen literarischen hommes sans aveu. Da aber der Besitzer nicht zugegen war, und die übrigen Aufseher nicht die Vollmacht zu Ertheilung von Billets hatten, mußte einer der Lumpen abziehen, ohne Billets erhalten zu haben. Tages darauf warnte er das Publicum seines Blattes vor dem Wachsfigurenkabinet, das er nicht gesehen hatte, wie vor der Pest, und rieth allen Einwohnern Berlins ab, dasselbe zu besuchen. Ein hübsches Pröbchen von dieser Gattung Journalisten-Gesindels. — Dies ginge noch an; müßige Vagabunden, deren letzter Lebenshafen sie erst zur Zucht und Arbeit bringt im Zucht- und Arbeitshaus, gibt es überall; allein anständige Institute, wie z. B. die Theater, sollten sich jenen Auskehricht vom Leibe halten, d. h. ihnen keine Freibillets geben, wie es leider geschieht. Und besonders leider auch durch etliche Schauspieler selber, die, so lobsüchtig ist der schlechtere Theil derselben, sogar das Lob solcher Leute für ein Glück halten.“

Aus Hannover.

Die Posaune berichtet: Das Leben, welches die Anwesenheit der hohen Herrschaften, der Herzöge von Cumberland und Braunschweig und der Prinzen Carl und Wilhelm von Preußen, in Hannover veranlaßt hatte, ist durch die Abreise der letztgenannten drei hohen Herren etwas stiller geworden. Die vornehme Gesellschaft ruht jetzt aus von den Fatiguen der Bälle, Concerte, Gastereien, Jagdpartien 2c. 2c. Dahingegen haben wir jetzt das Bild des Volkslebens vor uns; die Vorbereitungen zu dem schönen Weihnachtsfeste setzen Alles in Bewegung. Die Ouvriers könnten tausend Hände gebrauchen und die Druckereien hunderte von Pressen, um die Ankündigungen der Feilbietenden zu drucken. Die sonst oft gar ärmlich erleuchteten Kauf-

mannsläden sind schon wieder festlich illuminirt und es wallfahrten die Einkäufer in Menge nach ihnen hin. Die schöne Ausstellung in den Läden des Herrn C. Schneider lockte uns hinein und wir hätten uns die Vieläugigkeit eines Argus gewünscht, um mit einem Blicke alle die Herrlichkeiten dort aufzufassen. Eine Novität in jenem Laden, ein Kunstproduct von seltener Schönheit: ein paar colossale Alabaster-Vasen, eben frisch von Florenz angelangt, fesselten unsern Blick lange Zeit. Die in antikem Styl relief gearbeiteten Figuren stellen mythische Divinitäten und Bacchanten in verschiedenen Gruppen dar. Die Formen sind regelrecht und die Gesichtszüge mit vielem Fleiße ausgearbeitet.

Allerlei.

Leipzig. Der 5te Dezember d. J. war von der Leipziger ökonomischen Societät bestimmt worden, über den von Herrn Buchhändler Bossange père auf das Gelingen des Maisbaues in Sachsen ausgesetzten Preis — das Redouté'sche Prachtwerk über die Rosen (Ladenpreis 1000 Fr.) — zu entscheiden. Die vorzüglichsten Resultate in Bezug auf den Körnerertag als den unstreitig wichtigsten Gesichtspunkt bei der Maiskultur hatte Herr Commissionsrath Polack, Gutsbesitzer zu Klein-Pardau bei Grimma erhalten und demselben wurde von der Versammlung der Preis einstimmig zugesprochen. Das Maisfeld, welches im vorigen Jahre Kümmel getragen hatte und in diesem Jahre stark mit Jauche gedüngt worden war, gab dem genannten Landwirthe: auf die Quadratruthe 2 31/100 Metzen Körner, an Gewicht 23 12/100 Pfund (demselben auf den Acker 43 Scheffel 1 Viertel 1 Metze oder 63 Centner 9 Pfund), im Ganzen hat sich aus den angestellten Versuchen ergeben, daß der Mais unter der Breite von Sachsen mit Vortheil im freien Lande gebaut werden könne und seine Cultur durch den Ertrag an Körnern sowohl wie an Grünfutter und Stroh einen nicht unbedeutenden, besonders in trocknen Jahren wichtigen Gewinn verspreche.

— Einige originelle Artikel aus der Münchener Tagesliteratur mögen hier, zur Belustigung der Leser, ihre Stelle finden. Wir wählen vorerst Mittheilungen aus den neuesten Nummern des Münchener Tagblatts, dann sollen die Landbötin und die baierische Dorfzeitung an die Reihe kommen.

1. Ein dicker Kopf, das heißt eigentlich ein Herr mit einem dicken Kopf, sey gar so vorlaut und naseweis; man werde ihn demnächst in die Landbötin setzen lassen und ein gewisses Thier mit einem langen Kopf beidrucken.

2. Man bemerkt seit einigen Abenden einen sonst hübschgekleideten Herrn, der fast täglich ein paar Blöcke Holz — stiehlt. (Ist vielleicht dennoch ein recht armer Teufel, setzt das Tagblatt hinzu.)

3. Wörtlich so: „Wenn der Deckstein wo man beym ehemalligen Kaufman Schreibmayer Ladden ums Deck gehet, wenn dieser Deckstein um's Gedenken noch einmal so groß wäre ausgefallen, so hätte Ich in Meinem Leben noch keinen größern Deckstein gesehen. Bitte dies in eine Nummer hineinzudrucken und es allenfalls noch zu verstärken. (Ist nicht nothwendig, ist schon stark genug. Anmerk. des Tagblatts.)

Raupach.

Man kündigte in Berlin an: Mittwoch den 23sten. Im Schauspielhause. Zum Erstenmale: Themisto, Tragödie in 5 Abth., von E. Raupach. Ouvertüre und Chöre componirt von dem Musik-Direktor Dr. Löwe.

Das Trauerspiel: „Themisto", das in diesen Tagen auf der Königlichen Bühne erscheinen wird, ist ein Versuch, wie weit es möglich seyn dürfte, das Wesen der antiken Tragödie mit den Gewohnheiten und Bedingungen des heutigen Drama's zu vereinigen. Wenn diese Aufgabe jemals für das Publikum befriedigend gelöst wurde, so entstände daraus vielleicht eine neue Gattung dramatischer Werke, in welcher sich die jetzt getrennten Gattungen, Oper und Schauspiel wieder vereinten. Der Stoff von „Themisto" ist derselbe, den schon Euripides in seiner verloren gegangenen Tragödie „Ino" behandelt hatte; nur sind hier die Verwickelungen weggeblieben, mit denen bei Euripides, seiner Gewohnheit nach, die Fabel ausgeschmückt war. Eine Unterbrechung durch Fallen des Vorhangs erlaubt die Natur des Stücks nicht.

Adolph Thiers.

Als ein Ereigniß der letzten Woche ist die Publikation eines neuen Briefes über die Staatsmänner Frankreichs zu betrachten. Herr Thiers ist der Gegenstand desselben. Man kann sich kaum vorstellen, welche Sensation dieser Brief in den Salons von Paris hervorbrachte. Es ist zu loben, auf welche pikante und doch gemäßigte Weise die Würdigung des jungen Ministers der Juli-Revolution hier versucht wird. Wir beeilen uns, diesen Artikel, welcher einen Glanzpunkt der Revue des deux Mondes ausmacht, hier in etwas zusammengedrängter Form unsern Lesern zu geben, indem wir die kritischen Details über die Revolutions-Geschichte für unser Publikum abkürzen zu müssen glaubten.

Es sind wohl schon viele Jahre her, daß ich zum ersten Male die unzähligen Stufen in einem finstern Hotel garni hinaufstieg, welches am Ende der schmutzigen und dunkeln Passage Montesquieu, in einem der volkreichsten und lärmendsten Quartiere von Paris gelegen war. Dort öffnete ich, von einem lebhaften Gefühl, von Interesse und Neugierde durchdrungen, die geschwärzte Thür einer kleinen Stube im vierten Stock, die es wohl verdient, hier näher beschrieben zu werden. Eine bescheidene Commode und ein Bett von Nußbaum, Vorhänge von weißer Leinwand, zwei Sessel und ein kleiner schwarzer Tisch, der sich schlecht auf seinen Füßen hielt, bildeten das Möbel dieser Stube; eine Thür führte in ein benachbartes Zimmer, sie war aber geschlossen, und in ihrem Gerüste waren einige Bretter angebracht, worauf sich eine kleine Zahl von Büchern befand, und ein schlechter Kupferstich in Rahmen und Glas, den Kopf der Corinna nach Gerard's Gemälde vorstellend. Ich beschreibe umständlich, denn der Anblick dieser Stube wird mir stets gegenwärtig seyn.

Das Nebengemach war fast eben so. In diesen beiden Zimmern, wo ich mit einer Art von Wohlwollen empfangen wurde, welches sich sowohl auf mein Schriftsteller-Gewerbe, als auf meine außerordentliche

Jugend bezog, lebten zwei Freunde, die seitdem nicht getrennt worden sind, wie so viele Andere — dieß muß man zu ihrem Lobe sagen — weder durch ein verschiedenes Schicksal, noch durch die Revolutionen, in denen sie figurirten, noch durch die Erfolge des Einen oder des Andern; so wie sie damals eng verbunden waren, um sich kräftiger dem Mißgeschick entgegenstämmen zu können, so sind sie stets getreulich neben einander in den Strahlen der Glückssonne fortgeschritten.

Beide waren in derselben Stadt geboren, unter dem milden Himmel des Südens. Ihre Eltern — und dieß ist wieder ein Lob, das ich ihnen ertheile — gehörten zu der ärmsten und untersten Klasse der Gesellschaft. Ohne Zweifel erinnern sich wohl die Einwohner der schönen Stadt Aix in der Provence, öfters auf der Schwelle eines bescheidenen Hauses die blonden und braunen Köpfe zweier Knaben bemerkt zu haben, die hierauf mit einander in die Schule gingen, groß wurden, und gewiß wohl verdiente Preise erhielten, da weder Rang noch Name diese zu ihren Gunsten Andern entwanden. Die beiden Schüler studirten die Rechte, wurden an demselben Tage Advokaten, concurrirten zugleich um den Preis der Beredsamkeit, den Einer von ihnen erhielt, ohne daß der Andere darüber neidisch wurde, und da sie Beide sich als Waisen betrachten konnten, indem sie des Beispiels, der heilsamen Rathschläge und der fürsorgenden Stütze entbehrten, welche Andere von ihren Eltern empfangen, so empfahlen sie sich der alten und friedlichen Stadt Aix, so wie ihrer Nachbarin, dem reichen Marseille, und flohen ihre angeborene Armuth, um in Paris ein Glück aufzusuchen, das sie in der That nicht lange warten ließ.

Es war zu der Zeit, wo die Restauration im vollen Glanze und in ganzer Kraft sich befand. Die liberale Partei hatte jedoch auch keine kleine Macht aufzuweisen. Benjamin Constant, Casimir Perier, der General Foy, Sebastiani, Laffitte und so viele Andere noch waren ihre Organe auf der Tribune. Der Kampf war zum höchsten Grade der Heftigkeit gediehen. Alle alten Interessen, alle neuen Anmaßungen waren entfesselt, und hatten einen Kampf begonnen, der für einen der beiden Theile tödtlich werden mußte. Die Wahl der neuen Ankömmlinge war in diesem Getümmel bald gemacht; als junge Leute, arbeitsam und ohne Namen, von thätigem und durchdringendem Geiste, wußten sie bald, wohin sie sich zu wenden hatten. Sie klopften an die Thür Manuels, ihres Landsmannes, und ihm hatten sie es zu danken, daß sie förmlich in die liberalen Reihen installirt wurden, wo ein unläugbares Talent ihnen einen schönen Platz anwies.

Manuel war so eben aus der Kammer gestoßen worden, und deßhalb nur desto mächtiger. Die beiden Freunde sahen sich, von

Deputationen umgeben, neben einem Tische, der mit Glückwünschungs-Adressen und mit Kränzen belegt war. Obgleich Manuel ein kalter trockener Mann war, nahm er sie doch huldvoll auf, und dieses Wort wird nicht übertrieben erscheinen, wenn man die hohe und triumphirende Stellung bedenkt, worin er sich damals befand. Durch Manuel's Empfehlung wurden die beiden Freunde in den Salon Laffitte's eingeführt, wo sich die einflußreichsten Mitglieder der linken Seite und die vornehmsten Redakteurs der Oppositionsblätter einfanden. Hier wurde Herr Thiers, der Keckste von Beiden, durch seine Gesprächigkeit und südliche Lebendigkeit bemerkt. Sein kleiner Wuchs, der gemeine Ausdruck seiner Gesichtszüge, welche durch eine große Brille halb verdeckt wurden, die eigenthümliche Betonung seiner Rede, die aus seiner Unterhaltung eine Art von Psalmodie von ganz neuer Wirkung schuf, das immerwährende Springen, dem er sich überließ, das befremdliche Hinaufziehen seiner Schultern, ein vollkommener Mangel aller Lebensart, der selbst in dem gemischten Gewirre auffiel, welches die Salons des Herrn Laffitte überfüllte, Alles dieß trug dazu bei, aus Thiers ein absonderliches Wesen zu schaffen, welches gleich anfänglich die Aufmerksamkeit auf sich zog. So wie er dieß einmal gewonnen hatte, wußte er es sich wohl zu erhalten, denn nichts war ihm fremd, weder die Finanzen, noch der Krieg, noch die Verwaltung, und er discutirte über alle diese Gegenstände so ziemlich genau und geistreich, um Bankiers, vormalige Angestellte des Kaiserreichs und Generale für sich einzunehmen, mit denen Allen er sich ohne viele Umstände einließ. — Auch war er schon einige Monate nach seiner Ankunft in Paris der beständige Gast Laffitte's; ebenso war sein Platz an der Tafel des Baron Louis markirt, der stets einen großen Einfluß in der politischen Welt ausgeübt hat. Mignet, der Freund des Herrn Thiers, war indessen einer der Redakteurs des Courrier français geworden, an dem unter Andern Benjamin Constant und Keratry mitarbeiteten; Thiers selbst nahm Theil an der Redaktion des Constitutionnel.

Das Talent und Feuer des jungen Schriftstellers, die Neuheit seiner Ansichten gaben ihm hier bald eine gewisse Uebermacht vor seinen Mitarbeitern, die alle älter waren, als er. Man hörte ihn schon mit einer gewissen Achtung an, als die große Frage der Septennalität die Auflösung der Kammer herbeiführte. Die Wahlen von 1824 wurden das Signal einer Menge von ungleichen Meinungen, welche in Dem, was man die legale Opposition nannte, keimten, die aber bei dieser Gelegenheit losbrachen. Das Resultat des Krieges in Spanien hatte den Oppositionsblättern und namentlich dem Constitutionnel eine Dementie gegeben, weil Herr Thiers und seine Freunde

furchtbare Unfälle unserer Armee vorhersagten, die in dieser Expedition engagirt war. Villèle benützte diesen Augenblick seines Triumphes und die Verwirrung der liberalen Partei, um schnell seine Gegner vor die Wahl-Collegen zu berufen. Die Oppositions-Journale waren einen Augenblick durch diese Maßregel stutzig gemacht, und sie theilten sich in zwei Fractionen der Partei, von denen die eine die Bewerbung Manuel's zurückweisen wollte, um ihn durch Benjamin Constant zu ersetzen. Zufolge der Mitglieder jener Versammlung, die sich bei Delaborde bildete, hatten Manuel und Gregoire durch ihre unüberlegten und kühnen Reden die Opposition compromittirt; sie hatten das nicht mehr auszugleichende Unrecht begangen, das laut in der Kammer gesagt zu haben, was ihre ganze Partei im Grunde der Seele verschloß, weil die Zeit zum Reden noch nicht gekommen war. Die revolutionären Leidenschaften Manuel's stimmten schlecht, wie man behauptete, mit den Prinzipien der constitutionellen Monarchie und der forschreitenden Freiheit, wie sie die Partei auf ihre Fahne gestickt hatte, und man beschloß, den volksthümlichen Götzen zu stürzen, der noch mit allen goldenen und silbernen Kronen geschmückt war, welche ihm die patriotische Ergebenheit der Departements votirt hatte. Hier war es zum ersten Mal, daß Herr Thiers in Verlegenheit gerieth zwischen seinen politischen Sentiments und der Dankbarkeit für seinen Beschützer, für den Patron, der eine hülfreiche Hand dem armen Advokaten aus der Provence hingereicht hatte, als er ohne Schutz und Stütze in Paris herumirrte. Aber der Constitutionnel, der allmächtig war, und Herr Thiers, der nicht ohne Macht bei dem Constitutionnel war, hielten vor Allem auf Prinzipien. Die Prinzipien siegten mithin über die Sentiments, und Manuel wurde nicht erwählt.

Mit diesen Männern lebend und diese Dinge in der Nähe betrachtend, begann Thiers mit Eifer an seiner Geschichte der Revolution zu arbeiten. Mignet, sein Freund, fing zu derselben Zeit auch eine Geschichte der Revolution zu schreiben an. Jeden Abend theilten sie sich ihre Arbeit mit. Die des Herrn Thiers wurde ungeheuer. Er hatte von Jugend auf mit Bewunderung den Namen Napoleon gehört; er hatte als Kind zwei bis drei Generationen zu jenen großen Armeen abmarschiren sehen, die nie zurückgekommen sind; sein Geist schwang sich auf bei dem Gerücht von Siegen, die in seiner Nähe erkämpft wurden, und wie alle lebhaften und heißen Seelen war er von Bewunderung für den Helden seiner Zeit ergriffen.

Mit diesem Gefühl begann er seine Geschichte zu schreiben, aber noch ein anderes, eine viel regere Leidenschaft beherrschte den jungen Schriftsteller; es war die Neugierde. — Thiers ist kein Philosoph;

er ist weder systematisch noch enthusiastisch in seiner Geschichte; seine ersten literarischen Verbindungen lassen ihn zum achtzehnten Jahrhundert hinneigen; seine Studien leiten ihn zur klassischen Kunst hin; seine Bewunderung richtet sich vorzugsweise auf Bonaparte und Voltaire; vor Allem aber bleibt Thiers ein Neugieriger, ein Mensch, den es nach neuen Schauspielen gelüstet, dem Alles gefällt, der Allem nachforscht, der in die Hände klatscht bei den Generalstaaten, bei der National-Versammlung, bei der Constituirenden, ja selbst bei dem Convent! Und dennoch liebt er das Direktorium, sobald das Direktorium da ist, weil dieß eine neue Welt für ihn ist, Menschen, die er noch nicht gesehen hat; weil es hier für ihn Bekanntschaften zu machen gibt. Man sieht, daß er auch der Freund des Consulats und des Kaiserthums geworden wäre, sobald er ihre Geschichte geschrieben hätte. Alle Lebenden haben recht bei ihm; es gibt nur ein Unrecht in seinen Augen, das ist, todt zu seyn. Thiers hält nicht inne, wie Mignet, um die Ursachen der großen Katastrophen zu untersuchen; er hat mit den Resultaten genug zu thun. Wie viel hat er zu lernen und zu sehen und zu erzählen, sobald er es erst selbst einmal weiß. Thiers ist unerschöpflich, wenn er sich an einem Gegenstand anklammert. Bald mußte er von den Lieferanten aus jener Zeit wissen, wie die Verpflegung der Truppen bewerkstelligt wurde, wie viel Rationen Fourage, wie viel Geld und wie viel Schuh und Stiefel jener Feldzug gekostet hat; er brachte Tage lang zu, um die alten Diplomaten der Revolution geduldig anzuhören, und er schluckte ganze Fluthen von schaalen Worten hinunter, um einiges Licht in den Negociationen Deutschlands und der Vendée zu erlangen. Um Cambons Finanzsystem kennen zu lernen, klopfte er an zwanzig Thüren mit einer Wißbegierde, die nicht zu ermüden war; einmal sogar war er nahe daran, dem General Jomini nach Petersburg nachzureisen, weil man ihm gesagt hatte, daß er allein im Stande sey, ihm die Plane des ersten italienischen Feldzugs zu erklären. Zum Glück kam der General in Paris an, als Herr Thiers eben seinen Vorrath an Militärkarten und Pelzwerk eingekauft hatte.

Zu jener Zeit versuchte Herr Thiers Alles im wirklichen Leben, wie in der Geschichte. Kaum hatte er einen Begriff von einigem Wohlstande, als er schon nach den Genüssen des Luxus unter allen Formen strebte, jedoch mit großer Unerfahrenheit und einer Ungeschicklichkeit, welche die Lacher auf seine Kosten unterhielt. Er beachtete nicht, daß seine kleine Gestalt und die Schwachheit seines Temperaments ihm immerwährend Hindernisse in den Weg schoben bei den neuen Unternehmungen, die er sich auferlegte; man sah ihn gegen dieß

Mißgeschick mit einer männlichen Standhaftigkeit kämpfen, und er sagte mit Horaz zu seinen besser eingeübten Gefährten: „Rapiamus, amici, occasionem de die dumque virent genua!“ Oftmals schwur er, wenn er vom Tisch aufstand oder nach einer geräuschvollen Abendgesellschaft, sich wieder dem ernsten und arbeitsamen Leben ergeben zu wollen; dann wieder, wenn sein Pferd ihn abgeworfen hatte, gab er sich das Wort, nie mehr auf die Geschicklichkeit eines Centauren Anspruch zu machen, war aber der Kopf wieder frei und der Körper wieder geheilt, so fing Herr Thiers auch wieder von vorn an und zwar mit derselben Anstrengung, wie vorher. Diese leidenschaftliche Begierde, durch gute Studien unterstützt und mit einer seltenen Intelligenz versehen, schuf aus Herrn Thiers den Mann und Schriftsteller, wie wir ihn kennen. Damit erhielt er sich während der langsamen Geburt seiner bändereichen Geschichte, wobei er auch noch Zeit fand, Kunstartikel zu liefern, die zwar nur mittelmäßig sind, aber doch mühsame Forschungen zu erkennen geben; seine immer offenen Augen, sein aufgeweckter und beobachtender Geist hatten stets Nahrung vonnöthen.

Es ist eine Klippe für arme Menschen von dunkler Herkunft, welche auf den Grund ihrer geistigen Ueberlegenheit von der Gesellschaft, die sie verstieß, alle jene Vortheile begehren, deren sie die Niedrigkeit ihrer Geburt beraubt hatte.

Die Gesellschaft ist nur zu willig, taub bei diesen Bitten zu bleiben, und sich gegen solche Anmaßungen aufzulehnen. Sie stößt sie gewöhnlich gleich zurück, aber wenn diese Verachtung einen stolzen Charakter trifft, eine Seele von zarter und tiefer Empfindung, so folgt oftmals ein schrecklicher Kampf zwischen der Gesellschaft und dem Menschen, den sie entfernt; zwischen der Gesellschaft, die ewig währt, und dem Menschen, der morgen endet, wenn es nämlich nicht Cromwell, Mirabeau oder Napoleon ist; und dann unterliegt nur die Gesellschaft, um in anderer Gestalt wieder zu erstehen und andere Prätendenten zurückzuschlagen, die weniger glücklich oder weniger geschickt sind. Herr Thiers, der es unbezweifelt nicht leiden wird, daß ich ihn den Männern vergleiche, die ich so eben genannt habe, selbst wenn ich so thöricht seyn sollte, war bei seinem Auftreten einer jener Geister ohne Laune, aber auch ohne Groll, die nicht mit Keulenschlägen die Pforten der Gesellschaft stürmen wollen, sondern die es versuchen, sie geschickt zu öffnen. Als das Alter für ihn gekommen war, sich einen Platz in der gesellschaftlichen Ordnung zu suchen, betrachtete er sich nicht wie in einem Duell auf Tod und Leben engagirt, worin er oder die Gesellschaft bleiben müsse. Er wollte zwar die Gewalt ein wenig erschrecken, aber sie nicht zu sehr in Angst setzen, und daran dachte er

angelegentlich, als er die Feder ergriff. Schon auf der ersten Seite seines Buches verspricht er, allen Haß abzulegen, und ich muß ihm das Zeugniß geben, daß er nicht haßte.

* *
*

Während Herr Thiers die Uneigennützigkeit und Armuth Robespierre's bis zu den Wolken erhob, fing das Glück an, sich ihm zu nähern. Herr Thiers brachte sein Leben in den beiden opulentesten Häusern von Paris zu: bei dem Baron Louis und bei Herrn Laffitte. Der Umgang mit diesen Männern war eine Quelle von Reichthum und Kredit, und oft hatte Herr Laffitte Herrn Thiers angetragen, ihm jene soliden Beweise seiner Freundschaft zu geben, die er mit einer Leichtigkeit um sich verbreitete, die er oft bitter bereuen mußte; aber das Glück sollte Herrn Thiers nicht von dieser Seite kommen. Er hatte, ich weiß nicht wo, einen armen, unbekannten deutschen Buchhändler, Namens Schubart, begegnet, der für einen Gelehrten galt, der aber in der That nur die Titel einer Menge französischer und fremder Bücher kannte, was auch gerade genug für einen Buchhändler ist. Dieser Mann hing sich mit einem seltenen Eifer an die Person des Herrn Thiers; er wurde sein Wirth, sein Intendant, sein Sekretär; er suchte Dokumente für ihn auf, verschaffte ihm einen Verleger zu seinem Werke, miethete eine angemessenere Wohnung für ihn und den Freund seiner Jugend, und verließ ihn keinen Augenblick mehr. Dieser dienstfertige und unterwürfige Freund sprach oft mit Thiers voll Enthusiasmus von dem Buchhändler Cotta, dem Eigenthümer der Augsburger Zeitung, einem wahrhaft merkwürdigen Mann, der durch eine rühmliche Industrie ein ungeheures Vermögen erworben hatte, von dem er den edelsten Gebrauch machte; er war aus einem Buchhändler ein großer Herr geworden, und als solcher von der ausschließlichsten und stolzesten Aristokratie Europa's anerkannt, der durch seine Augsburger Zeitung der Vertraute aller Regierungen geworden war, der Traktate zwischen Nord- und Süddeutschland unterzeichnete, und von dem das Gedeihen des Handels in seinem Vaterlande abhing; endlich ein Mann, der in engen Beziehungen zu großen Fürsten wie zu den großen Männern seines Zeitalters stand. Um jene Zeit wurde eine Actie des Constitutionnel vacant, und Schubart lud Herrn Thiers ein, sich in ihren Besitz zu setzen, wobei er ihm die Unterstützung des Baron Cotta versprach. Er reiste nach Stuttgart und kehrte bald zurück. Cotta willigte darein, das nöthige Geld zum Ankaufe herzugeben, und die Hälfte des Einkommens Herrn Thiers abzutreten,

der sich verbindlich machte, einen kleinen Theil davon, Herrn Cauchois-Lemaire zu überlassen. Der Vertrag blieb geheim und Herr Thiers genoß nun in der Welt des großen und bedeutenden Ansehens, welches ihm der Titel eines Miteigenthümers des Constitutionnel verschaffte. Man hielt übrigens Herrn Laffitte für den großmüthigen Urheber von diesem Allem, und er war in der That dessen fähig. Schubart wurde desto weniger als betheiligt in der Sache angesehen, da der Stand seiner Angelegenheiten mit jedem Tage schlechter wurde, während die der beiden jungen Schriftsteller in demselben Maaße sich günstiger gestalteten. Diese Progression war so beständig und so anhaltend von beiden Seiten, daß ich im vorigen Sommer, als Herr Thiers schon lange auf dem Gipfel der Größe und des Reichthums war, an einem heißen Tage am Ufer des Rheins auf der Straße nach Cöln einen armen Mann sah, den Kummer und Hülflosigkeit um seinen Verstand gebracht hatten. Man führte ihn traurig nach seinem Geburtsort zu seiner Familie zurück. Dieser Mann, der mich mit verwirrten Augen, ohne mich wieder zu erkennen, anblickte, obgleich ich ihn so oft bei Herrn Thiers gesehen hatte, war Schubart, der demüthigste und ergebenste, so wie der vergessenste der Freunde.

Aber schon genügte der Constitutionnel Herrn Thiers nicht mehr, der wohl merkte, daß es sich bald um einen andern Kampf, als mit den Pfarrern und ihren Stellvertretern im Kirchspiel handeln würde, und daß es mächtigere und lautere Worte bedürfe, als der gewöhnliche Text dieses alten Jesuitenfeindes enthielt. Ein anderer Buchhändler, schimmernder, jünger, aber auch eigennütziger als der alte Schubart, Namens Sautelet, erwärmte Herrn Thiers durch den Gedanken, ein neues politisches Journal zu begründen. Die ganze unterrichtete und liberale Jugend, die der exclusive und stets zurückbleibende Geist des Constitutionnel von sich stieß und der enge Pedantismus des Globe entfernt hielt, zollte dieser Idee ihren Beifall, und setzte sich in Bewegung, sie zu beleben. So wie man den Ankauf der Actie des Constitutionnel für Herrn Thiers auf die Rechnung Laffitte's gesetzt hatte, so zweifelte man auch nicht daran, daß er einer der Haupt-Actionnäre des neuen Journals werden würde. Als geheime Actionnärs nannte man Herrn von Talleyrand, einige einflußreiche Pairs der linken Seite und einen Prinzen, dem der National in der That wichtige Dienste geleistet hat, obgleich er eben so wenig zu seiner Gründung beigetragen, als der Herzog von Dalberg und der Fürst von Talleyrand. Herr Laffitte kaufte eine halbe Actie, die er sich jedoch bald, wie ich glaube, vom Halse schaffte. Cotta war es allein, der Herrn Thiers in dieser Angelegenheit half; und alle Gerüchte, die im Umlauf waren,

vereinigten sich darin, dem neuen Journal eine große Wichtigkeit zu ertheilen.

Der Name des Herrn von Talleyrand präsentirt sich hier zum ersten Mal in diesen flüchtigen und unvollständigen Studien, über den politischen Charakter und die Werke des Herrn Thiers. Man kann wohl denken, daß seit lange schon der Name und der Ruf des Herrn von Talleyrand den Geist des Herrn Thiers frappirten. Es war jedoch eine große Pein für ihn, den Mann nicht von Angesicht zu kennen, der drei Regierungen geschaffen hatte, und nachdem er zwei abgesetzt, sich anzuschicken schien, es mit der dritten ebenso zu machen; der Mann, der es gewagt hatte, mit Napoleon zu brechen und ihm Stand zu halten; der Mann, der mächtig genug war, ein zweites Mal Europa gegen ihn aufzuregen, und der über dieses Europa eine Macht behalten hatte, deren Anwendung er sich noch für die Folge vorbehielt! Welche Lockung war es für Herrn Thiers, die Hoffnung zu hegen, Herrn Talleyrand das letzte Wort zu entreißen, welches er keinem Menschen gesagt, und das er damals noch wie eine Drohung im Hinterhalt hatte, wie eine Drohung gegen die Restauration. Aber das Haus des Herrn von Talleyrand öffnet sich nicht für einen Jeden, und Herr Thiers war „ein Jeder“ noch zu jener Zeit. Laffitte war es, welcher Thiers zu Talleyrand führte. Der Fürst empfing ihn in jenem finstern und traurigen, etwas verwitterten grünen Salon, wo er nach und nach seit dreißig Jahren alle Kaiser und Könige empfangen hatte, alle europäischen Fürsten, alle vorübergeschwundenen und gegenwärtigen Minister, alle Männer von Talent und Fähigkeit, alle ausgezeichneten Geister der ganzen Welt. Auf einem jener zerrissenen Armsessel, auf den Herr Thiers sich setzte, saß der Kaiser Alexander, um die ersten Worte zu hören, die ihm zu Gunsten der Bourbons gesagt wurden; hier war die provisorische Regierung geschaffen worden; hier hatte man von der heiligen Allianz die Concession zu Gunsten Frankreichs erhalten, und hier sollte sich später auch die Allianz zwischen England und Frankreich entscheiden. Herr Thiers sprach damals von einer Allianz mit Rußland, aber Talleyrand brachte ihn später von dieser Idee ab, wie von so mancher andern.

So war Herr Thiers nun frei und konnte in Zukunft seine unverholene Meinung sagen, nicht mehr gehemmt durch die Schranken des Constitutionnel, Herr, seinen eigenen Gang zu gehen, und die Stimme von dieser neuen Tribune zu erheben, die er selbst erbaut hatte. Thiers rannte mit der Hitze eines jungen Rosses, wenn es vor sich die Schranken fallen sieht, die sich seinem ungeduldigen Fuß entgegen stellen. Die lange Drohung Karls X. wurde erfüllt.

Polignac beherrschte Frankreich, und jeden Tag verkündeten es seine Journale, daß der Augenblick erschienen sey, das Königthum zu retten. Der bewundernswerthe Instinkt des Herrn Thiers, der ihm die Einsicht gegeben hatte, daß man sich nicht mit einer alten wurmstichigen Waffe, wie der Constitutionnel, vertrauenvoll in einen so entscheidenden und heftigen Kampf einlassen könne, machte hiernach sogleich seinen Plan. Er fühlte, nach seinen eigenen Ausdrücken, daß man die Macht in die Charte verwickeln müsse, worin sie sich bewegte, sie dann alle Tage mehr verwickeln müsse, bis daß sie darin erstickte, oder sich daraus befreite, gleichviel wie. Von diesem Augenblick an begann er, jeden Tag alle Vortheile der Repräsentativ-Verfassung im schönsten Licht zu zeigen; zu beweisen, daß die Charte von 1814, wo das Land noch nicht alle Freiheit gefunden hatte, die es sich geträumt, dennoch bis auf diesen Tag genügend befunden ward; zu bekämpfen alle Usurpationen der Gewalt und diese zu zwingen, zu dem Punkt ihres Anfangs zurückzukehren, nachdem es ihm gelungen seyn würde, sich einiger öffentlichen Freiheiten zu bemächtigen. — Die Zeit, die jeden Tag neues Licht brachte, lehrte besser unsere Institutionen würdigen; es galt, sich einzig an diese Institutionen zu halten, welche damals durch das Ministerium gefährdet waren. Diese Gesetze, sagte er jeden Morgen auf tausendfache Weise, diese Gesetze bildeten die freieste und ruhigste Regierung, die kräftigste im größten Gleichgewichte. Welch' andere Gesetze konnten besser einem Lande, wie Frankreich, förderlich seyn? Wir hatten einen erblichen König, unverletzlich, den Depositär der Regierung, verbunden, die Ausübung verantwortlichen Ministern zu überlassen, die für ihn Frieden machen, Krieg erklären und das öffentliche Vermögen verwalten müssen; ein König, der über dem Hasse schwebt, in einer höhern Region, wo nur die Liebe der Unterthanen hindringt, wenn Alles gut geht, und das Stillschweigen, wenn Alles schlecht geht. Dieser König, der nicht so machtlos war, als man behaupten wollte, denn, indem er seine Minister ernannte, hatte er die Macht, seine Gefühle zu manifestiren, seinen Willen zu bethätigen und selbst dem öffentlichen Wunsch entgegen zu wirken, wie es damals der Fall war; war ein solcher König ein wirklicher König? Dieser gesellschaftliche Organismus, war er nicht ein wirkliches Königthum, ohne dessen Mißbräuche und eine wirkliche Republik ohne ihre Stürme; eine Republik mit ihren Bewegungen, ihren Leidenschaften, ihrer glänzenden Beredsamkeit, ihren Erhebungen und schnellen Stürzen, nur Alles dieß in schöneren Formen; eine Republik, wo die Cäsare sich Chatam, Pitt, Canning nannten, wo sie nicht an der Spitze der Armeen, sondern an der Spitze der Majorität erschienen,

wo man sie nicht erdolchte, sondern sie in die Pairskammer schickte; eine Republik, wo das Genie sich erhob, ohne zu usurpiren, ohne zu sterben, ohne den Staat umzuwälzen; eine Monarchie, wo die Wahrheit durchdrang, wo das menschliche Herz bewegt und befriedigt wurde, und wo dennoch die Ordnung herrschte.

Indem er sich so an eine Monarchie, wie die Bourbons sie versprochen hatten, wandte, und dabei ihre unzähligen Vortheile geltend machte, zählte und schärfte Herr Thiers auch täglich die Waffen, welche die Charte ihren Vertheidigern darbot, gegen Diejenigen, die sie zu zerstören beabsichtigten. Zuerst die Tribune, dann die Presse, dann die Wahlkollegien, dann die legale Widersetzlichkeit, die Verweigerung des Budgets, endlich die Verweigerung der Abgabe; Herr Thiers sprach es in ziemlich klaren Worten aus: Emeute, Insurrektion, Krieg! Zu gleicher Zeit schlug Thiers unaufhörlich alle Handlungen der Regierung. So viel als es ihm möglich war, erhob er derselben überall Hindernisse. Man kann sich von der Heftigkeit und Wuth seiner Angriffe keinen Begriff machen, die sich auf Alles ohne Unterschied richteten. Zu den Vortheilen der Monarchie hatte Thiers die Unverletzlichkeit des Monarchen gezählt; aber wenn es ihm Ernst wurde, so enthielt er sich keineswegs der Drohungen und Deklamationen gegen die Macht Karls X. Heute drückt Thiers seine ganze Verachtung gegen die Presse aus, wenn sie es versucht, durch Insinuationen das Ministerium zu theilen; aber er selbst hatte damals keine andere Taktik, denn er suchte unaufhörlich Herrn von Polignac von seinen Collegen zu entfernen. Thiers ereifert sich heute heftig gegen die Schriftsteller, die es wagen, zu argwöhnen, daß die Minister Projecte gegen die Charte meditiren; aber Polignac hat aus eigener Macht keinen einzigen Staatsgefangenen in Freiheit gesetzt, er hatte Paris nicht in Belagerungszustand erklärt, er hatte weder das Gesetz der Jury, noch das Gesetz der Presse verändert, als Herr Thiers ihn öffentlich anklagte, er habe im Sinne, die Constitution umzustoßen, und das Land aufrief, seine Waffen zu putzen und sich zum Aufstande bereit zu halten. Sicherlich that Herr Thiers wohl daran, als er so schrieb; es war sein Recht, und er benützte es ausgedehnt; aber das Recht, welches er übte, war einer jener Vortheile der Repräsentativ-Regierung, die er so oft gerühmt hat. Niemand dachte daran, ihn wie einen gallsüchtigen Zeitungsschreiber oder elenden Journalisten zu behandeln, als er die Mission erfüllte, welcher er sich freiwillig ergeben hatte, und die er mit eben so großem Talent, als mit ausgesuchter Grausamkeit, mit Unverschämtheit, mit persönlicher Feindseligkeit und kühnem Muthe vollzog.

Der junge Schriftsteller war damals sehr anmaßend gegen die Macht, die in Frankreich regierte. Man hätte die Welt in Feuer setzen müssen, um ihn zufrieden zu stellen. Polignac, man weiß es, neigte zu England, und ein Bündniß mit diesem Staate wäre eine Garantie für Frankreich gewesen gegen den Despotismus des Ministeriums Polignac. Solch' ein Gedanke konnte dem erleuchteten Verstande des Herrn Thiers nicht entgehen, dem übrigens noch Talleyrand ohne Zweifel alle Vortheile der englischen Allianz in's rechte Licht gesetzt hatte. Immerhin! aber man mußte auf Polignac losschlagen, und Thiers rief nun aus: „die Welt ist müde dieses Despotismus. Von den Gipfeln Gibraltar's, Malta's, des Kaps der guten Hoffnung erstreckt sich eine weite Tyrannei über alle Meere; man muß ihr ein Ziel setzen.“ Bald bekämpfte er die Candidatur des Prinzen Leopold auf den Thron von Griechenland. Er bemühte sich, zu beweisen, daß diese Wahl den Schlußstein zur Unterjochung des Mittelmeers abgeben würde, wo wir bald England bekämpfen müßten. Er beweist unaufhörlich, daß ein Bündniß mit England schädlich sey. Er spottet des Ministeriums, das sich die Mühe gibt, das Mittelmeer den Russen zu versperren, um es den Engländern zu lassen, und er führt Bonaparte an, welcher mit Recht sagte, daß das Mittelmeer ein französischer See sey. Thiers, der heute Theil eines Ministeriums bildet, welches auf dem Princip der englischen Allianz gegründet ist, bildete damals eine systematische Opposition gegen jene, die Polignac die Worte auspreßten: „La legalité nous tue!“ und ihn zwang, unter den Schlägen dieser Legalität den Geist aufzugeben, die von seinen Nachfolgern heute auch so drückend empfunden wird.

Diese Opposition des Herrn Thiers verfolgte das Ministerium auf allen Punkten der Erde. Wollte man Griechenland wieder herstellen, so schrie Herr Thiers, daß man Frankreich eine elende Rolle spielen lasse. Frankreich hatte Griechenland gerettet; es hatte eine Armee hingeschickt, es hatte die Sieger gezwungen, es zu räumen, es hatte seine zertrümmerten Städte wieder aufgebaut, seine zerstreuten Einwohner wieder vereinigt, seine Regierung wieder eingesetzt und besoldet, und 80 Millionen hiefür ausgegeben. Als der Augenblick gekommen war, die Früchte seiner Intervention zu genießen, einen Monarchen seiner Wahl dem Lande zu geben, sah es Griechenland dem Prinzen von Coburg überantwortet, einem Geschöpfe Englands. Es gibt keine Ausdrücke, um die Verachtung zu schildern, die Herrn Thiers das einflößte, was er die tiefe Unfähigkeit und die unwürdige Unterwerfung der französischen Regierung benannte. Später votirte Herr Thiers als Minister im Conseil für die Subsidien des Königs Otto!

Die Expedition nach Algier wird vorbereitet. Dieß war ein schöner, ein großer, ein edler Krieg! Thiers, der immer einen so warmen Enthusiasmus für große Thaten der Nation gezeigt hat, hätte hier eine patriotische Freude an den Tag legen müssen, als er diese Flotte, diese Armee sah, welche das Mittelmeer durchschiffen sollte, dessen Unabhängigkeit er so lebhaft wünschte. Zuerst wendet sich aber Thiers an die Kammern. Man weiß wohl, sagt er, daß Sie nicht 25,000 Franzosen, Schiffe und Millionen Herrn Polignac anvertrauen würden, selbst wenn es gälte, Frankreichs Ehre zu retten. Als er sah, daß der Haß gegen Polignac nicht den Sieg in den Kammern über die Liebe zum Vaterlande davon trägt, und daß der Minister seine Schiffe und seine Soldaten erhält, so schlägt Thiers einen andern Weg ein. Er wirft sich mit festem Entschluß auf die Seecharten und Reisebeschreibungen, nimmt nur Notiz von Klippen, Felsen und Brandungen, liest nur die Berichte von den unglücklichen Schicksalen früherer Expeditionen, und beschäftigt sich mit den übertriebensten Beschreibungen von dem Elende, das die Europäer in Afrika erwartet. Zittert, kühne Seeleute! zittert, Soldaten Napoleons! und Ihr, Kinder jener Soldaten, die in Egypten kämpften, auf den Alpen, auf Rußlands Eisfeldern, in den Engpässen Spaniens und in den Sümpfen Hollands, Ihr sollt das Mittelmeer durchschiffen und einen Platz erobern, vor dem Carl V. scheiterte! Zittert und vernehmt, indem Ihr die Artikel des Herrn Thiers lest, der ein erfahrener General ist, welche Schwierigkeiten diese Campagne hat. — Zuerst wird man landen müssen, eine schwierige Sache; — hierauf wird man sich verschanzen müssen, sowohl nach der Seite des Platzes, als nach außen; — man wird beständig im Rücken eine Cavallerie schwärmen sehen, zwar nicht furchtbar »mais des plus gênantes!« — Man wird Alles tragen müssen; Feldartillerie, Belagerungs-Geschütz, Pallisaden u. s. w. — Endlich wird man außer der Fourage für die Pferde auch die Lebensmittel für die Armee haben müssen, und diese Beschwerlichkeit ist ungeheuer. — Hiezu kommt noch, daß die Küste von Afrika flach ist, von den Wellen bespült und für große Schiffe nicht zugänglich; dieß aber gibt nur einen schwachen Begriff von den Schwierigkeiten, welche Thiers aufhäufte vor dem einzigen nationalen Act, den das Ministerium vollführte, dessen unversöhnlicher Feind er mit vollem Rechte geworden war.

Man wirbt Matrosen in Havre; Thiers widersetzt sich auch diesem Unternehmen. »La coupable folie« des Expeditions-Projects ist ihm hiebei einleuchtender, als je. Er beklagt von ganzem Herzen diese unglücklichen Matrosen von Kauffahrteifahrern, die gezwungen werden, sich auf Kriegsschiffe zu begeben, und hier nur 24 Franken monatlich

erhalten werden, statt der 60, die sie von ihren Rhedern bekamen. Es fehlte nicht viel, daß er sie zur Widersetzlichkeit aufrief gegen diese „espèce de tyrannie“, die fortwährend auf ihnen lastet. So nannte er die See-Inscription! dieses schöne Institut, welche den See-Soldaten ihre Zukunft sichert, eine espèce de tyrannie! Thiers wird gut thun, niemals See-Minister zu werden.

Indessen verursacht „die unsinnige Expedition“ Herrn Thiers schlaflose Nächte. Er untersucht nach der Reihe die Küsten von Afrika; es scheint ihm unmöglich, daß wir jemals an diesem feindlichen Gestade landen werden, und wenn wir landen sollten, daß wir uns dort halten können. Bonaparte hat zwar gesagt, daß das Mittelmeer ein französischer See sey (Thiers liebt diese Anführung); werden uns aber die Mächte erlauben, Algier zu behalten? Thiers glaubt es nicht; denn die Welt, sagt er, ist nicht bereit, das Protokoll von Wien zu zerreißen. Uebrigens werden die Türken nach Afrika zurückkommen. Die Seeräuberei wird trotz dem fortgesetzt werden; und statt einer organisirten, regelmäßigen, von einer Regierung geleiteten Seeräuberei (Thiers würde, wenn er es wagte, zugesetzt haben: einer ehrbaren und väterlichen Seeräuberei, wie die des Deys von Algier), werden wir eine isolirte Seeräuberei haben, die viel mehr zu fürchten seyn wird. Die Expedition wird 200 Millionen kosten; wenn Ihr zu viel Geld habt, so vollendet Cherbourg, setzet unsere festen Plätze in den furchtbarsten Zustand, befestigt Lyon und Paris, die Hauptpunkte Frankreichs im Fall eines Krieges, gebraucht Eure Millionen, wie Ihr es für gut haltet, aber hütet Euch vor Algier. Werdet Ihr glücklicher seyn, wie Carl V., der dort eine Armee und eine Flotte verlor; wie Buckingham, wie Blake, welche dort ohne Erfolg siegten; wie Duquesne, der es verlassen mußte nach einem erbärmlichen Bombardement, oder wie Lord Exmouth, dem es zwar gelungen ist, die barbarische Flagge zu beugen, der aber auch den Algierern gelehrt hat, den Punkt zu vertheidigen und zu befestigen, auf welchem er ihre Stadt in die Enge trieb. Nach dieser Folgereihe von entsetzlichen Prophezeihungen spricht Thiers der Expedition dieses Urtheil: wenn sie nicht bei dem Angriffe bleibt, so wird sie sicher nicht den Gefahren der Rückreise entgehen; ein furchtbarer Schluß, der sich auf einen Monat arbeitsamer Studien gründete. Das Andere kennt man. Die Flotte ging Herrn Thiers zum Trotz unter Segel; die französischen Soldaten lasen nicht seine Artikel, und nahmen Algier ein, wo sie sich, ungeachtet seiner entmuthigenden Vorhersagungen, hielten, welche um so schuldiger waren, da Herr Thiers während der Einschiffung und Abreise der Truppen, das heißt, da jede Rückkehr unmöglich war, verkündigte,

daß England sich der Expedition widersetzen würde, und daß Rußland gegen uns im Mittelmeer Partei ergreifen wolle. Endlich mußte er sich doch ergeben, und er antwortete den Kanonensalven, welche ihm die Einnahme von Algier verkündeten, durch einen Artikel, worin er behauptete, daß dieser Sieg nur der Anfang einer Reihe von Mißgeschicken seyn würde! Leider! Warum war Herr Thiers nicht so beharrlich in allen seinen Meinungen?

Die Presse war eine mörderische Waffe in seinen Händen; er hatte aber damit ein Ministerium bekämpft, welches verbrecherische Absichten hegte. Fern sey von mir der Gedanke, die Kraft zu tadeln, womit Herr Thiers seine Opposition führte; aber man sage uns nicht, wie Thiers auf der Tribune gethan, daß die Opposition des National eine gemäßigte gewesen sey, ein Muster von politischer Discussion, wo Vernunft, Rechtlichkeit und das Uebereinkommen stets beobachtet worden seyen, da im Gegentheil diese Polemik exclusiv, absolut, heftig, ja oftmals grob war; da sie in ihrem Hasse nicht fürchtete, das Land zu erschrecken, Muthlosigkeit in's Herz der Armee zu streuen, Familien zu beunruhigen und in Verzweiflung zu stürzen; da die Leidenschaft sie so sehr blendete, um Thatsachen zu läugnen und zu mißkennen, und wenn sie in dem Grade kleinlichen Gehässigkeiten nachgab, um nicht Theil zu nehmen an einer der ehrenvollsten und glorwürdigsten Expeditionen Frankreichs.

Ich liebe Herrn Thiers, wenn er die Gebrechen des Vaterlandes nicht einem Menschen, sondern der ganzen Partei beimißt. Wie ist er dann beredt! Dann ist er das Kind des Volkes, welches seine alte Mutter, die Revolution, vertheidigt, gegen die Verachtung der Adelichen und der Emporkömmlinge. Man verzeihe mir die Vergleichung, aber man könnte ihn für einen jungen und petulanten Gesellen einer Pariser Vorstadt halten, so gemein geistreich wird seine Rede, so viel Muthwillen, so viel lustige und beißende Saillien zeigen sich in seinen Anschuldigungen. Fort ist dann der Geschichtschreiber, fort ist der Staatsmann! Es bleibt nichts als der arme und sorglose Proletarier, der von seiner unabhängigen Stelle alle großen Herren neckt, alle Edelleute ohne Privilegien, alle diese aristokratischen Anmaßungen, welche durch die Revolution auf das Niveau ihrer Niedrigkeit gebracht worden sind. Selbst bis zu den Sprachfehlern findet man Alles in diesen aufrührerischen Apostrophen, und selbst diese geben ihrer Wirkung mehr Kraft. —

„Wir sind Jakobiner," ruft Herr Thiers, „und wir wollen nichts Anderes seyn; wir sind Leute des Volks und Jakobiner mit Mirabeau, mit Barnave, mit Vergniaud, Sieyes, Hoche, Desaix und Napoleon;

auch die Jakobiner sind auf unserer Seite, die mit Bailly starben, und die ihre Gefangenschaft aushielten, wie der Patriot Lafayette in Ollmütz. — Die Jakobiner und die revolutionäre Partei sind für Euch Alle Männer, die seit 1789 bis 1830 ein Bekenntniß der Freiheit geäußert haben: nun wohl! es gereicht uns zum Ruhme, von der Partei dieser Revolution zu seyn. Wir sind ihr Alles schuldig, was wir sind, und nicht allein wir, die wir sie unterstützen, sondern auch unsere Gegner, die sie verläumden und beschimpfen. — Jetzt ist es niederträchtig und undankbar, die Sache der Revolution zu verlassen," fügt Herr Thiers hinzu. „Das regierende Haus verdankt ihr die Unabhängigkeit von der Hofaristokratie, die Möglichkeit zu regieren, welche zu Ende der Regierung Ludwig XV. nicht mehr existirte, und ein Einkommen von mehr als 40 Millionen; der Adel des alten Regimes hat ihr eine neue Existenz durch die Pairschaft zu danken, verjüngte Titel, bezahlte Schulden und eine Million; der Adel des neuen Regimes ist ihr Alles schuldig, von dem Brode, das er ißt, bis zu den Titeln von Herzogen und Prinzen, obgleich Viele dieß zu vergessen scheinen. Die Libellisten, welche sie verläumden, verdanken ihr die Freiheit, die sie gegen sie selbst mißbrauchen; ihre Beschützer verdanken ihr ihre Portefeuilles, denn ohne die Revolution wären weder Corbière, noch Peyronnet, noch Villèle Minister gewesen. Herr von Polignac selbst wäre das nicht, was er heute ist, ohne die Revolution. Die Art von Gunst, die so plötzlich seine ganze Familie überraschte zum großen Erstaunen des Hofes, würde sie wohl hinlänglich gewesen seyn, ihm dort den Platz anzuweisen, wo er sich jetzt befindet?"

Nun erhebt sich Thiers mit flammendem Auge und voll sublimer Wuth vor den Royalisten, und gibt ihnen die Anklagen zurück, die sie selbst geschleudert haben: "wer hat die Revolution unausweichlich herbeigeführt, fragt er, wenn es nicht die Royalisten sind? „Wer hat die Absetzung Necker's und Turgots provocirt? Wer hat am vierzehnten Juli durch strafbare Intriguen, den Aufstand des Volks provocirt? Wer hat am fünften Oktober die Bevölkerung von Paris nach Versailles gehetzt, um sich tumultuarischen Handlungen hinzugeben und den Plan zu machen, den König zu entführen? Wer hat den unglücklichen Favras sterben lassen? Wer hat zu der verhängnißvollen Reise nach Varennes den Rath ertheilt? Wer hat den dringenden Briefen Ludwig XVI. widerstrebt? Wer hat ihn zu der Compromittirung vermocht, das Gesetz gegen die Ausgewanderten nicht zu sanctioniren? Wer hat das berüchtigte Manifest von Braunschweig verfaßt? Wer hat den Sturm vom zehnten August provocirt? Wer waren die Franzosen, die sich mit den Preußen 1792 im Camp de la Lune befanden,

und wer war 1814 mit den Russen vor Montmartre, um auf die französischen Nationalgardisten zu schießen? Wer arretirte und massacrirte die Diligencen in der Vendée? Wer überfüllte die Rhone mit Leichnamen 1795? Wer massacrirte im Fort St. Jean zu Marseille? Wer mordete unsere Soldaten während der Belagerung von Kehl, bezeichnete den Punkt, nach welchem der Feind sein Geschütz richten sollte, und ließ die Franzosen mit Kartätschen zermalmen? Wer besoldete Mörder unter dem Consulat, und ließ die Straßen von Paris in die Luft sprengen? Und 1815, wer mordete da im Süden? Wer meuchelmordete Brune? Wer erschoß Labedoyère, Ney, Mouton-Duvernet? Wer hat Frankreich während zwanzig Jahren beunruhigt, die friedliche Einsetzung seiner Institutionen verhindert, gesucht, die Charte zu zerstören, dann, als dieß unmöglich schien, sie zu verfälschen? Die waren es, welche man Royalisten nennt." — Aber nun bemerke man, wie Herr Thiers mit einem Mal den Sinn der Geschichte ergreift, den er als Historiker verloren hatte, wie scharfsinnig er die Fehler und Verbrechen der Parteien sondert, die ihm entwischten, als er die Geschichte des Convents niederschrieb. Woher dieses Uebermaß von Ruhe, welches so plötzlich jenem Uebermaß von Leidenschaft folgt? Ich übernehme es nicht, dieß zu erklären.

Im weitern Verlauf sucht Herr Thiers dem Gouvernement Polignac's und seinen Collegen gute Rathschläge zu ertheilen. In einem Circular, welches bei Gelegenheit der Wahlen an die Offiziere gerichtet war, hatte Polignac gesagt: „Man kann nicht zu gleicher Zeit dem Gouvernement des Königs und der Opposition dienen; Rechtlichkeit und Pflicht erfordern die Wahl." Thiers bekämpft diese despotische Maxime mit einer großen Autorität im Raisonnement. „Glaubt Herr von Polignac," sagt Thiers, „daß, weil man zur Opposition gehöre, das heißt, weil man ihn für einen erbärmlichen Minister halte, man Frankreich nicht am Rhein vertheidigen könne?" — Auch vertheidigt Thiers die Unabhängigkeit der Beamten und Magistratspersonen. — „Der Einnehmer", sagt er, „der Forstbeamte, der Offizier, die Magistratsperson sind nicht in ihre Aemter eingesetzt, um gerade so zu denken, wie Herr von Polignac oder Herr von Villèle, sondern um getreulich die Abgaben des Staats einzutreiben, mit Einsicht über die Erhaltung der Wälder zu wachen, die Gerechtigkeit streng zu handhaben, die Soldaten zu exerciren und sich tapfer an ihrer Spitze zu schlagen. Ist dieß Alles gethan und gut gethan, so sind sie ihrer Verpflichtung nachgekommen." — Und neulich hat Herr Thiers ohne Untersuchung einen Regierungs-Architekten abgesetzt, der durch schändliche Denunciationen fälschlich angeklagt war, während einer Nacht

einem der aus St. Pelagie Entsprungenen eine Zuflucht in Dieppe gegeben zu haben. Ich muß jedoch zur Rechtfertigung des Herrn Thiers hinzufügen, daß in jenem Artikel, wo er so beredt zu Gunsten der Unabhängigkeit der Einnehmer, Friedensrichter und Flurschützen sprach, er der Architekten nicht erwähnte, welche eine viel gefährlichere Art von Menschen sind, wie man weiß.

Ich will hier noch einen letzten Zug von Herrn Thiers anführen. Den 30. Juni machte das Ministerium eine Depesche aus Algier im Moniteur bekannt, welche zugleich mit der am 19. hätte ankommen sollen, aber erst den 29. in Paris angelangt war. Thiers, der damals keinen Grund gelten lassen wollte über verborgene und mit Willen zurückgehaltene Depeschen, fällt alsbald in seine gewöhnliche Raserei. „Es heißt sehr wenig auf die Achtung halten und sich keck über das Land lustig machen, um eine solche Erklärung von sich zu geben!“ rief er aus. „Diese Erklärung muß große Achtung für das Ministerium einflößen, und Frankreich muß sich sehr geehrt und befriedigt fühlen, von so freimüthigen Staatsmännern regiert zu werden! Der Aufschub dieser Publikation beschuldigt das Ministerium der Nachläßigkeit oder der Lüge. Es ist nicht erlaubt, Frankreich über das Schicksal seiner Armee unwissend zu lassen. Hatte das Ministerium Nachrichten erhalten, so mochte es die schwere Verantwortlichkeit berücksichtigen, die es dadurch auf sich lud, indem es sie verbarg.“ — Was sagen zu dieser Diatribe die gegenwärtigen Collegen des Herrn Thiers?

Was mir besonders in dem Geist der Polemik des Herrn Thiers auffällt, ist der drohende Ton, der darin vorherrscht. Von dem Tage, wo der Name Polignac ausgesprochen wurde, hat sich Thiers nicht damit begnügt, wie seine andern Collegen der Presse, ein langes Allarmgeschrei auszustoßen, sondern er hat sogleich den Widerstand des Landes aufgerufen; er hat das kaum gebildete Ministerium denuncirt und es außer dem Gesetz erklärt; Alles, was dieses Ministerium that, wurde von seinen Flüchen belastet; er hat ihm selbst nicht den kleinen Ruhm vergeben, den es über Frankreich gebracht, und als dieses Ministerium, gleichsam um den vernichtenden Streichen der Presse zu entschlüpfen, welche jeden Morgen nach ihm geschleudert wurden, sich zu einer vollkommenen Trägheit verstand, als es versuchte, sich durch eine absolute Ruhe den Verfolgungen seiner Feinde zu entziehen, da verfolgte Herr Thiers es dennoch, provocirte es von Neuem, spöttelte über seine Schwäche, forderte es heraus, wirkliche oder bloß angenommene Projecte zu realisiren, klagte es an, sich feige von seinen Pflichten zurückzuziehen und rief fast das Land zum Aufstande auf gegen diese Minister, die so verbrecherisch waren, nichts zu thun und das nicht

erfüllen wollten, was die Prophezeihungen bei ihrer Einsetzung verkündet hatten. Ich weiß es nicht, aber die unerhörten Provocationen des National waren vielleicht die Ursache, die Partei zu erbittern, die endlich Herrn Thiers vollkommen Recht gab. Ohne Zweifel conspirirte man gegen die Freiheit in dem Ministerium, das Herr von Polignac präsidirte, ohne Zweifel brütete man über den sogenannten Coup d'Etat; als aber später Herr Thiers im Conseil Paris in Belagerungsstand versetzen ließ, gab er auch als Grund zu dieser außergesetzlichen Maßregel die unverschämten Provocationen der Presse an, und dieses Argument diente ihm auch bei der Discussion der Gesetze über die Journale und die Geschworenen. Aber wenn Herr Thiers einige seiner Artikel von 1830 lesen wollte, wird er gewiß denken, daß der Styl der heutigen Journale so weit an Bescheidenheit über den von ihm redigirten National den Sieg davon trägt, als das gegenwärtige Ministerium an Geist, Legalität, Moral und Achtung vor den Institutionen über dem Ministerium Polignac steht! —

Endlich tönt die Sturmglocke. Das Volk erhebt sich und eilt zum Kampfe! Schon fließt das Blut, die Kanonen donnern in den Straßen der königlichen Stadt! Herr Thiers ist erhört worden; die Monarchie, die ihren Contrakt zerrissen hat, ist schon zur Hälfte niedergestürzt; man erwartet nur noch eine Stimme, einen Chef. Wo ist aber Herr Thiers? wo hat sich diese Kühnheit versteckt, die ihrer Partei den Sieg verkündete und mit solcher Ungeduld die Stunde erwartete? was ist aus dem Volksredner geworden, der so kühn war, einen Kreis um die Gewalt zu beschreiben und sie herausforderte, einen Schritt darüber hinaus zu wagen? Ach! gleich Archilochus und Horaz, fühlte Herr Thiers, der nicht das Lärmen der Schlachten gewöhnt war, seinen Muth wanken; die Schwäche seines Körpers hatte die Stärke seines Willens verrathen, und er hatte sich hinausbegeben unter die frischen Schatten von Montmorency, um sich sowohl vor den Gefahren zu sichern, welche den Siegen vorangehen, als auch sich den Proscriptionen zu entziehen, welche oft nach den Niederlagen erfolgen. Man klage Thiers nicht des Mangels an Muth an; der Muth fehlte ihm an diesem Tage, aber er fehlte auch vielen Andern, und Thiers hat seitdem, als er zum Beispiel mit einer Art von Ostentation zu den Barrikaden des Juli eilte, bewiesen, daß er sich im Nothfall auch mit kriegerischen Tugenden bekleiden könne. Und was will man mehr? An jenem Tage war Thiers noch nicht auf die Gefahr vorbereitet. Sein Vorrath an militärischem Muth war noch nicht herbeigeschafft. Vielleicht sagte er sich auch, daß es den Intelligenzen nicht gezieme, sich dem Zufall der Straßen so auszusetzen; vielleicht auch war das

lange Studium Schuld, welches er unsern Kriegen gewidmet hatte; vielleicht verbot ihm die Bewunderung, die er für die Soldaten Frankreichs an den Tag legte, anzunehmen, daß Buchdrucker-Lehrlinge, Ladenbursche, von Zeitungsschreibern commandirt, daß — mit einem Worte — die Pariser Straßenjugend nicht von der Gewalt regulärer Kräfte ecrasirt würde. Herr Thiers mischte sich kühnlich in den Kampf, so lange von legalem Widerstande die Rede war; er blieb standhaft auf seinem Posten des National bis zum letzten Augenblick, das will sagen: er zog sich in dem Moment zurück, als der alte Benjamin Constant erschien, als der Trommelwirbel und das Gewehrfeuer ihm das Signal zum Rückzuge gaben. Am ersten Tage dieser plötzlichen Revolution verfaßte Herr Thiers eine Protestation für die Journalisten, während Herr Guizot eine solche für die Deputirten verfaßte; er war in allen Versammlungen, in allen Conseils, wo man über die geeignetsten Mittel sprach, um die Ordonnanzen zurücknehmen zu lassen; seine Meinung war, alle Geschäfte zu suspendiren; er lud die Advokaten ein, nicht zu plaidiren, die Richter, kein Urtheil zu sprechen, die Notarien, die Beamten, Alles sollte seine Functionen unterbrechen; er wollte auf gewisse Weise das Land paralysiren und die Gewalt dahin bringen, ihn um Gnade zu bitten. „So geschah es," sagte er, „manchmal in den alten Zeiten, wenn der Hof die Parlamente exilirte; so zwang man ihn, von seinen brutalen Beschlüssen zurückzukommen." Während aber Herr Thiers den Kampf so verkleinerte und ihn zu dem Verhältniß eines Zwistes zwischen Hof und Parlament zwängen wollte, wuchs er zusehends an, und aus einer Fronde, wie Herr Thiers wollte, wurde eine Ligue und noch etwas mehr. Da gab Herr Thiers nach; die Sache war nicht mehr nach seinem Maße.

(Der Schluß im folgenden Hefte.)

Der Spuk.

Von

Michel Raymond *).

Ich hatte mir nahe bei Fromainville ein Haus gekauft, klein und wohlfeil, und in der Absicht, in den Schatten des Waldes von St. Germain meinen Gedanken ungestört nachhängen zu können. Es war ein kleines Gebäude mit einem Garten, umgeben von einer Flieder- und Johannisbeerhecke. Im Winter ist dieser Ort nicht bewohnbar wegen der Nähe der Seine, die dann in den Keller tritt und an den Besitzungen längs des Ufers kostspielige Reparaturen verursacht. Sechs Monate im Jahr aber ist diese Gegend mit ihren Inseln auf der Seine und ihren prachtvollen Waldungen eine der schönsten, die ich kenne. Meiner Mutter, die damals, von einer Krankheit kaum genesen, bei einer Freundin in St. Germain wohnte, fiel es ein, die schöne Jahreszeit auf meinem Landgute, wie sie es scherzend nannte, zuzubringen. Wir besorgten daher in der Umgegend den Einkauf unentbehrlicher Möbeln und allerlei Gartengeräthes, das mir nöthig schien; denn ich hatte damals den Kopf voll von landwirthschaftlichen Entwürfen.

Am bestimmten Tage erwarteten wir einen Bauer aus Fromainville, Namens Perrin, den ich bei meiner ersten Besichtigungsreise der kleinen Uferdomaine kennen gelernt und der heute von Poissy zurückkommen sollte, wohin er am Morgen Luzerner Klee zu Markte gefahren

*) La Valise de Simon le Borgne heißt das neueste Werk eines Schriftstellers, der bereits durch seinen „Daniel, der Steinschneider", seine „Werkstatts-Erzählungen" und die „eiserne Lampe" sich bei uns ein großes Publikum erwarb; dieser Auszug wird zeigen, was man von seinem neuesten Werke zu erwarten hat.

hatte. Es war ziemlich spät, als er anlangte, und unser leichtes Gepäck in Empfang nahm. Meine Mutter hatte, bei ihrer überaus schwachen Gesundheit, es sich nicht nehmen lassen, in der Umgegend Besuche zu machen, und an diesem Tag sich über die Gebühr angestrengt, daher bereiteten wir ihr einen Sitz von Farrenkraut und Gras, auf welchem Perrin zwischen Möbeln und Mundvorrath sie Platz nehmen ließ, während er sein Pferd am Zaun bald über Sand, bald über Grasboden auf einem Waldweg langsam fortführte.

Guter Dinge reisten wir zwei Stunden lang unter den Bogengängen und Kuppeln junger Zweige und hundertjähriger Ulmen, welche die Sonne mit ihren Strahlen kaum zu durchdringen vermochte. Es war im Sommer. Mit aller Kraftanstrengung des Geistes und Willens mußten wir gegen die Ermattung der Hitze ankämpfen, und es that uns wohl, wenn lichte Stellen eine erfrischende Kühlung uns zuwehten. Perrin, der bei meinen Fragen über die Theorien der Gartenkunst, womit ich mich gern groß machen wollte, durch ungeschickte Antworten sich mir hinlänglich zu erkennen gab, zeigte jetzt mit der Spitze seiner Peitsche auf einen Durchhau im Walde, wo ich gegen Westen hin am Saum des Horizonts Wolken sich thürmen sah. Im nämlichen Augenblick drang aus dem Walde ein gellendes Geräusch, das Geschrei aufgescheuchter Vögel und Wolken von Staub. Das alles bedeutete Sturm. Hohe Bäume, Kastanien und Buchen beugten sich krachend auf und nieder, und dann wurde das Geräusch wieder still und kein Flügelschlag mehr gehört. Diese Ruhe eines Augenblicks bedeutet in der Regel nichts Gutes. Perrin schlug auf sein Pferd, welches zu wiehern anfing. Ich verdoppelte meine Schritte und Keines sprach ein Wort. Meine Mutter bezwang sichtbarlich ihren Schrecken, so oft ein jäher Blitz wie eine Flamme in den düster gewordenen Waldweg herabfiel. Es umzog sich finster. Die Wolken gingen tief in einer mit Electricität geschwängerten Luft, und das hohe Gras, von einem durchdringenden Thau befeuchtet, bog sich nieder. Unsere Haare trieften vor Schweiß. Plötzlich entfesselten sich alle Gewalten des Sturmes. Schlag auf Schlag wurde Alles um uns her erleuchtet, und der Donner, in vielfachem Echo von der Tiefe des Himmels zur Tiefe der Erde wiederhallend, erbebte mächtig durch die Umgegend, wie wenn eine Festung, von der Gewalt des Pulvers erschüttert, von Grund aus zusammenstürzt. Das Wetter war über unsern Köpfen. Große Regentropfen fielen jetzt aus dem zerrissenen Saum der Wolken und wir mußten Schutz suchen. Kastanienbäume, deren tausend und aber tausend Zweige ein undurchdringliches Dach bildeten, schützten uns gegen den fürchterlichen Platzregen, der rings

umher den Würzgeruch eines von der Sonne lange ausgetrockneten Erdreichs verbreitete. Der einzige Wechsel unserer Lage war das Nachlassen und erneute Beginnen des Regens. Mit dem Entfernen der Donnerschläge schien er aufzuhören und mit erneuter Stärke wieder anzufangen, wenn ein Blitzstrahl Alles umher blendete und erbleichte. So vergingen fast zwei Stunden. Die Kastanienbäume theilten uns allmählig den Regenguß mit, den sie statt unserer empfangen hatten, und Perrin trieb sein Pferd an, um einen geräumigen Waldweg zu gewinnen. Ich begriff wohl, daß Perrin aus Rücksicht für die Gesundheit meiner Mutter diesen größeren Umweg wählte, damit die Bäume nicht ihren kalten Thau auf sie herabschütten möchten. Es trat aber ein neuer Umstand hinzu, der uns sehr beschwerlich wurde; die Nacht brach ein, und troß der Geistesstärke meiner Mutter fürchtete ich doch, daß diese nächtliche Fahrt in einem Walde ihr einige Furcht verursachen möchte. Uebrigens hütete ich mich wohl, es zu erwähnen. Denn nichts weckt mehr die Furcht, als die Absicht, sie zu verhüten, und die Aufforderung an Frauen, sich herzhaft zu bezeigen, ist eben geeignet, ihr Blut in den Adern zu erstarren.

Wie es schien, hatte sich Perrin, mit seiner vorgeblichen Wegkenntniß, am Ende total verirrt. Ich schloß dieß aus seiner Zuversichtlichkeit und theilte ihm meine Vermuthung mit. Er aber begegnete dieser rasch mit der Versicherung, daß ich mich auf ihn verlassen könne und daß er ein gemachter Wegweiser sey. Ich nannte ihm einige Orte, die wir hätten erreichen können, um dort den andern Morgen abzuwarten. Er antwortete nicht und blieb verirrt.

Endlich, nachdem er uns in Gräben geführt, wo ich beinahe die Beine gebrochen hätte, und über Steinhaufen, über welche das Pferd stolperte, stieß er einen Freudenschrei aus und sagte, indem er sich die Augen rieb: „Bei Gott! ich war doch meiner Sache gewiß!"

Und nun führte er das arme Thier nach der Rechten hin auf einen der schmalsten Wege. Anfangs ging es gut, bis später die quer über den Weg liegenden abgebrochenen Aeste das Pferd scheu machten. Die schwärzeste Nacht brach herein nach einer Dämmerung, die uns bis daher geleuchtet hatte. Kein Stern am Himmel, kein Schimmer in der Ferne, und dazu ein Weg, übersäet mit spitzigen Kieselsteinen, die unter den Rädern des Fuhrwerkes knirschten, und zur Abwechslung Pfützen, worin unsere Füße stecken blieben. Perrin wurde toll, ich wünschte ihn im Stillen zu allen Teufeln, und meine Mutter gab sich alle Mühe, in einem Ton, der ihre eigene Unruhe und Anstrengung verrieth, die üble Laune, die uns überkommen war, wegzuscherzen. Endlich stieß unser linkes Rad gegen einen Haufen

Holzwellen, die den Weg verrammelten, und wir wurden gewahr, daß an der andern Seite eine ziemlich große Vertiefung sich befand, wo eine Quelle rauschte.

Wir machten Halt und berathschlagten. Perrin gestand seinen Irrthum, und um es dem Zufall anheim zu stellen, kamen wir überein, daß er in gerader Richtung auf Entdeckung ausgehen sollte. Der gute Junge war so zerknirscht, daß wir ihm Trost einsprachen. Er ging, indem er nicht unterließ, von Zeit zu Zeit gewaltig zu schreien, damit die allmählige Abnahme seiner Stimme uns von seinem Eifer überzeugen möge, mit welchem er das Terrain untersuchte. Dabei war er fest entschlossen, uns so bald als möglich wieder aufzusuchen.

So vergingen mehr als zwei Stunden. Der Fieberfrost, den meine Mutter zu bezwingen suchte, überzeugte mich, daß hier eine ganz andere Gefahr uns drohe, als die von reißenden Thieren. Ich selbst war kalt wie ein Marmor.

Endlich leuchtete ein schwacher Schimmer durch das Gezweige und meine Mutter glaubte zu gleicher Zeit einen Ruf zu vernehmen. Ich stieg ab und antwortete, indem ich meine Hand zum Sprachrohr machte. Das Licht verschwand. Ich lief vorwärts; meine Mutter rief mich. Ich versprach, mich nicht über hundert Schritte weit zu entfernen, um in dem Bereich ihrer Stimme zu bleiben; dann kauerte ich mich auf die Erde, um auf dem Boden die Fußtritte zu erlauschen. Der Boden war aber so weich und schlüpfrig, daß ich mein Ohr nicht darauf halten konnte. Ich drang in das Gesträuch, umklammerte wie rasend einen Baum, und kletterte hinauf schnell wie ein Eichhorn. Nirgends Etwas, kein Geräusch, kein Licht; nur ein einziger Stern zitterte in einem Wolkenriß, und zwei bis drei Raben flogen krächzend vorüber.

Ich suchte meine Mutter wieder auf. Mit einem Male, da ich nach dem Fuhrwerk hinlief, stieß ich mit dem Gesichte an Etwas, das mich verwundete. Ein kalter Schweiß überlief mich vom Kopf bis zu den Füßen. Ich blieb stumm und regungslos. Dieses Etwas war nichts Anderes, als ein Paar große Schuhe an den Füßen eines Menschen, und das Schwanken, das ich ihm beigebracht, überzeugte mich, daß diese Füße dem Körper eines Erhenkten angehörten.

Man kann sich denken, in welcher Verwirrung ich auf meinen Posten zurückkam. Meine Mutter erzählte mir später, daß ich Antwort gegeben hätte, wenn sie nichts frug, und stumm blieb, wenn sie Fragen an mich richtete. Beherztere als ich würden in ähnlichem Falle von einer Bestürzung nicht frei geblieben seyn.

Indessen faßte ich mich, als ich durch die lichten Räume an zwanzig brennende Kerzen leuchten und unsern Perrin von ebensoviel

tapfern Leuten begleitet sah, um uns aus dieser Verlegenheit zu ziehen. Doch selbst die Freude meiner Mutter und das tobende Gelächter der Bauern, die über unsern Weg sich lustig machten, erschien mir als ein Frevel und ich fühlte mich verletzt von solcher Fröhlichkeit.

Perrin hatte an alles gedacht; er brachte eine Sänfte mit, auf welcher meine Mutter sich mußte tragen lassen und Perrins Frau beschleunigte, versehen mit einer Stocklaterne, unsere Weiterreise. Indessen blieben Einige zurück, um das Fuhrwerk frei zu machen, und sobald unser Vortrab weit genug entfernt war, erzählte ich vier Bauern den Vorfall, der mir begegnet war. Man fand den Baum, und siehe da, es war in der That der Körper eines Erhenkten, der an den Aesten schwebte.

Wir trieben aus Neugier die Untersuchung weiter und bemühten uns, die Gesichtszüge des Unglücklichen zu erkennen. Perrin stieg einem seiner Kameraden auf die Schulter, gewann mit unserer vereinten Hülfe einen starken Ast, an welchem er sich mit aller Vorsicht festklammerte und hielt dann sein Windlicht dem Todten gerade in's Gesicht.

Dieser Anblick war schaudererregend, besonders durch das Zusammentreffen des Orts und der Zeit. Unter einem grünen, feuchten Laubdache, das von einem zitternden Lichte ungleich erhellt war, zeigte sich vor uns in einer Höhe von fünf Fuß vom Boden ein Leichnam, dessen Schatten durch Perrins bewegliche Leuchte auf dem Kiesboden des Weges spielte. Wir beobachteten ein tiefes Stillschweigen, denn der Anblick eines Selbstmörders läßt uns den Abgrund der Verzweiflung schauen und dieser Leichnam erschien wie ein Mahnbrief an die menschliche Gesellschaft. Die Augen traten blutig aus ihren Höhlen, der Wind spielte in seinen Haaren, seine ausgerenkte Kinnlade schlug an seine Brust und seine Arme waren fest angedrückt an seine erstarrten Hüften. Es war schaudervoll. Zu dem verrieth seine Kleidung Spuren des Elends, so wie sein Aussehen Züge der Verzweiflung, auch glaubte ich an der rothen Hautgeschwulst seiner nackten Füße über dem Knöchel die Eindrücke der eisernen Fesseln zu erkennen, die man gewöhnlich Galeerensclaven anlegt. Ich machte den unrichtigen Schluß, daß ein zum Bagno Verurtheilter sich dieser Strafe durch Selbstmord entzogen habe.

Wir würden hier, ich weiß nicht wie lange, unbeweglich und schweigend verweilt haben, hätte unser Vortrab uns nicht wiederholt angerufen. Ohne unsere Gefühle uns mitzutheilen, nahmen wir uns vor, den Frauen nichts davon zu sagen, und Einer von uns übernahm es, der Behörde Anzeige davon zu machen. Nach manchen Anstren-

gungen endlich kam das Fuhrwerk wieder auf gebahnten Weg und erreichte das Dorf; und nach dem Abendessen, dem ich aber nicht die Ehre anthat, wurde es in ganz Fromainville wieder ruhig. Ich brauche nicht zu sagen, daß die Gestalt des Erhenkten meinem Gedächtniß tief eingeprägt blieb, und mir in einem Fiebertraum erschien, zu welchem Ermüdung und Regen das Ihrige beigetragen hatten.

Am andern Morgen vor Tagesanbruch ließ der Maire mich rufen; Perrin und einige Brigadiers von der Gendarmerie begaben sich nebst mir zu dem Selbstmörder.

Ich habe es nie mehr begriffen, wie sehr das Leben ein Nichts sey und Empfindsamkeit ein Spott, als bei meiner Ankunft in diesem Waldgebüsch; so traurig es am gestrigen Abend gewesen war, sah ich jetzt Distelfinken zwitschernd von Zweig auf Zweig flattern, Moosliebchen erblühen im Moose und die vielen tausend Thautropfen auf dem Farrenkraut umher im Sonnenstrahl wie eben so viele Diamanten glänzen.

Ich übergehe die amtlichen Verrichtungen bei dieser prunklosen Beerdigung, der wir beiwohnten, der größte Theil wohl mit Gleichgültigkeit; denn die Feldarbeit rief fast Jeden zurück.

Einige Zeit nach diesem unseligen Vorfall wurde in einem Weiler am jenseitigen Ufer das Kirchweihfest gefeiert, zu welchem meine Mutter und ich eingeladen waren, um ein Kind von Perrins Bruder, Grand-Colas, Sattlermeister in der Gemeinde Herblay, aus der Taufe zu heben. Es ging bei diesem Feste sehr geräuschvoll her, denn von Sartrouville, Laffrette, Conflans, Andressi und Achères kam die ganze Bevölkerung herbei, um der Krönung eines Rosenmädchens beizuwohnen und sich einen Preis im Scheibenschießen zu verdienen. Die Steinhauer von Gayon kamen sämmtlich geschmückt mit bunten Bändern und mit Musik auf bewimpelten Kähnen. Sie feuerten ihre Flinten ab bei der Kirche und im Hafen, der mit fremden Verkäufern und Marionettenspielern angefüllt war. Die Spiele und Tänze waren auf einer mit Pappeln bewachsenen Insel der Seine angeordnet. Meine Mutter unterhielt sich dabei recht herzlich, und die Vergnügungen währten bis in die Nacht hinein. Da ich mich als ein guter Schütze mit der Armbrust gezeigt hatte, forderte mich der Steinhauer, der bei dem Feste die Honneurs machte, bevor wir uns trennten, zu einem Wettschuß auf. Ich nahm ihn an. Das Ziel wurde gesteckt und erleuchtet und beim ersten Schuß flog mein Bolz mitten in die Scheibe unter großem Bravoruf. Der Steinhauer gab sich überwunden. Als ich eben die Glückwünsche von ihm und seinen Kameraden empfing, klopfte mich ein Mensch auf die Schulter, indem er mir

meinen Bolz zurückbrachte. Ich wandte mich um, und blieb wie versteinert beim Anblick einer Gestalt, die ich bereits zweimal gesehen hatte, das einemal bei Nacht, zehn Schuh über meinem Scheitel bei Perrins Windlicht; das andremal im Sarg beim Todtengräber und zwar mit einem Gefühl, das für mich unvertilgbar war. Ich durfte es nicht läugnen, es war der Erhenkte, der Selbstmörder von St. Germain, es war der eiskalte Leichnam im Walde, der mich in diesem Augenblick anlächelte. Ich fand sogar in seiner gefurchten Stirn, seinen hohlen Augen und eingefallenen Wangen jene Spuren des Hungers und des Elends wieder, die ich dort im Stillen wahrgenommen. Ich war bei voller Besinnung, denn ich ließ mit Fleiß die Waffe, die er mir reichte, aus meinen Fingern gleiten, und ich bemerkte, indem ich mich darnach bückte, trotz seiner groben Strümpfe, die charakteristische Fußgeschwulst des Galeerensklaven. Es war keine Täuschung, kein Traum. Es mag seyn, daß, während ich mich aufrichtete, in meinen Blick ein Ausdruck eigener Art gelegen hat, denn wir wechselten beide die Farbe, hefteten die Augen fest Einer auf den Andern und standen beide, wie versteinert; ich zweifelte jetzt nicht mehr. Er verlor sich unter der Menge. Ich erkundigte mich nach ihm bei einem Schiffer von Herblay, der ihn mir als einen Holzhauer von Achères bezeichnete, allein ein Förster von Achères versicherte mich einige Augenblicke darnach, er sey ein Korbmacher von Sartrouville, endlich aber betheuerte mir ein Müllerbursche aus diesem letzten Orte, daß er ein Schieferdecker aus Herblay sey. Ich war überzeugt, daß er keinem von diesen Orten angehöre, und daß er in ein so undurchdringliches Geheimniß gehüllt sey, welches die Ungläubigsten weder zu erklären noch zu läugnen im Stande wären. Von dem Augenblicke an hatte ich keinen Sinn mehr für das Fest. Meine Mutter übernachtete in Herblay; ich aber suchte Fromainville allein in einem kleinen Fahrzeug zu erreichen, begünstigt durch die festliche Beleuchtung, die mit ihren Fackeln in den Wellen der Seine sich spiegelte. Während mein Nachen durch das Schilf hinglitt, ließ ich das Ruder sinken um meinen Gedanken mich zu überlassen; es kam mir vor, als ob diese Erscheinung nur für mich da sey, daß dieses Gespenst (denn was konnte es sonst seyn, als ein Gespenst?) einen Faden meines Lebens hielt und wie eine Ahnung auftauchte, um meine Ungläubigkeit zu verhöhnen.

Und gleichsam wie eine Bestätigung dieser seltsamen Gedanken, sah ich unter den Bäumen, kaum zehn Schritte von meinem Kahn, einen Schatten sich erheben und hörte eine Stimme, die dem Wahnsinn oder dem Tode angehörte, die drohenden Worte mir zurufen: „Du weißt nun, wer ich bin, nimm Dich in Acht!“

Ich gestehe, daß der Aberglaube der Kindheit und die einfältigen Erzählungen meiner alten guten Gouvernante, welche in den Winterabenden, anstatt mir Zucker zu geben, um mich ruhig zu erhalten, Gespenstergeschichten erzählte, in meiner augenblicklichen Aufregung mehr Anklang fanden, als ich ihnen jemals eingeräumt hatte, seit ich verständig geworden war. Ueberdies ist solchen Hirngespinnsten nichts förderlicher, als eine kühle Nacht, Einsamkeit in weitem Raum, die Nähe eines Waldes, aus welchem der Wind in schwermüthigem Klageton sich hören läßt, und die Unmöglichkeit, eine eben so unerklärbare als drohende Begebenheit zu läugnen.

Durch eine schnelle Bewegung gewann ich indessen das Weite, und nachdem ich meinen Hollunder-Zaun erreicht hatte, verrammelte ich mich in meinem Hause mit solcher Angst, von der ich mir keine Rechenschaft gab. Ich weiß nicht, was ich in dem ersten Augenblick würde gethan haben, wenn ich Weihwasser gehabt hätte.

Ich brachte die Nacht schlaflos zu.

Am andern Morgen, als der Tag anbrach, hatte sich mein Skepticismus anders besonnen. Ich verschaffte mir Aufklärung durch alle Gründe der Philosophie und fühlte mich zu meinem Vergnügen, wenn auch nicht vollkommen beruhigt, doch zum wenigsten etwas mehr ermuthigt. Sofort begab ich mich in den Wald, setzte mich am Fuß des Baumes nieder, untersuchte die Stelle, wo ich meinen Galeerensclaven hatte hängen sehen, nahm alle Beweise in Augenschein und erschöpfte mich in Muthmaßungen, von denen, ich gestehe es, nicht eine ausreichend war. Kurz, ich wählte das beste Mittel, mich abzukühlen, daß ich quer durch den Wald bis an den Fluß ging, wo ich mich badete. Hierauf nahm ich, nach Art der Schulknaben, mein Bündel mit Kleidungsstücken auf den Kopf und gewann so die Steinbrüche von Gayon am jenseitigen Ufer, um dort den Tänzern von gestern, hauptsächlich aber meinem Nebenbuhler im Armbrustschießen einen Besuch zu machen, die ich hier in voller Thätigkeit anzutreffen glaubte. —

Ich fand dort Hacken, Senkblei, Stemmeisen und Karren, aber sonst Niemand. Dennoch verweilte ich; denn in Folge einer eigenen Richtung meiner früheren Studien ist die Theorie der allmähligen Gebirgs-Formation, die sich nach und nach aus dem Schlamm des Meeres gestaltet, meine Lieblings-Beschäftigung geworden. Ich betrachtete die mannigfachen, buntfarbigen Streifen, von Jahrhunderten diesen Felsen an die Stirn gezeichnet, die hier gebrochen wurden, und wagte mich dann in das Innere dieser in den Felsen gehauenen Höhle mit Hülfe einer Lampe, die am Fuße eines Pfeilers knisternd in diesen unterirdischen Gängen dampfte.

Hier erblickte ich zu meinem Erstaunen einen Saal, in dessen Mitte der Plafond durch einen großen Kegel vor dem Einsturz gesichert wurde und weiter hin einen Begräbnißplatz, wie ihn die Christen in den Tagen der Verfolgung als Tempel benutzten, bevor ihre Emporkirchen jene gewölbten Schiffe erhielten, rings umgeben von römischen Catacomben; dann klimmte ich auf weichem und lockerm Erdreich hinauf zu den Nischen, von Meisel und Hammer gegraben und ausgerundet. Ueberall malerische Effecte; sey es, weil meine Lampe, unvermögend ihre schwachen Strahlen bis in diese Entfernung zu werfen, die Ecken der massiven Pfeiler mit einem goldenen Lichtstreif berührte und sie in Umrissen zeigte, oder weil sie in einem Bassin sich spiegelte, in welchem sich das Wasser einer schlecht gefaßten Quelle sammelte, oder weil die Sonne durch die Risse des Einsturzes oder absichtlich gemachte Oeffnungen einige brennende Strahlen in diese dumpfige Finsterniß warf. Auch machte es mir Vergnügen, das Echo dieser Einsamkeit zu wecken, das mir Wort für Wort zurückgab, wie ein unerschrockener Gegner.

Ich war nach und nach bis zur letzten Höhle gekommen, und wollte mich eben auf einen großen Stein niedersetzen, als ein Mensch in meiner Nähe sich aufrichtete, bleich und mit brennenden Augen. War es auch ein Mensch? Er stieß einen fürchterlichen Schrei aus und stürzte sich herab; hätte er mich erreicht, so würde ich das Gleichgewicht verloren haben und von einer Höhe von mehr als fünfzig Fuß in einen Abgrund gestürzt seyn, in welchem Steinblöcke furchtbar durcheinander lagen, an denen ich unfehlbar zerschmettert worden wäre. Der Instinkt rettete mich. Mit einem Sprung setzte ich zehn Fuß weit auf einen andern Hügel. Das Gespenst stürzte in gleicher Richtung mit mir, und ich wähnte mich in seinen entsetzlichen Fall mit hinabgezogen. Er war fürchterlich. Doch aus schaudervoller Tiefe kletterte er wieder herauf zu mir mit einer Lebendigkeit, die an Wunder gränzte. Ich aber rannte an einem Abhange hin, daß der Staub wirbelte und schlug auf halbem Wege einen Seitengang ein. Vom Gips geblendet wußte ich kaum, welcher Richtung ich folgte; ich rannte im Dunkeln gegen die Pfeiler, gegen Steinblöcke, die mir den Weg versperrten und fühlte immer in meinem Nacken den Athem des Gespenstes, das mich verfolgte. Ich hatte es nur zu gut wieder erkannt, erinnerte mich nur zu lebhaft seiner Drohungen, um es unbewaffnet zu erwarten; und ich glaube, daß eben dieses Auflauern an einem Orte, den ich für ganz einsam hielt, mich so außer Fassung brachte, daß mir keine andere Geistesgegenwart blieb, als die Flucht. Glücklicher Weise öffnete sich mir plötzlich nach Westen hin ein Weg in

gerader Richtung. Mit einer Kraft, die der Schrecken verleiht, kletterte ich zwischen steilen Weinbergen empor, die sich senkrecht vom Gipfel der Berge herabziehen. Dort wurde ich von mehren Steinwürfen getroffen; aber ich ließ nicht ab mit Laufen, und erst nach einer halben Stunde blieb ich stehen. Niemand war hinter mir.

In der That war ich, als ich mit kaltem Blute dieses Ereigniß überlegte, so böse über meine Verzagtheit, daß ich mich hütete, davon zu sprechen. In Fromainville fehlt es zwar nicht an Aberglauben, doch würden sich die Bauern über einen Philosophen lustig gemacht haben, der sie wegen des ihrigen tadelte und nebenbei den seinigen hatte. Es vergingen mehre Tage, ohne daß ich meinen Garten verließ.

Meinen Verdruß ließ ich an den Rebhühnern aus, die unter Grasblumen auf einem Kleeacker genistet hatten, der zu meinem Bezirk gehörte. Zu diesem Zweck lud ich eines Morgens meine Doppelflinte, ein Geschenk und Meisterstück des Waffenschmieds Lepage. Nachdem ich beide Zündhütchen aufgesetzt hatte, hing ich sie über die Schulter. Ich that eben in den kupfernen Hals meines Pulverhorns die erforderliche Ladung Schrot, als mitten unter wilden Rosen und Fliederblumen eine sonnenverbrannte Gestalt mir entgegentrat. Er war es wieder! Er streckte die Hand aus, ergriff mein Gewehr und zielte auf mich. Die beiden Läufe gingen los, ehe ich noch im Stande war, den Hügel zu verlassen, auf welchem ich Posto gefaßt hatte, und nachdem sich der Dampf dieser Doppel-Explosion verzogen, lag meine Flinte auf der Erde. Das Gespenst war verschwunden.

Man würde gewiß um Geringeres abergläubig werden. Diese Erbitterung, die mich auf den Fersen verfolgte, dieses häufige Wiederkehren einer Erscheinung von so übernatürlicher Art, diese wiederholt in's Werk gesetzten Drohungen gegen mich verwirrten mir den Kopf so sehr, daß ich den Verstand zu verlieren fürchtete. Ich hätte gern davon gesprochen; doch würde es meiner Mutter Furcht eingeflößt, die Bauern aber durch ihre alltäglichen Schlüsse mich noch mehr außer Fassung gebracht haben; auch erinnerte ich mich meines Streites mit dem Pfarrer über das Kapitel der Gespenster. Er würde mein Geständniß für Ironie oder für Mystification eines Atheisten gehalten haben, der über die Leute lacht und spottet. Unter Zweifeln und Nachdenken vergingen mir mehre Tage, und weil das Gespenst sich nicht mehr sehen ließ, fand ich es nicht mehr der Mühe werth, mich damit zu beschäftigen.

Ein neues Ereigniß änderte meinen Entschluß. Eines Abends bei einbrechender Nacht befand ich mich am äußersten Hintertheil eines Kahnes, während seine Spitze das Ufer berührte. Ich war in Weste

und Zwillich=Beinkleidern, wie es die Hitze des Tages erheischte, und versehen mit Fischerzeug für mein Vorhaben. Der Platz wimmelte von Fischen. In der Nähe war eine Art von Hafen, von starken Pfählen umgeben, an welche bei Nacht Schiffe von allen Größen, so wie die der Steinhauer und Wäscherinnen angebunden werden. Trotz den Fischerei=Gesetzen hatte ich an die äußersten Maschen meines Netzes Bleigewichte befestigt, um es in gehöriger Weite auszubreiten und eine größere Menge Barben zu fangen, an denen es hier Ueberfluß hatte. In dem Augenblick, als ich mich herzhaft anschickte, das Netz auszuwerfen, erzitterte und schwankte mein Fahrzeug unter der Last einer Masse, die sich mit Geschrei hereinstürzte. Ich hatte nicht so viel Zeit mich umzuwenden, als ich einen heftigen Schlag zwischen beide Schultern empfing, das Gleichgewicht verlor und in die Seine stürzte. Glücklicher Weise verfing sich das Netz nicht in meine Füße. Ich kam auf Sandboden, wo ich Fuß faßte, mit Kraftanstrengung das Hintertheil eines Seinekahns erreichte und mit einem Sprunge darüber hinsetzte. Wie ich fast ganz erblindet wieder auf die Oberfläche des Wassers kam, klammerte ich mich fest an einen der eingerammelten Pfähle und unter dem Schutze einiger Ziegenfelle, die hier zum trocknen auf gespannten Seilen aufgehängt waren, konnte ich wieder zur Besinnung kommen und sehen ohne gesehen zu werden. Es war wieder der furchtbare Galeerensclave, der Elende, den ich hatte hängen sehen, ergrimmt auf sein Opfer wie ein Wolf. Woher aber diese Wuth? Welche Rache wollte er fühlen? Wahrlich, mein Kopf ging mir irre. Jener aber stand gewaffnet mit einem Ruder, das er schwebend über seinem Kopfe hielt, den Blick auf den Fluß gerichtet, wo er mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Wildheit die kreisförmigen Schwingungen betrachtete, die sich von meinem Sturz in's Wasser gebildet hatten; er wartete gewiß, daß ich wieder zum Vorschein kommen sollte, um mir das Ruder an dem Kopfe entzwei zu schlagen. Bis die bewegten gekräuselten Wellen sich weiter und weiter auseinander dehnend in dem ruhigen Laufe des Flusses verschwunden waren, blieb er in dieser Stellung, was einige Minuten dauerte. Allmählig erschlaffte sein Arm, das Ruder sank auf den Rand des Fahrzeugs, seine Finger streckten sich; hierauf stieß er ein gellendes Lachen aus, rieb sich die Hände, daß die Gelenke krachten, zauste sich in den Haaren und hüpfte vor Freuden, in der Meinung, ich sey ertrunken. Hierauf war er mit dreißig Schritten, schnell wie ein Pfeil von der Armbrust, mitten in einem nahegelegenen Kastanienwäldchen verschwunden.

Dießmal hielt ich nicht an mich und noch denselben Abend erzählte ich den Vorgang dem Maire, dem Pfarrer, Perrin und aller Welt.

Man fand meine Geschichte sehr unterhaltend, ließ mich sie dreimal von vorn anfangen und gestand, daß ich der geschickteste Mann von der Welt sey, der es verstünde, den ernsten Ton für eine Geistergeschichte zu treffen. Meine Mutter verlangte noch ein Kapitel mehr von mir. Ich schwor bei Allem was heilig; und man bat mich zu glauben, daß man mir glaube. Ich wurde ärgerlich und Alle begaben sich nach Hause, um mich mit Bequemlichkeit auszulachen. So muß es den Philosophen gehen, wenn sie einmal eine kleine Leichtgläubigkeit sich gestatten.

Der Leser erwartet nun wohl Aufklärung dieser verwickelten Geschichte. Der Leser hat Recht. Doch möge er wenigstens erfahren, daß ich zwei Jahre der Ueberzeugung lebte, daß ein böser Geist dabei sein Spiel gehabt.

Zwei Jahre sind es bereits, seit ich Fromainville verlassen habe.

Eines Tages, nachdem ich der Abreise der Kette beigewohnt, ein Schauspiel aus dem Mittelalter, das unserer heutigen Civilisation Schande macht, ein gemeines Zwischenspiel zwischen Gefängniß und Galeere, ging ich mit dem Oberaufseher des Bicêtre durch die geräumigen Abtheilungen dieses Spitals. Wir trafen vier Aerzte, die über den Zustand eines bis zur Tollheit Wahnsinnigen Berathschlagung hielten, welcher in einer der isolirten Hütten eingesperrt war. Nach dem, was ich von den Krankheitserscheinungen dieses Unglücklichen hörte, wünschte ich ihn zu sehen. Es wurde mir zugestanden.

Beim ersten Blick erkannte ich meinen Erhenkten, meinen Galeerensclaven, mein Gespenst. So war ich denn also nahe daran, diese Frage, dieses Räthsel meines Lebens zu lösen. Seine Magerkeit war trostlos anzuschauen; nackt, mit Ketten beladen und im Zustand des Wahnsinns. Wie er mich ansichtig wurde, bekam er schreckliche Convulsionen, schüttelte seine Ketten, die er mit aller Gewalt zu zerbrechen suchte, stieß den Kopf gegen das Gitter, an welches er sich anklammerte und erschöpfte sich in einer Fluth der gräßlichsten Schimpfreden. Seinem Geschrei antwortete auf der Stelle anderes Geheul aus den benachbarten Hütten. Es war, um vor Entsetzen zu erstarren. Der erste Eindruck hat solche Allgewalt über das Gemüth, daß mich hier ein Gefühl beschlich, das dem Schrecken ähnlich war.

Ich wollte nicht länger bleiben; beim Weggehen aber erfuhr ich die Geschichte dieses Unglücklichen. Ein Krankenwärter war so gefällig, sie mir zu erzählen; er that es aber mit jener Trockenheit des Ausdrucks, jener Gleichgültigkeit, die einem Manne eigen zu seyn pflegt, der mehr dergleichen gesehen hat.

Hier ist sie, vorbehaltlich der Zusätze des Krankenwärters:

Es sind jetzt drei Jahre her, als ein, mit erschwerenden Umständen versehenes Verbrechen in der Gemeinde B., Departement de l'Aude begangen wurde. Viele Zeugen, deren Aussagen übrigens bewundernswürdig übereinstimmten, bezeichneten als Thäter einen gewissen Julian Gachet, der ein alibi nicht nachweisen konnte, und dieser wurde auf Lebenszeit zur Galeere verurtheilt. Er weinte viel, erduldete Ausstellung und Brandmark und wurde nach Brest abgeführt. Dieser Sträfling war von sanftem, schwermüthigem Charakter; sein Lebenswandel stimmte nicht zu seinem Verbrechen. Er zeigte nicht die Verdorbenheit, die den meisten Straßenräubern gewöhnlich eigen ist, weil sie wissen, daß sie ihr ganzes Leben unter der Zuchtruthe und dem Stock des Sclavenaufsehers hinbringen müssen.

Sechs Monate später wurde in dem benachbarten Departement der Cote d'Or Julian Gachets leiblicher Bruder, Namens Fremin, des Brandstiftens angeklagt und des Diebstahls überführt nach dem nämlichen Bagno gebracht.

Dort gewahrte man die erstaunliche Aehnlichkeit der beiden Brüder. Doch war Fremin etwas größer und stärker als Julian. Es wurde viel über diese Sache gesprochen und eine Gerichtsperson in Paris beauftragt, die Zweifel, die sich jetzt ganz natürlich erheben mußten, aufzuklären. Zu dem ließ man die Brüder bewachen, in der Absicht, daraus die Grundlage einer Befreiung Julians herzuleiten.

Fremin schien viel Gewalt über seinen Bruder zu haben. Er war gegen Jedermann düster und verschwiegen. Die Lauscher hinterbrachten, daß der Jüngere in Geheim dem andern Vorwürfe gemacht, weil er ihn statt seiner Preis gegeben. Bisweilen nannten sie in ihrem Gespräch ein kleines Dorf in der Umgegend von Troyes in der Champagne. Beide waren sehr unruhig; man erfuhr aber nichts Näheres. Julian wollte sich das Leben nehmen; aber bei allen wiederholten Versuchen hinderte es Fremin.

Indessen hatte der Anwalt beim Könige eine Strafmilderung für beide Verurtheilte ausgewirkt. Sie sollten nach la Force transportirt werden. Als aber die Papiere in Brest ankamen, entwichen beide Brüder mit einander.

Man folgte ihrer Spur, aber sie hatten keine Ahnung von der Theilnahme, die ihnen wiederfahren sollte, und entgingen den Leuten, die sie einzuholen gesandt waren.

Das Mädchen aus der Champagne, die Julian heirathen sollte, hatte die Gemeinde B. verlassen, und ihre Hand einem Bretschneider aus Andressis gereicht, einem kleinen Dorfe im Departement der Seine und Oise.

Julian eilte erbittert dahin, sie weigerte sich, mit ihm zu reden, ergrimmte über seine Versuche, und drohte, der Gendarmerie Anzeige zu machen. Darauf erhing er sich im Walde von St. Germain. Sein Leichnam war es, an den ich beim Ungewitter mich stieß.

Fremin war ohne Zweifel durch Gewissensbisse, Einsamkeit und Furcht, in den Bagno zurückgebracht zu werden, in Wahnsinn verfallen, dann irrte er in Wäldern und Steinbrüchen umher, lebte von Trauben, die er im Feld stahl, und ließ sich Bart und Nägel wachsen. Von unserem Zusammentreffen in der Gemeinde Herblay schrieb sich seine Feindschaft gegen mich her. Der Ausdruck meines Gesichts bei seinem Anblick, mein Nachforschen bei gerechtem Verdacht, das ihm wie eine Drohung erschien, brachten ihm den Verdacht bei, daß ich auf seiner Verfolgung begriffen wäre, und daß er sich von mir, als einem Spion, befreien müsse. Daher seine Versuche auf mein Leben, denn aus der Gegend sich entfernen wollte er nicht.

Wenn die Wachen ihn in den Wald trieben oder ein Vorübergehender ihm Almosen reichte, zerraufte er sich die Haare und schrie, daß man ihn hindere, seinen armen Julian wieder zu finden, der im Walde an einem Baume schlafe. Dieser Gedanke war bei ihm zur fixen Idee geworden, und als die Gendarmerie ihn in seiner Höhle ergriff, erklärte er, daß er seinen Bruder erwarte, um mit ihm auf die Galeere zurückzukehren.

Fünf Monate nach meinem Besuche in Bicêtre zerbrach Fremin Hochet bei Nacht seine Ketten, und erhing sich in seiner Hütte.

Mistress Trollope über Victor Hugo.

Dieser Aufsatz ist einem Werke der Mistreß Trollope entnommen, welches vor Kurzem unter dem Titel: „Paris und die Pariser im J. 1835“ erschienen. Derselben Dame verdankt man ein Werk über Amerika. Aus nachstehenden Bemerkungen läßt sich leicht entnehmen, in welchen Salons sie ihre Urtheile geschöpft hat; Mistreß Trollope gehört einer Farbe an, der auch die literarische Umwälzung ein Gräuel war. Man wird so leicht einsehen, was abzuziehen ist, wenn sie ihre Ansicht als die allgemein in Frankreich herrschende ausspricht.

Es sind mir interessante Einzelnheiten über den gegenwärtigen Stand der Literatur in Frankreich zugekommen. Ich habe wohl schon bemerkt, daß ich einstimmig mit der tiefsten Verachtung von der abgesonderten Schule reden hörte, und zwar nicht allein von den ehrenwerthen Parteigängern der guten alten Zeit, sondern auch und zwar noch viel heftiger von den nach Talent und Stellung ausgezeichnetsten Männern der Gegenwart.

In Beziehung auf Victor Hugo — den im Auslande bekanntesten — drückt sich dieses Gefühl noch schärfer aus. Nie konnte ich mit einer Person von reinen moralischen Grundsätzen und gebildetem Geiste sprechen, die ihm nicht selbst jenen Grad von Ruf verweigert hätte, den ihm die besten englischen Kritiken gern beilegen. Ich möchte sagen, Frankreich scheint sich seiner zu schämen. Manchmal fragte ich, was man von diesem oder jenem seiner Stücke halte, und stets erhielt ich die Antwort:

„Ich kann Ihnen Nichts darüber sagen; ich habe es nicht spielen sehen.“

„Haben Sie es gelesen?“

„Nein, ich werde mich nicht dazu verstehen, Victor Hugo's Werke zu lesen.“

Ein Mann, der mich beharrlich in Beziehung auf das Ansehen fortfragen hörte, welches Victor Hugo als dramatischer Schriftsteller

und Mann von Genie genieße, sagte mir eines Tages, er sehe, daß ich, wie die meisten Fremden und besonders die Engländer, Victor Hugo als eine Art von Typus oder Musterbild des heutigen Frankreichs betrachte. „Aber ich darf Sie wohl versichern," fügte er mit ernstem Tone hinzu, „daß nie eine Ansicht irriger gewesen ist. Er steht an der Spitze einer Sekte, welche alle moralischen und intellektuellen Gesetze aufgehoben hat, durch die bis jetzt die Thätigkeit des menschlichen Geistes geordnet worden ist. Er hat sich dieses Uebergewicht zu erringen gewußt, und ich schmeichle mir, daß Niemand auftreten wird, um es ihm streitig zu machen. Aber Victor Hugo ist kein Schriftsteller, dessen Werke in Frankreich populär werden können."

So hörte ich zu meiner Freude unter zehn Menschen neun urtheilen, denn ich glaubte wenigstens, die jungen Leute müßten mit Bewunderung von einem Manne reden, der mitten unter seinem falschen Gepränge wahre Glanzpunkte vor das Auge führt. Seine Vorliebe für Gemälde des Lasters und der Schrecknisse und seine eingefleischte Verachtung, was die Zeit im Geschmacke und der Sittlichkeit als gut geheiligt hat, konnten sich, wie ich glaubte, dem unruhigen Geiste des Jahrhunderts mittheilen, und mußten dem zu Folge die Sympathie und die Lobeserhebungen Derer anregen, die diesen Geist selbst entfesselt hatten. Nichts desto weniger. Man verleiht dem wilden Feuer in einzelnen Beschreibungen seine Anerkennung, das ist aber auch das einzige Lob, welches ich Victor Hugo's Werken in einem Lande ertheilen hörte, in welchem sie an das Licht getreten. Haben seine Dramen die erste Neugierde befriedigt, so wird ihnen nie mehr die Ehre einer Reprise zu Theil, und kein einziges hat sich auf dem Repertoir gehalten.

Der Roman Notre-Dame de Paris wird immer als Victor Hugo's bestes Werk aufgeführt, aber, ob es gleich einige Stellen enthält, wo sich sein Talent für Beschreibung hoch erhebt, so hörte ich doch auch von diesem Werke mehr mit Geringschätzung, als mit Bewunderung sprechen, und man suchte es in den Salons stets nur mit leichtem Spotte in das Lächerliche zu ziehen.

Dieser Verfechter des Lasters, dieser Chronikschreiber der Sünde, der Schande und des Elends wird vielleicht sagen: „Keiner ist Prophet in seinem Vaterlande." Ein englisches Blatt sagt auch in der That: „Notre-Dame muß den besten Romanen Walter Scott's an die Seite gestellt werden. Ja, es übertrifft sie an Lebhaftigkeit, Feuer, an Kenntniß der Sitten des darin beschriebenen Jahrhunderts." In letzterer Beziehung habe ich die auffallendsten schlagendsten Beweise vom Gegentheil in Paris selbst erhalten. Wer wird auch, wenn er nur

oberflächlich einen Blick auf Sir Walter Scott und Victor Hugo geworfen, dem Verfasser von Notre-Dame de Paris die Palme reichen!

Wären die Fehler der Schriftsteller dieser Schule nur literarischer Natur, so brauchte sich die Kritik nicht mit ihrer Bekämpfung abzumühen, aber sie sind im Stande, der Menschheit größeren Schaden zuzufügen. Sie möchten uns darthun, daß unsere reinsten und sanftesten Affekte nur zu Verbrechen und zur Ehrlosigkeit führen. Die Sünde ist die Muse, die Hugo anruft, der Schrecken fesselt sich an seine Fersen, unzählige Ungeheuer bilden seinen Cortege, und liefern ihm die Originale zu den Ekel erregenden Porträts, mit deren Zeichnung er sein Leben hinbringt.

Die abgesonderte Partie leidet so sehr an Krankhaftigkeit des Geistes, daß sie Victor Hugo einen neuen Shakespeare nennt. Hier wird es Pflicht der Frauen, das Wort zu ergreifen. Denn wem sind die Frauen größeren Dank schuldig, als Shakespeare, der, wie Keiner vor ihm und nach ihm, in ihre Herzen gedrungen und sie so trefflich gemalt in den Zügen der Portia, Julia, Cordelia, Desdemona. Und was haben wir dagegen dem modernen Maler zu verdanken. Was sind seine Heldinnen? Lucrece Borgia, Marion Delorme, Blanche, Maguelonne, Tisbe und ihre Nebenbuhlerin Catarina, die Muster-Gattin, mit, ich weiß nicht wie vielen derselben Gattung, nicht zu rechnen, seine Heldin im Romane, welche Herr Henry Lytton Bulwer *) „das zarteste weibliche Wesen nennt, welches je die Feder eines Romandichters gezeichnet.“ Esmeralda nämlich, deren einzige Reize darin bestehen, daß sie auf der Straße singt und tanzt, die .... o zartes Wesen! — von einem Cavalier bei nächtlichem Streite entführt, diesem um den Hals fällt, schwört, daß er schön sey, und von diesem Augenblicke die Zartheit und Zärtlichkeit ihres Herzens in einer hartnäckigen Anbetung entwickelt, ohne Erwiederung zu finden, oder durch etwas Anderes ermuthigt zu werden, als durch verletzende Liebkosungen in einer Nacht, da er im Weine sich betrunken.

Wären Victor Hugo's Werke, die weder durch kräftige Auffassung, noch durch die Schönheit des Styls, noch durch die Gluth in der Malerei der Leidenschaften diesen Schriftsteller bei seinen Landsleuten in ein gewichtiges Ansehen setzen konnte, und so auch nicht als Beweis der sittlichen und geistigen Entartung seines Vaterlandes dienen können, wären diese Werke nur in Frankreich bekannt, so könnte das Gesagte zureichen; aber einer englischen Kritik wegen, welche behauptet

*) Dieser hat ein ziemlich geistloses Werk über Frankreich geschrieben, und ist nicht mit seinem Bruder, dem Romandichter, zu verwechseln.

hat, Victor Hugo habe Racine den Boden untergraben, bedarf ich noch einiger Geduld, um Beide vergleichend vorstellen zu können. Aus Edelmuth zeige ich Ihnen zu diesem Zwecke Victor Hugo in dem Stücke: le Roi s'amuse, welches durch den, dem Schriftsteller besonders günstigen Umstand, daß es von der Regierung verboten wurde, mehr Celebrität erhielt, als seine übrigen Dramen.

In der ersten Freude über das Verbot seines Werkes scheint der Dichter den Kopf verloren zu haben. Unter andern Symptomen des Wahnsinns enthält die Vorrede zu le Roi s'amuse folgende Stellen:

„Die erste Regung im Verfasser war Zweifel .... Der Akt war bis in's Unglaubliche willkürlich .... Der Herausgeber konnte nicht an so viele Unverschämtheit und Tollheit glauben .... Der Minister hatte in der That nach seinem göttlichen Minister-Rechte den Befehl ausgesprochen .... Der Minister hatte ihm sein Stück, sein Recht, sein Eigenthum genommen .... Es blieb nichts übrig, als den Dichter in die Bastille bringen zu lassen .... Hat es denn wirklich Etwas gegeben, was man die Julirevolution nannte? .... Was kann der Beweggrund einer solchen Maßregel seyn? ..... Unsere Censoren müssen sich in ihrer Sittlichkeit durch le Roi s'amuse scandalisirt glauben. Der Name des bezüchtigten Dichters hätte allein hinreichen sollen, diese Ansicht zurückzuweisen .... (!!!) Dieses Stück hat die Schamhaftigkeit der Gendarmen in Aufruhr gebracht ... Die Brigade Lertaud war anwesend und fand es anstößig; das Bureau der Sitten verhüllte sich das Antlitz; Vidocq erröthete .... Der Verfasser will eine keusche, aber nicht eine gezierte Kunst .... Mit tiefer Betrübniß sieht er das Ende der Julirevolution .... Wahrlich, die Gewalt, die uns angreift, würde dadurch nicht viel gewonnen haben, daß wir, Männer der Kunst, unsere gewissenhafte, ruhige, offene, tiefe, heilige Aufgabe verließen ....

Kann es etwas Tolleres geben, als daß sich Victor Hugo in den Kopf setzt, die Fabrikation einiger anstößigen Dramen sey eine heilige Aufgabe.

Die Hauptpersonen in le Roi s'amuse sind Franz I., Triboulet, sein Hofnarr und noch etwas Schlimmeres, Blanche, Triboulets Tochter, die Verführte und Heldin des Stückes, und Maguelonne, eine zweite Esmeralda.

Das Interesse liegt in dem Widerspruche zwischen Triboulet dem Kuppler und Triboulet dem Vater. Dieser Hofnarr gehört selbst zu den verdorbensten, ehrlosesten Menschen und weil er buckelig ist, so macht er es zu seinem Geschäfte und Zeitvertreib, den König in alle Arten von Ausschweifungen zu ziehen; aber seine Tochter schließt er ein, um ihre Reinheit zu erhalten, und der Dichter hat sein ganzes Genie erschöpft, um die Verehrung zu beschreiben, welche Triboulet der Vater dieser Jugend widmet, die Triboulet der Kuppler sein ganzes Leben hindurch zu zerstören einzig und allein bedacht ist.

Der König verliebt sich natürlich in Blanche; sie erwiedert diese Liebe; und Triboulet der Kuppler hilft sie bei der Nacht entführen, weil er sie für die Gattin eines vornehmen Mannes hält, der Seine Majestät der König zu gleicher Zeit den Hof machte.

Ein fürchterlicher Schmerz durchzuckt Triboulet den Vater und Kuppler, wie er das Geschehene erfährt; durch ein neues Kraftstück zeigt uns der Verfasser, wie ein solcher Vater zu einer solchen Tochter sprechen kann.

Er faßt den Entschluß, den König zu tödten, und theilt dies Vorhaben seiner Tochter mit, die in leidenschaftlicher Liebe für ihren königlichen Verführer befangen ist. Sie sträubt sich dagegen, ergibt sich aber, nachdem der Vater ihr durch ein Loch in der Mauer gezeigt hat, wie Franz Maguelonne liebend umschlossen hält.

Nachdem dieses abgemacht, gibt er ihr in erhabenen Versen Lehren über den Antheil, den sie an der Ausführung zu nehmen hat. Sie soll eilig Männerkleider, ein Pferd und Geld nehmen: „Du kennst die Kiste bei dem Bilde Deiner Mutter, dort liegt das Kleid; ich hab's für Dich zum Voraus machen lassen.“

Nun schickt er seine Tochter weg und ordnet mit einem Zigeuner, Namens Saltabadil, dem Bruder der Maguelonne die Details des Mordes, welcher in einer Winkelschenke vollbracht werden soll, in der zu übernachten der königliche Wüstling durch Maguelonnens Schönheit und schlechtes Wetter sich veranlaßt fühlt. Triboulet läßt einen alten Sack zurück, in den sie die Leiche hüllen sollen und verspricht um Mitternacht zurückzukommen, um mit seinen eigenen Augen zu sehen, wie sie ihn in die Seine werfen.

Während dieser Zeit ist Blanche abgereist, da sie aber einige Gewissensbisse wegen der projektirten Ermordung ihres Geliebten verspürt, kehrt sie zurück, legt das Ohr abermals an das Loch in der Mauer und bemerkt, daß sich seine Majestät auf dem Boden schlafen gelegt hat, und daß sich der Bruder und die Schwester über die Art und Weise berathen, wie sie ihn umbringen wollen. Maguelonne, ein sehr zartes Weib, macht ebenfalls Schwierigkeiten; sie bewundert die Schönheit des Königs und trägt darauf an, sein Leben zu schonen, falls irgend ein Fremder kommen sollte, dessen Leichnam dazu dienen könnte, den Sack zu füllen. Blanche entschließt sich in einem Einfalle heldenmäßiger Zärtlichkeit, selbst der Fremde zu seyn und ruft aus:

„Wohlan, ich will für ihn sterben.“

Ehe sie indessen an die Thüre klopft, wirft sie sich auf die Knie, und bittet Gott um Verzeihung für alle ihre Feinde.

„Vergib auch Franz dem Ersten, den ich beklage, den ich liebe“, schließen die wundervollen Verse, die Racine zum Theil gestürzt haben sollen.

Sie klopft; die Thüre öffnet sich; sie wird erdolcht und in den Sack geworfen. Sogleich darauf, als hätte man ihn herbeigerufen, erscheint ihr Vater; er empfängt den Sack, will ihn nach dem Flusse schleppen und ruft in rasender Rache begeisternd aus:

„Jetzt Welt, schau her, das hier ist ein Narr, und das da ein König.“

In diesem Augenblicke triumphirender Freude hört er den König singen, der Maguelonnens Haus verläßt. Bestürzt öffnet er den Sack, und erkennt beim Scheine einer Leuchte, welche durch einen besondern melodramatischen Zufall eindringt, seine Tochter, die noch einmal erwacht, um in seinen Armen zu sterben.

Das ist ohne Widerrede eine tragische Situation, und es kann sehr gefühllos erscheinen, darüber zu lachen; aber der Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen ist hier unmerklich und sowohl in der Lage als in der Sprache des Vaters und der Tochter ist etwas Ungereimtes, Lächerliches, wodurch alles Pathetische an der Scene zerstört wird. Man erinnere sich, daß sie in Männerkleidern erscheint, von denen der Vater poetisch sagt: „Ich habe sie zum Voraus für Dich machen lassen."

Wohl gemerkt, sie steckt fortwährend in dem Sacke, denn die Notizen für die Scenirung sagen: „der untere Theil des Körpers bleibt gehüllt in dem Sacke."

Das ist Alles ohne Zweifel fürchterlich, aber keine Tragödie, keine Poesie, und doch ist es das gerade, was die Erde unter Racines Füßen erzittern machen sollte. Allerdings sind Racines Dramen nicht dem gewöhnlichen Leben entnommen. Das hätte sich nicht mit seiner Anlage vertragen. Er wollte uns ein Trauerspiel mit Helden und Halbgöttern geben, und nicht mit Gaunern, Narren und ehrlosen Dirnen. Um den Unterschied und die Wahrheit einzusehen, darf man nur einen Augenblick bei seiner Iphigenie weilen.

Betrachten wir noch ein wenig die Grundlage, auf welche diese Schule dramatischer Schriftsteller ihr angemaßtes Uebergewicht über die klassischen Vorgänger stützt.

Nennen sie sich nicht der Natur getreuer? Aber wie rechtfertigen sie diese Anmaßung? Lesen Sie alle Werke des Herrn Hugo (ich bitte Gott, Sie vor dieser Aufgabe zu bewahren), und Sie werden nach meiner Ansicht nicht eine einzige Person finden, mit der Sie zu sympathisiren im Stande wären, nicht ein Gefühl, eine Meinung, für die Sie in Ihrem Herzen eine entsprechende Saite zu finden wüßten.

Ich glaube, es wäre leichter, durch Racines majestätische Beredsamkeit der Verse sich so sehr aufzuregen, daß man die Gefühle seiner erhabenen Charaktere theilen würde, als Herz und Seele bis auf den Grad niederzudrücken, daß man sich in der That glauben machen könnte, man habe etwas mit Victor Hugos Schöpfungen gemein.

Aber wäre es auch anders, hätten die fantastischen Scenen dieses neuen Shakespeare auch mehr Aehnlichkeit mit der wahrhaften Verworfenheit der menschlichen Natur, so würde ich dennoch in Abrede ziehen, daß ein guter Grund vorhanden sey, dergleichen Scenen auf die Bühne zu bringen. Warum soll der Anblick des Lasters in seiner ganzen Abscheulichkeit ein Vergnügen für uns seyn? Warum sollen die gemeinsten Leidenschaften unserer Natur unablässig in vollem Feuer vor unsern Augen entwickelt werden? „Das ist nicht und kann nicht für unser Bestes seyn." Aus demselben Grunde müßte man unsere wohl bebauten Gärten, mit ihren marmornen Terrassen, ihren sammetenen Grasplätzen, ihren Blumen und Früchten aus jedem Klima verlassen, um auf einem Moor spazieren zu gehen; und glitte man aus und versänke in dem sumpfigen Grunde, so würde man sich mit dem Gedanken trösten, das sey natürlicher, als ein Garten.

Telegraph von Deutschland.

Beilage zur Zeitschrift Europa.

Nro. 2. 13. Januar. 1836.

Journalistik.

Herr Gentzel, der als Journalist und Kritiker sich einen rühmlichen Namen erworben hat, wird den ehemaligen Kuhn'schen Freimüthigen redigiren, der für Rechnung der Wittwe des Dr. Kuhn in der Plahn'schen Buchhandlung in Berlin vom neuen Jahr erscheint. Der bisherige Verleger, Herr Schlesinger, hatte nämlich nicht Lust, der Wittwe die ihr zugesicherte Pension länger zu bezahlen, und gab daher den Freimüthigen als solchen auf, wird aber das Berliner Conversations-Blatt, welches damit verbunden war, unter Redaction des Herrn Wilhelm Albrecht fortsetzen. Wir wollen die Rechtlichkeit und Billigkeit dieses Verfahrens hier nicht untersuchen; so viel ist indeß gewiß, daß wir durch diesen Zwiespalt zwei Blätter statt Eines haben werden.

— In Folge des summarischen Verbots aller Schriften des Dr. Laube, ist derselbe von der Redaction der Mitternachtszeitung zurückgetreten. Herr Dr. Brinkmeier in Braunschweig trat einstweilen an die Spitze des Blattes.

— Die Mitternachtszeitung bringt in den ersten Nummern von diesem Jahre, ein Paar Lieder von Heine, Reiseblätter von Eduard Gans, und eine Novelle von H. L.

Neuere Dichter.

Patriotische Gedanken:

Dem Verschwender Brod zu geben,
Nicht aus Neid sag' ich die Worte Dir,
Ränke gelten mehr, als alles Streben,
Rechtthun wird nicht anerkannt.

Redlichen Brod zu nehmen
Durch Betrug und eig'nen Will',
Dieses ist zu klein im Menschen-Leben,
Und fürwahr kein Patriotensinn.

(Hamb. Erz.)

Das Bier bei Strauch schmeckt wundergut,
Die Beefsteaks geben munt'res Blut! (?)
Dort herrscht ein lustig Völkelein:
Drum kehret brav bei Strauchen ein!

(Lpz. Tagbl.)

In Nr. 197 des Königl. dän. privil. Anzeigers zu Altona vom Montage steht: „Die Mordgeschichte, welche sich dieser Tage im Breitengange in Hamburg zugetragen, wird in einem Liede (gedruckt bei J. Kahlbrock, grünen Sood Nr. 52) besungen, dessen Schlußzeilen wörtlich also lauten:

Hamburgs edle Bürger reichen
Freundlich in (zu?) den bösen Streichen
Sich einander gern die Hand,
Denn wir sind ja All' verwandt!

Ueber Humor.

In den lit. Bl. von Brockhaus heißt es:

Der Wiener nennt das Gemüthliche, das Leutselig-Lustige schon Humor — immerhin! heißt doch Humor nichts als Feuchtigkeit; man soll über Worte nicht streiten.

Der literarische Hochwächter bringt einen sehr lesenswerthen Artikel über den Humor. Wir entnehmen daraus Folgendes: „In heitere Laune, in gemüthliche Stimmung ist der Leser leicht zu setzen, der Humor aber erhebt zu den Sternen; er trägt uns hoch dahin, wie Jean Paul so schön sagt, über die Hochgerichte und Gewitterstangen, daß wir nichts davon gewahren, oder er setzt uns in ein warmes Lerchennest des Waizenfeldes nieder, wo wir nichts weiter sehen, als Himmel und Aehren. Der Humor ist zugleich nicht bloße Sache des Genies, sondern auch des Herzens, daher unsere ächten Humoristen zugleich zu den trefflichsten Menschen hinsichtlich des Charakters gehörten. Dies eben gewährt dem Humor himmlische Weihe. Der ächte Humor erfordert ferner einen

männlichen Charakter, der geprüft worden ist in den Stürmen des Lebens. Nur ein planetarischer Abglanz von der Sonne des Humors ist die Laune. Daher gibt es auch weit mehr launige Leute in der Welt, als humoristische, und weit mehr launige Dichter, als Humoristen, obschon sich jeder Spaßmacher dafür hält."

Wir werden ähnliche Stimmen sammeln, wo wir sie finden; es wird hiernach leicht zu ermitteln seyn, in welche Kathegorie unsere neuern sogenannten Humoristen hingehören.

Zur Sittengeschichte.

Madame Friedrichs, die große Harfenvirtuosin aus London, soll sich in Dresden geweigert haben, den rühmlichst bekannten Virtuosen Gusikow in seinem Conzerte zu unterstützen, weil „sie nicht gewohnt sey, in Gesellschaft von Bekennern des mosaischen Glaubens zu spielen" Von einer Engländerin ist dieser Zug fast unglaublich.

Im Monat November wurden in München 1070 Individuen polizeilich abgestraft, und zwar unter andern 403 wegen Bettelns, 29 wegen Verletzung der öffentlichen Sittlichkeit, 1 Individuum wegen Thierquälerei, 19 wegen Blaumontagmachens, 7 wegen Entlaufens aus der Lehre und 24 Individuen wurden den zuständigen Gerichten überliefert, worunter 1 wegen verheimlichter Schwangerschaft.

Da in München laut des Polizei-Anzeigers monatlich über oder nahe an tausend Individuen polizeilich abgestraft werden, so ergibt sich durch eine Zusammenstellung mehrer Jahre die Durchschnittsberechnung, daß dort jährlich an 14,280 Personen (was beinahe ein Sechstel der Bevölkerung ist) polizeilich abgestraft und jährlich über 400 Personen ($^1/_{170}$) den zuständigen Criminalgerichten überliefert werden.

Theater.

Fridolin for ever! Die treffliche Dichtung des Herrn Holbein in Hannover hatte das Schicksal auch neulich in Berlin, gleich wie hier ausgelacht zu werden. Dort wollte es das zweite Theater einmal wieder damit versuchen. Die Berliner Zeitung meldet darüber:

„Wenn man ein doppeltes Schauspiel haben will, hatten die heutigen Inhaber des sehr gefüllten Hauses einen glücklichen Treffer. Das Publikum der Höhen, ja selbst ein Theil des Parterre's gab sich ein Fest mit mancherlei Aeußerungen, die besonders gegen den Charakter des „Burgvoigt Robert" sich richteten. Der Haß erhob sich gleich Anfangs über die Unredlichkeit und Unmoralität dieser Schwarz in Schwarz gemalten Person, der vom Verfasser auch nicht der leiseste Schimmer von Menschlichkeit gelassen ist. Jedes schnöde Wort, das „Robert" vernehmen mußte, wurde mit Jubel aufgenommen, bei einer Thätlichkeit gegen ihn verdoppelte sich das Jauchzen.

Können Dichter und Darsteller mehr wünschen? —

Anekdote.

Neulich wurde auf dem 2ten Theater in Hamburg „das Fest der Handwerker" gegeben: wie nun Hähnchen seine Vorzüge so sehr herausstreicht, verlöschen mit einem Male die Lampen, und es entsteht eine ziemliche Dunkelheit; Kluck nimmt diese Gelegenheit wahr, und sagt: „Na Hähnecken, des muß wahr sind, wenn Du erscheinst, verdunkelst Du Allens!"

Der Sänger.

Uns Menschenkindern prophezeit
Des Leichhuhn's Lied Verderben;
Wenn aber unser Cantor schreit:
Muß selbst das Leichhuhn sterben.

Allerlei.

Eine der Nummern des „Temps" enthält eine detaillirte Schilderung des Stralower Fischzugs, aus der wir zum Scherz eine Stelle ausheben wollen. „Durch die hin- und herwogenden Volksgruppen drängen sich fortwährend Weibspersonen, welche Weißbier, den vom berlinischen Natur- und Kunst-Genuß ganz inseparablen Nektar der Victualienkeller, verkaufen. Auch Branntwein, der an diesem Tage in Strömen fließt, und saure Gurken (cornichons) werden mit heiserer, widerwärtiger Stimme ausgeboten. Alle diese Ingredienzien werden sehr gesucht, besonders von den armen Teufeln,

welche unaufhörlich aus Plaisir gegen ihren schlaffen Geldbeutel und gegen die Sonnenhitze ankämpfen. Das Geschrei der Cigarrenjungen schallt allerwärts wider; Cigarren, welche sont cultivés et fabriqués dans le pays même (nämlich in der Uckermark). Die Eigenthümlichkeit dieser Cigarren ist, daß sie einen kalten Schauer über den Leib Desjenigen verbreiten, der davon Gebrauch macht. Die Wuth zu rauchen muß sehr groß seyn, wenn man, um sie zu befriedigen, zu einem so abscheulichen Kraut seine Zuflucht nimmt. Wir entfalten bisher nur die schöne Seite dieses Festes. Man darf aber auch diejenigen Scenen nicht übergehen, welche mit Freudengeschrei, mit Tanzen und Mahlzeiten anheben, aber mit Niederträchtigkeiten (im Sinne des Berliners) und mit Krakelen endigen. Wenn der Berliner sich satt gegessen und getrunken und sein Geld verthan hat, so braucht er vor Schlafengehen noch eine kleine Prügelei. Er muß wenigstens seinem Nachbar das Gesicht zerkratzen, wenn er mit seinem Tagewerk zufrieden seyn soll. Freilich ist hier nur die Rede vom niedrigsten Pöbel, aber zur Unterstützung unserer Behauptung ist es hinreichend, zu erwähnen, daß es in Berlin ein Kaffeehaus giebt, wo man an der Stubenthüre die naive Inschrift liest: „Es wird gebeten, die Stühle zu schonen, hinter dem Ofen wird man Prügel finden.“ Diese 14 Worte enthalten eine getreue Charakteristik der Volksfeste in Berlin.“

Aus dem Münchner Tagblatt.

1. Unter den Kaufsgewölben zeichnete sich auch zur Weihnachtszeit in diesem Jahre wieder jenes des Chokolade-Fabrikanten Herrn Mayrhofer aus. Es ist wirklich erstaunenswerth, wie weit die Kunst, aus Chokolade allerlei zu formen, gehet. Ihre Maj. die regierende Königin, so wie die höchsten Herrschaften und der hohe Adel beglückten den Laden des Herrn Mayerhofer mit einem Besuche und drückten laut ihren Beifall aus.

2. Nachstehende Lithographien.
sind sehr billig zu verkaufen:

1) Portrait S. Durchl. des Erbprinzen von Hohenzollern-Hechingen,
2) le coucheur de l'enfant,
3) Napoleon,
4) Friedrich der Große,
5) Christus am Kreuze,
6) Christus im Tempel,
7) Portrait von Rappo,
8) der Heimathlose,
9) Portrait von Hasel,
10) Schweizer-Stück,
11) der englische Gruß,
12) eine holländische Wirthsstube,
13) la vierge au Linge,
14) Himmelfahrt Mariä,

und bei der Expedition des Tagblattes zu besichtigen. (Welche Zusammenstellung!!)

3. Ein Orientale von dem Cavallerie-Corps, welches sich im Kalischer Lager bei der russischen Armee befand, dichtete auf seine entfernte Geliebte einige zärtliche Zeilen in persischer Sprache. Ein Dolmetscher gab sie den anwesenden preußischen Offizieren in deutscher Prosa, und Einer derselben brachte den, von ächt orientalischer Glut beseelten Gedanken, wie folgt, in deutsche Reime:

Die Wunden, wenn Dich Pfeil und Dolch ereilen,
Wenn Dich die Lanze trifft, sie sind zu heilen;
Doch die ein Blick aus Deinen Augen schlägt,
Für jene, ach! so schmerzlich süße Wunden,
Hab' ich, wie tief mein Herz die Proben trägt,
Bis jetzt noch keinen Balsam aufgefunden! —
(Lit. Hochwächter.)

— Herr Prof. Hofmann brachte bei dem am 10. Nov. zu Breslau gefeierten Schillerfest folgende Toaste aus:

I.

Es leben die Poeten! die erhabenen begrabenen, und die strebenden lebenden, innig entfaltenden, minnig gestaltenden, klangentzückten, entzückenden, sangbeglückten, beglückenden, bei Erlebnissen, bei Begebnissen, bei Begräbnissen, bei Hoch- und bei noch andern Zeiten und Ge-

legenheiten. Es leben alle Poeten auf Erden, die's heute schon sind und morgen noch werden.

II.

Es leben die Philister, ihre Gevattern und ihre Geschwister! Die Poetenverachter, Monetenbetrachter, die Luckser und Muckser, die Pfennigfuchser, die Mucker und Achselzucker, die Agio- und Taxen-Kucker, die Linsenwähler und Zinsenzähler, die Couponsschneider und Hungerleider, die, wo andere vor Freude weinen, gleich mit dem Regenschirm erscheinen; und wo die Freude droht einzuschlagen, den Blitzableiter in der Tasche tragen; die den Teufel scheuen und sich wie Teufel freuen; die nicht mehr mit dem Zopfe prangen, und doch am Zopfe hangen; den Pantoffelgedrückten, Kartoffelentzückten, Wasser-Verprasser. Die sich mit der Schlinge der Mäßigkeit schnüren, und doch die Klinge der Gefräßigkeit führen; die in lauter Formen und Normen sich bewegen, in lautes Schmiegen und Biegen sich regen; die auf dem Stuhle des Schlendrians sitzen, und in der Schule des Bocksbeutels schwitzen. — Es leben die Philister und ihre Geschwister! Denn — wenn die Philister nicht mehr leben, so wird es auch keine Poeten mehr geben! —

Geburtstags - Empfindungen einer Berliner Köchin.

(Es ist Morgen. Die Köchin auf ihrem Kasten sitzend — pathetisch emporblickend.

Mit seelige Gefühle und mit eene unermeßliche Reihe von Gedanken, sah ich den heutigen Dach uf seine seidne Zauber-Flichtel aus de morgenröthliche Aurauro empor steigen; den Hoorizunten sein kleenes boomwollenes Gewölke war mit goldige Bänder paspelirt, die entlobten und benebelten Böhme kökelten in de eisigte Decemberluft, un die liebe Sonne beschillerte mit ihre erschte majustätsche Strahlen eenen mir bekannten Holzanweiser. Indem nun in eenen solch merkwürdigen Ogenblicke, welcher mich ernst vor neun und zwanzig Jahre das irdnische Daseind gegeben, nischte nich ohne een gewisses Wahrzeechen geschieht, welches die in eenen düstern Schleier gehüllte Zukunft lüften duht, so kann ich den Globen in dieses unbefangene Herze Raum geben, daß mich eenst een Holzanweiser heemführen wird.

Ick hatte es zwaar uf eenen Buchbindergesellen mit goldnen Schnitt gemünzt; alleene es ist auch eingal, wie es der Fatus über mir verhängen duht. Funfzehn Jahre habe ick un all das Vaterland als Köchen gedient, und wenn ick nu nich bald eene Versorgung, bestehend aus eene Stube, Kammer, Kochgelaß, Drockenboden und Zubehör nebst Mann, bekomme, so müßte ick ja ohne Gnade intreten in det invalide Reserve-Dragoner-Regiment, welches allhier bei di Feuerheerde in Garnison steht, und zuletzt mit große Kochlöffels uf die Gänsewache zieht.

Doch — des Wahrzeechen von vorhin sagt mich: „Ida, werde nich zur Zweiblerin an Deine Schönheit und Tugend!" (vor dem Spiegel): Ja schöne bin ick, des is wahr' — Dieses muß mich selbst der scharfe Zahn eenes Neiders unbenagt lassen. Mein Gesichte ist zwarsch anjetzt von meine Berufspflichten ein kleines wenig blakig — aber wenn noch — es schimmert doch een gewisser romantischer Töng damank durch, und meine schmachtende Blicke sind mengelirt mit eene schmeichelnde Liebenswürdigkeit und — ick' weeß't selbsten nich — mit so pudelnärrisches behebbliches Wesend, wat Profeschers „nafif" nennen, wovon ick all ebend meine Bildung gekricht habe. Ne, und wer mir so des Sonntags sieht, der ruft mich zu: „Köchen Ida! wer seind Sie?" Eene große Pelzpallantine walt mir um den Nacken, uf die erfrorne Hände spielen die karfunklige Juwelen, und um de breeten Hüften ruschelt een türksches Satangewand; ach, und de Beene vergessen in de Schnürstiebeln, wosie hergekommen sind.

Und was seind alle diese Herrlichkeiten gegen een öhliges Behältniß*). O Schicksal, wenn werschte Hymännikens rosige Fackel anzünden? — Ick bitte Dir, fackle nich zu lange, und führe mich meineswegen eenen zärtlichen Holzanweiser in meine allfaßterne Armen. (Die Herrschaft ruft.) Frau Professern, ich stehe gleich zu Diensten, ick habe mir nur erscht einige Geburtstags-Präludien uf meinen Kasten seinen Rosonanzboden vorgetragen. (Geht ab, indem sie eine Schürze vorbindet. Für sich): Deeß weeß der Deibel, man hat nich mal so viel Zeit, um sein eegnet Herz zu rühren, damit deß et nich überkocht. (Beob. a. d. Spree.)

*) Will sagen: Eheliches Verhältniß.

Feuilleton.

Literarische Uebersichten.

LE BANIAN

par

M. Corbière.

Paris. Hippolyte Souverain.

Der Verfasser lebt in Havre, und hat bereits mehre See-Romane im Geschmack Sue's geschrieben, die von seinen Mitbürgern mit großer Gier gelesen wurden, in Paris aber geringere Sensation machten. Wir geben hier eine französische Recension dieses Buchs als Probe französischer Artigkeit: »Le Banian ist eine jener idealen Compositionen, die auf grauem Papier mit einer Einfassung und einem zwiebelfarbigen Umschlag erscheinen, ausgestattet mit allem Luxus und typographischen Geschmacke, welche die Ausgaben des Herrn Souverain schmücken, des Herausgebers der Revue des Beaux-Arts und Wasser-Verlegers, weil er die Revue maritime in seinem Hause hat, und der große Rinnstein der Straße des Vieux-Augustins bei seinem Laden vorüberfließt. Der Banian ist ein amphibisches Wesen, ein Krämer, ein Flibustier, ein Kaufmann, ganz wie ich die Ehre habe, Ihnen zu sagen. Herr Corbière hat schon zehn bis fünfzehn Wasser-Romane in derselben Art gemacht. Von ihm ist auch das berühmte Buch, das in Havre verschlungen wurde und selbst bis in die Wildnisse Numidiens drang, und den Titel führte: »Sechs Löwen für eine Frau.« Im Banian werden sich die Leser besonders für einige Briggs interessiren; dieß sind der Scorpion, der Unsichtbare und der Nachtvogel. Es ist ein See-Roman durch und durch. Die Blätter stinken nach Theer, und wenn man ein Blatt gelesen hat, muß man Tabak kauen, man mag wollen oder nicht. Man sagt, daß der berühmte Romancier des Havre, Herr Corbière, sein ganzes Buch auf Meersand mit einem Haifischzahne geschrieben habe, und dazu auf einem Haufen Austernschaalen saß. Herr Souverain, der elegante Verleger, der so glücklich ist, dieses Meisterwerk dem Publikum zu übergeben, bereitet noch für diesen Winter folgende Werke vor: die verhängnißvollen Flöhe, ein poetisches Jucken von Herrn Oscar de Thomas; die Gänseleber, eine Geschichte für das Herz, von Herrn Ambroise de St. Horace, und sechs und dreißig Rhinocerosse für eine Frau, ein beduinischer See-Roman.

DES BETTLERS GABE.

Taschenbuch für 1836

von

Wilhelm Müller.

Zweiter Jahrgang. Kolberg, bei C. F. Post.

—* Sklaverei, Sibirien, Wahnsinn, Mord, Dolch, Gift, Molch, das sind die Elemente der Müller'schen Phantasie, einer um so bedauerlicheren Phantasie, als da, wo das Wissen zwischendurch leuchtet, man immer wünschen muß, die Einbildungskraft hätte eine ruhigere, den Kenntnissen und Studien mehr entsprechende Richtung genommen. Auch vorliegender Band enthält die unmenschlichen Qualen eines unschuldig Verbannten und sonst nur die kurze Geschichte eines Wahnsinnigen. Müller hat ein entschiedenes Talent zu Auffassung und klarer Darstellung von Volkssagen, — warum wirft er sich nicht auf diese Seite? Das wäre doch offenbar ein würdigerer Gegenstand für seine Schriftstellerei, als die Ausmalung von Abscheulichkeiten, an denen nur eine gänzlich übersättigte, entartete Natur Gefallen finden kann. —

DEUTSCHE HARFE.

Gedichte von H. Lössel.

Cassel. 1835. Luckhard'sche Hofbuchhandlung.

—* Diese Gedichte scheint die Gelegenheit geboren zu haben und gelegentlich werden sie auch wieder verschwinden, wogegen der Verfasser selbst nicht zu viel einwenden wird, obgleich ihm mancher Vers viel Mühe gekostet zu haben scheint. Das Büchlein ist ein mixtum compositum aller Gattungen von Poesien; selbst eine dramatische Scene kommt darin vor. Mehre Scenen sind in hessischer Mundart gegeben, denen ich ein lokales Interesse nicht absprechen will. Den Beschluß des Ganzen bilden einige kriegerische Lieder im Geschmack des Theodor Körner. Nach zwanzigjährigem Frieden klingt wie Communalgarden-Begeisterung, was im Kriege wenigstens nicht ganz ohne Werth gewesen ist! —

Theater.

Seitdem wir die Braut von Auber hatten, folgte die Braut von Lammermoor und die Marmorbraut; eine Braut des Apothekers fehlte aber noch. Diesem fühlbaren Mangel haben nun die Herren Dupin und Sauvage in Paris abgeholfen, und eine solche auf das Theater des Palais royal vor Kurzem gebracht. Es wird nicht fehlen, daß unsere allezeit geschäftigen Uebersetzer uns auch bald mit dieser Dame bekannt machen werden, und so dem gefühltesten Bedürfniß unsers deutschen Nationaltheaters schleunigst abhelfen werden.

— Die Bartholomäusnacht von Meyerbeer wird fortwährend in der großen Oper einstudirt. Das in die Scene Setzen dieses Werkes ist ungemein beschwerlich; dennoch glaubt man, daß es bis zum Ende Februars dem Publikum vorgeführt werden wird. — Madame Mori-Gosselin wird darin als Katharina von Medicis auftreten, die nur im vierten Acte in einer einzigen Scene erscheint. Dessen ungeachtet wird die Besetzung dieser Partie überall ihre Schwierigkeiten haben.

— Die Stücke und Opern, die im vergangenen Jahre auf den Theatern in Paris am meisten gefielen, waren: die Jüdin, Angelo von Victor Hugo, Don Juan von Oestreich, das eherne Pferd, der Blitz, die gelben Handschuhe, die Tochter des Geizigen, der arme Jacques, Madelon Friquet, Farinelli, la Prova (zum ersten Mal französisch), der Feldprediger, und die Seifenkugel des Kaisers.

Aus Italien.

Theater. Die Norma von Bellini ist jetzt in Italien die Lieblings-Partitur, sowohl auf den Scenen zweiten Ranges, als auf den vornehmsten. Zugleich macht sie die Zierde der öffentlichen und Privat-Concerte aus. In Triest wurde Norma dreimal zu Benefiz-Vorstellungen gewählt,

für Donzelli, für die Armen und für die Boccabadati. Im Theater Gallo in **Venedig** ist gleichfalls die Norma en vogue; in **Palermo** gab die Ungher diese Partie im Theater Carolino von der Franceschini und dem Tenor Santi unterstützt. Ferner gab die Ungher den Parlermitanern la Parisina. Ines de Castro und il Disertore svizzero waren die beiden am meisten nach der Norma goutirten Opern. Zwei Franzosen, Elvart und de Ruolz, gefallen, der erstere in Rom, der letztere in Neapel, durch ihre Kompositionen. Elvart setzte eine Trauer-Cantate auf Bellini's Tod in Musik; der letztere hat eine Oper unter dem Titel Lara komponirt, welche in San Carlo mit der Lucia von Donizetti rivalisirt. Im Fondo wird Torquato Tasso von Ricci gegeben, und die alte Oper von Fioravanti le Cantatrici villane. Im Theater Nuovo wurde Rossini's Elster applaudirt, und l'Ossesso von Moretti ausgepfiffen. Uebrigens soll in San Carlo im Monat Januar eine neue Partitur von dem Maestro Stabile und der Disertore von Ricci in Scene gehen. Der Choregraph Taglioni setzt ein großes Ballet Zephyr und Flora in Scene. Die **Puritaner** werden nächstens auf mehren Theatern gegeben werden. Es scheint, daß Parma hierin den andern den Rang ablaufen werde.

Aus London.

Die Lust am Schlittschuhlaufen hat am Weihnachtstage mehre beklagenswerthe Vorfälle herbeigeführt, und den Coroner zu Untersuchungen veranlaßt. Drei Menschen ertranken in dem großen Wasser-Bassin von Hyde-Park und sieben andere auf dem Serpentine-Flusse in St. James-Park. Das Eis war von dem Morgennebel mürbe geworden und brach plötzlich ein. Zwölf bis fünfzehn der Hereingefallenen kamen mit dem Leben davon. Die Jury, welche sogleich in einem der benachbarten Wirthshäuser zusammenberufen wurde, erklärte den Tod als zufällig.

Mode.

Blonden, seidene, silberne und goldene Spitzen und was sonst noch zu der Winter-Toilette gehören mag, haben die schönen weißen leinenen Stoffe indeß nicht ausgeschlossen. Die englischen Points und die brodirten indischen Mousseline stehen sogar in der Würdigung, mit Sammt und Seide auf einer Reihe. Großer Luxus wird mit den Sacktüchern getrieben; gestickt und mit Spitzen besetzt, sind sie bei jeder Toilette unerläßlich, und werden in der Hand getragen oder zusammen gedrückt auf das Fußkissen gelegt. — Kleine Putz- oder Negligé-Häubchen von Points und Schleifen mit Rosen-Guirlanden und einer Spitze auf der Stirn von Rosa-Atlas sind ganz allerliebst. Besonders ist es schön, die Blumen jetzt auch beim Negligé angewandt zu sehen. Eine schwarze Blonden-Haube mit Korallen-Zweigen geziert, die an beiden Seiten die Wangen einschließen, machen eine angenehme Wirkung. Kleine Sammthüte mit schmaler runder Scheibe, die an der einen Seite aufgeschlagen und mit kleinen Federbouquets geziert sind, verdienen ebenfalls genannt zu werden. — Man glaubt, daß die engen Aermel wieder aufkommen werden; Vorbaten hat man schon

bei einigen geputzten Anzügen bemerkt. — Für junge Mädchen sieht es artig aus, wenn sie drei kleine Maschen von schwarzem Sammt an den Schläfen tragen, darüber eine Rose ohne grüne Blätter, über der Rose dann wieder schwarze Sammtmaschen, etwas breiter als die untern, die, im Nacken gebunden, in Enden auf den Hals herunter fallen. Dieser Kopfputz ist jetzt sehr in der Mode. — Atlas-Pelerine von dunkler Farbe, die vorderen Enden schmal, werden mit Marder besetzt getragen; auch Hermelin oder Schwan sieht man bei Negligé-Toiletten in den ersten Theatern. — Schürzen mit Sammt oder Bändern, en relief gestickt, gehören zu den neuesten Modeartikeln.

Faschings-Neuigkeiten.

Auch die Stuttgarter werden dieses Jahr einen Fasching haben. Die Metamorphosen unseres alten Musentempels sind schon alle vorbereitet, die Flaschenzüge sind erprobt, alle Wolken und Wunder in Bereitschaft. Tombola, Straußische Walzer, Pantomimen, Maskenzüge, Herrlichkeiten die Hülle und Fülle! Da diese Freuden nicht, wie die Ueberschwemmungen des Nil, alle Jahre unsern Fasching befruchten, so läßt sich denken, wie sehnsüchtig man ihnen entgegen harrt. Wir wünschen ein rechtes Gewühl und lustige Scenen, und haben bereits unsern Domino in Bereitschaft gelegt. Die Schilderung aller dieser Ereignisse im Gebiete der Thorheit soll nicht ausbleiben.

— Das Theater des Palais royal ist am 2. Januar schon mit seinem Fasching da, und hat daher vor uns einen unbedeutenden Vorsprung, denn wir beginnen ihn hier zu Stuttgart mit dem 16. Januar. Die Bälle im Palais royal werden Künstlerbälle genannt, und wiederholen sich jeden Sonnabend. Das Lokal wird kunstreich geschmückt seyn, und alle gastronomischen Etablissements des Palais royal die ganze Nacht geöffnet bleiben.

— Den 15. December hat in St. Petersburg der erste Ball der Adels-Assemblée Statt gefunden. Die Direktion ladet dazu ein, und die Mitglieder erhalten auf von ihr unterzeichnete Billets den Eintritt. Die Herrn erscheinen in Staats-Uniform; der Anfang ist um 9 Uhr Abends. Fremde können durch Mitglieder eingeführt werden, welche in allen Stücken für ihre Eingeführten zu haften verbunden sind.

Frankfurter Kunstverein.

Dieser Verein zählt 933 Mitglieder mit 1066 Actien. Seit dem vorigen Jahre sind 252 Mitglieder mit 272 Actien hinzugekommen. Die Einnahme für den Zweck der Verloosung und die Kosten betrug in diesem Jahr 5784 fl. 54 kr. mithin 1954 fl. über die des vorigen Jahres. Das Kapital für öffentliche Werke, in deren Gründung dem Verein sein höchstes Ziel gestellt ist, seit vorigem Jahre um 860 fl. 13 kr. vermehrt, beträgt heute 3866 fl. 57 kr. Zur Verloosung waren 24 Haupt-, 13 Nebengewinne und verschiedene eingetauschte Kupferstiche und Lithographien bestimmt.

Die Hauptgewinne bestanden in:

1) Kreuzfahrer in der Wüste, von Herm. Stielke in Düsseldorf; 2) Jakob, trauernd beim Anblick der Kleider Josephs, von H. Krienen in Düsseldorf; 3) Große niederländische

Landschaft bei schlechtem Wetter, von J. Wilh. Schirmer daselbst; 4) Wildschützen im Hochgebirge, von E. von Enhuber in München; 5) Waldige Landschaft, von H. Rosenkranz in Frankfurt; 6) Bayrischer Pferdemarkt, von Schelver aus Osnabrück; 7) Ein Mädchen mit einem Wasserkrug, von W. Nerenz in Düsseldorf; 8) Waldige Landschaft, von M. Rösen in Düsseldorf; 9) Viehmarkt neben der porta di S. Paolo von Rom, von H. Bürkel in München; 10) Das Thor von Capellen am Rhein, von Dom. Quaglio daselbst; 11) Tyroler in ihrer Hütte, von A. Tischbein daselbst; 12) Landschaft, von F. J. Ehemant von Frankfurt; 13) Deßgl. mit einem Kapellchen, von J. F. Dielmann von Frkfrt.; 14) Italienische Hütten, von W. Gail in München; 15) Maurische Ruinen bei Malaga, von demselben; 16) Winterlandschaft, von K. A. Haanen aus Amsterdam; 17) Ponte nomentana mit Ochsentreibern, von A. Klein in Nürnberg; 18) Wasserfall bei B. Baaden, von A. Radl in Frkfrt.; 19) Hütten an einem Berge, von Heerdt in Frkfrt.; 20) Ein Genius führt ein Kind über einen Steg, von Zwecker deßgleichen; 21) Landschaft nach Ruysdal auf Porzellan, von J. Umstädter deßgl.; 22) Porträt Wieland's, in Carniol geschnitten, als Ring gefaßt, von Dickorée deßgl.; 23) Landschaft mit der Brücke bei Hausen, von Carl Morgenstern; 24) Marine, sandiges Ufer, von Andr. Achenbach.

Der neugewählte Präsident für 1836, Herr Professor Dr. Bercht, hielt eine gehaltvolle Rede über den Verfall der Kunst im letzten Jahrhundert, deren Wiederaufblühen in unserer Zeit und das Wirken durch Gemeinsinn, woraus wir folgende Stellen hier mittheilen:

„Der Maler, der Bildhauer arbeite freudig und sorgenfrei in seiner stillen Werkstatt; er braucht keinem Mäcen zu schmeicheln, keinem Krösus Weihrauch zu streuen; seine äußere, und was noch wichtiger, seine innere Unabhängigkeit ist ihm gesichert; er bringe Schönes hervor, und sein Verdienst wird anerkannt werden. Die zahlreichen Vereine der Kunstfreunde, die sich in allen deutschen Landen gebildet haben, und die in ihrer Gesammtheit schon jetzt mit reichen Mitteln ausgestattet sind, werden das bescheidene Talent ermuntern und hervorziehen, und mit den Werken der schönen Kunst, die sich überall hin, in das einsame Dörfchen, wie in die gewerbreichen Städte zerstreuen, wird auch die Liebe zur Kunst sich immer weiter ausbreiten. Die Kunst wird nicht mehr in schwer zugänglichen Palästen, eine einsame Gefangene, gefesselt weinen, sie wird die Freude, der Stolz der Nation werden, deren Liebe, deren Anerkennung das eigentliche Lebenselement des Künstlers ist. Denn wahrlich, der Künstler trüge keinen Funken edler Begeisterung in seiner Brust, dem die Auszeichnung eines Vornehmen, oder das Gold, das ihm der Bilderhändler spendet, süßern Genuß gäbe, als die Liebe, die Anerkennung dankbarer Zeitgenossen. Der edle Mensch lebt nicht allein vom Brod; er lebt aber auch nicht allein von Bewunderung. Ist daher, wie wir alle glauben, die Kunst nicht blos ein angenehmer aber unnützer Gegenstand eines fein sinnlichen Luxus, ist sie eines der Mittel, welche die Vorsehung den Bewohnern der Erde zu ihrer geistigen und sittlichen Veredlung gegeben hat: dann, meine Herren, ist der Künstler ein Förderer

göttlicher Zwecke, ein Träger der Civilisation, ein Priester der Humanität; dann ist es die Pflicht, ich sage die Pflicht der Zeitgenossen, ihm die Erfüllung seines erhabenen Berufes möglich zu machen und zu erleichtern.

Endlich, meine Herren, sind die Kunstvereine das sicherste, vielleicht das einzig sichere Mittel, dem Verfalle der Kunst vorzubeugen. Die Verirrungen des Geschmacks zeigen sich immer zuerst in großen Städten, wo die übertriebene Verfeinerung aller Lebensgenüsse und die Uebersättigung, die unaufhörlich nach neuen Reizmitteln hascht, die reine einfache Natur verscheuchen. Ich brauche Sie nur an Alexandria, an Rom unter den Imperatoren, an Paris unter Ludwig XIV. zu erinnern. Der Einfluß dieser Städte hat den Künsten wie den Wissenschaften auf Jahrhunderte hinaus unendlich geschadet. Wir Deutsche rechnen es daher mit Recht als unschätzbares Glück, daß wir so wenig als die Hellenen und die Italiener der Raphaelischen Zeit, von einer übermüthigen Hauptstadt das diktatorische Gesetz empfangen, was heute schön und morgen häßlich seyn soll; daß in unserm großen Vaterlande die Quellen der Bildung überall frei und freudig hervor sprudeln.

Thun wir das Unsrige, der deutschen Kunst diese Freiheit und Freudigkeit zu erhalten. Deutschlands Genius ist reich; man lasse ihn seine Flügel entfalten, und er wird sich zur Sonne schwingen. Woran darf ein Volk verzweifeln, das einen Göthe den Seinen nennt! Den Künstlern aber rufen wir die Worte des Dichters zu:

»Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben,
Bewahret sie!«

— Schließlich fügen wir noch bei, was uns ein Frankfurter Kunstfreund bei dieser Gelegenheit schreibt, dem wir obige Mittheilungen verdanken:

„Sollte es nicht sehr interessant und nützlich seyn, dem Publikum eine Zusammenstellung der seit 5—8 Jahren durch die Kunstvereine in Deutschland angekauften Kunstwerke und der dafür verwandten Summen zu geben? Man unterschätzt die den Künstlern dadurch zugeflossenen materiellen Vortheile zu sehr, und würde bei einer genauen Kenntniß derselben vielleicht größeres Interesse an der Beförderung der Vereine nehmen.“

Gern bieten wir uns zu diesen interessanten Veröffentlichungen an, und laden die verehrlichen Kunstvereine ein, uns zu diesem Zwecke ihre Mittheilungen zu machen.

Vermischtes.

Das Echo de la Frontière theilt ein Protokoll mit, welches von einem Dorfschulzen an der Gränze aufgenommen und dessen Authenticität es verbürgt. Darin kommt folgende Stelle vor: „Vor uns ist erschienen der Bauer N., der uns einen Wolf anher gebracht, den er im allgemeinen Aufgebot getödtet, und nachdem wir ihm die Ohren abgeschnitten, haben wir Reklamanten wieder fortgeschickt.“

— Man meldet aus Paris, als Beweis von der scharfen Umsicht der dortigen Polizei: „Seitdem die Gefangenen von St. Pelagie durch den Keller entkommen sind, hat man zahlreiche Wachtposten auf dem Dache des Gefängnisses bemerkt.“

— Charles Tolbecque, Orchester-Direktor bei dem Variétés-Theater

und der Schöpfer unzähliger graziöser Kompositionen, ist vor wenigen Tagen, noch jung, an der Schwindsucht gestorben.

— Bei der letzten Galla in den Tuilerien am Neujahrstage sah man außer dem diplomatischen Korps auch eine große Menge von Fremden, welche durch ihre Gesandten vorgestellt wurden. Lord Granville führte dreißig seiner Landsleute ein; der König unterhielt sich mit ihnen in ihrer Sprache, die er vollkommen versteht. Ein Schotte im National-Kostüm erregte große Aufmerksamkeit. Auch bemerkte man unter den drei bis vierhundert gegenwärtigen Personen einige ungarische Magnaten in ihrer eben so prächtigen als geschmackvollen Tracht, welche der östreichische Botschafter, Graf von Appony, vorstellte; ferner mehre Schweden und zwei Damen aus Mexiko, deren reicher Diamantenschmuck wohl im Stande war, die von den europäischen Damen zur Schau getragenen Kleinodien zu verdunkeln.

Nekrolog.

Der Dichter Platen ist in Syrakus am Fieber gestorben. — Es sind nun bald zwei Jahre, daß er nach längerem Aufenthalte München verließ, wie er sagte, für immer, um nie wieder nach Deutschland zurückzukehren. Er ist vielfach angefochten worden, und so Mancher wollte in ihm nichts als einen Meister erkennen, der unsere edle Sprache nach seiner Laune zu drehen und zu handhaben wußte. Wir wollen diese Eigenschaft jedoch nicht so wegwerfend betrachten, sondern sie hier mit dem gewichtigen Titel eines Meisters in der Verskunst bezeichnen. In den früheren dramatischen Sachen zeigte Platen ein entschiedenes Talent. Es sind jetzt länger als zehn Jahre, daß dem Referenten, der damals als Theater-Sekretär in München angestellt war, der Herr Major v. S. ein Manuscript übergab, das von einem K. baierischen Lieutenant herrührte, der sich nicht nennen wollte, aber die Aufführung dieses Stücks sehnlichst wünschte. Die Dichtung überraschte Ref. auf die angenehmste Weise, aber er sah sich dennoch veranlaßt, sie mit der Aeußerung zurückzugeben: sie sey zu gut für die Schauspieler und das Publikum, wie es damals bei dem Isarthor-Theater in München der Fall war. Dieß konnte sich auch wohl noch auf andere Theater in Deutschland beziehen. Das Stück war »der gläserne Pantoffel.« Später, als Ref. sich in Nürnberg befand, und den Grafen Platen persönlich in dem Hause einer hochgebildeten Dame kennen zu lernen Gelegenheit hatte, erhielt er von ihm das dramatische Gedicht: »die Liebe aus der alten Zeit«, und setzte es mit großer Sorgfalt in die Scene. Der geniale Heideloff hatte die Costüme angegeben und einige Dekorationen gemalt. Es war ein gewähltes Publikum zugegen, Professoren und Studirende aus Erlangen waren hinzugeströmt, und die poetischen Schönheiten des Stücks wurden empfunden. Bei einer Aufführung in Erlangen war die Aufnahme noch brillanter. Platen wurde gerufen, und mußte auf der Bühne erscheinen. Er verließ, unvorbereitet, wie er war, sichtbar verlegen die Loge Schelling's, in welcher er der Vorstellung beigewohnt, und begab sich auf das Theater. Da stand er nun hinter den verhängnißvollen Lampen, mit seinem bleichen Gesichte. Der erste dramatische Sieg war ihm gelungen, freudig ergriffen, versuchte er, zu danken. Eine minutenlange Pause; das Publikum verhielt sich ruhig, in stummer Erwartung. Plötzlich entströmen wohlklingende Verse den Lippen des Dichters; Platen improvisirt; es war ein herrlicher Moment! Mit einigem Stocken bringt er seinen poetischen Dank zu Ende, macht die übliche Verbeugung, und das Publikum verläßt freudig bewegt das Haus. Ref. glaubte damals sichere Hoffnungen auf Platens dramatische Wirksamkeit aus dem Theater mitnehmen zu dürfen. Wenn auch das Stück, von dem hier die Rede ist, nicht Theater-Coups enthält, wie sie in manchem neueren Produkte angetroffen werden, so zählt es doch viele poetische Effekte, und ist in eine wahrhaft poetische Form gekleidet. Der Gegenstand ist das alte Fabliaux von Aucassin und Nicolette, welches schon mehrmals dramatisch bearbeitet wurde. Von Platen's späteren Dramen glaubt Ref. nach seiner Meinung dem »Schatz des Rhampsinit« den Preis zuerkennen zu müssen, das so durch und durch in Anlage und Entwickelung dramatisches Leben entfaltet, daß man nur bedauern kann, durch die Katastrophe es nicht auf die Scene bringen zu können. Dieses Bedauern müßte größer seyn, wenn unsere Scene und ihre Versorger durch den Mangel an wahrhaft poetischen Werken in Verlegenheit gerathen könnten. — Aus dem hier Angeführten glaubt Ref. jedoch, daß Platen für die wirkliche Bühne hätte

gewonnen werden können, wenn sie ihm die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, ehe Widerwillen und Abneigung sich immer tiefer in sein Gemüth gegraben hätten. Aufmunterung von dieser Seite hätte seine Bestrebungen sicher gefördert. A. L.

Volksfest in Kannstadt.

(Siehe die artistischen Beilagen.)

Erstes Blatt.

Erster Bauer (rechts).

Guck au dehs ischt a fürnehms Zelt,
Do sitzat schoene Herrla
Dia hent em Land es maischte Geld
Und d'Weiber d'graischte Perla.

Zweiter Bauer (gegen die Mitte).

Dear Hauch 1) do mit seim Feadrabusch
Dehs ischt a Gardes Reiter.

Dritter Bauer.

D'Solldenzer bloset dort in Dusch —
Wia, Platz! Und lent me weiter!

Vierter Bauer.

Ihr Herra kommet waerle z'spot 2)
Mit uire grausse Brilla —
Potz Bluhescht 3), wia dia do drannastoht
Und schnauft fascht zum Verknilla 4).

Bäuerin (beim Puppenkasten).

Klotz no, der Wurschtel 5) schlecht em druf!
He, Deifele gohscht nunter!
Was schteckscht dia lahnge Herner ruf?
Ei schlag me au der Donter!

Erste Stimme an der Säule.

Guck au die Epfel an der Saul 6)
Und Korn und Kraut und Biara 7)

Zweite Stimme.

Jetzt lauf und halt a mol dei' Maul
Und lass de nore fiara

1) Der Hohe. 2) Wahrlich zu spät, bei den Mädchen, die sie fixiren. 3) Gewöhnlicher Ausruf. 4) Zum Ersticken. 5) Hannswurst. 6) Beim Kannstadter Volksfeste sieht man in der Regel eine äußerst geschmackvolle, mit Früchten aller Art gezierte Säule. 7) Birnen. 8) Vorwärts.

Zweites Blatt.

(Unter dem Zelt.)

Bürger.

En guata Vieradreissger mir!

Geselle.

Mir jeben Se en Fleschgen Bier.

Bürger.

Und au a Schtickle Brotes! 1)
No Jongferle, wia gohtes?

Orgelmann (in der Mitte).

Seht Kaschper Hauser hier als Kind —
Oh heret, welche arge Sind!
Er liegt in einem Kellernescht,
Sein Vater war wohl nicht der bescht!

Das Weib.

Drei Kreizer koscht die wahrhaftige Beschreibung vom erschten Kellernescht bis zur letschten Morithat! Abkauft!

Bauernbursche (links).

Jetzt, weil mer so beinander sind,
Jetzt, Annemrei 2) schlag ei'
No schproitz 3) De net!

Bauernmädchen.

Mei'tshalb, es ka' schau' sei'

Ein Mann (im Hintergrunde).

Narr, dia do fahret wieder hoim
Und kennet's net verwahrte,
Dehs fonkelt aber au de Zoim 4)

Einer im Gedränge.

Siehscht Michel in der airschta Reih
D'Wolfschluager 5), dia sint gritta,
Und um da Rang hot Koiner mai,
Mit ehne z'letschta gschtritta.

Am Kletterbalken.

Dort krebslet 6) zwoi am Balke nuf
Und wellet s'Tiachle 7) gwenna
Komm, woidle, ih verschtand me druf,
Do'ischt koi' Seide z'schpenna.
Jezt daecht e aber send mer scho'
Lang gnuag beim Volksfescht gwea 8)
Ufs ander Johr wird's weiter no'
Und mainer z'seha gea 9).

1) Braten. 2) Anna Maria. 3) Ziere Dich nicht. 4) Zäumen. 5) Aus dem Dorfe Wolfschlugen kommen gewöhnlich die besten Renner. 6) Klettern. 7) Am Kranze des Kletterbalkens sind seidene Tücher, Eßwaaren u. s. w. als Preise aufgehängt. 8) Gewesen. 9) Mehr zu sehen geben.

REBUS.

Wir geben unsern Lesern Folgendes zu rathen auf:

Je bis à vore.

Die artistischen Beilagen.

Mit dem heutigen Hefte übergeben wir unsern Lesern:

1) Das Volksfest in Cannstadt, in zwei Blättern.
2) Schlummerlied, componirt von Hrn. Friedrich Schmidt, Mitglied des K. Hoftheaters in Stuttgart. — Wir werden in den nächsten Lieferungen noch andere Lieder dieses vielversprechenden Componisten mittheilen, und machen die Freunde des Gesangs darauf aufmerksam.

Herausgegeben von August Lewald.

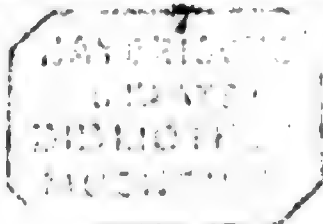
Adolph Thiers.

(Schluß.)

Thiers kehrte mit der Ruhe und Ordnung zugleich nach Paris zurück. Es herrschten viele Muthmaßungen über sein Betragen extra muros während der drei Tage; ich könnte auch den Geschichtschreiber dieser kleinen Reise machen, wozu wäre es aber? Die Hauptsache bleibt, daß Herr Thiers zurückgekommen ist, und daß wir ihn noch zur Stunde besitzen.

Thiers warf den National bei Seite, diese zweite Stufe zu seinem Glück; man ernannte ihn zum Staatsrath, und er verlangte vom Herzog von Orleans und dem Baron Louis, der Finanzminister geworden war, die Functionen eines General-Sekretärs dieses Ministeriums, jedoch ohne solchen Titel, zu erhalten. Thiers hatte sich im Finanzfache durch eine Broschüre über Law und dessen System versucht, welche er unter der Restauration herausgegeben hatte, und in welcher er mit seiner gewöhnlichen Geschicklichkeit die Ansichten resumirte, die er aus der Unterhaltung mit versirten Geschäftsmännern zusammengelesen. Man lebte damals in einer rührenden Einigkeit, und alle Schattirungen der Meinungen fanden sich im Ministerium zusammen; Molé war Minister des Auswärtigen; Broglie, der jetzt nicht mehr mit ihm leben könnte, saß ihm im Conseil zur Seite mit dem Portefeuille des öffentlichen Unterrichts; Guizot, mit dem Ministerium des Innern beauftragt, verstand sich mit den eifrigsten Mitgliedern der Gesellschaft: „Hilf Dir, so wird der Himmel Dir helfen“ bei der Wahl der Präfekten; Dupont de l'Eure administrirte das Justiz-Departement; Marschall Gerard das des Krieges; Sebastiani begnügte sich bescheiden mit der Marine, und Laffitte, so wie Perier, Minister ohne Portefeuille's, schienen nur eine Seele im Conseil zu seyn.

Das bloße Aufzählen aller dieser Namen scheint uns heute seltsam, und ich habe nicht nöthig, hinzuzufügen, daß dieses Bündel,



welches durch so übel gewählte Bande geknüpft war, auch bald auseinander fiel. Perier, Molé, Louis und Gerard beklagten sich über die Unordnung, welche in der Hierarchie herrschte; ich glaube, ohne es zu bestätigen, daß sich zu jener Zeit ein Kampf entspann zwischen Odilon-Barrot, dem Seine-Präfekten, und Guizot; auf der andern Seite stützten sich Laffitte, Dupont de l'Eure und Lafayette auf Das, was man öffentliche Meinung nannte, und begehrten, daß man Concessionen mache, statt Repressions-Maßregeln zu fordern; mit einem Worte, in dem Conseil selbst hatten sich Widerstand und Bewegung organisirt. Die Bewegung trug den Sieg über den Widerstand davon. Laffitte wurde Präsident des Conseils und Minister der Finanzen; Perier zog sich nach Hause zurück; Montalivet ersetzte Guizot; der Marschall Maison nahm den Platz Molé's ein, und der Baron Louis zog sich zum zehnten Mal von den Geschäften zurück.

Während dieses Ministeriums hatte Thiers wenig markirt. Er wartete unthätig, und mit dem ziemlich unfruchtbaren Studium der Cartons des Finanz-Ministeriums beschäftigt, an seinem Orte. Der Baron Louis, ein Greis voll Frische, der jeden Tag von sechs Uhr Morgens an die Rapports und Etats seiner Divisions-Chefs gefesselt war, mürbe gemacht durch das Metier eines Ministers der Finanzen, welches er so lange und so oft verwaltet, ließ Herrn Thiers nur eine untergeordnete Rolle. Der alte Minister, der daran gewöhnt war, ihn noch so, wie damals, als er ihn an seinem Tische sah, wie einen intelligenten jungen Menschen zu behandeln, nannte ihn auch jetzt noch mit väterlichem Tone: „Mein Kind!“ und unterdrückte nicht das Lachen, wenn Thiers mit einer Ansicht herausrückte, die seine Unerfahrenheit im Finanzwesen verrieth. So blieb es aber nicht, als Laffitte an die Reihe kam. Erstens war Herr Laffitte Präsident des Conseils. Man urtheile, ob ein einziger Mensch damals im Stande war, die Politik und die finanzielle Bewegung Frankreichs zu lenken, welche fast bis zum Bankerott und zur Invasion gediehen waren. Villèle wäre in vier und zwanzig Stunden daran gestorben. Thiers begriff schnell, welche Wichtigkeit für ihn in diesem Augenblick zu gewinnen war. Laffitte war noch fremder als er im Finanzministerium, denn Thiers lebte doch schon seit vier Monaten dort. Laffitte, sein Beschützer, sein Freund, mußte unausbleiblich die Augen auf ihn werfen, auf ihn, welcher vor ihm stand mit der Reputation eines fähigen Menschen und eines beugsamen und feinen Geistes. Thiers nahm nicht seinen Abschied, denn er hatte keinen Titel, aber er beharrte darin, mit dem Baron Louis austreten zu wollen. Laffitte sah sich genöthigt, in das Schloß zu gehen und zu erklären, daß er die

übernommenen Lasten nicht zu tragen im Stande sey, wenn Thiers ihn im Finanzfache allein lasse, und nun mußte ein expresser Befehl des Königs Herrn Thiers bestimmen, seinen Platz zu behalten — seinen Platz? ich irre mich, denn er wurde zum Unter-Staatssekretär im Departement der Finanzen wirklich ernannt. Dieß war das Resultat seiner Ergebenheit für den Baron Louis!

Als Guizot das Ministerium des Innern verließ, sagte er zu Thiers: „Ich bin jung, ich besitze Fähigkeiten, man weiß es, ich werde wieder kommen.“ Thiers sagte dasselbe und fügte hinzu: „Ich werde hingelangen.“ Laffitte beschäftigte sich nicht mit dem Finanz-Ministerium oder nur wenig. Thiers war es in der That, der es dirigirte. Man kann sagen, daß Thiers seine Schule auf Kosten Laffitte's oder besser auf Kosten des Landes machte. Der erste Gedanke eines Neulings in den Geschäften, der, wie Thiers, eine prononcirte Meinung seiner Fähigkeit und seines Verdienstes mitbrachte, ist, alle überkommenen Ideen umzuwerfen und ein neues System zu suchen, ein wahrlich gefährlicher Gedanke, besonders in den Finanzen. Thiers erinnerte sich damals zweier oder dreier Gesetze des Direktoriums oder des Consulats, welche ihm während der Studien zu seiner Revolutions-Geschichte unter die Hände gekommen waren. Eines Tages grub er diese Gesetze von zwei oder drei Epochen aus, machte ein ganz Unzusammenhängendes daraus, und überreichte es Herrn Laffitte, der es in der Kammer vorlas. Kaum waren vierzehn Tage vorüber, seit Laffitte Minister war, und schon hatte Thiers das ganze System der Auflagen über den Haufen geworfen. Es handelte sich ganz einfach darum, die Personal- und Mobiliar-Steuer und die Thüren- und Fenster-Steuer zu verwandeln, die Auflage der Repartition in eine Auflage der Quotität. Die Ordnung der Dinge in Frankreich war umgestürzt, die Emeute vor den Thoren, Unruhe und Schrecken überall, der Süden zauderte noch, sich den Gesetzen von 1830 zu unterwerfen, die Vendée hatte wieder zu den Waffen gegriffen, und die Stadt Lyon drohte Frankreich mit dem Aufstande, den sie später vollführte; gleichviel, der heiße Wunsch nach Neuerungen, der Thiers beseelte, riß ihn gegen seinen Willen fort. Das, was Napoleon, was die Bourbonen nicht gewagt hatten, der Eine in der Fülle seiner Macht, die Andern in der Sicherheit eines tiefen Friedens, das wollte Thiers 1830 vollbringen. Damals war die Repartition der Auflags-Contingente, was sie im Jahr 1791 gewesen war, als die constituirende Versammlung sie annahm. Ohne Zweifel konnten diese Contingente besser vertheilt seyn, da die Steuern zu jener Zeit nach den Lasten der alten Provinzen festgesetzt worden waren. Der Plan des Herrn Thiers wäre also

sehr richtig aufgefaßt gewesen, wenn er gesucht hätte, die Lasten in's Gleichgewicht zu bringen und zu verhindern, daß zum Beispiel das Departement des Niederrheins nur die unbewegliche Personalsteuer bezahle in dem Verhältniß von 94 Centimen für den Kopf, während daß Loiret sie bezahlte in dem Verhältniß von 1 Frank 87 Centimen; dieß war aber nicht seine Meinung. Was er wollte, war, tiefer noch in alle Beutel zu wühlen, die Agenten des Fiskus in die verlorensten Winkel zu senden, und mit Hülfe dieses Gesetzes überall eine neue besteuerbare Materie zu finden. Thiers sagte selbst mit vieler Bonhomie während der Discussion dieses Gesetzes, daß, je mannigfaltiger die Auflage wäre, desto besser würde man zu dem Vermögen gelangen, und daß man daher diese Mannigfaltigkeit der Auflage unter allen Formen verfolgen müsse; daß die Auflage eine Kunst sey, die sich alle Tage vervollkommne, und die bald — dieß müsse man hoffen — zur letzten Stufe der Vollkommenheit gelangt seyn würde. Durch das neue Gesetz wird eine Million Menschen mehr die Auflage bezahlen! fügte Thiers hinzu. Eine Million Menschen, welche die Restauration verschont hatte, wurde von diesem Gesetze erfaßt. Thiers, der Freund und Vertheidiger des Volks, hatte schon ein Mittel gefunden, fünf Millionen auf den Köpfen der Handwerker und Proletarier zusammen zu lesen. Wahrlich, das hieß etwas theuer die Freude über den Antritt des Herrn Thiers bezahlen!

Laffitte sprach noch auf der Tribune einige Reden, die Thiers redigirt hatte, und brachte noch einige Projecte nach seiner Weise vor. Das geschah jedoch unter der Bedingung, daß Thiers sie selbst nicht vertheidigen möchte, denn der junge Unter-Staatssekretär mißfiel der Kammer wegen seines unachtsamen Tones und der Nachläßigkeit, die er affektirte. Seine langen Reden voll unrichtiger Thatsachen und widerlegbarer Ziffern, die auch oft glücklich widerlegt wurden, glichen zu sehr einer eingelernten Lection und im Allgemeinen Journalartikeln. Mit einem Worte, die Kammer behandelte Thiers wie einen Menschen, der literarische oder redekünstlerische Uebungen auf der Tribune versucht, und mehrmals war der Finanzminister genöthigt, den Deputirten der Majorität zu versprechen, daß Thiers die Funktionen eines königlichen Commissärs während der Discussion von Gesetzes-Entwürfen, deren Annahme dringend geboten wurde, nicht übernähme. Thiers brachte die ganze Zeit dieser Sitzung damit zu, das Terrain der Tribune zu untersuchen; er spielte aber eine schlechte Figur dabei, und seine politischen Freunde fingen an, über seinen Rednerruhm zu verzweifeln.

Inzwischen kreuzte sich jede Art von Verlegenheit um das Ministerium, welches Herr Laffitte präsidirte. Einige dieser Verlegenheiten

entsprangen aus der Schwäche dieses Ministeriums, aus den Rücksichten, die es seiner Natur nach gezwungen wurde, gegen eine Partei zu nehmen, mit welcher es schon hinlänglich gebrochen hatte, so daß diese es in der Kammer und auf der Straße mit der Emeute angriff, aber dennoch durch einige Bande mit ihm zusammenhing. Nach außen wollte das Ministerium Laffitte nicht den Krieg, aber es unterdrückte nicht die Propaganda. Es schickte spanische Auswanderer auf seine Kosten nach den Gränzen, wo es sie bald ermunterte, bald wieder verhaften und zurückführen ließ. Der Fehler dieses Ministeriums war, seine Feinde schonen zu wollen und seine Freunde nicht offen anzuerkennen. Es wagte nicht, mit Guizot zu brechen und verweigerte es, sich mit Lafayette zu verstehen; es hatte die Macht und wagte es nicht, mächtig zu seyn, selbst um Gutes zu thun, mit einem Wort, ihm fehlte ein entschiedener Charakter. Auch vermehrte sich mit jedem Tage die Anarchie, und Casimir Perier, der sich als Beobachter auf den Präsidentenstuhl der Kammer gesetzt hatte, sah mit geheimer Freude den Augenblick nahen, wo sein alter Mitbewerber in der Kammer und bei der Bank noch einmal gezwungen seyn würde, ihm den ersten Platz zu räumen.

Laffitte hatte aber noch andere Sorgen, die er nicht sagte. Nicht genug, daß Unordnung und Mißkredit sich an seine Verwaltung hefteten, schien auch noch eine Hand, die er zu erkennen vermied, Alles um ihn her zu verwirren. Es war augenscheinlich, daß man sich ihm entzog und daß sehr wichtige Geschäfte anderswo als in dem Cabinet des Conseil-Präsidenten verhandelt wurden. Ich erwähnte in einem meiner frühern Briefe die Geschichte der Depesche, die dem König von Herrn Sebastiani direkt übergeben wurde. Dieser Umstand öffnete Laffitte nicht die Augen; er wußte zu gut, was daran war; aber er lieferte ihm den Vorwand, auf seine Demission anzutragen, und man ließ ihn nicht lange darauf warten.

Zwei Tage vor diesem Ereigniß besuchte Thiers Herrn Laffitte und bat ihn, den König zu vermögen, seine Demission als Unter-Staatssekretär der Finanzen anzunehmen. Denselben Tag war Thiers bemüht, seinen Zurücktritt durch die Journale verkündigen zu lassen. Die Schwalben besitzen die seltene Gabe, schleunigst von den Gebäuden wegzufliegen, welche den Einsturz drohen.

Einen Monat früher hatte Herr Thiers schon seine Demission angetragen, jedoch aus einer lobenswerthern Rücksicht.

Ich glaube, ohne Bitterkeit die Fehler des politischen Charakters des Herrn Thiers geschildert und ebenso ohne Neid seine glänzenden Eigenschaften hingestellt zu haben. Einer dieser Fehler mußte ihm

tiefes Bedauern verursachen, nämlich der Cynismus in seinen Reden, wodurch er Thaten bezüchtigt wurde, die ich unweigerlich für unwürdig seines Charakters erkläre. Während des kurzen Ministeriums Laffitte verfolgten ihn diese Anklagen fast täglich; jeden Morgen schleuderten ihm die kleinen Blätter auf versteckte Weise Verdächtigungen zu, die tausendmal schrecklicher waren, als direkte Anklagen. Oft gaben die politischen Journale diese Verdächtigungen unter der Gestalt von Zweifeln, gleichsam um den jungen Beamten zu nöthigen, sich davon zu reinigen. Diese öffentlichen Anklagen wollten auch eine öffentliche Antwort, aber diese Antwort kam nicht, zum großen Mißvergnügen der Kammer, welche das Ministerium in einem seiner Mitglieder angegriffen sah, zum größten Kummer der Freunde des jungen Schriftstellers, welche an seiner Rechtlichkeit nicht zweifelten. Die Anklage ist zu bekannt, als daß ich Anstand nehmen sollte, sie hier zu wiederholen. Man beschuldigte Thiers, an der Verschacherung einiger Plätze Theil genommen zu haben, die von dem Finanz-Ministerium abhingen. Diese Anklage gelangte nicht zum ersten Mal zu meinem Ohr durch einen seiner politischen Gegner, sondern sie wurde mir, mit Thränen in den Augen und einer von einem edeln Zorn gerötheten Stirn durch den besten, den zärtlichsten und ältesten Freund des Herrn Thiers hinterbracht. Ich muß gestehen, daß der bloße Anblick dieser edeln Gestalt, die ganz zerknirscht war, meinen Argwohn zerstreut haben würde, wenn ich ihn gehabt hätte. Die Freundschaft gewisser Menschen ist schon das Zeugniß der Rechtschaffenheit.

Ich müßte roth werden, wenn ich Herrn Thiers vertheidigen sollte, und Herr Thiers müßte auch erröthen, wenn ich ihm die Beleidigung anthäte, ihn gegen diese Anschuldigungen zu vertreten. Ich spreche auch nur davon, weil sie bis zu Herrn Thiers gelangten und zu jener Zeit sein Leben grausam trübten. Sein Unglück war wirklich, und er war aufrichtig zu beklagen, denn man hatte in der That gesucht, einige Stellen in seinem Namen zu verhandeln, und Derjenige, der sich diesem schändlichen Gewerbe überließ, genoß eines Titels, der Herrn Thiers zu nahe berührte, als daß sein gerechter Zorn ihn hätte erreichen können. Als muthige und entschlossene Seele, die zwischen der Schande und dem Glücke nie schwankt, hatte Thiers bald seinen Theil ergriffen. Er entsagte sogleich seinen Träumen von Ehrgeiz und Größe, und nachdem er nicht ohne Schmerz von dem Gipfel, den er erstiegen hatte, auf den Punkt zurücksah, von dem er ausgegangen war, sagte er sich selbst, daß er nun hinabsteigen müsse. Er ging zu Herrn Laffitte, und erzählte ihm sein Unglück mit jenem einfachen und freimüthigen Tone, den er jetzt nur noch in langen Zwischenräumen wieder

findet. Er sey entschlossen, sagte er, das Ministerium zu verlassen, und sich dem arbeitsamen Leben zu widmen, das er vor der Juli-Revolution geführt hatte; da es ihm unmöglich sey, den Verdacht, der auf ihn gewälzt worden war, öffentlich zu widerlegen, so wollte er ihn wenigstens durch seinen Zurücktritt vergessen machen. Bei dieser Gelegenheit handelte Herr Laffitte gegen seinen jungen Freund, als wäre er sein rechtschaffener und guter Vater gewesen, er tröstete ihn, er gab ihm Mittel, den schändlichen Handel, den man in seinem Namen trieb, aufzuhalten, er gab ihm den Muth wieder, dessen er in jener Stunde so benöthigt war. Der König wurde von diesem Schritte benachrichtigt, und vereinigte sich mit dem Conseil-Präsidenten, um aus Herrn Thiers Gemüth die letzten Wolken zu vertreiben. Dieß ist Alles, was an dieser Geschichte ist. Auch ich bedurfte einiges Muthes, um diese Seite meines Briefes zu schreiben, und ich that es nur in der Hoffnung, daß sie sich eines Tages neben den Anklagen wieder finden werde, die mich bestimmt haben, sie niederzuschreiben. Nochmals aber bitte ich, mir nicht den Gedanken beizumessen, als habe ich Herrn Thiers von diesen Anschuldigungen rechtfertigen wollen; Gott sey Dank, ich bin nicht der Mann, ihn zu beleidigen, und diese Bemühung wäre eine Kränkung.

In dem Zeitpunkte, als Casimir Perier sich entschloß, sich mit der Würde eines Conseil-Präsidenten bekleiden zu lassen, nach der es ihn so lange gelüstet hatte, machte Thiers eine Reise nach dem Süden und begab sich nach Aix, um seine Wahl zu sichern, in welcher er von dem Ministerium unterstützt wurde. Ich spreche hier nicht mehr von dem Ministerium Laffitte, wie man glauben könnte, sondern von dem Ministerium Perier, einem Cabinet von ganz andern Prinzipien, ganz andern Schritten und einem ganz andern Systeme, welches aber Herrn Thiers schon unterstützte, einen der thätigsten Mitglieder und einen der Arbeiter des vorigen Cabinets. Während Laffitte's Ministerium sprach Thiers, der weiter in der Bewegung vorgerückt war, als Laffitte selbst, nur davon, an den Rhein zu gehen, und in Italien die alten Fahnen Napoleons zu entfalten. Man mochte ihm den elenden Zustand unserer Finanzen schildern, den er selbst nur zu gut kannte, so antwortete er, daß Napoleon ohne Geld den Feldzug begonnen habe, und von dem Gipfel der Alpen seinen Grenadieren ihre Löhnung auf den reichen Fluren der lombardischen Ebene zeigte; sagte man ihm, daß das Material erschöpft sey, so war seine Antwort gleichfalls bereit: es sey nicht zum ersten Mal, daß Deutschland unsere siegenden Soldaten habe ankommen sehen ohne Schuhe und ohne Munition. — Thiers hatte Alles vorausgesehen, selbst die Plane des Feldzuges

entworfen, und man hörte ihn oft revolutionäre Strategie den alten Generalen vortragen, welche noch den Salon Laffitte besuchten. Bei seiner Rückkehr hatte er aber eine complette Umwandlung erfahren. Jetzt konnte nach seiner Meinung nur der Friede das Land retten, und Casimir Perier, der mit seiner gewöhnlichen Härte und seinem Despotismus Alle zurückstieß, die es in seiner Gegenwart wagten, kriegerische Gedanken zu äußern, sah sich in seinem System der fremden Allianz und Pacifikation durch Herrn Thiers noch übertroffen. Man wird vielleicht fragen, ob Herr Laffitte es nicht passend fand, sich nach dieser Veränderung bei seinem jungen geistreichen „Mitarbeiter" zu erkundigen, denn so betitelte sich Herr Thiers unter dem Ministerium Laffitte, wenn er auf der Tribune von dem Conseil-Präsidenten sprach. Ich glaube wohl, daß er es gethan haben würde, und daß Herrn Thiers gute Gründe nicht gefehlt hätten; aber man hätte sich dann doch sehen müssen, und Herr Thiers hatte den Umgang mit Herrn Laffitte abgebrochen! Ich will bei dieser Gelegenheit eines kleinen Umstands erwähnen, der zur besseren Schilderung des Herrn Thiers beiträgt. Zwei Thüren führten von dem Sitzungssaal der Kammer in den Conferenzsaal, und man war genöthigt, durch eine dieser Thüren einzutreten. Seit undenklicher Zeit war die Stelle des Herrn Laffitte in der Kammer auf der untersten Bank markirt, am Ende der linken Seite, nahe dem Ausgange. Bevor er auf der Ministerbank saß und nach jenem Zeitpunkte nahm Herr Laffitte fortwährend diesen Platz ein. Während der ersten dieser beiden Perioden trat Herr Thiers immer durch die Thür zur Linken ein und hielt sich lange vor der Bank des Herrn Laffitte auf; allein, als Herr Laffitte nach seinem Ministerium seinen alten Platz wieder eingenommen hatte, sah man alsbald Herrn Thiers durch die Thür rechts eintreten, und sich vor der Bank der Herren Duvergier, Mahul und Remusat aufhalten, die auf dieser Seite saßen. Nie hat seitdem die linke Thür ihre Flügel für Herrn Thiers geöffnet. Er hätte ja vor der Bank des Herrn Laffitte vorbeigehen müssen! —

Den fünften April erschien Herr Thiers wieder auf der Tribune in der Eigenschaft eines Abgeordneten, um die Forderungen der Regierung zu unterstützen, später erklärte er der Kammer, daß man es nicht versuchen könne, Belgien mit Frankreich zu vereinen, ohne sich einem allgemeinen Kriege auszusetzen. Dies, sagte er, sey ein unsinniger Gedanke; man müsse nicht daran denken, einen Sieg zu erringen, der weder klug noch verständig in diesem Augenblicke zu nennen sey. Er bewies, daß alle Mächte den Frieden wollten, daß es ihr Interesse sey und gleichfalls das Interesse Frankreichs. Für den Frieden, rief

Herr Thiers, müsse man sich auf die Traktate von 1815 beschränken, jene beklagenswerthen Traktate! Um aber von diesen Traktaten an den Sieg zu appelliren, wäre es nicht besser, einen Zeitpunkt abzuwarten, wo das politische Mißtrauen beseitigt wäre? Frankreich könne die Territorial-Frage erst nach zwei, drei, vier Jahren der Ruhe und weisen Freiheit aufnehmen. In diesem Ton war die ganze Rede des Herrn Thiers abgefaßt; man sieht, daß er mit vieler Resignation seine Projekte der Siege am Rhein vertagte. Auch ist zu bedenken, daß Perier sonst nicht auf ihn gehört haben würde.

Der neue Deputirte bestieg seitdem oftmals die Tribune, um den Friedens-Apostel zu machen, indem er seine Reden auf Worte und Handlungen Napoleons stützte, und die Geschichte dabei tüchtig verdrehte. Ich würde nicht endigen, wenn ich alle Unrichtigkeiten aufzählen wollte, die ihm während dieser Sitzung entschlüpften; ich will nur eine einzige anführen. Einst, es war den 21. September, hatte er seine Argumente gegen den Krieg, den Niemand mehr herbei wünschte, als er, erschöpft, und erlaubte sich zu sagen, daß man den Krieg gegen das Ausland nicht anders führen könne, als wenn man Schaffotte im Lande errichtete, und das Regime von 1793 wieder anfangen lasse. Dies war sein Lieblingssatz seit einiger Zeit; und es setzte ihn nicht in Verlegenheit, daß Viele fragten, ob denn 1814 und 1815 auch Schaffotte errichtet werden mußten, um Frankreich zu vertheidigen? — Als der Krieg erklärt wurde, schrie Herr Thiers, als die französische Revolution, diese Revolution, deren große Resultate jeder von uns bewundert, ihre Kriege begann, geschah es nach dem 10. August; erst als die Königliche Familie im Tempel war, marschirten die Preußen nach Paris. Will man nun dieselben Mittel zur Vertheidigung anwenden? — Zum Unglück hatte Thiers die Andern die Geschichte der Revolution besser gelehrt, als er sie selbst wußte, und er mochte noch so hartnäckige Verneinungen Herrn von Lafayette entgegen stellen, der alte Held der Revolution bewies ihm mit seinem Buche in der Hand, daß die Zurücksendung des Herrn von Chauvelin, Gesandten in London, vor dem 10. August statt gefunden hatte, und daß das Manifest des Herzogs von Braunschweig, gleichwie der Traktat von Pillnitz der Einsetzung revolutionärer Maaßregeln lange vorangegangen waren. Herr von Lafayette blieb dabei nicht stehen, und gab ihm diese merkwürdige Antwort: Die Nation, die man zur Vertheidigung ihres Landes durch so schreckliche und blutige Maaßregeln treiben mußte, welche Herr Thiers und seine Freunde nothwendige Verbrechen nennen, war aus der Erziehung des alten Regime's hervorgegangen; aber die jetzige Nation sey ganz verschieden von dieser.

— Ich für meinen Theil, sagte der alte General, verwerfe diesen Gedanken mit allen Kräften, daß wir, in dem Falle wir angegriffen würden, zu solchen äußersten Mitteln unsere Zuflucht nehmen müßten. Die Freiheit will weder von der Anarchie, noch von der Tyrannei etwas wissen! — Diese Distinction zwischen der Nation von 1793 und 1830 war eben so einfach, als tief. Herr Thiers, das Kind der neuen Nation, hatte nicht daran gedacht.

Ich muß bemerken, daß zu jener Zeit Herr Thiers in der Kammer sehr verschrien war, nicht wegen der Gerüchte, die sich fälschlich verbreitet hatten, sondern wegen der Hitze, mit welcher er erdichtete Thatsachen vorbrachte, und wegen seines Cynismus, wenn man ihm seine Irrthümer bewies. Ich bediene mich hier noch eines anständigen Ausdrucks. Im Fache der Administration procedirte Herr Thiers nur durch Ziffern und Dokumente. Da man wußte, daß die Bureaus ihm geöffnet waren und alle Erläuterungen ihm zu Gebote standen, so hörte man ihm anfänglich mit einer Leichtgläubigkeit zu, worüber er wohl oft lächeln mußte. Ich erinnere mich eines Tages, wo er die Opposition niederschmetterte durch Thatsachen, die er ihr in einer heftigen Discussion über angestellte und abgesetzte Beamte während der Juli-Revolution entgegensetzte. Er rechnete die Zahl der Präfecten und der Unterpräfecten her, die ernannt, beibehalten oder verabschiedet waren; nicht ein einziger wurde vergessen, und wenn Herr Thiers heute so genau das Personal des Ministeriums des Innern kennt, wie er es damals zu kennen schien, so wäre er in der That ein großer Minister. Die Opposition wußte nicht, was sie sagen sollte; das Centrum applaudirte wüthend und Perier theilte die Freude dieses Triumphs. Perier, der ein wahrhafter Staatsmann war, beklagte sich oftmals über die Prahlerei, den Leichtsinn und die Unverschämtheit des jungen ministeriellen Deputirten. Er zitterte oft vor Wuth, wenn er ihn auf der Tribune „Wir" sagen hörte, wenn er vom Ministerium sprach; und eines Tages, als Herr Mauguin in seiner Rede Thiers als Redner des Gouvernements bezeichnete, rief Perier außer sich mit einer Miene der Verachtung und so laut, daß Thiers es verstehen konnte: „Der ein Organ des Gouvernements! Herr Mauguin spottet unser!" Und Herr Perier hatte Unrecht, denn Thiers empfing von ihm monatlich 2000 Fr. aus den geheimen Fonds; aber dießmal gestand er es und öffentlich. Am folgenden Tage, nachdem die Opposition ihre Correspondenz um Rath gefragt hatte und in den Bureau's des Ministeriums Nachforschungen gehalten, fand es sich, daß die von Herrn Thiers angeführten Thatsachen falsch waren. Die Journale und die Männer jener Zeit sind da, um es zu bekräftigen. In einer andern

Sitzung hatte Herr Thiers von der Macht Frankreichs zu sprechen. Es handelte sich darum, einige Argumente des Generals Lamarque zu bekämpfen, der gewöhnlich so gut unterrichtet über die Stärke aller Mächte war; der eine so lebhafte Correspondenz unterhielt; der auf ein Haar zu sagen wußte, wo dieß östreichische Regiment kantonirte, wie viel Geschütz jene Festung in Italien oder Preußen enthält. — Herr Thiers, der immer mit authentischen Dokumenten bewaffnet ist, erschien mit einem langen Zettel, der die ganze Bank der Doktrinäre bedeckte, wo er dießmal eine Zuflucht gesucht hatte. Hierauf bestieg er langsam die Tribune und warf spöttische Blicke auf die Bank der Opposition, indem er an den Fingern abzählte, wie viel Frankreich noch fehlte, um so furchtbar zu seyn, wie die Generale der Linken es zu glauben schienen. So viel Regimenter standen am Rheine; wenig, schwache, kleine Regimenter und noch dazu ohne Artillerie! Es war nicht der Mühe werth, davon zu sprechen. Er zählte die ganze preußische Armee auf von Aachen bis Magdeburg; er ließ nicht eine Landwehrkompagnie aus, und das Ganze belief sich auf so wenig! Wie konnte man vor solcher Armee Furcht haben? Die linke Seite, die seit der Geschichte mit den Unter-Präfecten mißtrauisch geworden war, richtete wohl einige kleine ungläubige Spöttereien an ihn, aber dennoch siegte Herr Thiers. Niemand antwortete. Andern Tages wurde zwar erkannt, daß die Armee des Herrn Thiers mit der Armee des Königs von Preußen nichts gemein habe; aber das war andern Tages, und Herr Thiers ist ein Mann, der sich über die Meinung des andern Tages hinwegsetzt, wenigstens eben so sehr als der Cardinal von Metz, als er lateinische Citationen aus dem Cicero fabricirte, um die Debatten der großen Kammer zu beschwichtigen.

Das eigentliche Debut des Herrn Thiers in der Kammer datirt von der Abstimmung über die Erblichkeit der Pairswürde. Herr Perier hatte der Kammer einen Gesetzes-Entwurf überreicht, worin er die Erblichkeit der Pairswürde aufgab; aber zugleich erklärte er, sie mit Schmerz aufzugeben, und gegen seine Ueberzeugung einer populären Manifestation zu weichen. Man kann sich nichts Seltsameres denken, als diese Auseinandersetzung von Beweggründen, die der Kammer von Herrn Perier vorgelesen wurde. Man wußte schon, daß das Ministerium es aufgegeben hatte, das Prinzip der Erblichkeit der Pairwürde beizubehalten, worüber schon zur Zeit der Wahlen bei demselben eine solche Unentschlossenheit geherrscht hatte, daß die Candidaten dadurch in Verlegenheit geriethen; aber eine viermonatliche Untersuchung sollte ihm eine Ueberzeugung verschafft haben; und da das Gesetz das Prinzip der Pairschaft auf Lebenszeit festsetzte, so war es natürlich zu

denken, daß das Ministerium, dessen Mitglieder sonst entgegengesetzter Meinung waren, schnell dieselbe geändert hätten. Keineswegs; Herr Perier war immer für die Erblichkeit; nur schlug er der Kammer vor, ein Gesetz im entgegengesetzten Sinne zu machen. Er erkannte, daß die Theorie, daß die Erfahrung für dieses Prinzip seyen, daß es die solideste Stütze des Königthums, der sicherste Bürge der Freiheit sey. Das waren seine Worte; seine Ueberzeugung war zu Gunsten dieses Prinzips stehen geblieben, und dem zufolge gab er es auf. Diese befremdende Abdication des Willens versetzte die Parteien in eine grelle Lage. Das Wort war gegeben den ministeriellen Rednern; sie mußten das Project angreifen, während die Opposition sich anschickte, es zu vertheidigen. Nach dem Conseil-Präsidenten zu urtheilen, der bei dieser Gelegenheit eine sehr geistreiche Rede hielt, welche man Herrn von Remusat zuschreibt, handelte es sich hier nicht mehr von seiner eigenen Ueberzeugung, sondern es war ein Act der Resignation, dem man Beifall zollen mußte. Die Theilhaber der Erblichkeit waren ihm ganz besonders zum Dank verpflichtet, weil er ihnen Mittel an die Hand gab, diese Frage zu unterstützen, ohne für Ministerielle gehalten zu werden; und von der andern Seite war ihm die Opposition nicht mindern Dank schuldig, weil er ihr Gelegenheit gab, ihre Prinzipien zu unterstützen, ohne ihn bekämpfen zu dürfen. So nahm diese seltsame Doctrin nirgend eine Ueberzeugung an. Man entwarf Gesetze, man trug sie in der Kammer vor, vertheidigte sie, ließ sie unterstützen oder angreifen, das Ganze, wie man eine Partie im Brettspiel macht, um einige Felder von seinem Gegner zu gewinnen. Diese politische Moral sagte Herrn Thiers ganz herrlich zu. Auch meldete er sich zuerst, um eine Rolle in dieser Komödie zu spielen.

Die Rede des Herrn Thiers war acht Tage früher in der Kammer und in den Journalen angezeigt worden. Man wußte, daß er an einem Werk der Beredtsamkeit arbeitete, und die Präsentation war auf den Montag festgesetzt; aber sie hatte erst den folgenden Tag statt. Er erschien frühzeitig in der Kammer gegen seine Gewohnheit, welches voraussehen ließ, daß seine Rede lang währen würde. Er hatte eine sorgfältige Toilette gemacht und Handschuhe angezogen! Es war klar, daß Herr Thiers einen tiefen Eindruck machen wollte. Endlich stieg er die Stufen zur Tribune hinan mit einer affectirt nachläßigen Miene, wie ein Mann, der sich zu einer Sache anschickt, die ihn wenig bekümmert und ihm leicht scheint. Lange blieb er stumm, und versuchte durch Ruhe und Haltung der Kammer ein Stillschweigen aufzulegen, das sie nicht sehr gewilligt schien, ihm zuzugestehen. Einige gefällige Freunde halfen ihm endlich, und es wurde stille. Nach den ersten

Worten bemerkte man, daß Herr Thiers ohne Noten und ohne Manuscript sprach; sein Vortrag, seine Bewegungen, seine gewöhnliche Haltung, Alles war verändert. Man sah sogleich, daß er eine neue Art von Beredtsamkeit versuchte, und daß er im Sinne hatte, die großen Anführungen aus der Geschichte und die rhetorischen Argumente, die er bis dahin angewandt hatte, durch den vertrauten Conversations-Ton, der im englischen Parlamente herrscht, zu ersetzen. Mit einem Wort, Herr Thiers wollte die Plauderei an die Stelle der klassischen Beredtsamkeit, die ihm so schlecht gelungen war, treten lassen. Er suchte sogar die Kammer in jene kleine literarische Kombination eingehen zu lassen, indem er ihr sagte, daß in dem Umkreis, wo er sey, sich das Forum der Alten in einen Saal voll ehrlicher Leute verwandelt hätte. Indem er nun die Toga abwarf, worin er sich bis dahin auf dieser Tribune gehüllt hatte, machte er sich's bequem und plauderte. Seine Rede war aufgeschrieben gewesen, daran konnte Niemand zweifeln, denn der Entwurf war vollständig und correct; die Beweisführung entrollte sich mit einer Regelmäßigkeit, welche der Conversationston, worin Herr Thiers sie hüllte, nur schlecht verbarg; desgleichen die Episoden und Geschichtchen, womit er seinen Vortrag garnirte; Herr Thiers sprach vier Stunden, und seine schwache Stimme war in der Hälfte seines Vortrags so erschöpft, daß er genöthigt war, eine lange Pause zu machen. Indessen bemächtigte sich Herr Thiers nicht des Geistes der Kammer; er hatte noch nicht von Guizot und einigen andern Meistern der parlamentarischen Taktik die Kunst gelernt, nur zu sagen, was nöthig, sich an einen einzigen Gedanken zu klammern, der in einer großen Anzahl von Intelligenzen wiederhallt, diesen Gedanken zehnmal wieder vorzubringen, indem es scheint, daß er ihn von den Lippen der Zuhörer herunterliest, einen Witz oder ein geistreiches Wort zur rechten Zeit zu opfern, besonders aber nur eine einzige Idee in mehren Reden zu verfolgen, anstatt verschiedene Ideen in einer einzigen Rede zu entwickeln. Thiers wußte nichts anders mit dem Effect zu machen, als einen Erfolg für sich zu erringen und nicht für seine Sache; seine Rede, die zu diesem Zwecke gemacht worden war, unterhielt alle Welt, überführte jedoch Niemand. Es ist wahr, daß es für ihn schon viel war, nur gehört zu werden.

Er klügelte über die gesellschaftlichen Interessen, machte geistreiche Distinctionen über den Werth der Ideen, der in der Literatur höher steigt, wenn sie das Eigenthum Weniger sind, und in der Politik nur dann, wenn sie Allen angehören. Man griff besonders durch den allgemeinen Grundsatz, daß die Einsichten sich nicht übertragen lassen, die erbliche Kammer an; er aber antwortete darauf, daß zwei bis

dreihundert Familien in der Pairskammer seyen, und was der einen nicht gehöre, der andern zu gute komme, „denn, fügte er scherzhaft hinzu, erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, wenn es Männern von Geist geschehen kann, Narren zu machen, so kann es umgekehrt Narren geschehen, daß sie geistreiche Männer machen.“ Hierauf citirte er die Mediceer, und Lord Chatam, der von seinem Sohne Pitt an Berühmtheit übertroffen wurde; und bei dieser Gelegenheit brachte er eine lange Geschichte des kleinen Pitt vor, den man mit sechs Jahren auf einen Tisch stellte, wo er Stellen aus allen englischen Rednern recitirte. Und indem er so sprach und seine lange Lection hersagte, schien Herr Thiers selbst, mit seiner kleinen Gestalt, die es kaum gestattete, seinen Kopf über dem Marmor der Tribune wahrzunehmen, mit seiner kindischen Stimme und seinem provençalen Accent, der jede Phrase mit einem monotonen Singsang schloß, der kleine Pitt zu seyn, der auf einen Tisch gestiegen war, um seine Zuhörer durch die Wunder eines unerhörten Gedächtnisses zu entzücken. Hier hört jedoch die Aehnlichkeit auf, denn der kleine Pitt ist von dem Tisch heruntergestiegen, um ein großer Minister zu werden; aber ich glaube nicht, daß das jemals Herrn Thiers geschehen wird. Hierüber will ich mich erklären.

Was dem Talente des Herrn Thiers fehlt, ist die Erhebung. Ein Mann beherrscht nur durch diese Eigenschaft die andern. Die Wirkung der Rede Benjamin Constants war allgemein. Machten seine Reden nicht einen lebhaften Eindruck auf die Massen? Wer erhob sich höher durch den Gedanken, als Benjamin Constant? Wer öffnete eine weitere Perspective, als er, wenn er einen Gegenstand erörterte? Während zwanzig Jahren war Benjamin Constant der Mann der Volkspartei; nicht eine einzige der jetzt angeregten Fragen wäre nicht von ihm in seinen Schriften oder auf der Tribune behandelt worden, und überall trug er das Licht seines Genie's hinein. Er bemächtigte sich sanft der Geister, die er unterrichtete; er führte sie durch alle Windungen der politischen Wissenschaft; er erhob sie auf die Höhe der Gedanken, auf welcher er selbst lebte, ohne daß sie jemals von dem Uebermaaß der Helle geblendet würden. Royer-Collard hielt einige Reden, die ganz Frankreich später gelesen hat; das Schärfste, Kräftigste und Tiefste, was die Logik besitzt, entrollte sich in seinen mächtigen Worten; auch begriff ganz Frankreich die Reden Royer-Collard's, und die sieben Wahlen, mit denen er an einem Tage geehrt wurde, beweisen, daß er für Niemand unbekannt geblieben war. Umsonst wird man aber in den Reden des Herrn Thiers die Spuren dieser edlen und großen Schule suchen. Seine Persönlichkeit herrscht in Allem, was er denkt und was er schreibt. Er schmeichelt und bewundert sich;

will er Euch überzeugen, appellirt er an sich; bekämpft er die Aristokratie, so sagt er, daß er keine Neigung für sie habe, daß er weniger wie ein Anderer, sie auf seinem Wege finden wolle; will er Euch vor dem Kriege Entsetzen einflößen, so sind es nicht die Schrecken des feindlichen Einfalls und seine furchtbaren Folgen, die er Euch schildert, sondern er erklärt Euch, wie ihm der Friede nöthiger sey, als jedem Andern, weil er seinen Studien, seinen Vergnügungen und seinem Geschmacke convenire. So macht er es; Alles geht von seiner Person aus und kehrt dahin zurück. So lange Herr Thiers ein junger, unbekannter Advokat war, der seine Zeit damit zubrachte, Geschichte zu schreiben, und keinen andern Titel hatte, sich hervorzuheben, so mochte er noch manchmal von der Philosophie und der Moral ausgehen; seine Seele stellte sich manchmal auf gleichen Boden mit den großen und denkwürdigen Begebenheiten, die er zu schildern hatte; allein je mehr er stieg, desto mehr versank sein Geist in niedrigern Regionen; je weiter der Schauplatz seiner Wirksamkeit wurde, desto mehr verengte sich sein Blick; und der Historiker, der mit Kälte, vielleicht mit zuviel Kälte Menschen und Interessen richtete, die ihn am meisten beleidigten, hat einem Minister Platz gemacht, der an der Schwelle der Macht auch keine einzige Feindschaft vergaß, so klein sie auch seyn mochte. Er behält sie stets mitten in dem Gewühl der Staatsgeschäfte, die kleinen Abneigungen, die unbedeutenden Gehässigkeiten, alle Leidenschaften und alle traurigen Eitelkeiten des armseligen und angefochtenen Lebens, das er sonst führte. Der junge Mensch, der für die Zukunft arbeitete, war manchmal zu beklagen, so zu empfinden; der Minister ist strafbar, seine geheimen Leidenschaften da mitzubringen, wo nur die Leidenschaft des allgemeinen Wohles herrschen soll; und wenn er sich der Macht bedient, deren Vollstrecker er ist, um seinen Aerger zu befriedigen; wenn er mit dieser Macht diejenigen verfolgt, deren Talente und Fähigkeiten er nur als Minister wahrnehmen sollte, so begeht er mehr als einen Fehler; er macht sich einer unwürdigen Feigheit schuldig und einer desto schmählicheren, da sie unbestraft bleiben wird, denn Niemand wird jemals das Recht haben, ihn darüber zur Rechenschaft zu ziehen.

Ich fühle wohl, daß ich nur mit Widerwillen Herrn Thiers auf seiner Minister-Laufbahn folgen werde, denn es ist stets ein betrübendes Bild von dem Mißbrauch der Intelligenz und des Geistes. Wie schön ist das Leben eines öffentlichen Charakters, wenn er, wie Cannings, von einem dunkeln und verborgenen Punkte ausgeht, zuerst mit Schwierigkeiten zu kämpfen hat, bestritten wird, dabei arbeitsam und leidend sich auf tausendfach verschlungenen Wegen von Hindernissen

verengt, am Ende wie ein leuchtender Pfad an der Seite eines schwarzen und schroffen Gebirges zeigt. Das Ziel wird von Allen gesehen; man weiß, wo der Mann hingeht, der so gestiegen ist; je weiter er steigt, desto mehr entrollt sich das Banner, welches er trägt, und worauf seine Principien geschrieben sind, und leuchtet in den Strahlen des Glücks und der aufgehenden Sonne. Die Freiheit und die Menschheit bilden das Ziel, welchem man ihn immer näher kommen sieht; diese Gestalt wächst und dehnt sich aus, je höher sie steigt, denn sie entfernt sich nicht von denen, welche sie auf jenem Punkte umgaben, von dem sie auslief; sie begann nur ihren Lauf, um den Andern den Weg zu ebnen und leichter zu machen. Das ist dann kein Mensch mehr, welcher triumphirt, sondern die Idee, welche ihn trägt, und die Welt sieht sich reichlich entschädigt für sein Glück und seinen Ruhm durch die Stütze, die er ihr verleiht. Wenn aber diese Ideen von Freiheit und gesellschaftlicher Verbesserung einen Menschen aus dem Nichts hervorziehen, ihn zuerst zu Ruhm gelangen lassen, dann zu Macht und Reichthum, und dann dieser Mensch, anstatt den Gedanken zu repräsentiren, der ihn werden ließ, sich gänzlich sorglos für das Volk bezeigt, als hätte er nie das Volk gekannt, so übersättigt von Freiheit, als hätte er nie durch die Verachtung der Macht für das Gesetz gelitten, so hingeneigt zu Monopolen und Privilegien, als hätte es nicht zwanzig Jahre des Schweißes und der Anstrengungen bedurft, um die Schranken zu zerbrechen, die ihn aufhielten, dann würde man besser thun, die Augen wegzuwenden, als bei der Untersuchung über ein solches Leben stehen zu bleiben, und diese Geschichte sollte hier geschlossen werden, die nun nichts mehr seyn wird, als ein unmoralisches Buch.

Der 11. Oktober 1831 war für Herrn Thiers ein großer Tag. An diesem wurde er zum Minister ernannt. Der Marschall Soult hatte die Präsidentschaft des Conseils angenommen; Herr Humann die Finanzen; Herr Guizot blieb bei dem Ministerium des öffentlichen Unterrichts und Herr von Broglie erhielt das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten. Es entstand fast ein Streit zwischen Herrn Thiers und d'Argout, der Ansprüche auf das Ministerium des Innern machte, ein Streit von ziemlich grotesker Art, denn man schlug vor, sie loosen zu lassen, und Herr Thiers, der auf seinen günstigen Stern zählte, unterwarf sich bereitwillig dieser Art der Erwählung; der König aber, der besser die Würde seiner Krone begriff, widersetzte sich. Herr d'Argout, als der älteste, hatte die Wahl, und nahm Alles oder doch beinahe. Herr Thiers wurde zwar Minister des Innern, aber alle seine Attribute gingen zu dem Minister des Handels und der

öffentlichen Arbeiten über. Herrn Thiers ließ man die Polizei, den Telegraphen und die geheimen Fonds.

Was die Polizei und den Telegraphen betrifft, so weiß man, was Herr Thiers hier bewirkte. Die Gefangennehmung der Herzogin von Berry war der erste Akt seines Ministeriums, und was die geheimen Fonds betrifft, so wollen wir nicht davon sprechen, da Herr Thiers selbst der Rechenschaft darüber enthoben ist.

Dieses Ministerium dauerte lange. Wir folgten in der Zeit seinen successiven Verwandlungen. Herr Thiers ging zum Departement des Handels über, und kam dann wieder zum Ministerium des Innern zurück, und zwar mit besserer Ausstattung, da er seinen Collegen d'Argout gestürzt hatte, der, wie man weiß, sehr weich niederfiel auf den einträglichen Posten eines Gouverneurs der Bank. Auch der Marschall Soult fiel, als die Reihe an ihn kam, unter den Insinuationen des Herrn Thiers, der das Terrain unter seinen Schritten minirte. Der Marschall hatte großes Unrecht in der That, Herrn Thiers einen eben so komischen, als brutalen Beinamen anzuhängen, wie er sich allenfalls für das Lager schickt, der ihm aber nun zum Unglück für immer bleiben wird. Auch ließ der Marschall zu plump sein Uebergewicht dem jungen Collegen fühlen. Herr Thiers legte in seine Rache eine tiefe Hartnäckigkeit; jeden Tag grub sich seine Stimme tiefer in den Geist des Herrn und seiner Collegen. Er sprach unaufhörlich von dem schlimmen Eindruck, welchen die geheimen Lieferungen hervorbrachten, von der Verlegenheit, welche aus der Lust des Marschalls für Ausgaben, die nicht von den Kammern votirt waren, dem Ministerium erwuchsen; und es ist notorisch, daß die Polizei des Ministeriums des Innern damals beauftragt wurde, Notizen in allen Garnisonen und Kriegsplätzen zu sammeln über die Wirkung, welche die Administration des Marschalls hervorgebracht hatte. Der Marschall selbst erhielt bald Kenntniß von diesen Schritten; er sah, daß man nur die Gelegenheit suchte, mit ihm zu brechen, und die Opposition, welche er bei der Ernennung des Herrn Decazes zum Gouverneur von Algier leistete, diente als Vorwand. Thiers warf dem Marschall sogar das Exil des General Exelmans im Jahr 1815 vor, ferner seine Undankbarkeit gegen Herrn Decazes, der ihn selbst aus dem Exil zurückgerufen hatte, gegen den Willen des Herzogs von Richelieu. Der Kampf endete zum Vortheil des Herrn Thiers, und der alte Sieger von Toulouse zog sich nach St. Amand zurück.

Nun kam die Reihe an den Marschall Gerard. Guizot's Ansehen war bedeutender im Conseil geworden; aber er war noch weit davon entfernt, allmächtig zu seyn. Thiers näherte sich Guizot. Es war

auch einiger Wille da, mit Dupin ein Bündniß zu schließen; er sah jedoch bald ein, daß der Moment nicht günstig sey, und schob diese Annäherung, die einst wohl noch zu Stande kommt, bis auf Weiteres auf; denn nie wird Thiers seiner einmal angenommenen Gewohnheit entsagen, alle ministeriellen Portefeuille's zu vertauschen, mit Ausnahme seines eigenen, sobald sich nur die geringste Erschütterung verspüren läßt.

Der Marschall Gerard wurde bald ein Hinderniß für Thiers. Die Journale hatten eine seltsame Weise angenommen, um den Ministern den Krieg zu machen. Sie lobten übermäßig den Marschall Gerard. Der Marschall hatte einige Angestellte des Kriegs-Ministeriums, die der Veruntreuung angeklagt waren, abgesetzt; nun lobte man enthusiastisch diese Handlung der Gerechtigkeit; zugleich aber sagte man, daß er als Conseil-Präsident die Pflicht auf sich habe, ähnliche Untersuchungen in allen Departements, besonders aber im Ministerium des Innern anstellen zu lassen. Indem man nun den Marschall so hoch stellte, verfehlte man nicht, Herrn Thiers anzugreifen, sowohl über seine leichten Grundsätze, als auch über die Unordnungen, die seine blinde Gefälligkeit rings um ihn her statt finden ließ. Uebrigens hatte das, was man den tiers-parti nennt, Zutritt bei dem Marschall aus alter Bekanntschaft; man bestimmte ihn, die Sache der Amnestie zu plaidiren, und diese Amnestie diente Herrn Thiers gegen den Marschall Gerard, gleichwie die Ernennung zum Gouverneur von Algier ihm gegen den Marschall Soult gedient hatte. Der Präsident des Conseils nahm seinen Abschied.

Thiers hatte nun einmal eine jener Gelegenheiten, die sich später öfter wiederholten, wo er sein ganzes savoir faire zeigen konnte. Er wandte sich zuerst an Herrn Molé, und bot ihm die Präsidentschaft und das See-Ministerium an, die Präsidentschaft ohne Portefeuille, das Ministerium des Auswärtigen ohne Präsidentschaft; er schaltete über das Portefeuille aller seiner Collegen; und als er endlich weder bei Molé noch bei Dupin ankommen konnte, entschied er sich, seine Stelle aufzugeben. Guizot zog sich inzwischen zurück, weil man Herrn von Broglie, der Herrn Thiers sehr in Angst setzte, nicht zum Conseil-Präsidenten machen wollte. Ich will die Geschichte dieser ganzen ministeriellen Intrigue hier nicht erzählen, da sie zu bekannt ist, und jetzt kein Interesse hat. Sie endigte mit jenem Traum von drei Tagen, den man das Ministerium des Herzogs von Bassano nennt. Als die Comödie gespielt war, constituirte sich das Ministerium unter der Präsidentschaft des Marschall Mortier und Herr Thiers fing sein gewohntes Leben wieder an, bekümmerte sich so wenig als früher um die Geschäfte seines Departements, denn er ist nur dann thätig und

wachsam, wenn es sich darum handelt, sein Portefeuille zu vertheidigen.

Nachdem dieser dumpfe ministerielle Kampf, der unaufhörlich fortdauert, zwei Marschälle aus dem Sattel gehoben hatte und die Kräfte des unglücklichen Mortier so erschöpft, daß er mit lauter Stimme seinen Abschied verlangte, rückte Herr Thiers wieder in's Feld, und suchte sich von seinen Collegen, namentlich von Herrn Guizot zu befreien. Ich fühle mich überhoben, diesen Streit, der vierzehn Tage dauerte, hier zu wiederholen. Die Debatte hatte wieder die Präsidentschaft zum Gegenstande. Guizot schlug nochmals Broglie vor, und Thiers, welcher wußte, daß Broglie Guizot war, kämpfte mit allen seinen Kräften dagegen. Endlich ließ der König, den diese traurigen Debatten belästigten, Thiers und Guizot zu sich kommen und lud sie mit vieler Würde ein, diesen öffentlichen Scandal zu beenden, und sich über die Bildung eines neuen Ministeriums zu verständigen. Es war eben eilf Uhr. Um Mittag waren Thiers und Guizot Freunde; Herr Thiers nahm Broglie als Präsidenten an, aber zwei Stunden später hatte er sich wieder anders bedacht. Um dies jedoch zu erklären, muß ich noch einmal Talleyrands gedenken, dieses oftmals unerforschlichen Orakels des Herrn Thiers.

Talleyrand war anderer Meinung, als Thiers, in Betreff Spaniens. Talleyrand wollte, daß man sich um Spanien nicht kümmerte, weil, wie er sagte, es in fünfzig Jahren Frankreich unterworfen seyn müsse, wegen seiner geringen Civilisation und seiner Bürgerkriege. Diesem stimmte Guizot bei, und zeigte sich mithin der Intervention in Spanien abgeneigt. Thiers wollte im Gegentheil eine Armee über die Pyrenäen marschiren lassen, und forderte dies eben so heftig, wie 1830 den Krieg am Rhein. Damals jedoch berührte sich Talleyrand mit Thiers. Er hatte den Plan, eine Allianz gegen Rußland zu bilden, deren erster Artikel seyn sollte, sich der Festsetzung der Russen in Konstantinopel zu widersetzen. Guizot und Broglie wollten Spanien in diesen Bund aufnehmen, und Talleyrand, der, ich weiß nicht, aus welchem Grunde von Spanien nichts hören wollte, trat auf die Seite des Herrn Thiers.

Die Projecte Talleyrands haben immer zwei Seiten, eine allgemeine und eine besondere. Er dachte daran, mit einem Male die Allianz zwischen Frankreich, Oestreich und England zu schließen, und nebenbei die Verheirathung der Tochter der Herzogin von Dino mit einem ungarischen Magnaten, dem Fürsten Esterhazy. Um jene Zeit verkündete man die Ernennung des Herrn von Talleyrand auf den Gesandtschaftsposten in Wien, und um jene Zeit erfaßte Herr Thiers auch

den Gedanken, wahrscheinlich von Herrn Talleyrand angeregt, sich zum Minister des Auswärtigen, vielleicht zum Conseil-Präsidenten ernennen zu lassen. Zu diesem Ende trat Thiers vollkommen den Ansichten Talleyrands bei, und das Allianz-Project machte bereits solche Fortschritte, daß der Graf Appony sich zu dem König begab, und erklärte, wie der Kaiser von Oestreich und der Fürst Metternich mit Vergnügen die Ernennung des Herrn Thiers zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten sehen würden. Alles ging gut bis dahin; dieser Schritt aber verdarb Alles. Mit einem Worte, Thiers begriff, daß die Empfehlung fremder Mächte verdächtig erschien, und entsagte daher Ansprüchen, welche öffentlich zu werden anfingen.

Er kehrte daher zu Herrn Guizot zurück und willigte in die Ernennung Broglie's, als Ordner der Diplomatie, doch weigerte er sich, ihn als Präsidenten anzunehmen. Seine Freunde, sagte er, machten sich über seine zu große Nachgiebigkeit lustig; man klagte ihn an, sich dem Einflusse der Doctrinärs hinzugeben, und daß er sich nur darauf beschränke, die Tribune zu besteigen, um Anderer Handlungen zu rechtfertigen. Die Antwort Guizot's war eben so stolz als würdig. „Ich habe, sprach er, meinen Namen einem Ministerium gegeben; ich habe zweimal das Portefeuille des Innern mit allen seinen Attributen ausgeschlagen; ich habe mich auf das enge Departement des öffentlichen Unterrichts beschränkt, und habe geglaubt, es nicht verlassen zu müssen. Der Mann schafft seine Stellung, die meinige wird immer wichtig und schön genug seyn.“ Man kann denken, daß Herr Thiers sich auf diese Antwort nicht ergab; er zog sich in das Haus seiner Schwiegermutter zurück, sprach davon, den Livius zu übersetzen, die Geschichte des Consulats zu schreiben, und ergötzte sich an der Verlegenheit seiner Collegen. Die Kammer war versammelt, und die Majorität, nicht so sorglos, wie Herr Thiers, sah mit Schrecken das Ministerium zum dritten Mal zusammen stürzen. Man versammelte sich bei Herrn Duvergier und Fulchiron. Herr Piscatory hatte den Einfall, Commissäre der Majorität zu ernennen, welche Guizot und Thiers die Nothwendigkeit ankündigen sollten, die ihr Einverständniß erheische. Jacqueminot, Benjamin Delessert und Fulchiron waren die Bevollmächtigten dieser Versammlung, und ihnen gelang es, daß Thiers wieder Minister des Innern ward, und noch auf einige Zeit seinen neuen ehrgeizigen Träumen entsagte.

Ist dieses, wird man mich fragen, die Schilderung des Lebens eines Staatsmannes? Und ich sehe die Leser sehr mißvergnügt über die schmutzigen Intriguen, die ich ihnen erzählte. Doch leider habe ich nichts anders zu erzählen; dieses ist die ganze Geschichte des

Ministeriums des Herrn Thiers, und ich könnte noch lange genug aus diesem Tone sprechen. Diese junge Seele, so thätig und so voll Begierde, Theil zu nehmen an den großen Geschäften, so ergriffen von der strengen Gestalt der organisirenden Genien unserer Revolution, das ist Alles, was sie hervorgebracht hat, und was sie hervorzubringen weiß! Ich hatte dies vorher gesehen und es überrascht mich nicht. Thiers, der Geschichtschreiber und Thiers der Minister sind derselbe geblieben. Ist das nicht das Geschäft des Historikers, die Größe derer zu suchen, die nicht ihr ganzes Verdienst erfüllt haben, um mich eines glücklichen Ausdrucks des Cardinal von Retz zu bedienen? Ist es nicht seine Pflicht, zu zeigen, was sie unter günstigeren Umständen gethan hätten; die Fähigkeit, der etwas zu thun gelang, zu untersuchen, und durch sein Lob jene zu belohnen, die sich nicht hervorthun konnte? Das Volk liegt allein auf den Knien vor den Glücklichen. Als Historiker hat Herr Thiers nichts von Allem dem gethan. Er bewundert Napoleon nach Arcole und den Pyramiden; hätte er die Geschichte des Kaiserthums geschrieben, so würde er es wahrscheinlich nach Waterloo verachtet haben. Als Minister ist Herr Thiers eben so unfähig, einen Mann zu entdecken, der unglücklich war; in der Kammer hat er nur Schmeichelworte für jenen Redner, der einen Sieg erstritt; scheitert derselbe, so vergißt er auf einmal seinen Einfluß und sein Verdienst, und kehrt ihm den Rücken.

Mit einem Worte, ein grober und gemeiner Sinn regiert ihn; selbst seine Approbation ist beleidigend, denn sie wendet sich dem Glücke und nicht der Fähigkeit zu. Herr von Villèle erkannte höhere Geister an, wo er sie finden konnte. Herr Guizot, ein viel bedeutenderer Geist als Herr von Villèle, setzt seine Vorliebe darein, das Verdienst überall zu würdigen und auszuzeichnen. Herr Thiers haßt es im Gegentheil. Er ist nicht eben eifersüchtig darauf, er wird jedoch davon verletzt und er will, daß sein eigenes Verdienst überall ausreiche. Herr Thiers besitzt hauptsächlich zwei sehr widersprechende Ansprüche; es gibt Tage, wo er sich einbildet, daß er die Aristokratie des neuen Regime vorstelle, und andere, wo er glaubt, der Typus der Demokratie der Juli-Revolution zu seyn. Diese letztere Eitelkeit überfällt ihn jedes Mal, wenn er hört, daß Guizot und Broglie die Restauration repräsentiren. In der Discussion über die Gesetze vom 9. September 1835 trug Thiers den Sieg über Guizot und Broglie davon, welche das Gesetz der Jury nicht angreifen wollten; gleichviel, Herr Thiers ist der Mann des Juli; Herr Thiers, der heftigste Feind der Presse, der die politischen Gefangenen in einer so strengen Haft hält, Herr Thiers, der die Erblichkeit der Pairswürde vertheidigte, der die

Unabhängigkeit Italiens und Polens als Schimäre tractirte, dieser Herr Thiers ist der Mann der Juli-Revolution, wie er der Mann Mirabeau's war, der Mann von Turgot, Necker, Camille Desmoulins, Robespierre, Napoleon!

Herr Thiers wird stets dem Strom des Glückes und der Macht folgen, wie er es that von Manuel zu Laffitte, von Laffitte zu Baron Louis, von Baron Louis zu Casimir Perier und von Perier zu Herrn von Talleyrand. Er ging durch die Thür rechts; der ganze Wechsel in seinem Leben, wie in seinem Gewissen, wird vielleicht darin bestehen, daß er wie ehemals durch die Thür links gehen wird. Wenn nur diese Thür zur Ministerbank führt, das ist Alles, was er will. Hier höre ich auf, denn ich habe nicht im Sinne, das Leben des Herrn Thiers zu schreiben. Als Beweis diene das Stillschweigen, das ich über das Privatleben des Ministers beobachtete, über seine Umgebung, über die Einflüsse, die neben ihm herrschen, über das berühmte Diner zu Grand-Vaux und über eine Menge anderer Umstände, die ich mich auch nur anzuführen enthalte; ich hatte mir nur vorgesetzt, hier schnell den politischen Charakter des Herrn Thiers zu schildern, und ich glaube, daß ich es that, ohne meine Gränzen zu überschreiten. Publica sunt haec negotia, non privata, wie der alte Flodoard sagt, indem er von Hugo Capet spricht.

West-End-Review.
(Loeve-Weimars.)

Briefe eines längst Verstorbenen.

Vom Jahre 1731.

Rom, den 10. März 1731.

— — — Vor einigen Tagen hatte ich Audienz bei dem heiligen Vater. Mir wäre schon früher diese Gnade zu Theil geworden, aber da der Anlauf von allen Seiten so groß war, so wollte ich erst die Zudringlichsten voraus lassen.

Vom Tage seiner Krönung bis heute ist Clemens XII. von Bittstellern gleichsam belagert. Alle Welt will etwas haben, und man erlangt hier eben so wenig, als anderswo; in diesem Punkte sind sich alle Höfe gleich. —

Ich wurde durch den Majordomus Aquaviva eingeführt, nachdem ich Hut und Degen in der Antichambre abgelegt. Der Pabst saß unter einem Thronhimmel in einem Armstuhl, den rechten Fuß auf einen Schemel von rothem Sammt gestützt. Monsignor Aquaviva gab mir die Weisung, beim Eintritt in das Audienz-Zimmer niederzuknien. Ich that es; der Pabst gab mir seinen Segen. Ich stand auf, ging ein Paar Schritte, in der Mitte des Zimmers kniete ich wieder; ein zweiter Segen. Ich erhob mich, trat vor den Thron, und kniete abermals — ein dritter Segen von Seiner Heiligkeit. Dieser Segen bestand übrigens in nichts, als in dem Zeichen des Kreuzes, mit der rechten Hand gemacht, ohne daß ein Wort dazu gesprochen wurde. — Nach einer bedeutenden Pause, in der mich der Pabst aufmerksam betrachtet hatte, fing er an, zu sprechen. Er fragte mich um Vieles; er erinnerte sich, mich, als er noch Cardinal war, gesehen zu haben; er überhäufte mich mit Höflichkeiten. Da ich ihn so im Zuge sah, so wollte ich jetzt mit meinem Anliegen herausrücken; aber kaum hatte ich den Eingang zu meiner Bitte vollendet, so sah ich schon die Freundlichkeit vom Antlitz Sr. Heiligkeit verschwinden, und finstere

Wolken seine Stirne umziehen. Ich merkte deutlich, daß ich ihm lästig wurde. — Ich schnitt also meiner Bitte das Wort ab, und zog mich bückend und knieend in bester Ordnung wieder zurück. Der Pabst gab mir abermals seinen Segen, und das ist der ganze Nutzen, den ich von meiner Audienz davon getragen habe. Indeß werde ich ihm nächstens wieder meine Aufwartung machen; denn man sagt mir, man müsse zudringlich seyn, wenn man was von ihm erlangen wolle. Ich will ihn auf seine Weise bedienen.

Alle, die Audienz beim Pabste nehmen, müssen sich diesem Ceremoniel unterwerfen, mit dem Zusatze, daß die Katholiken auch noch den Pantoffel küssen müssen.

Unlängst hatte der regierende Fürst von Waldeck Sr. Heiligkeit seine Aufwartung gemacht; er behielt aber Hut und Degen, nur sein Gefolge mußte Beides ablegen. Der Prinz (ein Protestant) kniete nicht nieder — bekam aber auch keinen Segen; nichts desto weniger sind die Römer von seinem liebenswürdigen Benehmen ganz entzückt. Er ist ein großer Kenner von Alterthümern, und hat bereits eine ausgewählte Sammlung von geschnittenen Steinen zu Stande gebracht; er zeigt eben so viel Geschmack als Wissen. Deutschland könnte stolz seyn, wenn es viele solcher Fürsten hätte!

Der Prinz von Waldeck führt mich auf einen andern Fürsten, der hier lebt, und der sich König von England nennt. Zwölftausend Thaler, die er als Gnadengehalt vom Pabste bezieht, sind eine schwache Entschädigung für das traurige Leben, das er hier führt. Er wohnt im Palaste Monti und hält eine zahlreiche Dienerschaft, obgleich wenig Personen von Bedeutung sich darunter befinden. Lord Dumbar ist der erste Mann an seinem Hofe; dann Herr Hayes, der, jetzt zum Lord von Inverneß erhoben, zugleich Erzieher der beiden Prinzen ist, die Prinz von Wallis und Herzog von York genannt werden, und ein Paar liebe Knaben sind. Der König, oder wie ihn die hanoveranische Partei nennt, der Prätendent, wird von dem Pabste und dem gesammten römischen Hofe mit dem Titel Majestät begrüßt. Er nimmt nie öffentliche Audienz, sondern er verfügt sich über eine geheime Treppe in das Audienz-Zimmer Sr. Heiligkeit, wo ein Armsessel für ihn bereitet ist. — Kardinäle, die ihm ihre Aufwartung machen, erhalten ein Tabouret; die Kardinäle von kaiserlicher Seite gehen nie hin; die französischen Kardinäle besuchen ihn dagegen sehr oft, obgleich Frankreich mit England in der besten Alliance ist.

Der Prätendent ist von mittler Größe, mager, seine Physiognomie ist trocken und ausdrucklos. Er gleicht ungemein dem Porträte seines Vaters (Jakob II.), nur hat das Ganze noch ein melancholischeres

Gepräge. Indeß ist er nicht von Natur aus so düster gestimmt: er liebt das Vergnügen und kann heiter, selbst galant seyn, wenn er nicht beobachtet wird. Man erzählt sich sogar von einem Liebesverhältniß zwischen ihm und der Lady Inverneß. Sein erster Empfang ist kalt und zurückschreckend, aber allmälig wird er wärmer, wie er mit den Personen, die ihn sprechen, bekannter wird. Ich habe die Ehre, öfter bei ihm zu speisen, und kann seine Herablassung und Güte nicht genug rühmen. Die Tafel ist gewöhnlich auf zwölf Gedecke und reichlich und mit Geschmack servirt. Man sitzt ohne Unterschied des Ranges am Tisch; er gewöhnlich zwischen seinen Söhnen. Während des Essens spricht er viel, obgleich sein Organ nicht sehr angenehm ist. Die Conversation dreht sich meist um alltägliche Dinge, er verfällt aber gern in die Erzählung des Unglücks seines Hauses.

Alle Stunden seines Tages sind auf das Genaueste geregelt. Er steht früh auf, hört die Messe, beschäftigt sich dann mit seinen Privat-Angelegenheiten, speist um Mittagszeit, bleibt anderthalb, auch zwei Stunden am Tische, macht hierauf eine kleine Sieste, geht Nachmittags in die Vesper, wenn es Feiertag, und in einen der Gärten um Rom, wenn es Werkeltag ist, kehrt Abends in seine Wohnung, empfängt Visiten von den Cardinälen, soupirt um zehn Uhr und liegt um Mitternacht im Bette. Während des heurigen Carnevals besuchte er täglich die Oper, und da er eine große Loge hatte, so soupirte er dort häufig mit den Herren und Damen von seinem Hofe.

Seine Gemahlin ist eine Prinzessin, die wirklich verdiente, Königin zu seyn. Ohne gerade schön zu seyn, ist sie unendlich liebenswürdig. Sanftmuth, Herzensgüte, Wohlwollen zeigen sich in ihrem ganzen Wesen. Ihrer Religion von Herzen ergeben, begegnet sie Denen, die einer andern Lehre zugethan sind, mit der zuvorkommendsten Güte. Wollte sie Proselyten machen, so würde das durch ihr bloßes Beispiel geschehen; denn ihr Wandel ist der Wandel einer Heiligen. Ueberdieß ist ihr Geist mit den mannigfaltigsten Kenntnissen geschmückt; sie spricht deutsch, polnisch, französisch, englisch und italienisch, und jede Sprache mit einer Meisterschaft, daß man nicht weiß, welche ihr am geläufigsten ist. Mit einem Worte, unter allen Prinzessinnen Europa's, welche ich kennen zu lernen das Glück hatte, verdient keine die öffentliche Verehrung mehr als sie!

Sie ist eine Tochter Jakob Sobiesky's und folglich Geschwisterkind mit dem römischen Kaiser und der Königin von Spanien. Ungeachtet dieses hohen Ranges wurde sie zu Inspruck verhaftet, als sie durchreiste, um den Prätendenten zu heirathen. Lange wurde sie dort auf das Strengste bewacht, und die Geschichte ihrer Flucht ist zu inter-

essant, als daß ich sie nicht, nach ihrer eigenen Erzählung, hier mittheilen sollte.

Der Prätendent hatte einem Herrn Gaidon, Major in französischen Diensten, den Auftrag gegeben, zu versuchen, die Prinzessin aus ihrem Gefängniß zu Inspruck zu befreien. Dieser Offizier begab sich mit einem englischen Edelmann, Namens Ogan, und einem Irländer Misset und seiner Frau auf den Weg dahin. Sie kamen mit einem bedeutenden Gefolge dort an, und Alles hatte das Aussehen von Personen von Stande. Um keinen Verdacht über ein längeres Verweilen zu erregen, hatten sie veranstaltet, daß der Wagen am Thore brechen mußte. Sie besuchten mehre Gesellschaften in der Stadt, wo sie sehr freundlich aufgenommen wurden, und es gelang ihnen endlich, durch eine Nonne der Prinzessin einen Brief in die Hände zu spielen. Als der zur Flucht bestimmte Tag angebrochen war, hatten sie eine junge Person, deren Gestalt der Prinzessin glich, bei ihr als Dienstmädchen einzuführen gewußt. Die Prinzessin hatte eine Unpäßlichkeit vorgegeben; das Mädchen legte sich statt ihrer zu Bett, nachdem sie früher die Kleider mit einander vertauscht hatten. Wie nun die Stunde der Befreiung schlug, nahm die Prinzessin eine Suppenschale in die Hand, und ging mit beherztem Schritte durch die Garden, die im Vorzimmer die Wache hielten. Niemand hielt sie an; Misset lauerte auf der Stiege und brachte sie glücklich zum Hause hinaus. Man eilte nun nach dem Gasthofe; aber da es stark geschneit hatte und die Straßen voll Koth waren, verlor die Prinzessin ihre Schuhe und mußte in Strümpfen ihren Weg fortsetzen. Im Gasthofe angelangt, wurde sie — durchnäßt und beschmutzt, wie sie war — in den Wagen gehoben, Madame Misset und Gaidon setzten sich zu ihr, und Ogan begleitete sie zu Pferde. — Misset blieb noch zwei Stunden in Inspruck, um zu beobachten, ob die Flucht entdeckt würde. Als nach dieser Zeit die Stadt ruhig blieb, folgte er nach, aber immer zwei Stationen hinter ihnen. Am andern Tag früh wurde die Entführung der Prinzessin bekannt, und der Commandant der Stadt schickte sogleich auf allen Straßen Couriere aus, mit dem Befehl an alle Aemter, die Flüchtigen zu verhaften. Misset wurde von einem der Couriere, die die Prinzessin verfolgten, eingeholt, und sie machten eine Zeit lang den Weg zusammen. Er erkannte die Gefahr, die der ganzen Unternehmung drohte, wenn es ihm nicht gelänge, den Courier zu beseitigen, und schon war er Willens, ihm eine Kugel durch den Kopf zu jagen, als der Courier über heftigen Durst klagte. Misset brachte ihn mit höflichen Einladungen in ein Wirthshaus — sie zechten freundschaftlich mit einander, und zwar so lange, bis der Courier unter den Tisch

fiel. Augenblicklich bemächtigte Misset sich seiner Depesche und jagte in vollem Rennen der Prinzessin nach, die nach einer ununterbrochenen Fahrt von drei Tagen glücklich das römische Gebiet erreichte. In Bologna erwartete sie schon Lord Dumbar mit dem Auftrag, sich mit ihr im Namen des Prätendenten zu vermählen. Die Ceremonie wurde mit großem Gepränge vollzogen, und den andern Tag reiste die Prinzessin nach Rom ab. Lady Marr und alle Engländer von der Partei der Stuart, die sich in Rom befanden, kamen ihr entgegen, im Geleite einer Unzahl von Wagen, die ihr von den Cardinälen und dem römischen Adel entgegengeschickt wurden. Die Prinzessin hielt mit diesem Gefolge einen öffentlichen Einzug in die Stadt; man empfing sie mit all' den Ehrenbezeugungen, die einer Königin gebühren, und kurze Zeit darauf wurde sie mit dem Prätendenten verbunden. — —

Gott sey Dank, der Carneval ist zu Ende! Ich sage, Gott sey Dank, denn er hat mich weidlich gelangweilt — ob er gleich nur acht Tage (nach hiesiger Sitte) gedauert hat. Während dieser Epoche sind die Straßen täglich von zwei Uhr Nachmittags bis Sonnenuntergang mit Masken gefüllt, die theils zu Fuß, theils zu Wagen herumziehen. Die Erstern sagen sich bei dieser Gelegenheit unzählige Grobheiten, und die Andern werfen sich bald blind mit Zuckerkörnern. Das Lächerlichste bei dieser Maskerade ist, daß alle Welt sich kennt, entweder an den Livreen oder an den Equipagen, oder daß man Kutscher und Bediente als Arlequins oder andere Fratzen verkleidet, und mit unmaskirtem Gesichte herumfährt, oder daß man sich in Karren setzt, in Form einer Gondel, und die Pferde mit Federn und Schellen verziert, wie bei einer Schlittenfahrt. Am letzten Abend bilden die Wagen, gegen Sonnenuntergang, zwei Reihen, und das Wettrennen der Berberhengste beginnt: das sind vier oder fünf Pferde, welche vom Thore del popolo bis zum venetianischen Palaste laufen müssen. Diese armen Thiere werden unter dem wüthendsten Geschrei des Pöbels durch die Straße gejagt, wo sie sich die Gliedmaßen zerschlagen, die Zuschauer beschädigen und athemlos am Ziele hinstürzen. Das erst angekommene erhält den Preis, der dem Eigenthümer des Pferdes zufällt und gewöhnlich in einem Stücke Goldstoff besteht. Und damit schließt sich der Spektakel; man eilt nach Hause — der Carneval ist zu Ende! — — Es geht doch nichts über den römischen Carneval! so schreit halb Rom — ich schreie nicht mit.

Mit gleichem Entzücken sprechen sie von ihren Bällen, und ich lasse alle Welt entscheiden, ob man ihres Gleichen finden kann. — Mehre Cavaliere hatten sich diesen Carneval vereint, um Bälle zu geben; der Palast Barberini wurde gemiethet und von jüdischen

Trödlern möblirt. Am bestimmten Tage wurden die Damen der Stadt geladen, die Herren konnten maskirt erscheinen, wenn sie wollten, nur mußten sie sich am Thor zu erkennen geben. Ich eilte hin — schon auf den Treppen war ein starkes Gedränge — und finde lauter kleine Zimmer, mit ein Paar Kerzen erleuchtet. Ein Theil der Gesellschaft springt in diesen Zimmern, zum Gekratze von vier Violinen, wie toll herum. Ich wende mich jetzt nach dem großen Saale, wo der hohe Adel sich versammelt. Der ganze Raum ist mit hölzernen Stufen zum Sitzen umgeben; den Platz zum Tanzen bildet ein Oval, um das Schranken gezogen waren; ein Cavalier (der den Ball für diesen Abend gab) stand am Eingang der Schranken, ordnete die Tänze, ermunterte die Tanzenden, und nun ging es eben so wüthend zu, wie in den andern Apartements. Die Damen kommen alle maskirt auf diese Bälle, die sie Festins benennen: warum, weiß ich nicht — denn außer etwas Gefrorenem gab es weder zu essen, noch zu trinken. Ich war zweimal zu einem solchen Festin geladen, aber da ich mich gewaltig langweilte und nichts als Staub zu kosten bekam, so ging ich nicht mehr hin. Die Römer sagten: „Ich wüßte nicht, was schön sey.“

Eben so wenig kann ich mich über ihre Spektakel mit ihnen vereinen; sie finden nur während des Carnevals Statt. In zwei Theatern werden Opern gegeben, in den übrigen Schauspiele. Ein einziges von diesen Theatern ist erträglich zu nennen, nämlich das Theater Alberti, so genannt, weil es ein Graf Alberti erbaute. Der Saal ist ungeheuer groß, so daß sich die Stimme verschlägt. Es hat sieben Reihen von Logen über einander, die aber so klein und niedrig sind, daß das Ganze wie eine Hühnersteige aussieht; das Parterre hat neunhundert Sitze. Die Scene ist groß, hoch, und hat schöne Dekorationen, nur ist die Maschinerie äußerst schlecht. — Das Costüme der drei ersten Sänger ist glänzend, die der Uebrigen schauderhaft; die Stimmen schön, die Musik trefflich, die Ballete erschrecklich! Da von allen Theatern Roms (aus einer lächerlichen Prüderie) die Frauenzimmer verbannt sind, so erscheinen in Frauen travestirte Männer in den Balleten, was nicht anzuschauen ist. Ebenso ist's in der Oper, deßhalb ist auch die römische Oper die schlechteste in Italien. Es gibt nichts Ekelhafteres, als einen solchen Halbmann als Primadonna in Frauenkleidern herumtraben zu sehen — ohne Anstand, ohne Grazie! Oder ihn als Herkules, als Rolando ꝛc. hören zu müssen, wo sein bloßes Erscheinen jede Täuschung vernichtet! Und doch werden diese Menschen beklatscht und besungen und vergöttert! — Nein — ich liebe die italienische Musik leidenschaftlich, aber diese Dinge haben mich aus ihren Theatern vertrieben. — —

Da ich von den vorzüglichen Vergnügungen der Römer gesprochen habe, so darf ich die Ueberschwemmung des Platzes Navone nicht mit Stillschweigen übergehen, welche an den vier Sonntagen des Monats August Statt findet. Zwei Drittheile des Platzes werden unter Wasser gesetzt, der dann eine Art von See bildet, in dem die Wagen ihren Kurs machen. Alle Fenster der nächsten Umgebung sind mit Zuschauern angefüllt, das gemeine Volk bemächtigt sich der Façaden und Giebel der Häuser, von wo es ein fürchterliches Geschrei und Gelächter erhebt, wenn etwa ein Bedienter in's Wasser fällt oder eine Kutsche umwirft. Während nun der Pöbel sich mit Schimpfen und Schreien beschäftigt und tausend Possen treibt, besteigt ein eifriger Jesuit auf der andern Seite des Platzes einen Springbrunnen und strengt seine Gurgel bis zum Bersten an, um Zuhörer für seine Strafpredigten zu gewinnen. Aber Niemand will ihn hören — er verläßt endlich aufgebracht seine steinerne Kanzel und verschwindet, indeß kaum zwanzig Schritte von ihm ein glücklicher Charlatan einen Haufen Neugieriger um seine Bude versammelt, die sich halb todt lachen über die Späße seines Arlequins.

Sind Das nicht sehr reizende Unterhaltungen? Hab' ich Unrecht, wenn ich sage, die Römer wissen nicht, was Vergnügen ist? In all' ihren Vergnügungen ist immer etwas Gezwungenes, Gewaltsames, das man anderswo nicht findet; sie verstehen sich nicht auf jenen heitern, gefälligen Ton der Freude, der die Würze der Gesellschaft ist, und wollen sie darauf eingehen, so werden sie schwerfällig und überschreiten leicht die Gränzen der Höflichkeit. Deßwegen behaupte ich: den Reisenden kann nur Neugierde oder Andacht hier festhalten, und sind diese befriedigt, so ist der hiesige Aufenthalt der traurigste von der Welt. Ich kenne zwar eine Menge Fremder, besonders Engländer, die enthusiastisch für Rom eingenommen sind; ich gab mir auch alle Mühe, um mit ihnen gleich zu empfinden und das Leben hier entzückend zu finden, aber es geht nicht — ich falle immer in meine frühere Ansicht zurück — ich würde mich ewig hier langweilen! Schon die Lebensart der Menschen ist so entgegengesetzt der unsern, daß wir uns nie daran gewöhnen könnten. Sie stehen spät auf, denn sie legen sich spät nieder; sind sie aus dem Bette, nehmen sie eine Tasse Chokolade, dann hören sie eine Messe in ihrer Hauskapelle (jedes bessere Haus ist damit versehen), wenn das vorüber ist, machen sie ein Paar langweilige Visiten — indeß wird es Mittag, sie eilen nach Hause, ziehen sich ganz aus, und setzen sich zu Tische, wo ein elendes Mahl aufgetragen wird; ist diese Arbeit abgethan, legen sie sich zwischen zwei Betttücher und schlafen ein Paar Stunden. Alsdann wird Nichts vorgenommen,

bis die Stunde des Corso schlägt: nun ziehen sie sich wieder an, und fahren dort in Staub und Hitze auf und ab, bis die Sonne untergeht. Um zwei Uhr Nachts (zehn Uhr nach unserer Zeit) öffnen sich die Conversationen, und alle Welt eilt nun diesem köstlichen Genuß entgegen.

Die Conversationen theilen sich in drei Klassen: Große Gesellschaften mit Musik, Gesellschaften mit Spiel, und endlich Gesellschaften, wo bloß conversirt wird.

Die Assembleen, die am meisten von der vornehmen Welt und den Fremden besucht werden, sind die der Herzogin Corsini, einer Nichte des Pabstes, des Herzogs von Santo-Buono, und der Gräfin Bolognetti. Der Herzog gibt alle Freitage großes Concert, wo Alles, was zum Ton gehört, sich einfindet. Die Gräfin Bolognetti sieht alle Sonntage Gesellschaft bei sich. Die Damen sitzen da im höchsten Staat in einem Zirkel, und unterhalten sich mit einigen Abbés, die, nachlässig an den Rücken ihrer Stühle gelehnt, ihnen in's Ohr flüstern. Der Fremde tritt ein, grüßt ehrfurchtsvoll die Versammlung — Niemand beachtet ihn — Niemand würdigt ihn eines Blickes! Die Frau vom Hause, eine schöne junge Dame, kommt ihm endlich entgegen und sucht ihn auf Französisch zu unterhalten. Es verstehen und sprechen zwar mehre Damen diese Sprache, aber sie sind zu eigensinnig, sie wollen nicht reden, sie beobachten lieber ein hartnäckiges Schweigen. Mir selbst begegnete in dieser Beziehung ein sehr unangenehmer Vorfall, bei meinem ersten Aufenthalte in Rom. Ich besuchte eine große Gesellschaft, und kam neben einer jungen Dame zu sitzen, die ich französisch ansprach, da mir das Italienische damals noch nicht geläufig war; sie antwortete mir im besten Französischen: „Verzeihung mein Herr, ich verstehe sie nicht — ich kann nicht französisch.“ Und damit wandte sie mir den Rücken zu, und unterhielt sich den ganzen Abend mit einem Abbé von vielversprechendem Aeussern. Er sprach vermuthlich eine Sprache, die sie verstand.

Hat sich die Gesellschaft genug unterhalten oder gelangweilt, so greift man zu den Karten: aber das sind Spiele, die wir Ultramontaner so wenig verstehen als Magie; Taroc, Pazzica, Milchiade ꝛc. Von dem letzten Spiele kann man sagen, was man von Sprachen zu sagen pflegt: es ist schwer sie vollkommen zu erlernen, wenn man sie nicht von Jugend auf getrieben hat; ein halbes Menschenleben gehört dazu, nur um die Karten kennen zu lernen, deren 99 im Spiele sind, und die wunderlichsten Bilder enthalten. — Während einem Conclave wird auch Pharao gespielt, außerdem sind alle Hazardspiele streng verboten.

Die Privatgesellschaften unterscheiden sich von den großen nur dadurch, daß sie sparsamer besucht sind. Die Frau vom Hause und

ein Dutzend Abbés, die hier die Klasse der Stutzer ausmachen, und das große Wort führen, und gegen den Fremden sich stolz und anmaßend benehmen, ist Alles, was man da trifft. Da Rom die Heimath der Geistlichen ist, so kommen immer zehn Abbé's auf einen Degen. Uebrigens muß man nicht glauben, daß Alle, die in Abbéekleidern sich präsentiren, Priester sind; auch Gerichtsbeamte, Angestellte, die keinen Aufwand in der Garderobe machen können, wählen diese Tracht, die überall die Thüren öffnet. Manchmal sieht man einen Abbé aus einem verdächtigen Orte schleichen, der nichts weniger als Geistlicher ist.»

Ich komme nun auf die dritte Klasse der Conversationen; die findet man nur in den Häusern der römischen Prinzen. Da an diesen Orten nicht gespielt wird, so bring' ich dort gewöhnlich meine Abende hin, und gähne da nach Herzenslust. Und doch ist dieß in einem der ersten Häuser Roms, und in einem der herrlichsten Apartements von der Welt! Ich trete in einen großen prächtigen Saal, der von zwei winzigen Wachskerzen (die auf ungeheuern silbernen Candelabern aufgesteckt sind) so spärlich erleuchtet wird, daß wenn ich nicht durch die öftern Besuche wüßte, wo der Herr und die Frau vom Hause sich befinden, ich nicht im Stande wäre, sie zu begrüßen. Ist mein Compliment gemacht, so werf' ich mich auf einen Stuhl, den nächsten, den ich in der Dunkelheit erreichen kann; zwei Pagen treten auf mich zu, in die Farbe des Todes gekleidet, und reichen mir einen silbernen Becher; — ich schaudere unwillkürlich bei diesem Anblick — sie glauben vielleicht, es ist Gift, was man mir reicht — nein, es ist unschuldiges Eiswasser! Ich hüte mich wohl, täglich diese Portion zu nehmen — ich hätte sonst meinen Magen längst in ein Eismeer verwandelt. — Sind die Pagen verschwunden, so tritt eine tiefe Pause ein — ich höre nichts als das Rieseln eines Springbrunnens, der in einer Ecke des Saals sein Wasser in ein silbernes Becken fallen läßt; dieß leise Murmeln ladet mich zu einem sanften Schlummer ein; die Anwesenden scheuen sich, mich aus meinen Träumen zu wecken, denn Keiner spricht ein lautes Wort, Jeder flüstert nur seinem Nachbar in's Ohr, — Jeder bleibt unbeweglich auf der Stelle, die ein günstiger oder ungünstiger Zufall ihm angewiesen, — Niemand darf seinen Platz verlassen, es wäre Verbrechen gegen die gute Lebensart. — — Dieß leise Geflüster, dieses Murmeln des Wassers, alle die Cardinäle und Prälaten in schwarzer Kleidung, diese zwei Lichter, die ein schauerliches Dunkel über den ganzen Raum verbreiten, — dies Alles gibt der Gesellschaft das Aussehen einer Versammlung von Todtenwächtern: — und ich kann auf Ehre versichern, daß auf keinem Kirchhofe mir

mehr Gedanken an die Sterblichkeit eingekommen sind, als in diesen herrlichen Conversationen! —

Zuweilen rafft sich ein Anwesender (wie von einer geheimen Inspiration getrieben) aus dieser Lethargie auf, und — erzählt mit lauter Stimme eine wichtige Neuigkeit: was der Pabst gesagt hat — wie eine Dame schlecht curirt wurde — was einem Prälaten Abends begegnet — welches Mondesviertel eingetreten ist. — Hie und da erhebt sich dann eine Stimme aus der Wüste, und macht einen Commentar über diese interessanten Begebenheiten — endlich ist es Mitternacht — man hat ausgeschlafen, und begibt sich, leer an Geist und Magen, nach Hause.

Verlangen Sie noch mehr Beweise, welch' ein trauriger Aufenthalt Rom für einen Fremden ist? Werden Sie noch den übertriebenen Schilderungen von den Reizen des Lebens in der Hauptstadt der Welt Glauben schenken? — — Ja — ein junger Mensch soll hieher reisen um Architectur zu studieren — um seinen Geschmack in der Malerei und in der Bildhauerkunst auszubilden — um die Größe des ehemaligen Roms in seinen Ruinen bewundern zu lernen — aber ist das geschehen, so soll er fort — fort, es ist hier nichts mehr für ihn zu thun. Der Mann von Welt würde hier nur den feinen Ton verlernen, den er sich in Paris angeeignet. Der größte Theil der Römer weiß nicht einmal ein Compliment zu machen — unter Hunderten ist kaum Einer, der das Ansehen eines Mannes von Stande in Gesellschaften zu behaupten wüßte. Um darüber zu urtheilen, braucht man sie nur bei Tische zu sehen; diese Unsauberkeit mit der sie essen, die vorzüglich daher rührt, weil sie immer allein essen, wo sie sich nach ihren üblen Angewöhnungen gehen lassen; — die Verlegenheit, die Linkheit, wenn sie an großen Tafeln speisen. Diese Unreinlichkeit erstreckt sich auch auf ihren Anzug — unter Dreißigen wechselt kaum Einer täglich die Wäsche. Indessen trifft man hier so gut, wie überall, auf Menschen, die frisirt und parfümirt sind, trotz einem Pariser Stutzer, nur sind sie seltener als anderswo, weil junge Leute vor dem zwanzigsten Jahre in keine Gesellschaft zugelassen werden.

Was den Charakter der Römer im Allgemeinen betrifft, so ist er wohl besser, als man glaubt. Ich habe hier Römer kennen gelernt, die so ehrlich und bieder waren, wie irgend ein Deutscher — ich habe selten das Gegentheil unter ihnen gefunden. Gibt es nicht in allen Ländern brave Leute und Schufte? Man beschuldigt die Römer der Eifersucht — ich habe mich überzeugt, wie sehr man ihnen Unrecht thut; in keinem Lande genießen die Frauen mehr Freiheit, als hier. Mag es unter dem gemeinen Volke öfter zu Ausbrüchen einer wüthenden Eifersucht kommen, in den bessern Ständen findet sich davon nicht mehr als bei

uns. Ich wünsche, ich könnte das in Hinsicht auf ihre häusliche Oekonomie sagen — allein die streift nur zu oft an schmutzigen Geiz, und scheint eine Erbsünde der Italiener, vorzüglich der Römer zu seyn. Sie mag übrigens ein Hauptgrund zu ihrer Nüchternheit seyn, die sie zwar bei großen Tafeln nicht immer beweisen. Doch habe ich in den bessern Gesellschaften nie Betrunkene gesehen, und selbst unter dem Pöbel höchst selten. — Man beschuldigt sie, daß sie sehr rachgierig sind — aber selbst da wird ihnen mehr aufgebürdet, als an der Sache ist. Zwar ist das gemeine Volk mit Messerstichen schnell bei der Hand, aber das ist nur die Schuld der elenden römischen Justiz. Wäre unsere Justiz so nachsichtig, wie jene, und wären unsere Kirchen ein Asyl für Mörder, wie dort — wir würden bald bei uns eben so viel Verbrechen begehen sehen, als in Rom. Wie weit übrigens die Vergünstigung dieser Asyle hier geht — davon war ich selbst vor Kurzem Augenzeuge.

Ich ging aus einer Gesellschaft nach Hause; es hatte eilf Uhr geschlagen, der Mond schien hell, und die Gassen waren noch von Menschen besucht. Ich schlug den Weg nach der Straße des Corso ein — und als ich an den Pallast des Cardinal Imperiali kam, sah ich zwei Menschen auf mich zulaufen — der Eine wenige Schritte vor dem Andern. Wie der erste hart an mir hinstreift, fällt ein Schuß, — und der Mensch stürzt todt zu meinen Füßen hin. Der Schuß kam von dem, der hinter ihm herlief; sie hatten Streit im Spiel gehabt, wie sich später erörterte. Eine Menge von Leuten war zusammen gelaufen, aber es fiel Niemanden ein, dem Mörder nachzusetzen, und ihn festzuhalten — der ruhig seines Weges ging, und sich auf die Stufen der nächsten Klosterkirche setzte. Dort sah ich ihn noch nach einigen Tagen; und obgleich die Sbirren die Kirche bewachten, gewann er bald das Weite und verschwand. Wie man mir sagte, erhält er nach Erlegung von fünfzig Thalern und einer kurzen Entfernung aus der Stadt, die Erlaubniß, wieder zurück zu kehren. Ist das nicht entsetzlich, wenn die heiligen Tempel, bestimmt zur reinsten Gottesverehrung, Schurken zum Schutze dienen, deren Hände von dem Blute ihrer Mitmenschen rauchen? Was man dagegen schreit, wie heftig man gegen diesen Mißbrauch eifert — es ist Alles vergebens.

Indessen werden diese Gräuelthaten nur im Zorn und Streit begangen — nie hört man hier von einem Mord wegen Raub oder Diebstahl, ungeachtet keine Laternen des Abends angezündet werden, und keine Patrouille die Straßen durchzieht. Die Sicherheit ist in diesem Punkte so groß, daß ich mir getraue, Nachts mit der Börse in der Hand unangefochten durch alle Quartiere Roms zu gehen! — —

Die Seele ohne Körper.

Russische Volkssage.

Es ist Mittag. Der Trommelschlag verkündet einen neuen Polizeibefehl, und viele Müßiggänger der Stadt Kejensk versammeln sich um den öffentlichen Ausrufer. — Wir geben hier die Verkündigung wortgetreu:

„In der Nähe des Dorfes Morkoffkino,“ sagt Natakino, „ist heute ein Leichnam gefunden worden, dessen Signalement hier folgt: Männlichen Geschlechts, graue Augen, blaßgelbliche Gesichtsfarbe, lange, etwas krumme Nase, hellbraune Haare, rasirter Bart *), ungefähr drei und vierzig Jahre alt, fünf Fuß, sechs Zoll hoch, schwacher Statur. Die Polizeibehörde des Bezirks Kejensk wünscht zu wissen, wem dieser Körper angehört, und sollten sich Verwandte oder gar ein Eigenthümer finden, welche ihn reklamiren wollten, so bittet man, sich im genannten Dorfe zu melden, wo sofort Untersuchung angestellt werden wird.“

Drei Wochen vergehen und Niemand meldet sich.

Der Zassedatel **) reist nach dem Dorfe Morkoffkino, um seine Untersuchung zu schließen. Er nimmt einen Arzt und den Notar Sewastianitsch mit. Der Herr des Dorfes empfängt die Ankommenden mit gebührender Auszeichnung, und weil der Notar durch seine Amts-Obliegenheiten genöthigt ist, die Nacht bei dem Leichname zuzubringen,

*) Volk, Geistlichkeit und geringere Handelsleute lassen in Rußland den Bart wachsen.

**) Jeder Bezirk oder Distrikt hat einen Isprawnik und zwei Zassedatels, die ihm als Adjunkte dienen. Der Isprawnik ist der Chef der Gemeinde-Polizei im ganzen Bezirke. Diese Beamten gehören zum Adel und müssen im Lande Güter besitzen. Sie werden von der Adels-Körperschaft je für 3 Jahre gewählt. Wer dreimal gewählt ist, erhält Entschädigung und hat nach den Gesetzen Anspruch auf den St. Wladimir-Orden.

der am andern Morgen geöffnet werden soll, so schickt man ihm Speise und eine Flasche mit einem Magenkraute versetzten Branntweins.

Sewastianitsch legt als geordneter Mann seine Papiere für den kommenden Morgen zurecht und trinkt als braver Russe in langen Zügen, und während er so trinkt, träumt er und denkt an seine dunkle Herkunft und sein Vermögen, das er gewissen Mitteln zu danken hatte, zu denen sich eine gewisse scrupulöse Ehrlichkeit nicht gern bekennt; — doch was liegt ihm daran, er ist reich .....

Diesen Betrachtungen hing er etwa eine Stunde nach; das letzte Quart seines köstlichen Trankes hatte er geleert, und wollte eben wieder in Träumereien verfallen, die seinen Geist dießmal in Räume der Phantasie führten, als er folgende Worte zu seiner Seite sprechen hörte:

„Mein Vater *) Iwan Sewastianitsch! Ich wollte Dich unterthänig bitten ....“

Diese Rede erinnerte Sewastianitsch an seine öffentliche Stellung; seiner Gewohnheit gemäß schickte er sich schleunig zum Schreiben an, senkte den Kopf auf das Papier und fragte, ohne umzuschauen, mit gedehntem Tone:

„Was verlangst Du?“

„Du hast im Namen hoher Obrigkeit den Eigenthümer des in Morkoffkino gefundenen Leichnams aufgefordert, sich zu stellen.“

„Richtig.“

„Vernimm nun, daß dieser Leichnam mir gehört!“

„Richtig.“

„Wäre es nun nicht möglich, mir den Leichnam sogleich zurückzustellen.“

„Richtig.“

„Auf meine Erkenntlichkeit kannst Du zählen.“

„Richtig. War der Verstorbene Dein Bedienter?“

„Nichts desto weniger, Iwan Sewastianitsch, der Leichnam ist mein; es ist mein eigener Körper.“

„Richtig.“

„Du magst Dir leicht vorstellen, wie viel ich ohne Körper auszustehen habe, sey daher so gefällig, mir zu helfen und zwar so schnell als möglich!“

„Das kann Alles geschehen; aber die Sache schleunig zu Ende zu führen, unterliegt einigen Schwierigkeiten; es müssen nothwendig

*) Ein unter dem russischen Volke gewöhnlicher Ausdruck, dessen man sich geachteten Personen gegenüber zu bedienen pflegt.

gewisse Erkundigungen eingezogen, es müssen Zeugen verhört werden; auch muß man ein Protokoll aufnehmen u. s. w. Wollte man übrigens ein Bischen schmieren ....“

„Was Das betrifft, so kannst Du ganz ruhig seyn, gib mir nur meinen Körper wieder, und ich werde gern ein fünfzig Rubel opfern.“

Bei diesen Worten erhob Sewastianitsch sein vom Trunke glühendes Haupt, und da er Niemand gewahr wurde, rief er aus:

„Nur herein! Warum draußen erfrieren bei der jetzigen Kälte?“

„Aber ich bin ja hier, ganz nahe bei Dir, Iwan Sewastianitsch!“

Sewastianitsch setzte die Flamme seiner Nachtlampe ein wenig in Ordnung, rieb sich die Augen aus, und da er keinen Menschen erblickte, murmelte er: „Was der Teufel, bin ich denn blind geworden? Ich sehe nichts, mein guter Herr!“

„Verwundere Dich nicht darüber! Wie solltest Du mich ohne Körper sehen können?“

„Wahrlich, ich verstehe nichts von Allem, was Du sagst. Erlaube wenigstens, daß ich Dich einmal anschaue.“

„Es sey! — Im strengsten Fall kann ich mich auf einen Augenblick zeigen. Aber glaube mir, es wird mir viele Mühe kosten.“

Und plötzlich glitt aus einem dunkeln Winkel der Stube eine schwankende Gestalt hervor; rasch, wie sie erschien, verschwand sie auch wieder, gleich einem furchtsamen Jünglinge, der zum ersten Mal auf einen Ball kommt; er will sich den Frauen nähern, aber die Angst erfaßt ihn; er zeigt sein Antlitz und verbirgt es wieder.

„Verzeihe, mein guter Herr,“ sprach nun dieselbe dünne Stimme, „verzeihe, Du kannst Dir gar nicht vorstellen, wie schwierig es ist, sich zu zeigen, wenn man keinen Körper hat. Habe die Güte, mir ihn so bald als möglich zurückzustellen .... wie gesagt, es soll nicht bei den fünfzig Rubeln bleiben.“

„Gern möchte ich Dir dienen, mein Herr, aber ich versichere, ich verstehe Nichts von Allem, was Du sagst .... Hast Du eine Bittschrift bei Dir?“

„Eine Bittschrift! Ich? Wie hätte ich sie, meines Körpers beraubt, abfassen können? Bemühe Dich, dieselbe selbst zu machen.“

„Sich bemühen, das ist leicht gesagt, mein Herr; ich wiederhole es, daß ich kein Wort von Allem verstehe, was Du da schwatzest.“

„Nun wohl, schreibe nur, ich will Dir diktiren.“

Sewastianitsch nahm einen Bogen gestempeltes Papier.

„Sage mir gefälligst Deinen Namen, Vornamen, Stand und Rang.“

„Ich heiße: Zweierlei — John Louis.“

„Dein Rang, mein Herr?“

„Ich bin ein Fremder.“

Sewastianitsch warf die gewöhnliche Formel mit dicken Buchstaben auf das gestempelte Papier, wobei der hieroglyphische Name des Bittstellers einiger Verketzerung unterlag.

„An das Gemeinde-Polizeiamt von Kejensk.“

„Erklärung von Seiten des Fremden Saveli-Jonluieff, Edelmanns von Geburt.“

„Und nun weiter?“

„Schreibe immerhin, was ich diktire. Schreibe: Ich habe ....“

„Ich habe? — Was denn? Ein unbewegliches Gut?“

„Nein! — die unselige Schwäche ....“

„Sich zu benebeln, nicht wahr? Ganz wie ich; das ist eine verzeihliche Schwäche; das ist das Eigenthümliche an allen großen Männern ....“

„Keineswegs; ich habe die unselige Schwäche, meinen Körper zu verlassen.“

„Was der Teufel!“ rief Sewastianitsch und warf die Feder weg, „ich glaube, Du willst mich zum Besten haben?“

„Ich spreche die reine Wahrheit. Schreibe fort, fünfzig Rubel für eine Bittschrift ist ein hübsches Sümmchen! Und fünfzig weitere, wenn Du die Sache in Ordnung gebracht hast.“

Sewastianitsch nahm die Feder wieder auf.

„Den 20. November reiste ich in meinen eigenen Angelegenheiten in einer Kibitke auf der Landstraße von Kejensk, und da es Stein und Bein fror, und die Wege im Bezirk Kejensk abscheulich ....“

„Halt! In dieser Beziehung muß ich um Entschuldigung bitten; ich kann das nicht schreiben, denn es enthält eine Persönlichkeit, und durch einen Ukas ist verboten, in den Bittschriften Persönlichkeiten einfließen zu lassen.“

„Wohl! Schreibe ganz einfach: die Kälte war so heftig, daß ich meine Seele zu erfrieren befürchtete, und überdieß drängte es mich gewaltig, im Nachtlager anzukommen .... ich konnte mich nicht überwältigen und verließ meinen Körper nach genannter schlechter Gewohnheit.“

„Barmherzigkeit,“ rief Sewastianitsch.

„Beruhige Dich und fahre fort. Was soll ich thun, wenn mich diese Gewohnheit beherrscht, die überdieß, wie Du zugeben wirst, nicht ungesetzlich ist.“

„Gewiß!“ antwortete Sewastianitsch. „Nun und wie weiter?“

„Schreibe, wenn es Dir gefällig ist, ich entschlüpfte meinem

Körper, den ich sofort im Innern des Wagens gut verwahrte und so setzte, daß er nicht fallen konnte; ich band ihm die Arme mit Riemen vom Geschirre fest und begab mich eiligst nach der Station, in der Hoffnung, daß das Pferd, von seinem Instinkte geleitet, selbst dahin gelangen werde. . . . "

„Ich muß gestehen, daß Du bei dieser Gelegenheit sehr unvorsichtig gehandelt hast."

„Im Posthause kletterte ich auf den Ofen, um meine Seele wieder zu erwärmen. . . . Ich erwartete die Stunde, zu der das Pferd nach meiner Berechnung eintreffen mußte, und stieg rasch in den Hof hinab; aber die ganze Nacht kamen weder das Pferd noch der Körper an. Bei Tagesanbruch begab ich mich in voller Eile nach der Stelle, wo ich den Wagen verlassen hatte; aber auch hier fand ich weder Pferd noch Körper. Wahrscheinlich ist mein armer entseelter Körper, durch Stöße aus dem Wagen in einen Bach geworfen und dort vom Ispravnik aufgegriffen worden; das Pferd mag der Richtung eines andern Fuhrwerks nachgelaufen seyn. Nachdem ich vergeblich drei Wochen lang nachgeforscht, erfahre ich so eben, daß die Behörde von Kejensk eine Anzeige bekannt gemacht hat, in welcher man den Eigenthümer eines Leichnams sich zu stellen auffordert. . . . Demzufolge bitte ich die genannte Behörde, mir diesen Leichnam übergeben zu lassen, weil ich der rechtmäßige Eigenthümer bin. Ich bitte überdieß mehr erwähnte Behörde, diesen Körper vorläufig in kaltes Wasser zu tauchen, damit er aufthaue. Sollte genannter Körper bei dem Falle oder durch die Kälte beschädigt worden seyn, so möge man ihn auf meine Kosten durch den Bezirks-Wundarzt wiederherstellen lassen. Alles, wie das Gesetz befiehlt. Kraft meiner Unterschrift. . . . "

„Nun gut! Willst Du nur unterzeichnen," sprach Sewastianitsch.

„Ich unterzeichnen? Das ist leicht gesagt. Ich habe Dir bereits erklärt, daß ich in diesem Augenblicke weder meine Arme, noch meine Hände bei mir habe; sie sind mit dem Körper verbunden geblieben. Unterzeichne Du für mich . . . in Ermanglung von Armen."

„Nein, verzeihe!" entgegnete Sewastianitsch; „das ist ein bischen zu stark; eine solche Formel hat es nie gegeben; durch einen Ukas ist es verboten, Bittschriften anzunehmen, die nicht in der vorgeschriebenen Form abgefaßt sind; meine Stellung verpflichtet mich, strenge auf die Formen zu halten, folglich vermag ich nur unter dem einzigen Vorwande zu unterzeichnen, daß Du weder schreiben noch lesen kannst."

„Wie es Dir beliebt — unterschreibe nur. . . . "

Und Sewastianitsch unterzeichnete: „Da der Bittsteller nicht schreiben kann, so habe ich nach seinem Verlangen für ihn unterzeichnet u. s. w."

„Ich danke Dir, ehrenwerther Iwan Sewastianitsch. Nun gib Dir Mühe, diese Angelegenheit so schnell als möglich zu ordnen.... Du kannst Dir keinen Begriff von dem unangenehmen Gefühle machen, wenn man seines Körpers beraubt ist. Einstweilen will ich meine Frau einen Augenblick besuchen.... Auf meine Erkenntlichkeit kannst Du rechnen!....“

„He! he! Herr Todter!“ rief Sewastianitsch. „In Deiner Bittschrift ist ein Widerspruch enthalten; wie konntest Du die Arme an Deinen Leib binden, da Du keine Arme mehr hattest? Von dem Allem verstehe ich kein Wort.“

Aber Niemand antwortete, Grabesstille, nur vom traurigen Heulen des Windes unterbrochen, herrschte in der Hütte und in der ganzen Umgebung. Sewastianitsch überlas die Bittschrift noch einmal, fing dann an zu denken, zu überlegen, zu träumen.... er dachte, überlegte, träumte....

Als er erwachte, war seine Lampe erloschen und Tageslicht drang durch eine Blase, die eine Glasscheibe vorstellen sollte; er warf einen verächtlichen Blick auf die leere Flasche, und fühlte sich so unangenehm angegriffen, daß er in seinem Unmuthe das Abenteuer der vergangenen Nacht vergaß. Er packte alle Papiere, ohne sie zu untersuchen, zusammen und begab sich sogleich nach dem Schlosse des Herrn vom Dorfe, wo er Mittel zu finden hoffte, um sich damit den Nebel zu vertreiben. Der Zassedatel erwartete ihn schon und nachdem er einen Schluck genommen, beschäftigte er sich mit der Durchsicht der Papiere des Sewastianitsch. Als ihm die Bittschrift des Fremden von edler Geburt in die Hände fiel, rief er aus:

„Halt! Was soll dieser Galimathias bedeuten? Es scheint, Freund Sewastianitsch hat gestern vor Schlafengehen brav in die Flasche geguckt.... Sieh doch, Andrei Ossepowitsch,“ fügte er hinzu, indem er sich an den Bezirksarzt wandte, „sieh doch, welch' lustige Bittschrift Sewastianitsch an uns gerichtet hat.“ Und nun las er dem Arzte unter schallendem Gelächter die seltsame Petition des Verstorbenen von Anfang bis zu Ende vor.

„Vorwärts, meine Herren,“ sprach er endlich, „schreiten wir zur Oeffnung dieses geschwätzigen Körpers und antwortet er nicht auf die Schnitte Ihres Skalpels, so werden wir nicht anstehen, ihn mit allen Ehrenbezeugungen zu beerdigen! Vorwärts!“

Diese Worte riefen Sewastianitsch das sonderbare Abenteuer der vergangenen Nacht in das Gedächtniß zurück, und obwohl es ihm gar bizarr erschien, so stiegen ihm doch die fünfzig Rubel zu Kopfe, die ihm der Verstorbene zugesagt hatte; mit der ernsthaftesten Miene bat

er den Herrn Zassedatel und den Arzt, mit der Oeffnung nicht zu beginnen, denn der Körper würde zu nichts mehr taugen, wäre er einmal verstümmelt; auch bestand er darauf, die Bittschrift in das Register einzutragen, und zu Protokoll zu nehmen, um die gesetzmäßige Execution zu erlangen.“ Man mag sich leicht denken, welche Antwort er auf seine albernen Reclamationen erhielt; man rieth ihm, sich zu entnebeln; der Leichnam wurde secirt und begraben, nachdem sich keine Spur gewaltsamen Todes gefunden.

Seit diesem Abenteuer las und suchte alle Welt die Bittschrift des Geistes; man riß sie sich aus den Händen, schrieb sie ab, gab Erklärungen und Verschönerungen dazu; Leute, welche an die Seelenwanderung und das Vermögen glaubten, das gewisse Seelen haben, den Körper zu verlassen, zogen fürchterliche Schlüsse .... und lange nachher noch machten die beängstigten alten Weiber von Kejensk das Zeichen des Kreuzes, wenn man die Bittschrift vorlas.

Die Tradition schweigt über den wirklichen Ausgang dieser außerordentlichen Begebenheit; in einem benachbarten Dörfchen will man aber behaupten, die Seele des John Louis sey, sobald der Wundarzt den Leichnam mit seinem Messer berührte, rasch in den Körper geschlüpft und dieser habe sich erhoben und eilends aus dem Staube gemacht. Der anwesende Sewastianitsch, der seine fünfzig Rubel nicht vergessen, lief nach, verfolgte ihn lange mitten durch die Dorfschaften, und schrie dabei aus vollem Halse: „Haltet auf! Haltet den Todten auf!“

An einem andern Orte versichert man, daß wenn Sewastianitsch seine Libationen vornehme (was ihm jeden Abend vorkommt), der Verstorbene ihn besucht und dabei gesprochen habe: „Iwan Sewastianitsch, verschaffe mir meinen Körper! Wann willst Du ihn mir wieder geben lassen?“ Unbeweglich antwortete Sewastianitsch alle Tage dasselbe: „Man untersucht Deine Angelegenheit.“ Und so geht es nun schon seit zwanzig Jahren.

Feuilleton.

Kleine Zeitung.

München, 27. Dec. 1835.

M. Wer Baierns Metropole nur ein Mal, und sey es selbst nur einen Tag, besucht hat, wird die Ueberzeugung aus ihr mit hinwegnehmen, daß deren Stadt- und National-Leben gänzlich verschieden ist von dem in allen übrigen deutschen Residenzen. München erfreut sich einer so eigenthümlichen Gattung von sinnlichem Genusse und Lebensfröhlichkeit, wie man sie nirgends anders findet. Es dreht sich der Kreis der Geselligkeit ohne Abweichung um drei Wörtlein: Bier, Ball und Theater, was drüber oder drunter liegt, wird als Bagatelle behandelt. Daher vermißt der Fremde die an andern Orten besondern Zeitabschnitten zugetheilte Volkslust; der Münchner ist alle Tage lustig und fröhlich, sobald er vor dem Maß'l Bier sitzt, und wenn das Geld überflüssig in den Taschen, kann er alle Wochen auf den Ball gehen, ausgenommen die Advents- und Fastenzeit, oder sich im Theater vergnügen, wenigstens monatlich ein Mal Robert den Teufel sehen. Wer aber hier am Christabend jenen angenehmen Wirbel von Sehenden, Kaufenden und Genießenden sucht, jenes Lärmen von Kindertrompeten, Schnarren, Pfeifen, worüber man selbst zuletzt zum Kinde wird, endlich die vom Erdgeschoß bis unters Dach hinauf erleuchteten Häuser, die mancherlei Bescheerungen darin, für Fremde wie Befreundete: Stollen, Aepfel, Nüsse, Pfefferkuchenmänner, der wird sich sehr irren. Der Christmarkt ist zwar da, eine Budenreihe auf dem Marplatz, aber hier geht es so still und geräuschlos zu, daß man, würden die Lichter ausgelöscht, schwören könnte, sich unter kalmückischen Kaufleuten zu befinden, die einen Handel abzuschließen, sich mit Tüchern bedecken lassen. Die Stadt ist nicht viel weniger belebt als gewöhnlich. Hier oder dort stehen einige Haufen Menschen, die sich an den heute besonders aufgeputzten Conditoreien ergötzen. Wo ist nun aber der Jubel? — Es muß doch auch hier ausgelassene Menschen geben? — O ja! man folge mir nur in die Kaffee- und Brauhäuser, dort findet man alle Tische besetzt, während im Norden Deutschlands diesen Abend nur einige Fremde, welche ohne Empfehlungen sind oder seyn wollen, sich da herumtreiben. Der hiesige Bürger und der aus dem Mittelstand bescheert erst, wie er zu sagen pflegt, „das Christkindel" Frau und Kindern, und geht dann, um sich beim Pschorr, Hacker, Büchelbräu oder bei den Kaffeewirthen mit guten Freunden ein Gütliches zu thun. Freilich würde in andern Städten die Familie dieß gewaltig übel nehmen, aber in München ist man es gewohnt, ja sieht es wohl nicht ungern, weil man noch Christkindel verschenkt oder sich

schenken läßt, von denen der Mann nichts wissen darf. —

Aber kaum tönen von den kolossalen Frauenthürmen, von St. Peter und dem Theatinerthurm die Glocken der Mitternacht, da fängt es an sich zu regen und die Straßen auf und ab zu wandern, das Gnomenvölkchen, Menschen genannt, wirbelt und kribbelt, gleich als hätte sie miteinander ein neckischer Kobolt aus Betten und Gesellschaften gejagt. Doch die hell erleuchteten Kirchen, die dumpfen ernsten Töne der Orgel, die jauchzenden Chöre belehren uns eines Bessern. — Mich dünkt die Feier dieser gewichtig historischen Stunde ebenso würdig als nöthig und ich habe sie oft bei den Protestanten schmerzlich vermißt. Zwei Mal habe ich dieser schönen Feierlichkeit beigewohnt, und nichts weniger als ein Frömmler werde ich es stets thun, wenn ich mich in katholischen Ländern aufhalte. Die römische Kirche besitzt einen anerkannten Vorzug in ihrem Ritus und man hat hier in München dies zu bemerken die beste Gelegenheit. Sobald in der heiligen Nacht die Messe beginnt, besuche man die Kathedrale. Schon der Eintritt bietet Erhebendes. Eine Menge von Lampen und Lichtern vermögen den hohen Dom doch nur theilweise zu erleuchten; über Tausenden non Andächtigen ruht eine duftige schwarze Decke; man glaubte das freie Himmelszelt über sich zu haben, vermißte nicht das Auge die treuen, glänzenden Begleiter der Nacht. — Von dem Chor braust in prächtigen Akkorden ein Jubelgesang, mit dem am Hochaltar die Priester korrespondiren, die in prachtvollen Gewändern sich demüthig beugen vor dem Allerheiligsten. Weihrauchdüfte wallen empor, das Göttliche zu ehren und Glöckchen klingen, um die murmelnde Menge zu erinnern, daß der Name dessen genannt ward, der für ihr Heil gewirkt und gestorben. Es liegt ein schönes Beispiel des Gehorsams darin, wenn der niedere Diener der Kirche seinem Obern mit gebogenem Knie und zur Erde gesenktem Blick die geweihten Gegenstände überreicht, dieser sie nimmt und mit derselben Ceremonie auf dem Tisch des Herrn niederlegt. Dieses Alles und die vortreffliche Musik dienen dazu, den Geist in eine ernste aber wohlthuende Stimmung zu versetzen. Sieht man dagegen auf die ab und zuströmenden Menschen, so erinnern sie uns auch augenblicks, daß die Mehrzahl nur an Beobachtung des Aeußerlichen hängt, und nach verrichtetem Gottesdienst so manches Weltliche für erlaubt am heiligen Ort hält. Ein Greis von 30 Jahren mustert hier lüstern mit goldenem Augenglas die Legion der Schönen und wenn er mit Kennersinn gewählt, weiß er der Erkornen seine Wünsche durch Zeichen kenntlich zu machen. Dort schreitet ein handfester Bürger mit seiner trauten Ehehälfte und während er die runden Kellnerinnen beliebäugelt sucht sie mit Sehnsucht den Cicisbeo, der hieher zu kommen versprach. Hier lehnt ein Maler nachlässig an einem Pfeiler. Er möchte gern ein Madonnenköpfchen finden, für das große biblische Bild, daß er anzufertigen gedenkt. Lieber! wenn ich Dir rathen soll, so gehe in ein Bräuhaus und stelle Dir dort einen Niederländer zusammen, Du wirst dort eher zum Ziele kommen. So viel Stoff in dem katholischen München für die höhere Malerei zu finden ist, so wenig gestattet ihr grimmigster Feind, das Bier, sie durch Farben zu versinnlichen. Horaz konnte eine Ode an den Falerner dichten, Raphael in der Geliebten Armen beim glühenden Syrakuser sich für eine Himmelskönigin begeistern, aber in München vor einer vollen Halben wäre jener bis zu Knüttelversen, dieser bis zu einer Dorfhochzeit hinabgesunken. Die meisten der hiesigen Künstler scheinen dies auch zu fühlen, denn sie wandern wie die Zugvögel von Zeit zu Zeit nach Hesperiens Gärten, aber viele schöne Talente müssen aus Mangel an Mitteln zur Reise verkümmern, und produciren höchstens im Schweiße ihres Angesichts eine betende Nonne oder greifen zur flachen Lithographie. Da eben verließ der Maler mit stolzem Schritt und, wie es schien, mit sehr hochfliegenden Ideen von dem, was er schaffen will, die Kirche, ich schlich mich, sehr herabgestimmt von dem, was ich gesehen, ihm nach, und legte mich mißmuthig zu Bett.

Genf, im December 1835.

β Auch die Stadt Genf hat eine kleine Universität in ächt deutschem Geschmack. Die Zahl der im Jahr 1834 und 35 eingezeichneten Studirenden betrug 219; im Jahr 1833 waren es 235 gewesen. Darunter 133 reguläre Studenten (*étudians réguliers*), und 86 sogenannte *externes*, außerordentliche Genossen der Hochschule. Darunter auch 108 Genfer, und 111 Fremde: 31 Schweizer, 45 Franzosen, 15 Engländer, 5 Amerikaner, 12 Deutsche, Russen oder Polen, 1 Savoyard, 1 Italiener rc. Diese bunte Zusammensetzung gibt unserer Hochschule eine Beweglichkeit, eine innere Fülle und Vielseitigkeit, die nur durch das Band der französischen Sprache wieder zur Harmonie wird. Dennoch führt der zeitige Rektor dieser Anstalt, Professor Munier, besonders folgende Klagen über unsere Akademiker: Die Studenten schreiben zuviel nach und benutzen dazu sogar alte Hefte; die öffentlichen Anstalten, die Sammlungen für Kunst und Wissenschaft werden nicht eifrig genug besucht und gebraucht; der Hausfleiß ist nicht anhaltend. — Wir haben 4 Fakultäten: 1) die theologische zählt 25 réguliers und 2 externes, darunter 17 Fremde und 10 Genfer. 2) Die juridische Fakultät mit 14 rég. und 8 ext. Professoren sind hier: Bellot, Trembley, Odier, Cherbu-

lies. Letzterer besonders für neuere Kollegien, als législation constitutionelle und économie politique, mit dem größten Beifall. 3) *Faculté des sciences* mit 67 rég. und 62 externes. 4) *Faculté des lettres* mit 24 rég. und 25 ext.

Literarische Uebersichten.

DIE ROMANTISCHE SCHULE

von

H. Heine.

Hamburg, bei Hoffmann und Campe. 1836.

*** Ein neues Buch von Heine erregt stets die größte Theilnahme bei dem lesenden deutschen Publikum. Eine eigensinnige Nachtigall verlor sich aus dem traulich unheimlichen Dunkel des Waldes in das lärmendste Gewühl des Menschenmarktes, sie lugt in's Fenster des einsam sich abmühenden Denkers auf der Dachstube, setzt sich kosend auf die Schulter des sinnenden Mädchens, aber Alles das kann doch das Lied und Leid von ehedem nicht vergessen machen. — Heine hat durch die perspectivische Illusion theils gewonnen und theils verloren. Prosaisch merklicher und poetisch wirklicher Schmerz zehrten am Marke seiner Subjectivität, er klammerte sich an die Literarhistorie, ihre hervorspringenden Erscheinungen als Säulen, Nägel und Haken gebrauchend, um die romantischen Lichter, die Feuerräder und die Raketen seines Witzes und seiner Laune daran abbrennen und verpuffen lassen zu können. — Die Eigenthümlichkeiten einer deutschen Persönlichkeit mögen die Franzosen durch Heine kennen lernen, nimmer aber die Eigenthümlichkeiten Deutschlands selbst! —

Das vorliegende Buch sollte eigentlich den Titel haben: »Zur neuesten Literatur in Deutschland, zweite sehr vermehrte Auflage«. Heine fand das wahrscheinlich zu altväterisch. Zuerst, was in jenem Buche uns geboten ward, neu von ihm ausgesprochen, aber nicht neu an sich sind die Reflexionen über L. Tieck. Wir finden dann auch wieder jene Ausfälle auf deutsche Philosophie und Philosophen, und wie im Salon II. zeigt sich, daß Heine namentlich von Schelling und Hegel nur Anekdoten nicht aber ihre Philosophie kennt. S. 253 beginnt er dann mit sensualistischen Prophetien im Geschmack seines neuen Evangeliums der rehabilitation de la chair. Jeder Freund des Vaterlandes und der geschichtlichen Wahrheit muß aber dagegen protestiren, wenn Jean Paul hier vor die Fronte gestellt wird; J. Paul war »der Dichter der Armen«, aber in ganz anderm Sinne, wie Heine die Franzosen und auch uns Deutsche gern glauben machen will. Von der Ungespaltenheit und Universalität seines Wesens und Dichtens nimmt er Gelegenheit von dem sog. jungen Deutschland zu sprechen, hierauf war man schon längst begierig. »Ist das große Herz eines einzigen H. Laube nicht mehr werth, als ein ganzer Thiergarten von Raupachs und Komödianten?« Jeder, der deutsche Literatur kennt und liebt, wird entschieden Ja! antworten, wenn er gleich das darauf Folgende nicht unterschreiben möchte. H. Laube, der einst in dithyrambischen Hymnen Heine erhob, wird zum Coryphäen der neuen Schule gestempelt; Heine kann Gutzkow's jüngste Tendenzen doch gewiß nicht, wie wir, für ephemere Verirrungen halten, und doch stellt er ihn in die zweite Reihe. Gutzkow's Genie hat das seinige weit überragt, Heine adoptirt die Manier des ehemaligen Geheimraths Göthe. Es ist merkwürdig, daß Heine Heinse ganz vergißt. Er redet dann weiter von J. Paul, und hier finden wir wieder die treffendsten Bemerkungen S. 264: »Jean Pauls Periodenbau besteht aus lauter kleinen Stübchen, die manchmal so eng sind, daß wenn eine Idee mit einer andern dort zusammen trifft, sie sich beide die Köpfe zerstoßen; oben an der Decke sind lauter Haken, woran Jean Paul allerlei Gedanken hängt und an den Wänden sind lauter geheime Schubladen, worin er Gefühle verbirgt. Kein deutscher Schriftsteller ist so reich wie er an Gedanken und Gefühlen, aber er läßt sie nie zur Reife kommen, und mit dem Reichthum seines Geistes und seines Gemüthes bereitet er uns mehr Erstaunen als Erquickung. Gedanken und Gefühle, die zu ungeheuern Bäumen auswachsen würden, wenn er sie ordentlich Wurzel fassen und mit allen ihren Zweigen, Blüthen und Blättern sich ausbreiten ließe: diese rupft er aus, wenn sie kaum noch kleine Pflänzchen, oft sogar noch bloße Keime sind, und ganze Geisteswälder werden uns solchermaßen, auf einer gewöhnlichen Schüssel, als Gemüse vorgesetzt. Dieses ist nun eine wundersame ungenießbare Kost; denn nicht jeder Magen kann junge Eichen, Zedern, Palmen und Banianen in solcher Menge vertragen. Jean Paul ist ein großer Dichter und Philosoph, aber man kann nicht unkünstlerischer seyn als eben er im Schaffen und Denken ꝛc.« Eine Parallele zwischen J. Paul und Sterne beschließt diese herrliche Rhapsodie. — Nachdem Heine im IV. Abschnitte die Pariser Ansicht ausspricht: »Die Leute glauben nur an Geld; nur dem gemünzten Metall, den silbernen und goldenen Hostien schreiben sie Wunderkraft zu,« anontirt er als muhtmaßliche Repressalie gegen »Geldglauben und Egoismus« die neue idealistische Romantik. Zacharias Werner, de la Motte Fouqué werden in französisch frivoler Manier besprochen, dann geht er auf Uhland als Dramatiker über, aber »das Publikum verspeist mit Wonne des Herrn Raupachs dürre Erbsen und Madame Birch-Pfeifers Saubohnen; Uhlands Perlen findet es ungenießbar.« Ueber die beiden

erstern gießt er den Hefensatz seines äzenden und beizenden Witzes, in der gerechten Empörung durch sie die vollkräftigsten Männer der Geschichte entmannt als Eunuchen auf den Brettern agiren sehen zu müssen. Rührend ist es, wie er dann von Uhland dem Liederdichter spricht. Im IV. Abschnitte moquirt er sich über die Germanomanie der Franzosen, und begegnet den französischen Romantikern mit vieler Courtoisie. In einem Anhange sucht er dann Herren Cousin (wie dies „Herren" in dieser Schrift stets sonderbar klingt) mit Blumenguirlanden an den literarischen Galgen zu hängen. —

EIN THEATERABEND.

Dramatische Studien von *Friedrich Peucer.*

Leipzig. Kollmann. 1835. 8. 278 S.

— Wenn in unserer Zeit viel über eheliche Verhältnisse gefabelt und gefaselt wurde, so mußte es wünschenswerth seyn, die Stimme eines Sachverständigen, des juristischen Chefs einer geistlichen Oberbehörde, zu vernehmen. Herr Friedrich Peucer, durch sein klassisches Theater der Franzosen dem Publikum bereits rühmlichst bekannt, gibt uns im „Theaterabend" eine theoretisch-praktische Vorlesung über die Natur der Ehe. Er führt uns Genrebilder und treffende Skizzen aus dem wirklichen Leben vor, in denen er die Mängel ehelicher Zustände, zugleich aber auch in der reichhaltigen Vorrede deren Quellen und Heilmittel angibt. Der Verf. ging hiebei stets vom höheren Standpunkte aus, sein Motto ist das Wort Napoleons: „Le mariage peut subir le *perfectionnement graduel* auquel toutes les choses humaines paraissent soumises." — In den drei aus dem Französischen übertragenen Stücken: die Familie Riquebour, Scherz und Verlegenheit, Jedes für sich, hat Herr Peucer umfassende Sprachkenntniß, Freiheit und Gewandtheit gezeigt. Ersteres ist vor Kurzem in Berlin innerhalb 4 Wochen 6 Mal mit entschiedenem Beifall gegeben worden.

X.

SPANIEN.

Ein Handbuch für Zeitungsleser

von

Baron de la Motte.

Uebersetzt und mit einer historischen Uebersicht der neuesten Ereignisse in Spanien versehen von

Dr. F. Brinkmaier.

Braunschweig, Meier sen. 1836.

— Für Zeitungsleser und flüchtigen Handgebrauch mag dieses Büchlein mit seinen sieben Abschnitten genügen, gründlicheren Anforderungen aber bietet es wenig Befriedigung. Die ältere spanische Geschichte wird äußerst flach abgethan. Spaniens Urzeit, die Geschichte der Phönizischen Einwanderungen, die Griechischen Städtegründungen und Eroberungen der Karthager — Alles steht auf anderthalb Seiten. — Die Karte von Spanien ist nicht sehr fein gestochen und ebensowenig genau.

X.

Musik.

Halevy komponirt eine einaktige Oper von Scribe.

— Das erste Concert des Pariser Conservatoriums findet den letzten Sonntag im Januar statt. — Der ganze Saal ist für sämmtliche Concerte bereits vermiethet.

— Mlle. Novello, eine junge Sängerin, ist aus London in Paris angekommen, wo sie nächstens Concerte geben wird.

Theater.

Abeilard und Heloise haben den Stoff zu einem Melodrama für das Ambigue comique geliefert.

— Der Mlle. Taglioni sind aus Neu-Orleans Anträge gemacht worden, um auf dem dortigen Theater Vorstellungen zu geben.

Aus der Gesellschaft.

Am 6. Januar hatte zu Paris bei dem Herzoge von Duras eine prächtige Soirée statt, wobei ein Concert ausgeführt wurde, in welchem Tamburini, Lablache und die Grisi sangen.

— Die Salons des Herrn Dupin zeigten am Neujahrstage eine Menge von Deputirten, und — was seltener ist — Männer von der Presse. Die Herren Jay und Etienne sollen sich

beklagt haben, daß so viele Journalisten gegenwärtig seyen. Wie kann man so hart über sich selbst urtheilen! Bei Herrn Decazes erschienen zuerst viele Pairs, dann durch eine unmerkliche Gradation und nach und nach das ganze diplomatische Corps. Dieses hatte es schicklich gefunden, bei'm Fortfahren aus den Tuilerien und ehe es sich zu Herrn von Decazes begab, die Staatsuniformen in Fracks zu verwandeln, die weißen Pantalons aber anzubehalten. Dieses gab der Versammlung ein komisch-sommerliches Aussehen. — Herr Thiers empfing eine beträchtliche Anzahl Herrn, Damen waren in kleiner Anzahl zugegen. In der That, die Damen sind grausam gegen Herrn Thiers! — In den Salons des Ministers des Innern, die von Lichtern strahlten, ließen die Fürstin von Lieven und Madame de Flahaut, wie gewöhnlich, ihre Abwesenheit bemerken. Madame Thiers und Madame Dosne hatten prächtige Toiletten gemacht.

Faschings-Neuigkeiten.

Auf den Bällen der großen Oper in Paris werden in diesem Jahre Pferde erscheinen. Es werden Turniere und Ringstechen stattfinden. — Wir wollen zur rechten Zeit das authentische Programm der Feste mittheilen, welche der einzige prachtliebende große Herr, den man „große Oper" nennt, heut zu Tage noch dem Volke gibt.

— Die Vorbereitungen zu dem großen Balle bei Herrn Thiers sind außerordentlich und man spricht von einem Feste, welches Alles in dieser Art übertreffen soll. — Eine große Menge Zimmerleute und Tischler sind in dem Garten des Hotels beschäftigt, um weitläufige Zelte zu errichten, wie dieß bei dem Balle Statt fand, den Perier 1832 gab.

Neue Kandidaten der Pariser Akademie.

Außer Victor Hugo haben sich noch mehre Bewerber um den akademischen Lehrstuhl des Pariser Instituts gemeldet; ein Blatt theilt hierüber Folgendes mit:

Zuerst erschien Graf Molé, der große Herr, dann Herr von Keratry, der große Producent, der vor wenig Jahren über 60 Romane geschrieben hat. Als Dritter kam der Lustspieldichter Casimir Bonjour, der bei jedem akademischen Sterbefall sich den übrigen 39 Unsterblichen vorstellt und ihnen seinen Namen sagt: Bon jour Herr Viennet, bon jour Herr Droz, bon jour Herr Jay. Und diese antworten: Bon soir Herr Bonjour, bon soir Herr Bonjour, bon soir Herr Bonjour. — Hierauf legt sich Herr Bonjour schlafen, während ein anderer Candidat erwählt wird, und Hr. Bonjour sagt dann stets: „Daraus mache ich eine Komödie!" Glücklicherweise hält er aber nicht Wort, wenigstens hat er bis jetzt nicht Wort gehalten, aber 1836 ist ein Schicksalsjahr, weil es an einem Freitag anfing und daher könnte er in diesem Jahre leider wohl Ernst machen. Nach diesen drei ehrenwerthen Kandidaten kommen noch verschiedene Liebhaber. Zuerst Herr Vatout — und warum nicht? — Herr Vatout hat den vierten Theil zu einem Vaudeville geliefert, der so viel werth ist, als eine Komödie des Herrn Bonjour. Es kann füglich für den Cousin von dessen beiden Cousinen gelten. —

Herr Vatout bekommt mindestens **eine** gute Kugel, und das ist doch immer schmeichelhaft. — Aber auch Herr Vigier hat sich auf die Liste setzen lassen. Man fragt gewiß, welche Anwartschaft Herr Vigier haben kann. Je nun, er ist Redner, weil er Deputirter ist; er schreibt sehr gut, wie er erst neulich in dem Briefe an die Journale wegen des Festes von Grandvaux bewiesen hat. Uebrigens ist Herr Vigier sehr reich und hat sehr feine Manieren. — Nun nennen wir Herrn Seguier, den ersten Präsidenten; seine Anwartschaft begründet sich auf die herrlichen Reden, die er seit 25 Jahren bei allen großen feierlichen Gelegenheiten in den Tuilerien hält. Er entlehnt alle Bilder dem Frühling, und seine Phrasen sind wirkliche Blumensträuße. Seine sämmtlichen Werke werden einmal einen köstlichen Garten bilden, und wenn er auch nicht wegen dieser Reden Mitglied der Akademie werden sollte, so kann es nicht fehlen, daß er in der Gartenbau-Gesellschaft seine Stelle findet. Höhern Orts soll Herr Seguier den Beinamen „die Tulpe" erhalten haben. — Auch Herr Drouineau, der so oft todt Gesagte, steht auf der Liste. Gestern noch todt, will er heute schon unsterblich seyn. L'appetit vient en mangeant. Wir könnten hier noch Viele nennen, so groß ist die Liste; jedenfalls kann sich Frankreich glücklich schätzen, so viele treffliche Schriftsteller zu besitzen, von denen es gar keine Ahnung hatte.

Armuth.

„Ich warte auf Mama, die gestern vor Kälte gestorben ist, und die mir versprochen hat, mich hier abzuholen!" So jammerte vor ein Paar Tagen ein Kind von sieben bis acht Jahren auf der Landstraße von Autun, das nichts weiter anhatte, als ein Hemd und ein schlechtes Höschen, das blau vor Kälte war und zitterte und weinte. Es war der Sohn Nannette's, die vor Kälte erstarrt neben der Brücke am Kanal lag. Die arme wahnsinnige Nannette, deren Wahnsinn sie einst viehischer Sinnlichkeit zur Beute werden ließ. Nannette liebte den armen Jungen über Alles; sie trug ihn mit einer Art von mütterlichem Stolz auf den Armen, und lehrte ihn betteln, wie sie es that. Aber sey es, daß der Knabe den Instinkt seiner Mutter geerbt hatte oder durch das Vagabundenleben verwildert war, er hatte sich schon lange seine Unabhängigkeit verschafft, seine Mutter verlassen und nach seinem eigenen Willen Bettelei getrieben. Nannette weinte oft um ihn, und die Behörden ließen es ruhig geschehen, weil es zu viel gekostet haben würde, ihn in ein Armenhaus aufzunehmen. Und so blieb er noch spät am Abend auf der Straße stehen, im Hemde und im zerrissenen Höschen, ganz blau vor Kälte und zitternd und weinend, und antwortete den Reisenden, die ihn nach Chalons-sur-Saone mitnehmen wollten: „Nein, ich muß hier bleiben, ich muß auf die Mama warten, die gestern gestorben ist, und mir gesagt hat, daß sie mich hier abholen würde."

(Patriote de Saône et Loire.)

Londoner Gerichtshändel.

Margarethe Callaghan wurde bettelnd mit zwei Kindern arretirt, wovon sie das jüngste zu säugen schien. Man führte sie vor das Polizeibureau zu Guild-Hall. Sie gestand, daß sie

das jüngste Kind für 8 Pence täglich miethete, um das Mitleid der Leute anzuregen. Ellen Fitzgerald, die Mutter des Kindes, die auch herbeigebracht wurde, erklärte: daß sie gezwungen sey, von ihrem Kinde diesen Nutzen zu ziehen, weil es sie hindere, einen Dienst zu erhalten, den sie schon seit mehren Monaten suche. Die Mutter des Kindes wurde auf einen, die Mietherin desselben auf zwei Monate in ein Zuchthaus geschickt.

— Lachlan Mac-Intosh war den 15. Juli 1831 aus Neuholland, wohin er deportirt worden war, entflohen, und lebte unter dem Namen William Douglas in der Gegend von Edimburgh, wo er verhaftet wurde. Man verurtheilte ihn zu sechsmonatlicher Einkerkerung, nach welcher Zeit er wieder nach Neuholland für den Rest seines Lebens geschickt wurde.

— James Grace, Schuhmacher und Boxer von Profession, hatte in einem öffentlichen Faustkampf für Geld seinem Gegner so heftige Schläge beigebracht, daß dieser zwei Stunden darauf den Geist aufgab. Grace selbst war so übel zugerichtet, daß er noch offene Wunden vorzeigte, und das Gericht, um die Lust an diesem Schauspiel zu unterdrücken, verdammte den Schuhmacher zu zweimonatlichem Gefängniß.

Die Kitzler.

Michel Ledru und Pierre Lorrain, sagte neulich der Präsident des Correktions-Tribunals, was habt Ihr auf die Anklage zu erwiedern? — Und dabei zeigte er auf einen Pariser Negocianten, der sehr ernst und nachdenkend auf der Bank der Kläger saß. — Herr Präsident, sagte Michel Ledru, der Herr beklagt sich mit Unrecht. Das Ganze war ein Streich zum Lachen. Der Herr geht auf dem Trottoir der Rue de Provence am hellen Tag; in demselben Moment kommt es uns in den Sinn, mit ihm einen Spaß zu haben und ihn zu kitzeln, damit seine ernsten Züge ein wenig freundlicher werden — und da — — — Laßt den Kläger sprechen. — Der Negociant erzählt hierauf, daß, als er eben in die Rue Taitbout biegen wollte, er sich plötzlich von einem starken Arm emporgehoben fühlt, auf den Rücken eines Andern geworfen wird, und daß man ihm darauf das Schnupftuch nimmt, den Rock auszieht, die Uhr stiehlt, und als er um Hülfe ruft, ihn so zu kitzeln anfängt, daß er lachen muß, woran sich die Vorübergehenden so ergötzen, daß Alle lachen müssen, und es ihm unmöglich wird, ihnen seinen Unfall zu erzählen. — So wird die Geschichte erzählt, sprach Ledru, aber so war sie nicht. — Wie entschuldigt Ihr aber den Raub des Tuchs, des Rocks und der Uhr? fragte der Präs. mit der Amtsmiene. — Nichts leichter als Das, Herr Präsident. Wir zogen ihm den Rock aus, damit wir ihn nicht ruinirten, und auch, weil man auf dem Rock nicht so gut kitzeln kann. — Und das Tuch? — Ja so, als der Herr lachte, und er hatte Ursache dazu, auch Sie, Herr Präsident, würden gelacht haben, und alle Leute, die zusahen, mußten lachen, und auch wir lachten, daß uns die Augen übergingen, und da hab' ich das Tuch genommen, um die Thränen zu trocknen. — Aber die Uhr? — Ach, die Uhr, das ist etwas Anderes. Wir wollten den Scherz nicht zu weit treiben, weil man Jemand zu Tode kitzeln kann;

das ist schon geschehen. Und darum sagte ich zu mir selbst, man muß den guten Herrn nicht länger als zehn Minuten lachen lassen, sonst könnte er ersticken. Damit ich nun genau die Zeit bestimmen konnte, nahm ich die Uhr. — Michel, Michel, rief hier mit deklamatorischem Anstand Pierre Lorrain, Du bist auf unrechtem Wege, der Herr Präsident schüttelt den Kopf und das bedeutet, daß er Deine Geschichte nicht glauben kann. Lüge nicht und sage lieber, wie die Sache war. Das Kitzeln schien uns in der That besser und nationeller zu seyn, als ein Diebstahl mit Einbruch oder Einsteigen. Und dann füge hinzu, daß der Herr Präsident uns wohl auch Dank schuldig ist, weil wir ihn vor einem ähnlichen Abenteuer in Schutz nahmen, als er letzten Freitag aus dem Théatre français nach Hause ging. — Wie? auch mich wollte man kitzeln? fragte lachend der Präsident. — Ja, mein Herr Präsident, weil man Sie als kitzlich bezeichnet hat. — Und nun lachte das ganze Tribunal. — Sie lachen, meine Herrn, je nun, so sollen Sie sehen, ob unsere Zeichen trügen. Der Herr Richter, links, ist nicht kitzlich; der Herr Rath, rechts, ist es sehr, aber nicht so sehr, als der Herr Substitut. Bei dem Herrn Greffier könnte man sich die Finger abbrechen, ehe man ihn zum Lachen brächte, und ich wette zwanzig Franken, daß uns Niemand hierin widersprechen kann. — Der Ernst des Gerichtshofes überließ sich hier einem allgemeinen Ausbruch der Heiterkeit. Die beiden Chefs der Kitzler wurden indeß zu sechs Monaten Kerkerstrafe verurtheilt; den ganzen Tag aber unterhielt man sich von diesem spaßhaften Verhör.

Nekrolog.

Pierson, ehemaliger Schauspieler des Theaters der Porte St. Martin, ist vor Kurzem in einer kleinen Stadt bei Paris gestorben, wo er sich noch immer mit dem Theaterwesen abgab. Es ist derselbe Schauspieler, der einst bei dem französischen Theater in Hamburg angestellt war, und als Liebling des dortigen Publikums noch jetzt bei Vielen in günstigem Andenken steht. Stets hing er mit großer Vorliebe an Deutschland, und mit Enthusiasmus sprach er davon, einst wieder in Hamburg Komödie spielen zu können, als ich ihn in seiner kleinen Wohnung im sechsten Stock in Paris besuchte. Er führte die Direktion einer kleinen Gesellschaft, die in der Umgegend von Paris Vorstellungen gab. Herr Jerrmann machte bei ihm seine ersten Versuche, ehe er es wagte, die geweihten Bretter des Theatre français zu betreten. A. L.

REBUS.

Auflösung.

Je b(o)is sans eau
(sans o.)
A vo(t)re santé
(sans t.)

Die artistischen Beilagen.

Mit dem heutigen Hefte übergeben wir unsern Lesern:

1) Das wohlgetroffene Bildniß Auber's.
2) Original-Modekupfer aus Paris: ein Soiree-Kostüm für Herren und ein Kinderanzug.

Herausgegeben von August Lewald.

Telegraph von Deutschland.

Beilage zur Zeitschrift Europa.

Nro. 3. 20. Januar. 1836.

Januar 1836.

Die Geschichte aller Zeiten
Lehrt es, wie oft Kleinigkeiten
Große Dinge vorbereiten.

Funken lodern auf zu Flammen,
Und so schmelzen sie zusammen,
Die sich segnen und verdammen.

Was die Liebe groß getragen,
Wird in wenig Schreckenstagen
Tausendfältig oft erschlagen.

Was die klügsten Diplomaten
Aufgebaut in allen Staaten,
Das zerstören die Soldaten.

Und was Eisen ausgerichtet,
Das wird wiederum vernichtet,
Wenn die Feder alles schlichtet.

Schärfer als Kanonenschüsse
Treffen oft die Frieden-Schlüsse;
Diese Diplomaten-Nüsse,

Die alsdann mit vollen Backen
Wieder ganze Völker knacken,
Sich zerhauen und zerhacken;

Bis zuletzt der ew'ge Frieden
Allen armen Invaliden
In der kühlen Gruft beschieden.

F. Nauck.

(Mind. Sonntagsblt.)

Journalistik.

Das Berliner Conversations-Blatt, das bei Herrn Schlesinger erscheint, wird von Herrn Herrmann Marggraff redigirt und nennt eine stattliche Anzahl deutscher Schriftsteller als Mitarbeiter.

Der bekannte Romandichter Emerentius Scävola ist ein emeritirter Offizier, der nur einen Arm besitzt, und davon den Porsenna-feindlichen Namen Scävola angenommen hat. Sein Wohnsitz ist das Städtchen Königsberg in der Neumark. Er heißt v. Heyden. (Mittern.Ztg.)

— Ein zweiter Korrespondent aus Wien, im Morgenblatte, der seit einiger Zeit so angelegentlich die Herren Bäuerle und Saphir herausstreicht und schon deswegen einige zweifelhafte Aufmerksamkeit erregte, hat sich nun deutlicher durch einen perfiden Ausfall auf einen der ersten östreichischen Dichter in jenem Blatte zu erkennen gegeben und eine heftige Erklärung der mit Recht geachteten Redaction des Morgenblattes veranlaßt. Es ist klar, daß nur ein Wiener Theaterdichter, von denen, die das Lob eines Bäuerle oder Saphir als etwas Erhebliches anschlagen, solche Artikel schreiben konnte. Da macht es Herr Bauernfeld anders; der gab unlängst eine gehaltvolle Broschüre über die „Oestreichische Literatur“ heraus und nennt nicht einmal Bäuerle und Saphir, unbekümmert, was die Theaterzeitung über seine Stücke urtheilt. So ist's recht! —

— Von Herrn Heinrich Stieglitz ist ein Gedicht: Sylvesternacht, in der eleganten Zeitung. Es ist schwer zu begreifen, daß er jetzt schon wieder dichten kann; und wenn er's kann, daß er die Gedichte drucken läßt. Auch ein lyrisches Drama giebt er heraus. Er scheint ruhiger als viele deutschen Blätter, die sich über den Selbstmord seiner Gattin noch immer nicht zur Ruhe geben können.

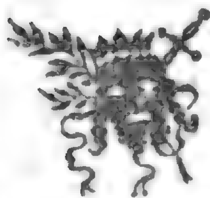
Musik.

In Leipzig wurde am 25. December durch dargestellte Scenen aus dessen „Jagd“, Hillers Andenken erneuert. Falsch scheint es aber, ihn als Schöpfer der deutschen Oper zu bezeichnen, wie man in der Ankündigung

im Tageblatte vom 24. December las. Leipzig hatte von 1693 ein Opernhaus mit deutscher Oper, 50 bis 60 Jahre also zuvor, ehe an Hiller gedacht wurde; Hamburg hatte ein solches, für welches der berühmte Rinardo Cesare (Reinhard Kaiser, der sich in Leipzig gebildet hatte) unzählige Opern setzte. Eher kann man Hiller den Schöpfer der komischen Operette nennen, doch auch hier hatte er schon 1752 einen Vorgänger, Standfuß, gehabt, welcher: „der Teufel ist los" componirte, und dadurch drei Jahre lang in Leipzig einen komisch-tragischen Spectakel anrichtete; seine Verdienste ehrte Hiller so, daß er in seiner Composition dieser Burleske 1766 mehre Arien beibehielt, von nun an aber bekam die Operette die Oberhand.

Theater.

In der Königstadt zu Berlin eine neue Oper von Mercadante: Olav, der Däne.



Der Ball zu Ellersbrunn von Karl Blum, hat in München sehr gefallen. Madame Dahn und die Herren Forst und Heigel werden sehr gerühmt. Herr Forst wurde nach dem ersten Acte und am Schlusse gerufen.

Die grosse Sonnenfinsterniss.

Der 15te Mai ist in astronomischer Beziehung der merkwürdigste Tag des Jahres, denn an ihm ereignet sich eine der größten Sonnenfinsternisse dieses Jahrhunderts. Es ist Sonntag, und ungeachtet der Ankündigung wird sie manchen Spaziergänger, der sich des hoffentlich schönen Maitages vor den Thoren erfreuen will, überraschen. Sie ist in vielen Gegenden central und ringförmig, namentlich in einer Linie, die im nördlichen Theile des Caspischen Sees beginnt, nördlich vom Caucasus fortzieht, und ein wenig nördlich von Asof und Kiew durch das südliche Rußland zieht. Sie läßt dann Pinsk sehr wenig südlich, zieht über Lomza durch Polen, und durch Preußen nördlich von Neidenburg, überschreitet zwischen Marienwerder und Graudenz die Weichsel, geht über Waldenburg, südlich von Cöslin und nördlich nahe bei Colberg fort, wo sie die Ostsee erreicht. Diese durchschneidet sie bis zum südlichen Gestade der Insel Rügen, gelangt südlich nahe bei Stralsund wieder zum festen Lande, und verläßt es nördlich von Rostock. Nun durchschneidet sie die Ostsee nördlich von der Insel Femern, geht im Norden von Schleswig queer durch Dänemark und über die Nordsee durch Schottland und das atlantische Meer, wo sie sich nach Westindien und durch Honduras bis zu einem Punkte krümmt, der nordwestlich von den Galopagos-Inseln gelegen ist. Nur Punkte, welche innerhalb dieser Linie, oder höchstens 1½ Grad nördlicher oder südlicher gelegen sind, können die Finsterniß central und ringförmig sehen. Das ganze übrige Europa, Nordamerika, ein Theil von Brasilien, das nördliche Afrika, und vom südlichen Arabien bis Tomsk in Sibirien und bis zum Nordpol hinauf sieht einen um so kleineren Theil der Sonne verfinstert, je weiter die Oerter nördlich oder südlich von der bezeichneten Linie entfernt sind. In ganz Ostasien, Südafrika, Neu-Holland und den dabei gelegenen Inseln bis weit in den großen Ocean hinein ist sie unsichtbar. Bei uns wird es etwa so dunkel seyn, als wenn die Sonne dem Horizonte nahe steht, und bald untergehen will. Daraus ergiebt sich, daß die Dunkelheit nur unbedeutend seyn wird, dennoch ist es kein abendliches Dunkel, denn es fehlt der sogenannte warme Ton, den das Licht der Abendröthe bei Sonnenuntergang in die Beleuchtung bringt; das Licht der Finsterniß ist aschfarbiger und ungewohnter, und liefert schwärzere, schärfer contourirte Schatten. Auch die Dämmerung in den Gebäuden hat einen eigenen Ton. Wer indessen scharfe Contraste liebt, dem wird die Finsterniß lange nicht finster genug seyn, und wahr ist es,— wenn es um so finsterer ist, je weniger man sehen kann, so ist offenbar eine Finsterniß, die man noch sieht, bei Weitem nicht so finster als eine solche, die man selber nicht zu sehen vermag, und Liebhaber solcher Finsternisse müssen sich an die unsichtbaren halten, deren es in diesem Jahre drei giebt. Käme unsere Sonnenfinsterniß zufällig in Begleitung eines Gewitters, so könnte es übrigens dunkel genug werden; doch bleibt heiterer Himmel für die Beobachtung des merkwürdigen Schauspiels das Wünschenswertheste. In den Ortschaften der ge-

dachten Linie sieht man im Augenblick der größten Verfinsterung von der Sonne nichts, als einen schmalen, glänzenden Ring. Ein Ring aus Sonnenlicht gewoben am blauen Frühlingshimmel der Erde, umschwirrt von Lerchengetön, hernieder leuchtend auf die neu gestaltete, junge, sonntäglich prangende Blüthenwelt, — welch ein herrliches Zeichen giebt der Himmel liebewarmen Herzen in diesem Ringe! Wie viele goldene Träume können und werden sich an ihn ketten! Nach einem solchen Zeichen dürfen wir es dreist voraus sagen: es werden in diesem Jahre viele Mädchen Bräute werden, selbst da, wo man nur ein Stück des Sonnenrings sieht, denn umsonst zeigt der Himmel den Goldarbeitern nicht dies Modell, umsonst leuchtet der Stern der Liebe nicht, den gute Augen während der Sonnenfinsterniß wahrscheinlich am Himmel werden auffinden können.

Hinko — verdächtig!

Die *Iris*, ein Münchner Blatt, enthält folgende Denunciation:

„Es stand zu erwarten, daß in einer Zeit, wo die Politik gewohnt ist, ihren rothen Faden in das Gewebe der Literatur einzuspinnen, auch die dramatischen Werke von dieser Beimischung nicht frei bleiben würden. Zu den Erzeugnissen, *die solche politische Tendenz haben, gehört ohne Zweifel Hinko von Madame Birch-Pfeiffer*. Es war mir bisher unbekannt, daß diese geistreiche Schriftstellerin *von so illoyalen Gesinnungen erfüllt ist*, daß sie in einem Drama die heftigste Invektive gegen die Aristokratie entwickeln konnte. Das Stück enthält eine fürchterliche *Satyre auf alle gekrönte Häupter* und eine boshafte Ironie auf den Adel. Es ist leicht einzusehen, daß alle diese Combinationen aus einem *glühenden Hasse* gegen den Adel entstanden sind."

Der Mann der Dichterin tritt im Tagblatt für dieselbe in die Schranken, führt Schiller, mit Don Carlos, Maria Stuart und Wallenstein, Göthe mit Egmont und Götz, Raupach mit Heinrich IV. und Babo mit Otto von Wittelsbach an, um den Hinko seiner Frau zu entschuldigen, und schließt damit, den Recensenten als „literarischen Freiknecht" zu bezeichnen. Wir hätten gleich die ganze Anschuldigung nicht so ernst genommen und sie eher für eine Persiflage gehalten. —

In einer spätern Nummer des Tagblatts findet sich nun nachstehende Erklärung des Herrn Dr. Birch:

„Der Denunciant hat sich genannt. Die Ausrede, er habe Spaß machen wollen, ist bei den bestimmten und nur einer ernsten Auslegung fähigen Worten der Denunciation zu albern, und die Zuschrift des *Frey* in zu rohen und gemeinen Ausdrücken abgefaßt, um irgend Notiz davon nehmen zu können. Dr. Birch.

Ist unsere Vermuthung nicht eingetroffen?

Aus Prag.

Wir haben die Aussicht, recht bald wieder den freundlichen, heitern, liebenswürdigen Carneval, mit seinem stattlichen Gefolge von Bällen, Redouten und Reunionen, von öffentlichen und Privat-Unterhaltungen in unserer Hauptstadt herrschen zu sehen. — Er wird sein alt hergebrachtes Recht auf die Füßchen und Toiletten der Damen, und auf die Börsen der Herren, wie immer geltend machen; wird Lust und Frohsinn verbreiten, und — was eigentlich das Schönste ist! — wie in allen früheren Jahren, so auch in diesem, nicht bloß als Freudenrausch der Wohlhabenden spurlos vorüber fliehen, sondern auch Thränen der Armuth trocknen und Institute der Wohlthätigkeit unterstützen helfen. Er wird, so kurz auch seine Dauer ist, den hochherzigen, edelsinnigen Bewohnern Prags hinreichende Gelegenheit darbieten, Feste der Heiterkeit mit Mitleid und Wohlthun zu verschönern, und sie im Hochgefühle des Glückes, liebevoll und freundlich des Unglückes gedenken lassen! — Wir wissen bereits von zwei Bällen, die nebst ihrer gesellig-heitern Tendenz auch noch eine wohlthätige Bestimmung haben, und mit denen uns, auf Veranstaltung des unermüdlichen Menschenfreundes Herrn Karl Wenzel Ott, der kommende Carneval erfreuen wird. Beide werden im schönsten und geräumigsten Tanzlokale unserer Hauptstadt, im Bad-

Digitized by Google

saale, und zwar am 17. Jänner und 2. Februar abgehalten werden. Der Ertrag des Ersten ist zum Vortheile des Privat-Vereines zur Unterstützung der Prager Hausarmen bestimmt, und der des Zweiten wird zum Besten des St. Bartholomäi-Armenhauses verwendet werden. Bei Gelegenheit dieses zweiten Balles wird zugleich eine Verlosung von „Einhundert" Gewinnsten, im ungefähren Werthe von Eintausend Gulden Wiener Währung Statt finden. — Möge das Unternehmen vom glänzendsten Erfolge begleitet seyn! (Bohem.)

Anekdote.

„Wo kommen Sie hergereist?" wurde Beckmann in Berlin im „Eulenspiegel" gefragt, als sich dieser für einen Marquis ausgiebt. „Aus Italien, wie es wirklich ist!" gab er zur Antwort und erregte schallendes Gelächter. Der Spott über dieses Buch wird immer lauter, dessen Autor entdeckt haben will, daß die Mark Brandenburg im Vergleich mit Italien ein Paradies zu nennen ist.

Allerlei.

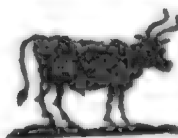
Der Redacteur des neuen Münchener Blatts, Panorama, macht Folgendes bekannt: Die verehrlichen Abonnenten und Leser (!) werden höflichst ersucht, das nächste Blatt Nr. 2. Samstag den 9. dieß in der Expedition des Volksfreunds abzuholen und sich zu abonniren. Mithin hatten sich die Abonnenten und Leser noch nicht abonnirt! —

— Aus Erlangen schreibt man: Es sind so wenig Studirende hier, daß die Zahl der Professoren und Dozenten die der Hörer leicht übersteigen kann.

— Die Baierische Landbötin hat: Aus Ancona erfährt man nachträglich, daß S. Maj. der König bei der Einschiffung auf der englischen Fregatte mit einer Geschützsalve empfangen worden; die baierische Flagge wehte. (Na, Baiern kann a mal noch a Flotte auslaufen lassen, wer woaß?) —

— Das Münchener Tagblatt hat: 1) Man hält sich darüber auf, daß ein Arzt das Herz des unlängst verstorbenen Bäckers Viktor Elgas in einem Bierhause den Gästen zur Schau herumzeigte. Der Einsender meint, der Herr Doctor habe kein Fug und Recht auf das Herz eines Andern. (Ich meine, der Verstorbene macht sich zwar nichts mehr daraus aus dieser Herzensangelegenheit, aber die Lebendigen brauchen nicht in das Herz eines Todten zu schauen.) (Anmerk. d. Tagbl.)

2) In demselben Blatte macht das Pfarramt Hohenbrunn folgende milde Anzeige:



Der Herr Redakteur der bayer. Landbötin scheint wahrlich der Ochs, den er gleichnißweise anführt, zu seyn, da er eine solche Lüge in seinem Blatte hat aufnehmen können. Er soll nur in das ohnehin so verunglückte Dorf Grasbrunn gehen, welches am 9. Juni 1834 sammt der schönen Dorfkirche 21 Wohnhäuser mit allen Bau- und Hausmannsfahrnissen durch Feuersbrunst verloren, und alle Bewohner in großes Elend gerathen sind.

3. Herr Dagblattschreiber! Sejns doch so gut und thuns dem Schuhlkommisser in Grodenthal biten das er die Lererfrauen sagt, sie mögten fein di Schuhl nicht Alleweil gar so lang über die zeithinüber halten, weil mann sunst nicht weis wo die Kinder sejn, ob sie noch in der Schuhl sejn oder auf der gassen Herum rennen; Bide gar schön. Sejns nicht bös. — (Oh nein, gar nicht.)

Aus dem Münchner Tagblatt.

Charade.

(Drei Sylben.)

Wo sich die Erste blutig soll gestalten,
Da müssen stets, die Letzten zu ermuth'gen,
Die wirken, die als Ganzes uns bekannt,
Doch wo die Ruhe und der Friede walten,
Und man nicht sucht die Letzten zu entmuth'gen,
Da wird zum Ersten blos das Ganze angewandt.

Das glühende Gewölbe.

Venetianische Novelle.

Gondeln, Masken, Dolche, Folter und Gift,
dieß sind die unerläßlichen Elemente aller
deiner Geschichten, Venedig!

„Ich weiß recht gut, mein Sohn," sagte der alte Caruccchio, „daß morgen große Festlichkeiten in dem Palast des Grafen Morentali stattfinden werden, aber bei dem geflügelten Löwen ...."

„Der Herzog, mein Herr," erwiederte der Jüngling, „ist eben so zärtlich als großmüthig, und wenn ich seine Gondel lenke, so sehe ich, wie er den schönsten Mädchen Blicke zuwirft, worin ein Feuer ...."

„Stillschweigen ziemt einem treuen Diener besser, als diese Reden, und damit Du es nur weißt, es harren für solche geschwätzige Spione gewisse Orte, die heißer sind, als diese Steine um Mittag. Vergiß nicht, daß Dein Freund Miollano das Vergnügen gehabt hat, in einem dieser glühenden Kerker seine Seele auszuhauchen, bloß weil er einen Schmuck in den Haaren eines Mädchens wieder erkannte."

„Das ist wahr, mein Vater, sein Gebieter war aber nicht der Herzog Antonio di Regola, und wenn man Alles wohl bedenkt, so ist es noch nicht einmal gewiß, daß der aufgeschwollene Leichnam, den wir fischten, Miollano gewesen ist."

„All' Ihr Heiligen! wenn Du noch die Geschichte bezweifelst, so magst Du Dich an die glühende Kammer selbst wenden. Was mich betrifft, so liebe ich's, kühler zu wohnen. Auf Wiedersehen, denn ich sehe dort unten einen meiner gewöhnlichen Passagiere."

Indem er diese Worte sagte, entfernte sich der alte Gondolier von den Marmorstufen mit verdoppelten Ruderschlägen.

Der Andere war ein junger Mensch von athletischer Gestalt, mit regelmäßig schönen Zügen, in welchen aber ein düsterer Ausdruck zu

lesen war. Als der alte Gondolier ihn verlassen hatte, nahm er seine weite Mütze von der gebräunten Stirne ab, fächelte sich damit, und sprach:

„Kerker! — Tod! — Kann seyn .... Aber Gedanken sind zollfrei. Dieser stolze Graf Morentali, dessen Tochter die Braut Lorenzo's ist, mag es mir Dank wissen, daß ich sein Geheimniß bewahre. Beim heiligen Markus! ich fühle mich geneigt, ihn über seine Verpflichtungen gegen mich aufzuklären. Doch vielleicht gibt er mir aus Dankbarkeit eine Wohnung, wie der arme Miollano eine bekommen hat. In der That, die Aussicht ist nicht anziehend, was aber soll ich thun? Ein vornehmer Herr stattet einer Frau einen Besuch ab, die nahe bei mir wohnt, augenscheinlich, um ihr Almosen zu geben, denn ich sah, wie er ihr beim Fortgehen Geld in die Hand drückte, aber mit einem Mal verliert er die Maske, und ich erkenne den Grafen Morentali. Wenn also ....“

„Wenn? was? mein Freund,“ sagte hier eine Maske, die sich in die Gondel setzte. „Doch sagt mir vor Allem, welchem Hause dient Ihr?“

„Ihr müßt ein Fremder seyn,“ erwiederte der junge Gondolier, „wenn Ihr nicht die Chiffre des Herzogs di Regola erkennt.“

„Ich bin in der That ein Fremder, und wünsche, daß Ihr mich durch die Hauptstraßen führet, und mir die Eigenthümer der prächtigsten Paläste nennt; zum Beispiel, wem gehört dieser?“

„Dieser Palast im orientalischen Styl mit den unzähligen Sculpturen und Arabesken gehört dem Grafen Morentali.“

„Ich habe diesen Namen schon gehört. Was spricht man von diesem Herrn?“

„Es ziemt einem armen Gondolier nicht, von einem solch' vornehmen Herrn seine Meinung zu sagen.“

„Bah! Was geht mich der Graf und seine Vornehmheit an? Ich will nur meine Neugierde befriedigen. Kannst Du mir diesen kleinen Dienst nicht erzeigen?“

„Wenn ich von Eurer Verschwiegenheit überzeugt wäre, mein Herr!“

„Du kannst mir glauben, daß ich in der nächsten Woche die ganze Geschichte vergessen haben werde. Hier hast Du aber vorerst ein Pfand meiner Verschwiegenheit.“

„Ich danke, mein Herr,“ sagte der Gondolier, indem er das Goldstück, das ihm der Fremde hinreichte, in die Tasche steckte. Was ich vom Grafen weiß, ist, daß man ihn für stolz und grausam hält. Wir wissen, daß er reich ist und mächtig, aber durch das traurige Ende

eines meiner Kameraden hat er bewiesen, wie unversöhnlich er ist. Der Unglückliche ist in den Kerkern des Rathes der Zehne gestorben, und hatte doch nichts Schweres verbrochen."

„Wie weiß man Das?" fragte der Fremde.

„Mein Vater und ich haben den verstümmelten und verbrannten Körper des Armen aus dem Kanal gefischt."

„Habt Ihr Zeugen dieses Ereignisses? Solche Dinge sollten doch nicht oft vorfallen."

„Wir haben keinen Zeugen, denn wir warfen den Körper eilig wieder in's Wasser, aus Furcht, daß wir einen übeln Handel bekommen könnten."

„Gut, mein Freund. Sagt mir, ist der Graf verheirathet?"

„Es sind schon mehre Jahre, daß seine Gemahlin gestorben ist, nachdem sie ihm einen Knaben und ein Mädchen geboren hatte. Die junge Gräfin ist schön, wie Venus. Morgen ist ihre Hochzeit mit Lorenzo di Castiglia, der den Beinamen der Duellant führt."

„So! .... Und der Sohn?"

„Dieser Theil der Geschichte ist etwas ungewöhnlich. Das Kind verschwand mit drei Jahren, und seitdem hat man nichts mehr von ihm gehört. Es hieß, daß er in den Kanal gefallen sey und das glaubten die Leute auch."

„Hast Du jemals den Grafen gesehen?"

„Nicht oft, mein Herr; doch das letzte Mal erst vor wenig Tagen; durch Zufall."

„Wie und an welchem Ort?"

„Meine Worte scheinen Euch zu interessiren, mein Herr, und da Ihr ein Fremder seyd, so darf ich Euch wohl sagen, was ich, ohne unklug zu seyn, jedem Venetianer verschweigen müßte. Ich wohne in einer Straße, nahe bei der Marienkirche; mir gegenüber wohnt eine alte Frau mit ihrer Tochter. Diese Tochter ist sehr schön, und das scheint der Graf auch zu finden; denn er geht mehrmals des Abends hin, und verweilt gewöhnlich eine Stunde dort."

„Wie wußtet Ihr aber, daß er es sey? Ich glaubte, daß man in Venedig stets maskirt auf solche Abenteuer ausgeht."

„Das ist wahr, doch, als der Graf zum Hause hinausschlüpfte, zog er seine Börse, und in demselben Augenblick entfiel ihm die Maske. Eh' er sie wieder vorsteckte, bemerkte ich auf seinem Gesicht einen lebhaften Aerger."

„Das ist ganz natürlich; Leute von seinem Alter und von seinem Stande müssen besondere Aufmerksamkeit ihrer Aufführung schenken. Würde wohl ein Fremder gleich bei ihm Zutritt erlangen?

„Sonst nicht; wenn Ihr aber sagen wollt, daß Ihr der Hochzeitsfeier der Gräfin Julie beiwohnen wollt, so wird die Höflichkeit des Grafen Euch diese Bitte gewiß nicht abschlagen.“

„Gut, so will ich es thun; führe mich zum Palast und hier Dein Lohn!“

Ein zweites Goldstück gleitete in die Hand des Gondoliers.

„An welche Thür soll ich anlegen?“ fragte der Gondolier.

„O, an die Pforte der Bedienten; ich will bescheiden auftreten.“

Die Gondel bog in einen engen Gang und hielt.

„Ihr steigt jene Treppe hinauf, sagte der Gondolier, und wendet Euch dann rechts. Dort findet Ihr einen Diener, der Euch zu dem Grafen führt.“

„Gut!“

Und in demselben Augenblick öffnete sich eine große Eisenthür, aus welcher ein grelles Licht auf den Fremden fiel. Dieser nahm nun seine Maske ab, und der Gondolier stieß voll Entsetzen einen Schrei aus; denn vor ihm stand der Graf Morentali selbst, dessen bitteres Lächeln ihm von finsterer Vorbedeutung zu seyn schien. Die Thür schloß sich eben so schnell, als sie sich geöffnet hatte, und indem der Graf die Hand erhob, war der unglückliche Schiffer sein Gefangener.

„Man bringe die Gondel fort, und verschließe diesen Mann in den Thurm,“ rief Morentali, indem er seinen Gefangenen keines Blickes würdigte.

Während diese Dinge vorgingen, befand sich Gräfin Julia in ihren Gemächern, von ihren Frauen umgeben. Vor einem ungeheuren Spiegel lag auf einem prächtigen Tische der imposante Schmuck einer Braut aus hohem Geschlechte ausgebreitet. Der Duft verschiedener seltener Pflanzen durchwürzte den Raum. Ein schönes Mädchen, halb liegend auf einem breiten Divan, der mit Goldstoff überzogen war, sang ein liebliches orientalisches Lied, während ein anderes Mädchen die Braut beim Schmücken unterstützte. Die blendend weiße Stirn Julias war etwas erhoben und würde Herrschsucht verkündet haben, wenn nicht die Augen voll Sanftmuth diesen Ausdruck gemildert hätten. Ihre schwarzen, langen, seidenen und glänzenden Haare erhöhten ihren herrlichen Teint. Das Kleid von dunklem Stoffe, welches sie trug, diente, die Weiße ihrer Arme und Schultern in hellerem Lichte zu zeigen. Nachdem sie ihre Toilette geendigt hatte, warf sie sich auf ein Sopha und stützte den schönen Kopf melancholisch in ihre Hand; sie weinte.

Woher jedoch kamen Julien diese Thränen? Wären sie der Tribut, den die Bescheidenheit der Liebe entrichtet? Oder tönt noch in ihre

Ohren das schreckliche Geschrei, welches sie eines Tages vernahm, als sie sich mit ihren Freundinnen im Palast des Dogen verirrt hatte? Vielleicht dachte sie an jene ängstlichen Worte eines Sterbenden: „Ach! einen einzigen Tropfen Wasser um Gottes willen!“ Oder war vielleicht ihr Brautanzug nicht nach ihrem Wunsche?

„Weinet nicht, Gebieterin,“ sagte die junge Sängerin; „es könnte Euern Augen schaden.“

„Du machst auch so großen Lärm mit Deiner Guitarre,“ sprach eine andere Dienerin, „daß unsere junge Gräfin wohl Kopfschmerzen davon bekommen kann.“

„Glaube mir, Claudine, Deine großen Hände, die so lang in den Haaren der Gräfin wühlten, haben ihr die Kopfschmerzen verursacht.“

„Deine, Maria, sind zwar kleiner, aber dennoch können sie ein zärtliches Billet entfalten, was die meinigen, Dank sey es Gott und seinen Heiligen! niemals konnten.“

„Du hast Recht, Claudine, aber der Pater Anselm sagt, daß Jemand, der nicht einmal in seinem Leben versucht wurde, auch kein Lob verdiene.“

Claudine war zu tief von ihrem eigenen Werthe überzeugt, als daß sie hierauf hätte Antwort geben sollen; sie schüttelte den Kopf, und nachdem sie den Haarschmuck ihrer jungen Gebieterin befestigt hatte, fragte sie, ob sie zufrieden sey.

„Sehr wohl, Claudine; da ich aber heute den Palast nicht verlassen werde, so ist es auch nicht nöthig, mich anzukleiden. Ich werde nach Dir schicken, und Maria soll bei mir bleiben.“

„Nun,“ sagte diese, sobald die Thür verschlossen war, „wie könnt Ihr so traurig seyn, an dem Vorabend Eurer Hochzeit. Ich wollte nichts thun, als lachen, tanzen und singen schon einen Monat vorher. Sprechet, Gräfin, solltet Ihr wirklich unglücklich seyn?“

„O Maria, wenn ich sprechen könnte....“ Heftiges Weinen erstickte ihre Stimme.

In diesem Augenblick trat der Graf herein.

„Wie, meine Tochter, Du weinst? Und in einem Augenblicke wie dieser? Geschwind kleide Dich an, oder die Spiele auf dem Kanal werden geendigt seyn, ehe Du Dein Zimmer verläßest.“

„Du mußt mich bei der Gesellschaft entschuldigen, mein Vater. Ich bin gewiß, daß Du mich nicht zwingen wirst, diesen Festen beizuwohnen.“

„Wie? Gab ich nicht Lorenzo mein Wort, daß Du kommen würdest? Entweder Du folgst mir, oder Lorenzo wird Dich abholen.“

„Was ich nicht für meinen Vater thue, soll mir auch kein Anderer abtrotzen können,“ rief Julia mit einem blitzenden Auge, worin sich ihre italienische Abkunft malte.

„So mag es seyn . . . .“ sprach der Graf, indem er seine Tochter mit einem deutlich ausgesprochenen Mißfallen verließ.

Jetzt wollen wir von dieser kleinen häuslichen Scene uns zu einer andern feierlicheren wenden, die mehr im Stande seyn wird, unsere Aufmerksamkeit zu fesseln. Wir wollen nämlich die Mysterien der Rathssitzung von Venedig enthüllen.

Das Gemach war breit und hoch und niemals von der Sonne erleuchtet; das natürliche Licht ward durch das nachgemachte der Lampen ersetzt. Starke Mauern, wie aus Eisen, verursachten, daß Alles, was in diesem Zimmer verhandelt wurde, nie draußen gehört werden konnte. Der Boden war mit mehren Teppichen übereinander belegt, bis auf einen Platz von ungefähr zwölf Fuß im Durchmesser, welcher parkettirt war. In diesem Zimmer waren so entsetzliche Dinge begangen worden, daß das Blut in den Adern erstarrt, wenn man nur daran denkt. In einem kleinen Nebengemache wurden alle erdenklichen Instrumente bewahrt, um die Nerven auseinander zu ziehen, das Fleisch zu zerreißen, das Mark zu zerstückeln, wenn Jemand durch Handlungen oder Worte die venetianische Tyrannei verletzt hatte. Der parkettirte Theil des Bodens konnte geöffnet werden und der Körper des Delinquenten wurde halbtodt in einen furchtbaren Abgrund geworfen, auf dessen Grunde sich eine Maschine befand, welche, durch den herabfallenden Körper in Bewegung gesetzt, denselben in Atome verwandelte. Eine Wendeltreppe, die eine Tapetenthür verbarg, führte zu einem kleinen glockenförmigen Zimmer, ganz aus Eisen, das nicht hoch genug war, um sich darin aufrecht zu erhalten. Unter demselben war ein Ofen. In diesem Orte, wo das Licht nie hineindringen konnte, befand sich der Delinquent ohne Kleidungsstücke. Im ersten Augenblick schien ihm der Aufenthalt kühl, aber nach und nach erwärmte er sich so sehr, daß die Hitze erstickend wurde, und das Blut sich mit außerordentlicher Heftigkeit zum Kopfe drängte. Bald wird wieder Luft in die Glocke gelassen, und das Schlachtopfer athmet von Neuem. Dann aber wird die Hitze wieder erstickend, der Boden glüht; der Unglückliche springt auf, heult; seine Glieder sind von der Hitze versengt, seine Muskeln sind vertrocknet; noch einige Augenblicke, und der Tod muß dieser schrecklichen Folter ein Ende machen. Doch nein! die raffinirte Grausamkeit der Henker hat diesem schnellen Ende vorgebeugt. Der Boden von glühendem Eisen wird weggezogen und an seine Stelle kommt ein eiskalter Marmor, während große Tropfen Wassers aus der Höhe auf die rauchenden Brandwunden des Schlachtopfers fallen. Dieß dauert abermals nicht lange, der Marmor wird weggezogen, und der Delinquent fällt wieder auf das glühende Eisen. Ein ent=

setzliches Geschrei tönt aus der Brust des Gequälten; der Körper wälzt sich krampfhaft, aber nach einigen Minuten eines ohnmächtigen Kampfes wird das Aechzen schwächer und bald ziehen die Folterer eine formlose Masse schwarzen Fleisches aus dieser glühenden Höhle, und werfen sie durch eine Fallthür in die Gewässer des Kanals.

Dieses war das Schicksal jenes Miollano, von dem die beiden Gondoliere sich unterhielten und den sie als einen der letzten Opfer des Grafen Morentali bezeichnet hatten. Ein anderes sollte bald vor ihm erscheinen.

Der Graf saß auf einem großen Divan, im Saale des geheimen Raths, den Kopf ein wenig vorgebeugt, in der nachlässigen Stellung eines venetianischen Großen. Die Lampen warfen ein zweifelhaftes Licht, und zwei nur halb gekleidete Männer mit Masken vor dem Gesichte hielten sich in strenger Unbeweglichkeit in einiger Entfernung von dem Sitzenden.

„Laßt den Hund hereinkommen," schrie der Graf, und der unglückliche Gondolier Speranza erschien alsbald schwer gefesselt vor seinem Richter.

„Nun, da bist Du ja! Hast Du mir wieder ein neues Geschichtchen zu erzählen?"

Bleich wie der Tod, brachte der Gefangene nur diese Worte vor: „Ach, gnädiger Herr!" und seine Stimme erstickte das Entsetzen.

„Ich werde Dir etwas mittheilen," fuhr Morentali mit bitterem Scherze fort. „Es ist nur Schade, daß Du es Niemanden wieder erzählen kannst."

„Gnädiger Herr, erinnert Euch Eures Versprechens."

„Das Versprechen, verschwiegen zu seyn, das soll gehalten werden. Sieh Dich einmal um, und sey überzeugt, daß hier Niemand, weder Deine Geschichten über den Grafen Morentali, noch das Geschrei hören wird, welches Du ausstoßen wirst."

„Erinnert Euch, gnädiger Herr, daß ich im Dienste des Herzogs di Regola bin."

„Wie sollt' ich das vergessen können! Und darum werde ich auch Sorge tragen, daß Antonio Dich nie mehr finden soll. Das trügerische Wasser könnte Deinen Leichnam vor seinem Palaste vorüber führen, und deßhalb will ich unter Deinen Füßen den Abgrund öffnen lassen, der, wie ich weiß, nicht mit dem Kanal zusammenhängt."

„Gnade! bei dem Heil Eurer Seele beschwör' ich Euch, ich ..."

„Also nach den Drohungen gehst Du zu Bitten über? Wohl! Aber Deine Bitten kommen zu spät, denn schon sind diese beiden Freunde zur Rechten und zur Linken bereit, Dir einige Kleidungsstücke abzunehmen, um Dir ein Vergnügen zu bereiten, woran Du nie gedacht hast."

Auf ein Zeichen des Grafen wurden dem Gefangenen die Ketten abgenommen, und derselbe bis auf den Gürtel entkleidet.

Morentali fuhr fort:

„Solltest Du für irgend eine Art von Tortur eine Neigung verspüren, so sprich es dreist aus, und wir wollen unser Bestes thun, Dich nach Deinem Geschmacke zu bedienen. Wir haben hier die Leiter, das Rad, das Bad von geschmolzenem Blei, oder vielleicht ziehst Du das Faß mit den Rassiermessern vor; doch da Du mir von zarten Sitten zu seyn scheinst, so wirst Du Dich am besten für das glühende Gewölbe schicken, in welchem vor wenigen Wochen Dein Gefährte Miollano den Geist aufgab, weil er das Verbrechen begangen hatte, in den Haarflechten eines Frauenzimmers Brillanten bemerkt zu haben, die früher das Eigenthum eines venetianischen Edeln gewesen waren. Da Du seinen Körper gefunden hast, so wirst Du ungefähr wissen, welche Wirkung die Strafe hervorbringt, die er erlitten. In der That, er machte den angewandten Foltern Ehre; sein Geheul war durchdringend, sein Kampf gegen den Schmerz war prächtig, denn seine herkulische Kraft verzehrte sich nur nach und nach. Ich selbst war bei der Operation gegenwärtig, die seinen Körper fast in Staub verwandelte. Ich habe in meinem Leben kein größeres Vergnügen gehabt. Nun, was meinst Du, willst Du es einmal versuchen, gleich Deinem Freunde?“

Während dieser Rede des Grafen hatte der Gondolier das Ansehen eines halb schlafenden Menschen; als aber der unerbittliche Morentali die letzten Worte dieser höllischen Rede ausgesprochen hatte, fiel er, wie vom Schlage gerührt, nieder. Morentali lachte.

„Das verlohnte nicht der Mühe, diesen Dummkopf in seinem jetzigen Zustande die Folter zu geben. Bringt ihn zum Wundarzt, damit er ihn in Stand setze, diese Nacht zum zweiten Mal hieher gebracht zu werden.“

Während dieß nun aber geschieht, halten wir es für nothwendig, einige Aufschlüsse über das Leben dieses Grafen unsern Lesern mitzutheilen.

Seit seiner Jugend wurde er durch den Tod einiger Verwandten von den untersten Stufen der Gesellschaft zu der höchsten des Adels erhoben. Finstere Gerüchte waren darüber im Umlauf; als Mitglied der Zehne wußte Morentali Stillschweigen durch Furcht zu erzwingen. Er war mit einer schönen und edlen Venetianerin vermählt, welche er in dem Augenblicke verlor, da sie ihm Zwillinge geboren hatte — einen Knaben und ein Mädchen. Einige Jahre später, als der Erstere auf der Terasse des Palastes Morentali spielte, fiel er in den Kanal, indeß seine Wärterin ihre Blicke nach den vorüberfahrenden Gondeln

richtete. In Verzweiflung darüber und die unerbittliche Strenge des Grafen fürchtend, stürzte sie sich dem Kinde nach. Beim Eintritte in das reifere Alter war Morentali entschlossen, sich nicht wieder zu verheirathen, da er jedoch aller Vorzüge der Geburt und des Reichthums theilhaftig war, so verdächtigte man seine häufigen Wanderungen nach den entlegensten Theilen der Stadt, indem man denselben einen andern Zweck unterlegte, als sich Bewegung zu machen, oder Almosen auszutheilen.

Während einiger Zeit bemerkte man in den Haaren eines jungen Mädchens mit schwarzen Augen, welches in der Straße St. Joseph wohnte, ein kostbares Juwel von seltsamer Form. Dieses Mädchen schien keineswegs den kostbaren Schmuck den Blicken der Leute entziehen zu wollen, und als sie eines Abends auf dem adriatischen Meere fuhr, konnte sich ein junger Mensch, welcher die Gondel lenkte, nicht auszurufen enthalten: „Heilige des Himmels! Ich wollte schwören bei dem Heile meiner Seele, daß dies Juwel dasselbe sey.....“ Hier aber drückte ein Freund seine schwielige Hand auf seine Lippen, und hinderte ihn, seinen Ausruf zu beendigen.

Desselben Abends wurde Miollano in den Kerker des Raths der Zehne geworfen. Hierauf wurde er von Morentali verhört, der ihm wegen des Juwels hart zusetzte; der Gondolier aber konnte keine andere Antwort geben, als daß er die Steine kenne, sich aber nicht zu besinnen im Stande sey, wem sie gehörten.

Morentali gab sich bei dieser Erklärung nicht zufrieden und ließ ihm die außerordentliche Folter reichen; aber auch diese war nicht im Stande, ihm ein anderes Geständniß zu entreißen. Morentali jedoch, der bei sich dachte, daß der junge Mensch zu viel gesehen haben könnte, um so leichten Kaufs loszukommen, verdammte ihn zu der fürchterlichen Strafe des feurigen Gewölbes, und machte sich das entsetzliche Vergnügen, dieser höllischen Scene beizuwohnen. Aber ein schrecklicher Gedanke ergriff ihn plötzlich wie ein Blitz und verließ ihn weder bei Tage noch bei Nacht. Er beschloß, einen berühmten Sterndeuter zu befragen, der in einem Flügel des Dogen-Palastes wohnte. Er verdankte diese Gunst dem Umstande, dadurch das Volk glauben zu machen, daß die Handlungen des Rathes der Zehne von einer übernatürlichen Gewalt eingegeben würden. Uebrigens gründete sich der Ruf von Colombo Asprenici auf solidere Grundlagen, als Volksgeschwätz. — Gegen Mitternacht betrat der Graf, in einen Mantel gehüllt, ohne Gefolge die Wohnung des Magiers.

Bevor er in das Zimmer trat, wo sich dieses räthselhafte Wesen aufhielt, durchschritt Morentali mehre große Säle, welche durch finstere

Gallerien zusammenhingen, und ganz so vertheilt waren, um diese Wohnung der Weisheit vor jedem überlästigen Besuche zu schützen; da sie überdieß noch von dem Schrecken bewacht wurde, der sich selbst der Luft mittheilte, die man in diesen ernsten Räumen athmete. Muthig jedoch drang Morentali bis zu dem kleinen gewölbten Zimmer, wo der Magier sich im Halbdunkel seinen nächtigen Studien weihte. Asprenici hatte übrigens nichts Imposantes in seiner Figur. Er war ein Mann von mittlerm Wuchse, von schmächtigem Körperbaue, nicht über vierzig Jahre alt, schwarz gekleidet, den Bart nach der damaligen Sitte. Am Gürtel hatte er einen kleinen silbernen Dolch an einer Kette hängen. Eine durchsichtige Kugel, in deren Mitte man etwas Rothes bemerkte, einige mathematische Instrumente, hie und da zerstreut, unzählige Papiere und Pergamente und eine kleine Säule von schwarzem Marmor, voll fremder Charaktere — dies waren die ausgezeichnetsten Gegenstände dieses Studierzimmers. Hinter Asprenici befand sich ein großes Fenster, durch welches man aber keinen Mondstrahl gewahrte, obgleich der Vollmond Venedig beleuchtete, als Morentali seinen Besuch abstattete.

Der Graf nahm seine Maske vom Gesicht und grüßte den Astronomen.

„Welch' glücklicher Zufall," sagt Asprenici, „verschafft dem demüthigen Forscher geheimer Wissenschaften den Besuch des edelsten Senators in Venedig?"

„In der Hoffnung, daß Ihr mir diese Unterbrechung zu Gute halten werdet, komme ich, Euch zu bitten, mir die Hülfe zu gewähren, die ich nur von Euch allein erhalten kann."

„Würde ich nicht den Namen des Grafen Morentali kennen, so nöthigte mich schon die Gastfreundschaft, die ich in dieser glorwürdigen Stadt genieße, mit aller meiner Macht einem Kinde dieses erlauchten Herrn nützlich zu seyn. Sprechet, Graf, ich bin gänzlich zu Eurem Befehl."

„Weiser Asprenici, Ihr, für den es hinreicht, nur einen kleinen Umstand einer Geschichte zu erfahren, um ihren ganzen Zusammenhang zu kennen, Ihr werdet mir sicher aus meinen Zweifeln helfen. Es ist nicht lange, daß ein Unglücklicher, der mich beleidigt hatte, in einem Kerker dieses Palastes seinen Geist aufgab. In dem Verhör, das mit ihm angestellt wurde, nannte er ein Juwel, woran sich in meiner Einbildungskraft seltsame Gedanken knüpfen. Ich wünschte wohl, Aufklärung in dieser Sache zu haben, und erwarte nun von Euch, mir mein Urtheil zu sprechen."

„Der Unglückliche hieß?"

„Miollano,“ erwiederte der Graf mit dumpfer Stimme.

„Ihr, Herr Graf, gabet das Juwel einem Mädchen in der Stadt. Wie kam es in Euern Besitz?“

„Es gehört zu einem großen Schmucke, der seit langer Zeit sich in meiner Familie befindet. Ich wählte ihn nur deßhalb, weil er mir zu gleicher Zeit elegant und nicht kostbar erschien.“

„Die Auflösung dieses Räthsels ist nicht in meiner Macht; inzwischen ersuche ich Euch, die Sache nicht bis zum Aeußersten zu treiben. Wolltet Ihr Euch nicht mit der Wahrscheinlichkeit begnügen, daß Miollano sich unbesonnen gerühmt, was er aus Eigensinn nicht widerrufen mochte, oder daß er sogar ein anderes Kleinod gemeint?“

„Ich bin nicht gekommen, Asprenici, um mich von meinen Schritten, die ich mir vorsetzte, von Euch zurückschrecken zu lassen; ich bitte Euch vielmehr, mich auf der Stelle zu befriedigen durch jene Mittel, die Euch allein nur zu Gebote stehen. Ich will nicht erst lange fragen, welchen Preis Ihr für diesen Dienst fordert,“ fügte der Graf hinzu, indem er einen sehr schweren Beutel nachlässig auf den Tisch legte.

„Ich habe Euch gesagt, Herr Graf, daß ich Euch gehorchen werde, aber waffnet Euch mit Muth bei der Ankunft Desjenigen, der allein auf Eure Frage antworten kann; inzwischen setzt Euch und verhaltet Euch still.“

Colombo Asprenici stand nun auf, nahm einen kleinen Dolch aus einem Kästchen, welches hinter ihm stand, und zog ihn aus der überaus kunstvoll gearbeiteten Scheide. Während er diesen Dolch in der linken Hand hielt, war die Rechte beschäftigt, eine lange leichte Kette von dunkelm Metall, die jedoch mit rothen Flecken besät schien, an den obern Theil der schwarzen Marmorsäule zu befestigen, von der wir schon gesprochen haben, und das andere Ende unter die durchsichtige Kugel zu legen, worin noch immer die rothe Farbe wie Glut brannte; hierauf wandte er sich nach einem Winkel des Gemachs. — Ein Schrei wurde gehört, dann der Ton einer großen Glocke, und es schien Morentali, als wenn Funken aus Asprenici's Hand sprühten, so oft er damit die Mauer berührte. War es keine Täuschung, so waren sie doch gleich verschwunden, und der Magier wandte sich nun zur Kugel. Mit dem Dolche berührte er die Kette, der rothe Schein der Kugel erlosch, ein fürchterliches Geheul, wie das eines wilden Thieres, ließ sich vernehmen, und dicke Finsterniß herrschte ringsum. Eine kleine grüne Flamme entstand auf der Säule, deren Inschriften plötzlich zu leuchten begannen. Dasselbe Geheul erschallte, und das Cabinet des Astrologen war auf's Neue in Finsterniß gehüllt. Dieser jedoch

ergriff die Hand seines Gastes und führte ihn zu der Säule, die unweit des Fensters stand. Als Asprenici dieses Fenster öffnete, ließ sich das fürchterliche Geheul zum dritten Mal hören, und Morentali konnte eine ungeheure Fläche überschauen. Es schien ihm, als wenn es Nacht wäre; man gewahrte aber keinen Mond am Himmel; alle Gegenstände erschienen ihm, so wie wir sie im Traume sehen.

„Jetzt Standhaftigkeit und Muth," sagte Colombo.

Ein breiter Horizont vom schönsten Himmelblau entrollte sich vor den Augen des Grafen und des Zauberers, doch nicht Sterne noch Wolken wurden daran gesehen. Ein Geräusch, wie es durch trockenes Laub entsteht, wenn es der Herbstwind peitscht, erhob sich und nahm nach und nach zu. Glänzende Lichterscheinungen fuhren vorüber und verlöschten. Zwei lange, blaßrothe Strahlen schienen von dem Gebäude nach weiter Ferne zu schießen. Ein betäubender Glockenton schlug ein — zwei Mal — und nun sah der Graf in der Ferne ein seltsam schwarzes Wesen, welches schnell nach den Arkaden des Dogenpalastes huschte ...... Ein dritter Glockenschlag ertönte, und das unbestimmte und darum ängstigende Wesen stürzte sich aus dem Fenster ..... Das schreckliche Geheul ließ sich von Neuem hören; Morentali hatte nicht das Herz, nach der furchtbaren Gestalt zu blicken, die jetzt vor ihm stand, und verhüllte sich das Gesicht mit dem weiten Mantel.

Asprenici sagte leise zu ihm:

„Jetzt kühn gesprochen und ohne Umschweife; Ihr dürft nur drei Fragen stellen."

Mit zitternder und gebrochener Stimme fragte der sonst so stolze Graf:

„Lebt mein Sohn noch?"

„Er ist todt!" antwortete eine leise Stimme, die keinem Sterblichen anzugehören schien, und doch bis in's Innerste der Seele drang.

Der Graf schwieg; seine letzten Hoffnungen waren ihm genommen und er wandte sich zum Weggehen, indem er tief seufzte, als der Magier ihn erinnerte, daß ihm noch zwei Fragen freiständen.

Mit etwas festerer Stimme fragte er jetzt, wem der Schmuck gehört habe, den er Julien gegeben?

„Deine Frau trug diesen Schmuck bis zu ihrem letzten Lebenstage."

„Wie erkannte ihn Miollano?" fragte der Graf mit ziemlicher Gleichgültigkeit.

Aber bei der Antwort auf diese Frage stieß der edle Italiener den schmerzhaftesten Schrei aus und stürzte ohnmächtig zu Boden.

Einige Stunden nach dieser Scene hatten sich in dem Palaste Morentali die edelsten venetianischen Familien versammelt, um die jungen Verlobten zur Kirche zu geleiten und der priesterlichen Einsegnung beizuwohnen. Der Graf erschien einer der Letzten, und sogleich setzte sich der Zug in Bewegung. Als man in die Kirche trat, tönte Orgelklang empor und Weihrauchwolken verhüllten den Altar. Schon näherten sich Castiglia und seine liebenswürdige Gefährtin dem Altar, und der Priester bereitete sich, sein heiliges Werk zu beginnen, als Morentali hervortrat und einen festen Blick auf ihn richtete.

„Einen Augenblick, mein Vater, ich habe vorerst noch ein Wort diesen Kindern und meinen Freunden zu sagen. Lorenzo und Julia, und Ihr Alle, die Ihr hier anwesend seyd, höret mich! Es ist heute ein Monat, daß auf meinen Befehl ein Gondolier, Namens Miollano, von den Dienern des Rathes der Zehne ergriffen wurde. Er erschien vor mir, und ich ließ ihm die Folter geben, weil er schuldig war, dieses Juwel erkannt zu haben. Meine Tochter, hast Du es jemals früher wohl gesehen?“

Gräfin Julia empfing das Kleinod aus den Händen ihres Vaters und zerfloß in Thränen. Der Graf fuhr fort:

„Du erkennst es also! Nun wohlan, meine Freunde, so muß ich Euch sagen, daß diese Steine sonst meiner Gattin gehörten, und daß ich sie einem hübschen Mädchen in dieser Stadt gab, der ich sie später wieder wegnahm. Miollano hatte sie gesehen, als jene sie noch besaß; weil er jedoch, als er vor mir stand, nicht sagen konnte, warum er sich erinnere, dieses Kleinod zu kennen, so habe ich ihm die Glieder auf der Folter zerbrechen lassen, und ihn dann in dem glühenden Gewölbe dem Flammentode geopfert.“

Man kann leicht denken, welchen Eindruck diese furchtbare Geschichte, in dem kalten, fast ironischen Tone erzählt, auf die Versammlung hervorbrachte.

„Es scheint mir,“ rief Lorenzo, „daß es sich besser schickte, diese Geschichte in den geheimen Archiven des Rathes zu vergraben, als sie hier vor meiner Braut und diesen Gästen zu verkünden.“

„Warum nicht, Graf von Castiglia? War doch der Delinquent mein Sohn und ihr Bruder!“

Ein wildes Gelächter begleitete diese Worte, und der Graf Morentali richtete ein Pistol auf seine Stirn, daß sein Gehirn weit umherspritzte, während Julia sterbend in Castiglia's Arme sank.

Fortschaffung durch den Dampf und Eisenbahnen *).

Bei einem künstlichen Gesellschafts-Zustande, in welchem sich in unseren Tagen die Nationen Europa's befinden, muß man mehr als sonst irgendwo von der unläugbaren Wahrheit durchdrungen seyn, daß jeder Zuwachs an Kenntnissen, jede Anwendung einer wissenschaftlichen Entdeckung auf die Bedürfnisse und Forderungen des menschlichen Lebens, auf Verminderung der Arbeiten des Menschen und Vermehrung der Annehmlichkeiten seiner Existenz abzielt. Seit langer Zeit wiederholt man, daß in der Wissenschaft die Macht besteht. Die physische und moralische Geschichte der Völker bietet uns zahlreiche Beweise für die Wahrheit dieser Maxime; heut zu Tage erglänzt sie in ihrem vollen Lichte. Und doch zweifelte das erhabene Genie wahrscheinlich nicht an den unermeßlichen Resultaten, die es selbst in Beziehung auf die National-Oekonomie herbeiführen würde, dieses Genie, dem wir die Entdeckung verdanken, welche sich in einer, an neuen Erfindungen schon so fruchtbaren Zeit so sehr vor allen andern auszeichnet, die unser Jahrhundert in einem Maaße berühmt macht, als es das fünfzehnte durch die Entdeckung einer neuen Welt geworden ist.

*) Wir entnehmen diesen trefflichen Aufsatz dem wichtigen Werke: A Treatise in Elemental Locomotion von dem Brücken- und Straßen-Ingenieur A. Gordon. Obwohl es sich hier hauptsächlich von den Verhältnissen Groß-Brittaniens handelt, so müssen die Vortheile, welche aus der Anwendung der von Gordon aufgestellten Principien entsprießen sollen, sowohl dem Nationalökonomen, als Demjenigen von Interesse seyn, der nur oberflächlich die gegebenen Grundsätze mit den aufgeführten, bereits unwiderlegbar vorhandenen Resultaten zusammenstellt. Diese Schrift, von einem Widersacher der Eisenbahnen geschrieben, wird zumal in diesem Augenblicke für Deutschland von besonderem Interesse seyn.

In der kritischen Lage, in der wir uns befinden, da England unter dem Elende einer ausgehungerten Uebervölkerung seufzt, gewinnt dieser Gegenstand ein ganz besonderes Interesse. Die Substitution einer belebten Kraft durch eine leblose, mittelst der man hinreichend Bodenertrag ersparen kann, um sechszehn Millionen Menschen zu ernähren, ist ein Plan, der nicht nur eine Hand voll Individuen, eine Abtheilung der Gesellschaft, einen Handelszweig, sondern die ganze Nation interessirt. Zum Glücke zeigt sich dieser Plan nicht unter der zweifelhaften Gestalt einer rein speculativen Frage, sondern als eine einfache, ausführbare, leicht darlegbare und nicht minder leicht zu bewerkstelligende Thatsache mit bestimmtem, abgeschlossenem Resultate.

Bei einem großen Handel treibenden Lande, wie England, dessen Industrie sich auf alle Zweige natürlicher oder künstlicher Produktion erstreckt, bedarf es kaum der Bemerkung, daß jährlich unermeßliche Kapitalien auf den Transport der nothwendigsten Lebensmittel verwendet werden. Diese Kosten sind nicht allein ein Verlust für den Verkäufer, weil sie eine Ausgabe veranlassen, die kein Interesse trägt, sondern auch ein beträchtlicher Zusatz bei den Preisen, welche der Käufer für die Gegenstände seines täglichen Verbrauchs bezahlen muß.

Der Herausgeber des Werkes „die Resultate der Maschinen“ hat richtig bemerkt, daß, wenn zwischen London und Edinburg weder Straßen noch Häfen bestünden, wenigstens sechs Wochen für einen Reisenden erforderlich wären, um den Raum zurückzulegen, der diese beiden Städte trennt. Er müßte Berge umgehen, an den Flüssen hinauf wandern, um Furten zu suchen, und würde erst nach einer Menge von Umwegen und Windungen am Ziele seiner Bestimmung anlangen. Der Transport einer Tonne Waaren auf diesem Wege wäre natürlich beinahe unmöglich. Obgleich die Zeit eines solchen Zustandes jetzt schon in grauer Ferne hinter uns liegt, so kann man sich doch eine solche Lage der Dinge ohne Mühe vorstellen, wirft man einen Blick auf die neuen Zustände von Südamerika, auf dieses Land, welches so viele Vorzüge in Beziehung auf Klima und Fruchtbarkeit vereint; da sich aber dort kaum eine Straße findet, so sind Ackerbau und Fabriken noch in der Kindheit begriffen; Gegenstände, die bei uns die nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens bilden, sind dort als ein Ueberfluß betrachtet, den zu erreichen die große Mehrzahl der Einwohner nie hoffen darf; ja die Bewohner der einen Provinz kennen nicht einmal die Produkte ihrer Nachbarin und mitten in dieser überschwänglich reichen Natur ist eine trübselige Einsamkeit das einzige Gefühl des gebildeten Reisenden.

Die ersten guten inneren Verbindungen, die in Großbrittanien

eröffnet wurden, verdankte man den Römern. Ihre militärischen Posten waren auf den Gipfeln der Berge aufgestellt und unter sich durch Straßen verbunden, die man in geraden oder beinahe geraden Linien anlegte. Mit den verschiedenen Theilen des Landes, die noch keine Straßen hatten, konnte man nur mit Hülfe von Sattelpferden und Saumthieren kommuniciren, und — was unglaublich scheint — erst seit ungefähr fünfzig Jahren ist eine bemerkenswerthe Veränderung zum Guten in diesem Systeme vorgegangen. Gehen wir über diese Epoche zurück, so finden wir in der That, daß alle Handels-Transporte auf die angegebene Weise vorgenommen wurden. Wohl waren die Straßen zahlreicher vorhanden, aber sie verdienten kaum diesen Namen, vergleicht man sie mit denjenigen, mit denen wir seit einiger Zeit durch das Fortschreiten in der Wissenschaft bekannt geworden sind. Die alten Straßen taugten wenig zum Transportiren der Waaren auf Wagen.

Bedenken wir, daß Edinburg, welches zur Zeit der Barbarei sechs Wochen von London entfernt war, jetzt nur noch acht und vierzig Stunden davon entfernt ist, so sehen wir, daß die Entfernung beider Städte in der That auf ein Zwanzigstel von dem zurückgeführt ist, was sie sonst war, und daß der Reisende folglich neunzehn andere Zwanzigstel an Zeit und Anstrengung erspart.

Bei Handelsangelegenheiten gilt eine schnelle Fortschaffung gleich Geld, und die Zeitersparniß ist in dieser Beziehung von so großer Wichtigkeit, daß keine außerordentliche Ausgabe zurückschrecken darf, so bald es sich um Erzielung eines rascheren Transportes handelt. Der Beweis liegt schon in dem Vorzuge, den die Gesellschaft einem complicirten, mit ungeheuern Kosten in Bewegung gesetzten Mechanismus vor einer Reise mit Hülfe der Winde der Atmosphäre gibt, die nichts kosten. Vor Kurzem sahen wir ohne Nachtheil die ersten Ausgaben bei einer Spekulation um ein Drittel in der Absicht vermehren, dadurch eine Vermehrung der Schnelligkeit um ein Achtel zu erhalten, und dann dieselben Ausgaben verdoppeln, um noch eine Beschleunigung der Bewegung um ein Neuntel darüber zu erreichen.

So ist, wie gesagt, für den Kaufmann die Zeit, die er gewinnt, gewonnenes Geld; denn die, welche er auf der Reise zubringt, ist ein eben so großer Verlust an nützlicher Beschäftigung. Die Zeit, welche der Transport seiner Waaren wegnimmt, kommt gleich eben so vielen für sein Kapital bezahlten Interessen; denn tausend Pfund auf den Einkauf von Waaren verwendet, sind eine todte Summe, so lange sich die Waaren unter Wegs befinden. Der Theil des Kapitals, welches ein Mensch zum Transporte seiner Waaren verwendet, muß von den

Mitteln abgezogen werden, die er besitzt, um ein größeres Quantum von dem Gegenstande zu produciren, welcher seine Arbeit oder seinen Geist, sey es als Ackerbauer, sey es als Fabrikant, in Anspruch nimmt.

Die Leichtigkeit der Verbindungsmittel vermindert die Zeit, welche für die Transporte erforderlich ist, und die Verminderung des Zeitverlustes ist wirklich die Verkürzung der Entfernung oder wenigstens der Idee, die wir uns davon machen. Diese Verminderung veranlaßt eine Ersparniß an Geld, und diese Ersparniß gestattet thätigere Verwendung der Kapitalien. Der Fabrikant, der ohne dieses nur einen Handelsreisenden haben könnte, wird zwei haben, weil sich die Reisekosten um die Hälfte vermindern. Die Vermehrung des Handels-Zusammenhanges zwischen einem Orte und dem andern wird den Angelegenheiten einen vortheilhaften Impuls geben. Der Manufakturist von Schottland wird seine Produkte leichter nach London bringen können und der Kaufmann dieser Hauptstadt wird seine Aufträge rascher ausgeführt sehen. Der Transport, der wohl eingerichtet nur eine Woche erfordert, wird bei schlechter Einrichtung einen Monat wegnehmen und der Fuhrmann wird vierfachen Lohn verlangen müssen. Um diese Ausgabe zu decken, muß der Kommissionär seine Preise erhöhen und dieser Zuwachs an Kosten fällt definitiv auf den Verbrauchenden zurück. Daraus folgt, daß bei jeder Verminderung der Transportkosten der Preis der Waare aus demselben Grunde fällt. So oft der Reisende an Zeit gewinnt, so oft wird er weniger auf seine Waare schlagen; während, wenn ein Gegenstand an irgend einem Punkte des Reiches eben ausgegangen ist, der Wucherer bald seinen Wucherzins schwinden sehen wird.

Der Handel läßt sich in dieser Beziehung mit dem Wasser vergleichen, das, sobald es nirgends mehr gehemmt ist, von selbst sein Niveau wieder findet.

Werfen wir einen Rückblick auf die alten Straßen als Verbindungsmittel Großbrittaniens.

Im Jahre 1678 wurde die erste Diligence zwischen Edinburg und Glasgow errichtet, welche Städte 44 Meilen*) von einander entfernt liegen; für den Hin- und Rückweg brauchte sie sechs Tage. Die öffentlichen Wagen brauchen jetzt nur vier und eine halbe Stunde, um den Weg von einer Stadt zu der andern zurückzulegen.

Im Jahre 1706 machte man die Reise von London nach York in einem stage, dessen Unternehmer ankündigten, daß sie sich verbindlich

*) In diesem Aufsatze handelt es sich immer um englische Meilen, von denen 5 auf eine deutsche gehen. A. d. U.

machen, den Weg in vier Tagen zurückzulegen. Jetzt bedarf man dazu vier und zwanzig Stunden.

Im J. 1812 finden wir eine Ankündigung in dem Journal von Newcastle, der zu Folge der stage Reisende in dreizehn Tagen, ohne anzuhalten, mittelst achtzig guter Pferde von London nach Edinburg bringt. Es scheint, daß es selbst im J. 1768 zwischen Edinburg und London nur einen Wagen gab; der ein Mal des Monats abfuhr, und zehn bis zwölf Tage auf dem Wege zubrachte. Die andern Straßen waren nicht besser versorgt.

Wollte man sich im J. 1760, sagt ein Schriftsteller, von Brighton nach der Hauptstadt begeben (die Entfernung betrug zu jener Zeit etwa sechszig Meilen), so kamen die Reisenden, nachdem sie gefrühstückt, zu Mittag und zu Abend gespeist, nach großen Anstrengungen bis East-Grinstead (Hälfte des Wegs) und blieben hier über Nacht. Den andern Tag mit derselben Schnelligkeit reisend, langten sie in der Nacht in London an und vollendeten so die außerordentliche Reise von 60 Meilen in zwei Tagen. Das war die gute alte Zeit. Jetzt ist Alles anders geworden. Die Entfernung beträgt nur noch 52 Meilen, die man in fünf Stunden und oft noch schneller zurücklegt.

Jetzt, da England als die Werkstätte der Welt betrachtet werden kann, sind rasche Verbindungsmittel ein solches Bedürfniß für die Bewohner geworden, daß sie ohne diese ihre Existenz gefährdet glauben würden. Die Kapitalien, welche durch die Transportkosten dem Ackerbau, den Fabriken und dem Handel entzogen werden, sind so bedeutend, daß man alle Mittel zu ihrer Verringerung aufsuchen muß, indem sich diese Bürde allen Klassen der Gesellschaft fühlbar macht.

Wie sehr hat nicht die Schnelligkeit beim Transporte mittelst der Dampfschiffe die produktive Industrie und das Glück des Landes erhöht! Die Ochsen der schottischen Pächter kommen frisch und fett in den Fleischereien von London an. Der Baumwollen-Fabrikant von Dundee steht dadurch dieser Hauptstadt näher, als der von Manchester. Der Producent im Norden und der Consument im Süden sind sich ebenfalls näher gerückt. Unsere Ansichten über Raum, Geschwindigkeit und Entfernung haben sich gänzlich geändert. Statt Entfernungen nach Meilen zu messen, zählen wir jetzt nach Stunden. Dublin ist nur noch achtzig Stunden von London, Edinburg vierzig. Wir wären nicht im Stande, alle Rayons aufzuzählen, von denen London den Mittelpunkt bildet; so viel ist gewiß, daß alle diese Linien um die Hälfte verkürzt und dadurch die Kräfte des Königreiches compacter und concentrirter geworden sind.

Die geregelte und nicht kostspielige Macht des Dampfes hat zu

diesem Ziele geführt. Jetzt handelt es sich darum, die Leichtigkeit der Verbindung durch Anwendung der Dampfmaschine auf dem Lande noch mehr zu fördern. Man kann sich nicht leicht vorstellen, was England jetzt ohne Dampfmaschine machen würde. Weiß man doch, daß in der Mitte des vorigen Jahrhunderts auf dem größeren Theile der Insel die kleinen Gutsbesitzer, sich gleichsam wie in einem Reitersmanns-Wesen gefallend, nur in einem, von ihren Frauen grob gewobenen Kleide bei großen Festtagen erschienen. Das Volk ging gewöhnlich mit nackten Beinen. Unbestreitbar waren Wohnung, Kleidung und Nahrung unserer Großeltern nicht so gut, als in unsern Tagen. Und fragt man nun, was diese Klasse der Gesellschaft in den Stand gesetzt, zwei Hüte des Jahres zu haben, statt mit bloßem Haupte zu gehen, sich in schönes Tuch zu kleiden, feine Hemden zu tragen, wie die ersten Lords des Reiches, was ihren Frauen die Erlaubniß verschafft, die Toilette der vornehmen Damen nachzuahmen, was den Söhnen das Vergnügen gestattet, die Kostüme zu wechseln, was den Töchtern vergönnt, an ihrem Hochzeitstage in einem Gewande zu erscheinen, so fein, wie Spinnengewebe, glänzend in allen Farben des Regenbogens, in einem Gewande, wie es zu Zeiten ihrer Großmütter kaum Herzoginnen zu tragen pflegten; fragt man, wer ihren Strohhut geflochten, ihr Halstuch gestickt, ihre Spitzen gewoben, ihre Strümpfe gestrickt, ihre Kämme belegt, die Blumen auf ihren Bändern gezeichnet, die Schuhe genäht und die Rosette darauf verziert habe, so muß man antworten, der Dampf.

Geht man auf den Ackerbau über, so wird der Bauer, der das hübsch gearbeitete Pfahlwerk um seine Hütte betrachtet, sich sagen, daß der Dampf es so hergestellt. Das Grabscheit, mit dem er den Boden in seinem Garten umgräbt, der Rechen, die Hacke, die Sichel, die Sense, mit einem Worte, alle Werkzeuge, deren er sich bei seiner Arbeit bedient, sind Produkte des Dampfes. Der Dampf knetet den Teig, mit dem er seine Thiere füttert, gießt sein Pflugmesser, formt die Scheere, mit der er seine Schaafe scheert, deren Wolle der Dampf ebenfalls endlich kämmt, spinnt und webt.

Bei der Baukunst finden wir ebenso die Riesenarme der Dampfmaschine nach allen Seiten ausgestreckt. Sie schneidet den Stein, glättet den Marmor, stoßt den Kalk, mengt den Mörtel, sägt die Bretter, hobelt die Thüren, behaut das Gesimse der Kamine, walzt das Blei für die Dächer und Rinnen, formt die eisernen Balustraden, schmiedet die Riegel und Schlösser, macht und druckt das Papier für Tapeten, bereitet Fußteppiche, belegt das Acajouholz, verziert die Schlösser in den Zimmern, arbeitet die Vorhänge, druckt und mißt sie

aus, flicht die Franzen, die Eicheln und Glockenschnüre, macht die Stuhlkappen, die vergoldeten Nägel, die eisernen Stäbe, die Betttücher und Decken, das Porzelan, und die Pfeifenerde, Flaschen und Gläser. Mit einem Worte, das Prunkgemach, der Speisesaal, die Küche, die Speisekammer, die Kommoden verdanken mehr oder minder die Gegenstände, die sie enthalten, dem Dampfe.

Im Jahre 1807 benützte Herr Fulton in New-York den Dampf zuerst für die äußeren Verbindungsmittel, indem er denselben zu Bewegung der Schiffe anwandte. Seit der Zeit hat er eine unberechenbare Wichtigkeit bekommen. Betrachtet man die schwachen Anstrengungen, die man erst noch vor zehn Jahren machte, so muß der Kontrast mit der Gegenwart noch freudiger in die Augen fallen, noch mehr Erstaunen erregen. Bei der Marine hat der Dampf Wunder gethan, er hat den Ocean zum Aufruhr gebracht. Nach wiederholten fruchtlosen Versuchen und enormen Ausgaben, ist es dem prachtvollen Pyroskaphen endlich gelungen, die Wellen zu durchpflügen, Wind und Fluth Trotz zu bieten, die Untiefe zu beherrschen, Entfernungen zusammen zu rücken, Zeit zu ersparen und alle Länder der Erde zu vereinigen. Der Dampf hat ihn geschaffen und in Bewegung gesetzt, der Dampf hat auch seine schweren Anker geschmiedet, sein Kupfer gegossen, seine enormen Taue gedreht, seine weiten Segel gewoben. Die Meere, Flüsse und Seen des brittischen Reiches sind heut zu Tage mit Dampf-Packetböten bedeckt. Ihnen ist jetzt beinahe allein der Transport der Reisenden und eines großen Theils der Produkte des auswärtigen, so wie des Küstenhandels anvertraut. Die bei der Dampfschifffahrt verwendeten Kapitalien lassen sich nicht mehr überschauen. Man hat berechnet, daß ein einziger die Themse hinab und hinauf fahrender Pyroskaphe, ohne den geringsten Unfall, mit Leichtigkeit, Bequemlichkeit, mit großer Ersparniß an Zeit und Geld fünfmal hundert tausend Reisende transportirt hat.

Wir haben einige wichtige Vortheile aufgeführt, welche aus der Erleichterung der Verbindungsmittel und der Ersetzung der animalischen Kraft durch die Kraft der Elemente entstehen; wie groß aber auch diese Vortheile seyn mögen, so werden sie nur dann zum wirklichen Nutzen der unteren Klassen der Gesellschaft ausschlagen, wenn die Dampfwagen in der Absicht in das Werk gesetzt sind, damit Lebensmittel für den Menschen zu ersparen. Der Plan, der hierüber von uns gebildet wird, ist keine blendende, unausführbare Chimäre, er läßt sich in einem Axiome umfassen: die Nahrungs-Produkte des Landes, verwandelt, wie sie es werden müssen, reichen vollkommen zu, die Armuth zu tilgen, und die Fonds, mit denen man die Armen

jetzt unterhält, ermuthigt, hegt und pflegt, sind im Stande, das Mittel zur Verwirklichung der hier verlangten Verwandlung zu geben.

Die Armentaxe belief sich im Jahr 1831 auf die Summe von **8,279,217 Pf. 14 Sch. (99,350,612 fl. 24 kr. rhein.).** Dieses unermeßliche, unproduktive, wie ein Krebs an den Eingeweiden der Gesellschaft nagende Kapital, schafft das Uebel, dem es steuern soll, und pflanzt es fort; denn schon ein Theil der, der Erhaltung kräftiger, gesunder Armer geopferten Summe wird, richtig verwendet, hinreichen, in wenigen Jahren diese große nationale Maaßregel durchzuführen, und, in der Zwischenzeit, dieser arbeitlosen Klasse Brod zu geben.

Die Ersetzung lebendiger Kraft durch leblose ist, wenn nicht gerade das Heilmittel für alle unsere Leiden, doch wenigstens ein nützliches, leicht anwendbares, wirksames Gegenmittel. Ist der Mangel an Lebensmitteln, oder mit andern Worten, Uebervölkerung die Krankheit des Landes, so wollen wir sie nicht auf Wegen heilen, die mit einer Veränderung der eigentlichen Gesellschaft begännen, und am Ende die Hoffnungen doch nur auf eine grausame Weise täuschen möchten, wir wollen das Uebel durch eine Substitution des Unterhalts auf direkte, substanzielle und wirksame Weise angreifen. Die Anwendung der Kraft der Elemente an der Stelle der körperlichen Kraft erzeugt einen Grundsatz, an den die Philantropen nie gedacht haben. Verwandelt er auch nicht, wie der vorgebliche Stein der Weisen, Alles in Gold, was er berührt, so ist er doch eine natürliche, gleich wohlthätige Macht, weil er die Armuth in Wohlstand, die Krankheit in Gesundheit, das Laster in Tugend zu verwandeln vermag.

Die thierische, zum Handelstransport in Großbrittanien jetzt verwendete, Kraft besteht in ungefähr zwei Millionen Pferden; jedes Pferd verbraucht eine Summe von Nahrungsmitteln, von der acht Menschen leben könnten. Wäre es hienach möglich, den Verbrauch aller dieser Pferde in Nahrung für Menschen zu verwandeln, so reichte das für sechszehn Millionen Einwohner zu.

Ist das Produkt so enorm, so unsere Bedürfnisse übersteigend, so wird es überflüssig, in unbedeutende Einzelnheiten einzugehen. Wir überlassen dem Nationalökonomen die Sorge, jeden Nutzen zu berechnen und das wahre Verhältniß festzustellen. Wir wollen uns innerhalb der Gränzen eines sicheren, leicht ausführbaren Planes halten, und die Behauptung verfolgen, daß der vierte Theil dieser Summe hinreichen würde, England aus allen Verlegenheiten zu retten, von denen es in diesem Augenblicke in einem Maaße niedergedrückt wird, daß es ohne Anwendung eines Rettungsmittels seinem raschen Untergange entgegenschreitet.

Die Bemerkung möchte vielleicht nicht überflüssig seyn, daß das Quantum der Lebensmittel, welches zur Ernährung dieser vier Millionen Menschen dienen würde, nicht das Produkt eines ausgedehnteren Ackerbaues und folglich einer verhältnißmäßigen Verwendung von Fonds wäre, sondern es bestünde genau in dem Theile des jährlichen Ertrags, der gegenwärtig, von der Gesammtsumme abgezogen, für den Transport, das heißt für die Ernährung der Zugpferde verwendet wird; so ist es als unproduktives Kapital ein wirklicher Verlust. Zu dem aus einem so großen Verbrauche unnützer Lebensmittel entspringenden Verluste muß man die beträchtlichen Kapitalien fügen, welche der Ankauf der Pferde erfordert.

Wir setzen zuerst voraus, daß man statt 20,000 Pferden 20,000 Ochsen unterhalten, daß man diese füttern und fett machen wird, dadurch wird zu gleicher Zeit der Preis des Fleisches, des Unschlitts und des Leders, dreier Hauptbedürfnisse für den Armen erniedrigt. Ernährt man statt der Ochsen Kühe, so wird eine Verminderung des Preises bei der Milch, bei der Butter und beim Käse eintreten. Die Mäßigkeit der Preise bei diesen Gegenständen wird nothwendig auf den der Manufakturen zurückwirken.

Die Ersparniß wird bei den verschiedenen Ausgaben der Regierung nicht minder fühlbar werden. So wird z. B. die Direction der Posten mehr als eine halbe Million Pfund Sterlinge ersparen, und die Erniedrigung des Preises der Lebensmittel wird eine analoge Erniedrigung in den Unterhaltungskosten der Armee und der Marine herbeiführen.

Die Gesetze über den Getreidehandel sind eines von den Uebeln, welche diese große Maaßregel gänzlich heben wird, nicht durch Abschaffung dieser Gesetze, sondern, was noch mehr werth ist, dadurch, daß sie die Abschaffung überflüssig macht.

Vielleicht wird man einwenden, daß wir durch Vermehrung der Substanzmittel auch die Bevölkerung vermehren, was uns früher oder später in noch viel unseligere Verhältnisse stürzen würde, als die sind, denen wir durch ein heilsames Mittel zu begegnen suchen. Was liegt aber daran? Sind wir im Stande, mehre Generationen von allem Elende, von Lastern und Krankheiten zu erretten, sollen wir darum die Rettung unterlassen, weil im Verlaufe der Zeit ein Augenblick kommen wird, wo die Gesellschaft von Neuem dieselben Uebel zu erdulden hat. Das wäre, als wollte man nicht essen, wenn man hungrig ist, weil man den andern Tag wieder Hunger haben wird. Werden uns Vernunft, Menschlichkeit, Interesse, Pflicht verbieten, aus der peinlichen Krise herauszutreten, in der wir uns befinden, weil sich möglicher Weise unsere Nachkommenschaft einer ähnlichen Krise ausgesetzt sieht?

Die Vortheile, die aus der Ausführung unseres Entwurfes hervorgehen müßten, wären eben so bedeutend, ja noch bedeutender für den Ackerbau.

Die Produkte des Ackerbaues kosten in England zwei mal so viel, als auf dem Kontinent. Es fragt sich nun, ob es möglich ist, sie wohlfeiler zu bekommen? Und wir antworten: das unterliegt keinem Zweifel, wenn wir uns des Umstandes erinnern, daß vor sechszig Jahren ein Pfund Baumwolle nur einen Faden von 1700 Klafter Länge producirte, und zwar durch anhaltende Arbeit eines Mannes während eines ganzen Tages, und daß jetzt durch Dampf ein Pfund Wolle einen Faden von 167 Meilen Länge gibt, wozu nur die Arbeit eines Kindes erforderlich ist.

Die Lage der Unternehmer von Diligencen und der Wagenvermiether wird sich folgendermaaßen gestalten:

Im gegenwärtigen Augenblick ist ihr Nutzen schon so sehr herabgedrückt, daß es nur wenig mehr bedarf, und sie gerathen in Verluste. Ohne Zweifel gewinnen sie in gewissen Jahreszeiten viel, denn es gibt Reise-Saisons. Es gibt periodische Geschäftsreisen und Vergnügungsreisen der hohen Gesellschaft; es gibt angenehme Sommer-Monate und die lustige Epoche um Weihnachten. Auf der andern Seite gibt es auch todte Jahreszeiten, während welcher man die Pferde und ihre Verpfleger nicht weniger erhalten muß; diese empfangen ihren Gehalt, jene ihre Nahrung. Man kann ihre Zahl nicht vermindern, weil man weiß, daß eine Jahreszeit kommt, wo man sie alle braucht.

Hiezu muß man die enormen Verluste an Pferden rechnen, die durch die Schnelligkeit entstehen, mit der man jetzt reist. Diese Schnelligkeit, welche Beinbrüche, Halswunden, Verrenkungen, Quetschungen, Blutspeien veranlaßt, hat das mittlere Lebensende der Postpferde auf drei Jahre reducirt *). Liegt nicht schon in dieser Thatsache allein das Verdammungsurtheil des gegenwärtigen Systems?

Es ist hier zu bemerken, daß das Pferd physisch unfähig ist, eine schnelle Bewegung lange Zeit auszuhalten. Zwei und eine halbe Meile

*) Allen diesen Zufällen mögen die deutschen Postpferde wohl auch ausgesetzt seyn, aber nicht wegen der reißenden Schnelligkeit, mit der sie die Wagen fortschaffen, denn obgleich auch bei uns noch einmal so schnell gefahren wird, als vor zwanzig Jahren, so beträgt die Schnelligkeit in Deutschland doch nur die Hälfte der englischen; in England werden aber auch bei einzelnen Postställen jedes Jahr alle Pferde verkauft, und frische, kräftige dafür angeschafft; die verkauften Pferde sehen in der Regel noch so stattlich aus, daß sie bei unsern Staats-Carrossen Aufsehen erregen würden. A. d. U.

in der Stunde ist die größte Schnelligkeit, mit der ein Pferd anhaltend zu ziehen vermag. Auf diese Weise arbeitet es leicht acht Stunden des Tags ein Gewicht ziehend, das in effectiver Kraft 100 Pfunden gleich kommt *). Multiplicirt man die Zeit mit der Geschwindigkeit, so bekommen wir zwanzig Meilen im Tage und seine Arbeit für den ganzen Tag läßt sich durch 2,000 Pfund ausdrücken. Welcher Pächter hat je seinen Pflug im Trabe ziehen lassen? Er weiß wohl, daß ein Pferd, welches langsam geht, unendlich mehr Arbeit vollbringt, als das, welches läuft.

Ein Wagenvermiether spannt vier Pferde an, läßt sie zehn Meilen in der Stunde zurücklegen und hält sie sieben und eine halbe Stunde in Arbeit; so kommt in Beziehung auf die Zeit ein Verlust von einer halben Stunde in Vergleich mit dem Pferde heraus, welches langsam ging, und man darf nicht glauben, daß Das, was an Zeit verloren gegangen, an der Entfernung wieder gewonnen worden ist. Der Verlust ist hier im Gegentheil noch viel größer. Jedes Diligencen-Pferd kann im Tage nur fünfzehn Meilen machen, so daß bei der Entfernung ein Viertel verloren wird. Das Quantum der Arbeit entschädigt eben so wenig für den Verlust an Zeit und Entfernung. Das Pferd, welches zwei und eine halbe Meile in der Stunde machte, vollbrachte täglich eine Arbeit, die wir zu 2000 Pfund angeschlagen haben; aber das Pferd, welches zehn Meilen in der Stunde lauft, verwendet nur eine Kraft von 25 Pfund, was mit fünfzehn Meilen multiplicirt 375 gibt, welches gleich kommt einem Verluste von 1625 Pfunden, veranlaßt durch die Schnelligkeit des Laufes.

Daraus läßt sich entnehmen, warum die Entrepreneurs der Diligencen nicht mehr so viel gewinnen wie sonst, da das Maximum der Geschwindigkeit sechs Meilen in der Stunde war. Wir sehen daraus auch, warum diese Unternehmungen weniger abwerfen, als alle andern.

Durch Annahme der Dampfwagen würde dieser Handelszweig ein ganz anderes Ansehen gewinnen; denn diese Wagen können auf die

*) Das heißt, hundert Pfund Gewicht an einer Rolle aufgehängt, können mit einer Geschwindigkeit von zwei und ein halb von einem Pferde aufgezogen werden, das nach dem Verhältnisse von zwei und einer halben Meile in der Stunde und zwar acht Stunden hindurch reist, folglich zwanzig Meilen jeden Tag macht. Es handelt sich nicht um das Gewicht, das ein Pferd auf der Straße ziehen kann, sondern um das, welches es auf einer Rolle zu bewegen im Stande ist. Ein Lastträger trägt leicht 130 Pfund und ein Mensch kann sich so anstellen lassen, daß er sich ausstreckend 1500 Pfund heben wird; versucht er es aber, ein Gewicht auf einer einzigen Rolle in Bewegung zu setzen, so wird er nicht im Stande seyn, mehr als den achten Theil zu heben.

Seite gestellt und ohne großen Verlust unthätig gelassen und dann wieder ohne neuen Kostenaufwand in Thätigkeit gesetzt werden; auch ist das Brennmaterial in Beziehung auf Preis und Qualität nicht so sehr dem Schwanken unterworfen, wie das Futter. Das Kapital endlich, welches die erste Gründung eines Unternehmens von Dampfwagen erfordert, ist außerdem nicht so beträchtlich, als das für den Ankauf der Pferde.

Die Unterhaltung dieser Maschinen läßt sich nicht vergleichen mit der beständigen Ausbesserung der Stallungen sammt den Gehalten der ganzen dabei angestellten Dienerschaft. Der Verbrauch an Brennmaterial ist nach der Entfernung derselbe, ob man schnell oder langsam reist; bedenkt man aber den Nutzen, so vereinigt sich Alles zu Gunsten einer großen Geschwindigkeit, was gerade das Gegentheil von Dem ist, was bei den Pferden stattfindet, wo man die Schnelligkeit nur auf Kosten der Kraft und folglich des Nutzens erhält.

Es bleibt aber noch ein wichtiger Punkt der Betrachtung übrig. Welche Art von Straßen ist besonders anwendbar, um der Verbindung mit Dampfwagen einen allgemeinen Nutzen zu verleihen? Wenn die Gründung von Eisenbahnen zur vollkommenen Entwicklung jeder möglichen Verbindung unerläßlich ist, so unterliegt es keinem Zweifel, daß die Vortheile, die wir uns versprechen, lange auf sich warten lassen werden; denn die Baukosten der railways sind so enorm, daß die erforderlichen Kapitalien nur nach und nach angeschafft werden können, und wer weiß, ob nicht in der Zwischenzeit ein großer Verlust beweist, daß diese Kapitalien unnütz ausgegeben worden sind? Glücklicher Weise glauben wir versichern zu können, daß die Wagen sehr gut auf gewöhnlichen, zu diesem Endzwecke mit besonderer Sorgfalt gebauten Straßen zu laufen vermögen, deren erste Anlage, so wie die Unterhaltung in jeder Beziehung unendlich weniger kosten würden, als die Eisenbahnen.

Die Schwierigkeiten, welche man auf irgend einer Straße zu überwinden hat, sind: die Reibung, die Gravitation, die Collision und die Oberfläche der Straße.

Die Reibung ist der Widerstand, den man bemerkt, wenn man eine Oberfläche gegen eine andere reibt. In dem Falle, der uns beschäftigt, hat man sie oft mit der Oberfläche der Straße verwechselt, und doch ist dieses durchaus nicht genau dieselbe Sache. Jeder weiß, daß jede Reibung beträchtlich vermindert werden kann. So bedarf es zum Beispiel viel mehr Kraft, auf einer rauhen Straße einen Schlitten fortzubewegen, als einen Wagen.

Der Widerstand der Oberfläche rührt von dem größeren oder kleineren Grad der Härte der Straße her; er ist es, der die Bewegung auf einem lockeren Boden schwieriger macht, als auf einem harten, festen.

Die Collision wird durch die Pflastersteine oder die Löcher veranlaßt, die sich auf der Straße finden.

Die Gravitation endlich ist das Hinderniß, welches durch die Neigung der Straße entsteht.

Wir wollen nicht läugnen, daß kein Straßensystem sich schmeicheln darf, die drei ersten Hindernisse so vollkommen zu haben, als die Eisenbahnen, und daß folglich die Dampfwagen stets viel gleicher auf einem (vorausgesetzt vollkommen wagerechten) railway (Eisenbahn) laufen werden, als auf jeder andern Straße; handelt es sich aber von der geringsten Neigung, so ist eine gut verbundene Granitstraße der Eisenbahn vorzuziehen, und selbst auf einem horizontalen Boden läßt sich eine Granitstraße so bauen, daß der Unterschied an Leichtigkeit und Geschwindigkeit so unbedeutend wäre, daß in Beziehung auf die Kosten sich kein Vergleich mehr anstellen ließe.

Man zweifelt im Allgemeinen nicht an den unermeßlichen Kosten, welche sowohl die Gründung als die Unterhaltung der Eisenbahnen veranlaßten. Die bekannte Bahn von Liverpool nach Manchester erstreckt sich auf einen Raum von 29 und einer halben Meile. Nach dem 1825 im Monat December veröffentlichten Prospectus sollte sie 510,000 Pf. St. (6,120,000 fl. rhein.) kosten. In dem darauf folgenden Monat April wurde der Anschlag im Betrag dieser Summe dem Oberhause vorgelegt und dabei eidlich versichert, daß sie zu Deckung aller Kosten zureichen werde, und die definitive Rechnung weist einen Aufwand von 1,101,017 Pf. St. (13,212,204 fl. rhein.), d. h. das Doppelte nach. Es ist kaum zu bemerken, daß eine gewöhnliche Straße nicht den achten Theil dieser Summe kosten würde. Was die Unterhaltung betrifft, so kostet die Eisenbahn von Liverpool nach Manchester jährlich vierhundert Pfund von tausend, während eine Granitstraße nur fünf kosten würde.

Wäre der Unterschied in Beziehung auf Leichtigkeit und Geschwindigkeit bedeutend, so dürfte man wegen dieser Kosten aus den früher angegebenen Gründen keinen Anstand nehmen, aber es läßt sich mathematisch nachweisen, daß bei Vergleichung der erforderlichen Kraft und der hervorgebrachten Wirkung, wo die Neigung der Bahn sich auf $^1/_{690}$tel belauft, eine Granitstraße einer Eisenbahn vorzuziehen ist, und wo sie $^1/_{305}$tel beträgt, ein gewöhnliches Pflaster mehr Vortheil gewährt. Dieses rührt theils von der Gravitation, theils vom Mangel an Adhärenz der Räder an die rails (in denen die Räder laufen), dem natürlichen Resultate des Vortheils her, den man durch übermäßige Verminderung des Widerstandes der Oberfläche erringen wollte.

Nun bleibt noch das Niveau. In dieser Beziehung läßt sich, wie

gesagt, den Eisenbahnen der Vorzug nicht absprechen, aber ihre Superiorität ist nicht so bedeutend, als man wohl glauben möchte. Denn die Thätigkeitskraft, welche erfordert wird, um eine volle Tonne auf einer horizontalen Eisenbahn fortzubewegen, beträgt zehn Pfund, und auf einer Granitstraße zwölf und ein halbes Pfund. Dieser Unterschied hält keinen Vergleich mit den Unterhaltungskosten aus.

Was den Nutzen betrifft, den man sich von der Anlegung von Eisenbahnen verspricht, so läßt sich kein günstigeres Beispiel anführen, als das der Bahn von Liverpool nach Manchester. Nirgends zeigte sich eine solche Vereinigung vortheilhafter Umstände. Liverpool ist nach London die erste Handelsstadt des Königreichs, und Manchester umfaßt eine unermeßliche, gewerbthätige Bevölkerung. Die Produkte aller Länder des Erdballs gelangen in die erstere dieser beiden Städte, werden von da in die andere gebracht, um in den Händen der Fabrikanten ihre Gestaltung zu bekommen, dann werden sie zurückgeführt, um abermals verpackt zu werden; diese ewige Waaren-Passage erfordert die beschleunigste Verbindungsweise. Nichts wurde versäumt, um eine prachtvolle Eisenbahn zu errichten. Für die Actionäre sollte ein unermeßlicher Gewinn daraus entspringen. — Nach einer von der Direktion der Gesellschaft angestellten Berechnung sollten jährlich 1,248,090 Tonnen Gewicht an Reisenden und Waaren auf dieser Straße, mittelst 20,307 Pf. St. jährlicher Ausgaben transportirt werden. Aber in den drei Jahren 1831, 1832 und 1833 wurden im Ganzen nur 441,395 Tonnen Gewicht transportirt, welche 69,401 Pf. St. Transport kosteten, d. h. der Transport betrug nur ein Drittel von Dem, was er betragen sollte, und die Kosten waren achtmal höher, als der Anschlag.

Der ungeheure Nutzen, den die Unternehmer den Aktionären versprochen hatten, beschränkte sich auf eine jährliche Dividende von 8 Procenten, was allerdings eine hinreichend vortheilhafte Unterbringung für einen Kapitalisten bildet, aber es ist noch Zweierlei zu bemerken. Einmal, daß dieses Interesse nicht den Nutzen überschreitet, den jeder Unternehmer von Diligencen aus seiner Industrie bezieht, und dann, daß wichtige Gründe vorliegen, anzunehmen, daß diese Dividende selbst eine eingebildete ist und bis jetzt mit Hülfe von Anlehen bezahlt wird. So viel ist gewiß, daß seit dem 30. Juni 1833 die Direktoren als Dividende eine Summe von 33,864 Pf. St. bezahlt haben, während sie nach ihrem Kassenstande nur 13,322 Pf. St. zur Deckung besaßen.

Die Räuber von Rondinara.

Während des Winters von 1835 hatte der englische Reisende, Henry Lighton, ein Fahrzeug gemiethet, welches ihn nach der Insel Sardinien übersetzte, wo er sich mit Jagen unterhielt. Er verließ Sardinien während der ersten Tage des März, um nach Livorno zu reisen. Das Wetter jedoch zwang ihn, in einer kleinen Bucht auf Corsica anzulegen, welche Rondinara genannt wird, und zwischen Porto Vecchio und Bonifacio gelegen ist. Den 10. des Morgens erblickte er am Ufer einen alten Hirten mit langem Bart, der einen Topf mit Milch trug, die er verkaufen wollte. Nachdem er auf sein inständiges Bitten an Bord des Fahrzeugs genommen worden war, betrachtete er mit einer finstern Miene und einer außerordentlichen Aufmerksamkeit alle Theile der Wohnung des Herrn Lighton. Man kaufte ihm seine Milch ab, und war bemüht, ihn schnell wieder an's Land zu führen, da er Allen verdächtig schien. Er fragte einen Schiffsjungen, ob der Engländer oft jage: „Er sollte," fügte er hinzu, „auf jenem Hügel dort unten jagen, wo es Hasen und Rebhühner vollauf gibt."

Um 11 Uhr des Morgens begibt sich Herr Lighton in Begleitung des Schiffers, Antonio Poggi, an's Land, um sich nach seiner Gewohnheit mit der Jagd zu vergnügen. Gegen 1 Uhr Nachmittag befand er sich eben auf der von dem Alten bezeichneten Höhe, als sich ihm vier bewaffnete Männer zeigen mit finsterm Blicke und geschwärztem Gesichte. Er entfernt sich schnell, um mit ihnen nicht zusammen zu gerathen; kaum aber hat er einige Schritte gemacht, als ihn die vier verdächtigen Gestalten bereits eingeholt haben. Er bewaffnet sich jetzt mit einem angenommenen Scheine von Wuth und ruft ihnen zu: „Was wollt Ihr hier, mit Waffen und verkleidet? Fort mit Euch auf der Stelle!" Diese Leute aber, so schrecklich sie auch aussahen, zeigen sich voll Sanftmuth und Wohlwollen: „Fürchtet nichts," sagen sie, „wir wollten Euch nur um etwas Pulver bitten, und zeigen Euch dann auch dafür einen Fleck, wo es viel Wildpret gibt." Lighton ist nicht

sehr beruhigt durch diese unerwartete Anrede und beeilt sich, sie zufrieden zu stellen, indem er Abschied von ihnen nimmt, und für ihr Anerbieten höflich dankt. Bald sieht er, daß man ihm folgt, und ihn nicht aus den Augen läßt. Als er endlich an eine wilde Schlucht kommt, sieht er plötzlich seinen Verdacht in eine schreckliche Gewißheit verwandelt. Er hört nun mit einem Male eine Stimme „Halt, Halt!" schreien. Er wendet sich um, und erkennt dieselben Männer, hinter einem Felsen postirt, die nach ihm zielen und ihm zurufen, seine Waffen abzulegen. Der Engländer gehorcht sogleich. Man bemächtigt sich seiner Flinte und dann seiner Person, zugleich benachrichtigt man ihn, daß er sterben müsse, wenn er nicht 10,000 Franken hergibt. — 10,000 Franken hab' ich nicht. — Nun wohl, also 8,000. — Aber auch so viel hab' ich nicht. — Also 6,000. — Der Engländer streitet so nach und nach von der Summe herunter, und die Bösewichter verlangen 4,000, 2,000, endlich 400. Lighton bietet ihnen 300 Franken, und erklärt, daß das alles Geld sey, welches er besitze. — „Wir sind vier," antworten die Räuber, „und wir wollen wenigstens für den Kopf 100 Franken." Endlich geben sie unter fürchterlichen Drohungen nach, und nehmen die gebotene Summe an, verlangen aber noch Pulver und Brod. Lighton übergibt sogleich den Schlüssel seines Koffers an Antonio Poggi, der bei dieser schrecklichen Scene zugegen war, und bittet ihn, an Bord zu gehen, um die Summe zu holen.

„Hüte Dich wohl, allein zurückzukommen," riefen die Kerle Poggi nach, „sonst tödten wir Dich und Deinen Herrn dazu." Poggi eilt fort und findet auf dem Schiff den Bedienten Lightons, der ihm das Lösegeld für seinen Herrn übergibt. Er meldet ihm die kritische Lage desselben, und sagt ihm: „Wenn Du zwei Schüsse hörst, so beweine uns, als wenn wir todt wären." Poggi wollte so eben zurückeilen, als sein Vater dazu kommt und ihn um die Ursache der heftigen Bewegung fragt, die er auf ihren Gesichtern liest. Der Sohn will nicht sprechen, der Vater besteht aber darauf, und endlich muß er ihm Alles sagen. Nun widersetzt sich der Alte, und will den Sohn nicht fortlassen. „Aber," schreit Poggi, „wenn ich nicht zurückkomme, so wird man Herrn Lighton erschießen." — „Und wenn sie Dich erschießen?" — „Fürchte nichts, mein Vater, ich komme mit heiler Haut wieder; laß mich eilen, die Augenblicke sind kostbar." — „Wohlan, so gehe ich mit Dir." — „Um des Himmels willen nicht, sonst müssen wir Alle sterben. Sie haben es gefordert, daß ich allein zurückkehre." — Endlich gelingt es Poggi, sich den Armen seines Vaters zu entreißen, den er trostlos zurückläßt.

Lighton sieht endlich seinen Befreier kommen, den er seit einer Stunde schon erwartet; er fordert seine Flinte zurück, die er erhält, nachdem sie abgeschossen ist. Hierauf verschwinden die Räuber mit ihrem Gelde.

Wer waren die Urheber dieser schändlichen Beraubung? Wie konnte solch ein abscheuliches Verbrechen in Corsica begangen werden? Dieses Land war immer so gastfrei gegen den Fremden; der Diebstahl wird dort so tief verabscheut! Nie zeigte dieses Departement das Beispiel einer solchen Räuberei. In der That erschallte auch nur ein Schrei des Unwillens von einem Ende der Insel bis zum andern bei der Nachricht von diesem schändlichen Attentat.

Bald erfuhr man, daß in der Gegend von Rondinara nur eine einzige Familie hauste, Ferracci mit Namen, übel berüchtigt und im größten Elende lebend. Nach dem Raube machte sie beträchtliche Getreide-Einkäufe und die Anzeigen des Engländers paßten genau auf die drei Brüder Battista, Dono, Domenico und ihren Vetter Paul Ferracci, die unter demselben Dache lebten. Später ergab es sich, daß der alte Hirte, der am Morgen die Milch verkaufte, der Vater von dreien der Angeklagten war; auch er hätte in die Anklage hineingezogen werden müssen, aber man schauderte vor dem Gedanken, eine ganze Familie eines Verbrechens zu bezüchtigen.

Das Verhör beginnt; vier Zeugen sind erschienen, und Herr Suzzoni, der Vertheidiger der Angeklagten, erklärt, daß er eigentlich nichts zu thun habe, weil seine Clienten nicht vertheidigt seyn wollen.

Der Präsident befragt sie, ob es wahr sey, daß sie die Vertheidigung ablehnen.

Die vier Angeklagten stehen zu gleicher Zeit auf und schreien:

„Wir wollen nicht verurtheilt werden; der Engländer soll erscheinen! (Vogliamo l'Inglese! l'Inglese!“)

Der Präsident macht ihnen verständlich, daß dies unmöglich sey, indem Herr Lighton jetzt in Italien reise, und nicht zu bewegen war, nach Corsica zurückzukehren. Er bittet sie in ihrem eigenen Interesse, der Entscheidung des Hofes sich zu fügen; allein die Angeklagten bestehen auf ihrer Weigerung. Dies hilft ihnen aber nichts, und nach sehr stürmischen Debatten führt Suzzoni für die Angeklagten das Wort. Man legt 52 Fragen den Geschworenen vor, die fast alle bejahend beantwortet werden, und die vier Verbrecher werden zu fünf Jahren Galeerenstrafe verurtheilt, welches das Minimum ist, in Betracht, daß diese Unglücklichen zu einer und derselben Familie gehören.

Bilder aus Sachsen

von

F. Stolle.

Die sächsischen Mädchen.

Um über den fraglichen Gegenstand ein unbefangenes, philosophisches Urtheil abzugeben, ist ein Haupterforderniß, daß man nicht selbst verliebt ist. Da ich mich, Gott sey Dank, dermalen in diesem glücklichen, emancipirten Zustande befinde, so ergreife ich die schöne Gelegenheit, und berichte, wie folgt:

Die sächsischen Mädchen sind ein herrliches Geschlecht, das der liebe Gott zum Nutzen und Frommen seiner guten und getreuen Bewohner des constitutionellen Königreichs Sachsen besonders erschaffen hat, obschon die königlich sächsischen Mädchen nichts weniger als constitutionell gesinnt zu nennen, da der sächsische Landtag gleich beim Beginn seiner Sitzungen die unpolitische Ungalanterie beging, das reizende Geschlecht von seinen Sitzungen auszuschließen und sich seine Gallerie muthwilligerweise zu defloriren.

Es ist ein uralt Bonmot, daß

„in Sachsen die schönen Mädchen wachsen.“

Ging ich nun nicht so unparteiisch zu Werke, ließ ich das Bonmot auf sich beruhen, und die Welt käme hinsichtlich der sächsischen Mädchen nie auf's Reine, aber so streiche ich das schön und setze dafür hübsch. Nach dieser Variation will ich das Sprichwort beschwören, falls die Sache zum Prozesse kommt. Hiemit soll nun nicht gesagt seyn, als ob in Sachsen nicht auch sehr schöne Mädchen wachsen, bewahre der Himmel! Auch leb' ich der moralischen Ueberzeugung, daß sich $^9/_{10}$ Theile meiner Landsmänninnen für sehr schöne Mädchen halten.

Hätt' ich völlig freie Hand, würd' ich obiges Bonmot noch auf eine zweite Art variiren und schreiben:

„In Sachsen, wo die herzigen Mädchen wachsen.“

Dieß kann ich sogar auf geographischem Wege beweisen. Deutschland oder, wie die Turner wollen, Teutschland, oder demagogisch das deutsche Vaterland, oder laut der Wiener Congreßakte die deutschen Bundesstaaten sind bekanntlich das Herz von Europa; Sachsen wiederum ist das Herz von Deutschland; kann es aber nach deutscher Logik und Fundamental-Philosophie anders kommen, als daß auf solch herzigem Terrain die meisten herzigen Mädchen wachsen? Ein sächsisches Mädchen weiß mit ihrem kleinen Herzen in der Welt Gottes Nichts anzufangen, als sich damit zu verlieben, und das macht das süße Kind eben so herzig und liebenswürdig.

Indem ich den letzten kühnen Satz niederschreibe, fallen mir die Leipzigerinnen ein, und ich komme in nicht geringe Verlegenheit. Daß die Leipzigerinnen auch sächsische Mädchen, kann ich nicht läugnen, und gleichwohl paßt da mein Satz nicht, daß sie mit ihren diversen Herzen Nichts anzufangen wüßten, als sich zu verlieben. Ich will mich auf gut constitutionellem Wege aus der Schlinge ziehen und so klar als möglich fassen.

Jeder Mediciner, wenn er auch noch nicht promovirt, wird mir zugestehen, daß jedes irdische Mädchen, von andern ist die Rede nicht, mit zwei Herzkammern geboren wird. Nun gut, ich mache jetzt die Nutzanwendung auf die sächsischen Mädchen. Wenn ich von ihnen im Allgemeinen behaupte, daß sie mit ihren Herzen Nichts anzufangen wüßten, als sich damit zu verlieben, so soll Das so viel heißen, daß sie sich mit beiden Herzkammern verlieben; die Leipzigerinnen machen aber eine Ausnahme und verlieben sich bloß mit Einer, während die andere mit allerhand Contrebande, als da sind Feronieren, Spitzen, Marabouts, Ballengagements und mit noch schlimmeren Dingen vollgepfropft ist.

Die Leipziger Mädchen sind wie ihre vaterländischen Colleginnen zwar constitutionelle Staatsbürgerinnen, aber absolutistischer gesinnt. Sie geben dem Zweikammersystem den Vorzug. Es ist da ein ewiger Streit der Interessen zwischen Liebe, Eitelkeit und Gefallsucht, während die Mädchen in der Provinz gar nicht wissen, daß sie zwei Kammern haben, da in beiden nur die Liebe wohnt.

Die Mädchen in der Provinz, was soll das bedeuten? Es ist gut, daß mir diese Redensart in den Weg kam, ich habe mich lange genug darüber geärgert, und erhalte nun Gelegenheit, einmal dem Leipziger Uebermuthe beizukommen.

Die Leipziger, doch damit ich nicht ungerecht werde, fast nur das junge Leipzig, la jeune Leipsic, wenn es auch nicht ganz der Ueberzeugung lebt, daß Leipzig der Mittelpunkt der Erde und der Civilisation, und daß der liebe Gott den 5400 Meilen langen Aequator bloß erschaffen hat, damit er sich um Leipzig drehe, hat sich doch seine eigene Geographie geschaffen. Nach diesem Leipziger geographischen Katechismus wird das Königreich Sachsen eingetheilt:

a) in die Stadt Leipzig, inclusive der Kohlgärten und Straßenläufer, und

b) in die Provinz.

Alles, was nicht Sahne statt Rahm sagt, was nicht zittert und bebert, sondern nur zittert und bebt, gehört zur Provinz; das herrliche Dresden im blühenden Elbthale mit seinen Kunstschätzen, Dresden, die Haupt- und Residenzstadt, das gewerbreiche Chemnitz mit seinen Fabriken — Alles ist Provinz, hat neun Zehntheile weniger Anspruch auf die ewige Glückseligkeit, und Leipzig mit seinen fetten Lerchen und magern Professuren ist die allmächtig gebietende Urbs.

Doch ich kehre zu meinem Hauptthema, den sächsischen Mädchen, zurück.

Mir ward Gelegenheit, die sächsische Flora in den verschiedenartigsten Jahreszeiten zu beobachten. Wie manche selige Winternacht lehnte ich an einem Pfeiler der kerzenflammenden Ballsäle des Hotel de Pologne in Leipzig, und sah die reizenden Guirlanden des Cotillon an mir vorüberschweben. Ich habe sie geschaut die liebliche Flora der Leipziger Gewandhausconcerte, so wie die freundlichen Blumen der Residenz, in reizender Verklärung der hundertfach flammenden Kerzen, umwogt von den süßesten Melodien Bellini's. Man befand sich in einem Zauberparke von Tausend und Einer Nacht; man war berauscht, entzückt — aber nicht erquickt. Die lieblichen Blumen waren eben nichts als Balldamen, und wenn man am Tage nach dem Ball den blassen, kränklichen Gestalten auf der Promenade begegnete, schwand vollends alle Poesie.

Aber es gibt außer Leipzig und Dresden noch eine andere sächsische Flora, die wie ein duftendes Veilchengefild in der Stille ihrer Berge und Thäler einsam blüht, des eigenen Werthes unbewußt, und sie ist die Nationalfarbe der sächsischen Mädchen.

O durchwandere nur, geneigter Leser, an schönen Sommerabenden die freundlichen sächsischen Landstädte, blicke auf nach den Fenstern, wo Blumen herabnicken, und Du wirst hinter den Blumen noch schönere Blumen versteckt finden; wandle nur vorüber an den Steinbänken vor den Häusern, wo sie gern vereint sitzt die holde nachbarliche Flora,

plaudernd und Mährchen erzählend, und Du wirst sie oft der glänzendsten Damengallerie des Ballsaals vorziehen. Kehre nur ein in den einsam gelegenen Maiereien, den im Waldesgrün vergrabenen Försterwohnungen und den hinter blühenden Linden versteckten Pfarrhäusern, und Du wirst erkennen, daß in Sachsen auch Engel blühen, von denen kein Geograph und selbst der königlich sächsische statistische Verein Nichts weiß.

Indem ich dieß schreibe, überkommt mich tiefe Wehmuth, denn ich muß ja Deiner gedenken, unnennbar süße Blume, die Du einsam und vergessen blühst in Sachsens höchstem Gebirg, wo man keinen Frühling kennt, träg der schwarze Hüttendampf zum verödeten Himmel steigt, wo eintönig das Glöckchen des Bergwerks tönt, und am Wege der Eibischbaum mit seinen rothen Beeren kümmerlich nur gedeiht. Stiegst Du herab von Deinem Wolkensitze zu den Fluren des Frühlings, welch' ein Blumenregen von Huldigungen würde Dich begrüßen. So wirst Du einsam blühen, einsam sterben, und im Eise des Erzgebirgs wird Dein einsames Grab seyn. Denn Du bist arm und ein Engel, zwei Eigenschaften, die vollkommen geeignet sind, hiernieden recht bald vergessen zu machen. Vielleicht, daß, wenn Du von hinnen gegangen, die Volkssage ihren Regenbogenschimmer um Dich breitet, und Du den wenigen armen Leuten, die Dich kannten und als kleine Heilige verehrten, auch künftig als Heilige erscheinst und sie stärkst im frommen Wandel. Mir ist Nichts von Dir geblieben, als ein einfach Lied, das ich später einer jungen Dame schenkte, der ich oft von Dir erzählte und die Dich innig liebte, weil sie Dir ähnlich war. Obschon sich die Paar Verse gedruckt vorfinden, sey ihnen doch, da sie ein sächsisches Mädchen charakterisiren, ein Plätzchen gegönnt:

Hoch oben auf dem Felsen,
Wohin kein Auge sieht,
In Frühlingpracht eine schöne
Vergeß'ne Blume blüht.

Tief unten lacht der Frühling,
Leben der Schwestern viel;
Es treiben in muntern Zweigen
Die Vögel ihr lustiges Spiel.

Die Wolken und die Geier
Achten der Blume nicht,
Es schaut kein freundlich Auge
In das so liebe Gesicht.

Kein Schmetterling umgaukelt
Das blühend schöne Kleid —
Die ganze Welt da unten
Kennt nicht der Blume Leid.

Das Abendroth ist verklungen,
Die Sterne blicken herfür —
Die Blume ist gestorben —
Es weiß kein Mensch von ihr.

Der Leser wird mir übrigens für dergleichen poetische Excurse wenig Dank wissen. Ich gehe aber in mich, werde wieder statistisch und berichte wie folgt:

Unter zehn sächsischen Mädchen ist eins sehr hübsch, eins recht hübsch, drei sind hübsch, drei weniger hübsch, zwei gar nicht hübsch. Schön ist ungefähr das Fünfzigste und häßlich das Dreißigste.

Unter zehn sächsischen Mädchen sind ferner drei bis vier liebenswürdig, ein Paar sind angenehm, die übrigen lassen gleichgültig.

Geistreich sind von Zehn eines oder zwei, gemüthreich aber acht.

Naivität ist ihre Cardinaltugend und Nationaltypus. Unter zehn befinden sich wenigstens sechs oder sieben Naive.

Sich geschmackvoll zu kleiden verstehen von Zehn nur drei oder vier. In Leipzig ändert sich dieß Verhältniß, da verstehen es acht.

Von zehn Mädchen bekommen drei den Mann ihrer Wahl; sechs heirathen, um unter die Haube zu kommen und eine bekommt gar keinen Mann.

Nichtsdestoweniger sind von zehn Ehen zwei glücklich, fünf zufrieden, zwei unzufrieden und nur eine unglücklich zu nennen.

Nach dieser Wahrscheinlichkeitsrechnung, von der sich jeder Leser, so er nach Sachsen kommt, wird überzeugen können, sey mir noch zu erwähnen erlaubt, wie man die hübschen Sachsinnen in der Regel benamt.

Da stehen nun gleich im ersten Gliede die Marien. Sind zehn Mädchen beisammen, stecken gewiß ein oder zwei Marien darunter; und sonderbar, ein eigner Segen ruht auf den sächsischen Marien, es sind fast sämmtlich süße und holde Kinder. Daher das liebe Lied von Wilhelm Müller von den Lippen manches begeisterten Marienliebhabers ertönt:

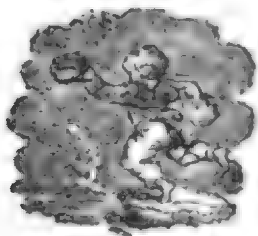
Maria möcht' ich Dich begrüßen!
Mein Herz hat stets Dich so genannt.
Seh' ich ein klares Bächlein fließen,
Setz' ich mich still an seinen Strand;
Maria rieseln seine Wogen,
Maria soll Dein Name seyn. u. s. w.

Nach den Marien kommen die Paulinen. Auch diese sind in der Regel recht hübsch; und ich würde überhaupt bei jeder königlich sächsischen Gevatterschaft den guten Rath geben, das respective Töchterlein Marie oder Pauline zu taufen; es würde da gewiß einmal recht hübsch.

Auf die Paulinen folgen die Theresen, diesen die Sophien, die Luisen, Henrietten, Amalien, die Julien und Emilien, diesen die Charlotten und Karolinen, die Augusten, Wilhelminen und Mathilden. Auch Clärchen gibt's die Menge, und in Dresden heißt alle Welt Ida.

Bescheidenheit ist eine der hervorragendsten Tugenden meiner schönen Landsmänninnen. Sie würden es daher nur ungern sehen, wollte ich dieses Kapitel, welches allein über sie handelt, noch weiter fortspinnen; obschon mir der interessanteste Stoff zu Gebote stünde, wo ich meine über allen Tadel erhabene Beobachtungsgabe im glänzendsten Lichte zeigen könnte. Indeß meine Galanterie ist noch größer als meine Autoreitelkeit, was gewiß viel sagen will, und indem ich dem Wunsche der bescheidenen Schönen zuvorzukommen suche, schließe ich diesen Aufsatz mit der Bitte an alle nicht sächsischen Leser, recht bald selbst in mein freundliches Heimathland zu kommen und sich von der Wahrhaftigkeit meiner Aussagen über die sächsischen Mädchen zu überzeugen.

Ich lebe und empfehle mich in der frohen Hoffnung, daß sie die Reise nicht gereuen wird.



Aus Mainz.

Die Juden.

Die Physiognomie dieser Menschenklasse, ich meine die geistige, ist hier wie überall. Das demüthigende Verhältniß, worin sie zu allen Zeiten lebte, hat ein Gepräge erzeugt, das eigenthümlich ist, und das nur zu sehr an das Ertragen, Dulden und Entsagen der Parias mahnet. Zwar sind die Juden in Mainz und in Rheinhessen Bürger, von Groß bis Klein, reich und arm, ohne Ausnahme; der Mann auf Helena hat sie dazu gemacht, und die gegenwärtige humane Regierung hat ihnen diesen Ehrennamen gelassen. Darum befinden sie sich auch immer auf der Bürgerliste, so oft von Staatslasten, Militärdienst, Steuern, Einquartierung ꝛc. die Rede ist. Sie dürfen sich auch ernähren, und zwar auf eine ziemlich unbeschränkte Weise, das heißt, sie dürfen vegetiren nach Herzenslust. Doch sobald es sich von dem Genusse weiterer bürgerlicher Ehren und Vortheile handelt, befinden sie sich nicht auf der Bürgerliste, so daß man versucht ist, zu glauben, ihre Namen seyen für diese Fälle mit sympathetischer Tinte geschrieben, die verschwindet und erscheint, je nach Belieben des Zauberers. Thatsache ist, daß man noch keinen hiesigen jüdischen Bürger zum Geschworenen für die Assisen gewählt hat, noch keinen zur städtischen Verwaltung, keinen zum Landtags-Abgeordneten, keinen zum Staatsdienste, — selbst das Casino dürfen sie nicht betreten, sie könnten das Heiligthum sonst entweihen! Himmel, so hat wohl Napoleon das Bürgerrecht nicht gemeint, und man sollte den großen Todten erwecken, und ihn fragen, was er unter jüdischem Bürgerrechte verstehe! Er lächelte wohl, wenn er wüßte, daß man sich abhärme, diese rein bürgerliche Frage durch die Gewalt der Sophismen mit einer religiösen zu vermischen, mit der sie gar nichts gemein hat! Das ist ein großes Feld

der Thränen! Täglich kehren die aufgeklärtesten Männer von den Universitäten heim, und müssen darben, weil man ihnen die geringste Staatsstelle versagt. Aus welchem Grunde? Antwort: Sie beten in der Synagoge zu Gott! O, da haben es unsere Altvordern weit klüger gemacht; sie verboten den Juden die Ausbildung ihres Geistes, da fühlten die Armen doch das Unrecht nicht! Täglich stößt man auf die redlichsten Juden, die fähig wären, sich für Recht und Wahrheit aufzuopfern, und doch mißtraut man ihnen ein Votum über Schuldig und Unschuldig selbst bei dem unbedeutendsten Assisenfall. Warum? Antwort: Sie beten in der Synagoge zu Gott! Täglich zeigen sich bei den Juden Spuren ächt-patriotischer Gesinnung, und noch nie hat man einen gewürdigt, das allgemeine Wohl zu repräsentiren. Weß Ursach? Antwort: Sie beten in der Synagoge zu Gott! Wahrlich, wer dieses rechtlich-ungerechte Verhältniß mit gesunden Augen betrachtet, kann nicht anders, als den Unglücklichen eine Thräne des tiefsten Schmerzes fließen lassen, und sich betrüben, daß die Frage der Emancipation noch so wenig Lebensfrage geworden ist, ob auch die edelsten Geister für sie kämpfen! —

Und gar das Casino! Das Haus, worin diese Gesellschaft hier besteht, heißt „der Hof zum Guttenberg.“ Guttenberg! dieser unsterbliche Mainzer hat so unendlich viel für die Weltcivilisation gethan, und ihr verstoßt die Juden, selbst die edelsten, die aufgeklärtesten, die bravsten, von eurer Schwelle — — das ist auch Civilisation! Warum nicht mit diesen harmlosen Menschen eine fröhliche Stunde in Gesellschaft verleben? Warum nicht mit ihnen in demselben Zirkel sitzen und ein Glas des edlen Vierunddreisigers auf die Verdammniß aller Intoleranz trinken? Gewiß, die Edlen unter euch werden „Wohl bekomm's“ wünschen, und hättet ihr auch mit einem Juden angestoßen! Oder sollte es unter den 2,000 hiesigen, jüdischen Einwohnern nicht eine einzige Seele geben, die würdig wäre, die Mainzer Casino-Seligkeit zu kosten? Das wäre schlimm, und ich müßte sie alle auf die Himmelsseligkeit vertrösten, wo die Liebe ein Auge zudrückt! Aber, Gottlob, so arg ist es nicht! — Ich kann nicht ohne bittere Ironie über diese Casino-Frage denken; denn diese schmähliche Zurücksetzung einer ganzen Reihe allgemein geachteter und würdiger Mitbürger ist zu schmerzvoll! Religionshaß kann der Grund nicht seyn, dazu ist der Mainzer zu klug; er weiß, daß dieses Gespenst längst zur Ruhe ist, und daß nur noch schwache Gemüther und Narren von ihm in Athem gehalten werden! Bosheit ist es auch nicht, dazu ist der Mainzer zu gemüthlich, zu offen, zu charakterstark; er kann unmöglich einem Menschen böse seyn, weil er in Sache

religiöser Ueberzeugung anderer Meinung ist, als er. Egoismus, diese Hyder, die sonst Ursache aller Kränkungen gegen diese armen Juden ist, kann ebenso wenig hier in Frage seyn; es wäre nicht abzusehen, worin unsere christlichen Bewohner beeinträchtigt würden, wenn auch ein Jude im Casino die Zeitung läse, eine Pfeife rauchte, eine Partie spielte, oder gar ein Tänzchen mit einer liebenswürdigen Mainzerin wagte. Warum also dieses Anathema? Ich meine der Grund liegt nahe. Es ist ein Stück angeerbtes Vorurtheil, ein Restchen vom alten Sauerteig, eine heilig gehaltene Gewohnheit, daß man im heitern Kreise, umgeben von den Blumen deutscher Flur, die orientalische Pflanze nicht gerne sieht; das Fremdartige, woran man sich im Leben so gut gewöhnt, soll urplötzlich im traulichen Zirkel verletzen! Und um dieser Schwäche willen zeiht man sich einer Intoleranz, deren man sich selbst schämen muß, wenn man ruhig und vernünftig darüber nachdenkt! Ich bitte euch, ihr liberalen Mainzer, entschlagt euch dieses kindischen Vorurtheils, reichet einem und dem andern der edelsten der hiesigen Juden die Hand, führt ihn über die Schwelle des Guttenberghofes, — damit ehret ihr am würdigsten euren unsterblichen Landsmann Guttenberg! —

Was die Verhältnisse der Mainzer Juden in intellectueller und sittlicher Beziehung, besonders in Betracht der Fortschritte zum Ziele allgemeiner Veredlung, betrifft, so wäre über dieses Thema viel zu sagen, selbst zu klagen! So streng, wie hier, habe ich nie Orthodoxen und Neologen, beides im ächtesten Sinne des Worts, geschieden gesehen. Solche strenge Sonderungen sind schon an und für sich vom Uebel! Die Einen, und an Zahl nicht die Geringeren, halten mit eiserner Hand fest an dem alten, verjährten Systeme, und wollen kein Haar breit nachgeben von den zweitausendjährigen Satzungen, die, unbekümmert um Zeit und Ort, vom Vater auf den Sohn als Heiligthümer übererbten. An diesen Menschen geht der Zeitgeist vorüber, ohne den geringsten Einfluß auf ihre religiösen Gesinnungen zu üben, und jeder Versuch, sie zu überzeugen, ist umsonst! Sie sind übrigens, eben in der Fülle ihrer geträumten Religiosität, im Leben meist redliche Menschen, fern von Laster und Leidenschaften, und sie tragen, bei all ihrer Scheinfrömmigkeit, nichts vom Gepräge eines Jesuitismus oder Pietismus; denn sie glauben aufrichtig, was sie glauben. Es sind das die älteren Familien der Gemeinde. — Die Andern, meist junge, gebildete Kaufleute, Gelehrte und Handwerker, glühen für jede Verbesserung und Veredlung des Herzens und des Geistes; sie wünschen nichts sehnlicher, als daß die Allgewalt der Wahrheit siege über das Starre, Stetige, wie es aus früheren

Jahrhunderten auf unsere Zeit kam, ohne daß es mit dem Prinzipe des Fortschritts vereinbar wäre. Es ist nicht genug, daß sie sich über die gewöhnlichen Ceremonien hinaussetzen, sie wollen auch eine vernünftige Religiosität in Verbindung bringen mit dem reinen Mosaismus, damit die jüdische Religion einerseits gereinigt werde von allen talmudischen Moden, andererseits auch nicht Gefahr laufe, von dem Pesthauche des Indifferentismus vergiftet zu werden, der sich ihrer zu bemächtigen droht. Sie erzielen eine Fundamentalreform der religiösen Erziehung ihrer Kinder, eine Veredlung des kirchlichen Ritus, eine Verbesserung der bürgerlichen Gewerbe ihrer mehr vernachläßigten Glaubensbrüder, vor Allem aber befleißigen sie sich selbst eines streng moralischen Wandels und biederer Gesinnungen; überhaupt stehen sie auf der Höhe der Bildung des Jahrhunderts, und sehen eben von dieser Höhe herab, bald mit Wehmuth, bald mit schmerzlicher Verachtung auf Diejenigen, welche sie bei diesem redlichen Streben immer noch für unreif für bürgerliche Gleichstellung mit den Christen halten. Unreif! das ist das Wort, das man leider so oft hören muß; denn die moderne Verfolgung bedient sich dieses Worts, um ihre Teufelslarve dahinter zu verstecken! Wollt ihr warten, Menschenfreunde, bis diese versteckten Heuchler den Juden reif erklären zur bürgerlichen Gleichstellung, so dürfte die Frist bis zum jüngsten Tage währen und eben so lange die Schande, daß man eine arme Menschenklasse ihres Glaubens wegen um das Glück ihres Daseyns geprellt hat! Daß ihr Das aber nicht wollt, dafür spricht so manche schöne Regung, die täglich neu zu Gunsten der heiligen Sache dieser schwachen Minderzahl bei den wahren Biedermännern aufwallt! —

Feuilleton.

Literarische Uebersichten.

DRAMATISCHE DICHTUNGEN

von

Oehlenschläger.

Zwei Theile.

(Hamburg, bei August Campe. 1835.)

*** 1) Tordenskiold, tragisches Drama. — Vielleicht im Bewußtseyn seiner Unzulänglichkeit nannte der Verf. dieß Produkt ein tragisches Drama! — Die meuchlerische Ermordung des biderben Helden des 18. Jahrhunderts bildet die Aufgabe dieses Stückes, und dazu ist die allerlangweiligste Procedur gewählt. Tord., ein ungeleckter Bär, erscheint mit seinem Freunde Kold, der auch zugleich als Bedienter fungirt in Hannover, und daselbst auf die Einleitung Lord Carterets eine Miß Harriet, die in romantischer Schwärmerei sich in den Helden verliebt hat, zu heirathen. Er logirt im Hause des Präsidenten Görtz (wahrscheinlich der berühmte Politiker, wahrscheinlich — denn so viel er auch spricht, sein Charakter ist nicht scharf gezeichnet). Sein Neffe, ein gallomanischer Geck (Spiegelhausen) und eine für Tord.'s Großthaten schwärmende Nichte (Luise) sind mehr Nebenpersonen. Um den ungeschlachten Wodan noch greller hervortreten zu lassen, ist ihm eine adelstolze alte Jungfer in der Schwester des Präsidenten (Tante Debora) gegenübergestellt. Die am Hofe Ludwigs XIV. mit Reifrock und Schönpflästerchen paradirende Muse soll ihr Idol seyn. Tord. wird ihr vorgestellt, sie empfängt den »Roturier« vornehm, und erklärt ihm, daß sie ihn bilden wolle, worauf er erwiedert:

»Bin ich roh, gnädige Frau! Ihr doch sollt mich nicht kochen.« Der Präsident beschwichtigt, ein großes Diner wird veranstaltet. Tord. führt einen jungen Menschen mit sich, der als Tölpel angekündigt wird; dieser wird in ein Spielhaus verlockt, er macht dort Schulden an einen Erzgauner (v. Stahl). Tord. gelobt den Treffbuben zu züchtigen. Das wird dann zur sog. tragischen Katastrophe verbraucht. Spiegelhausen ist in die reiche Miß Harriet verliebt, und von ihrer närrischen Tante begünstigt. Die schöne reiche Miß will aber nur in Versen eine Liebeserklärung von ihm anhören, er thuts, und sie antwortet ihm in wo möglich noch schlechtern; er bekommt einen Korb.

Tord. führt sich als Capitän Ployart bei der jungen Miß, die »zwanzig Sommer schon geboren«, ein. Alsbald entwickelt sie die gewöhnliche Theekesselästhetik, auch einige Geschichtskenntniß, dann zeigt sie eine Mappe

Digitized by Google

mit Zeichnungen, in denen sie die Lebensmomente ihres angebeteten Helden darstellte. Sie erklärt alle ihre Zeichnungen als Cicerone, wie er als Schneiderbursch, Bedienter, Matrose, Seecadet, Lieutenant und zuletzt als Vice-Admiral gefaßt ist. Tord. gibt sich zu erkennen, und Miß Harriet umarmt den Geliebten. Bruder Hans v. Görz der Eisenfresser ist von seiner Eulenburg angekommen, um mit dem großen Helden Brüderschaft zu trinken. Auch die Hallenser Studenten bringen ein Ständchen, worin eine possierliche Parallele zwischen Festung und Universität.

»Die wir von Martin Luther stammen,
Versteh'n und würd'gen Dich, o Held!«

singen die bescheidenen Musensöhne, und Tord. dankt gerührt. Miß Harriet bringt eine Heirath zwischen Luisen und dem Onkel Präsidenten zu Stande. Tord. geht im Garten spazieren, Spiegelhausen machinirt, daß er mit dem »Treffbuben« v. Stahl Händel bekömmt; er zerbricht ihm seinen Degen und schlägt ihm die Stücke in's Gesicht. Er will ihm keine Satisfaction geben, endlich willigt er doch ein, sich mit ihm zu schießen. Tord. kann nicht fechten, man dringt in ihn und er sagt endlich ein Degenduell zu. Spiegelhausen ist Cartelträger und Secundant. Man fährt nach Reiten, um dort zu übernachten, und sich früh morgens zu schlagen. Bei Eröffnung des V. Akts schläft Tord. auf einem Ruhebett, es ist nicht genug, daß wir das Alles sehen, Kold ist ein reflectiver Kopf und spricht:

»Er schlummert auf dem Canapee des Wirths,
Unausgezogen und in Stiefeln noch.«

Dann erzählt er, was er mit dem Fensterladen, mit der Lampe und mit sich selbst anfangen will. Er geht. Karl XII. erscheint dem Schlafenden und spricht u. a.

»Ich König in der kurzen Lebensstunde,
Du nur im Anfang von geringem Stand.
Einander doch sehr ähnlich bei dem Schlunde,
Du kämpftest auf dem Meer, ich auf dem Land.« rc.

Tord. erwacht, Kold kömmt und wird wieder fortgeschickt, er sagt uns noch im Fortgehen, was wir nachher sehen und hören, daß sein Herr jetzt beten will. Auch ist es nicht genug, daß wir die Vision gesehen und gehört, Tord. erzählt Alles nochmals wörtlich seinem Kold. Tord. geht auf den Kampfplatz, er ficht mit einem kleinen Galanteriedegen, sein Gegner mit einem großen Schwerte, er wird ermordet, Kold schreit Zeter, die Mörder entfliehen, Miß Harriet eilt herbei und spricht die großen Worte:

»Doch nein, ich will nicht weinen, Tordenskiold!
Du warst ein Held, willst nicht bedauert seyn.«

Nach abermaliger Parade der Geschichtskenntniß fällt der Vorhang. —

Wir fragen nun nicht, wo ist jene Tragik, die den Helden im großen Kampfe mit dem Geschick zwar unterliegen aber nicht besiegt werden läßt? Dieser Maaßstab wäre zu groß? aber wo ist Charakterzeichnung, Handlung und Leben? Zwar tritt in dem ganzen Stücke keine Person auf, deren kleinste Eigenthümlichkeiten nicht die andern schon vielfach erörtert hätten. Das ist wahrlich ein schlechtes Palliativ. Mit Recht heißt dies Stück ein trag. Drama.

2) Der falsche König Olaf. Trauerspiel. Ein junger Fischer liebt gegen Ende des 14. Jahrhunderts ein adeliges Mädchen, diese wird »Jungfrau« bei Margaretha, Königin von Dänemark, Schweden und Norwegen. Von seiner ehrsüchtigen Mutter verleitet, benützt er seine frappante Aehnlichkeit und den Volksglauben, um sich für den verstorbenen Erbprinzen auszugeben. Es gelingt. Aber seine Geliebte, um derentwillen er Alles dieses unternommen, bebt vor dem Könige zurück, und auch dem guthmüthigen Jungen wird's vor der Lüge bang.

»Die Ruhe schwand,
Die nur in grobes Tuch gekleidet war,
Und Purpur hängt ihr jetzt um meine Angst«

klagt er dem in seinen Betrug eingeweihten Bischof Rudolph, welcher aber der Meinung ist:

»Daß, was **Verbrechen**
Im kleinen Sinn genannt wird, **Heldenthat**
Im Großen werden kann.«

Der Betrug wird entdeckt, und Olaf enthauptet. Ranghild gibt sich zuletzt noch als nordische Heidin zu erkennen, was wir ihr aber gerade nicht zu glauben genöthigt sind. — Lobenswerth ist die patriotische Tendenz, und hin und wieder ein gewisser nordischer Anflug dieser beiden Stücke.

3) **Die italienischen Räuber**, tragisches Drama. Eine dramatisirte und versificirte italienische Räubergeschichte, wie sie als Romane zu Dutzenden unter dem Bücherstaub der Leihbibliotheken begraben liegen. Die Räuberbraut Marielisa erreicht Rinaldino's Rosa bei weitem nicht. Bis zur gemeinen Karrikatur verzerrt sind die deutschen Reisenden: ein sybaritischer Wiener Kaufmann (Buttermilch), ein Poet (Phosphoros) der an Sonnettenindigestionen leidet, ein Archäolog (Strauß) der mit Manuscripten ausgestopft ist. Vorübergehend. s Interesse erregt der wahnsinnige Pietro, dem der Räuberhäuptling Massaroni seine Geliebte gemordet, und der nun durch Wälder dahineilt und stets: Angelika! Massaroni! ruft. In diesen zwei Worten liegt mehr Zeichnung, als in vielen andern seitenlangen Tiraden. Der tragische Moment soll wohl nur darin liegen, daß dieser Wahnsinnige den gebundenen Räuber erdolcht. — Auch hier kein echtes dramatisches Leben, doch mitunter ein guter und gut ausgedrückter Gedanke.

Musik.

Herr Vimaux in Paris hat einen Höllen-Galopp geschrieben, der viel getanzt wird. Ein französischer Kritiker berichtet darüber: „Dieser junge Komponist hat Feuer, Begeisterung und neue Gedanken in diese Tondichtung gelegt. Das *Dies Irae* (!), dessen ernste und traurige Musik glücklich durch das Orchester gleitet, verdunkelt die Seele und berührt sie wie ein Trauerfest, allein der lebhafte Rhythmus verwischt wieder diese dunkle Färbung und aus diesem Kontrast entwickelt sich jener Reiz, der den Melodien Rossini's so große Gewalt verleiht." — Das Dies Irae als Galopp arrangirt ist doch wohl noch das Stärkste von allen Verirrungen und Profanationen unserer Nachbarn.

Theater.

Mamselle Taglioni wird nach ihrer Wiedergenesung in einem neuen zweiaktigen Ballete auftreten. Inzwischen gibt die Oper ein dreiaktiges, betitelt: „Die große Dame, die Schauspielerin und die Grisette", worin die beiden Elsler erscheinen werden.

— Eine neue Oper in Paris heißt Gasparone; ein berüchtigter italienischer Räuber ist der Held. Der Componist heißt Riffaud und seine Musik hat Beifall erhalten.

— Das Kind der Wüste heißt ein neues Stück, worin nun die Beduinen selbst Rollen übernommen haben. — Einer derselben kommt als Tiger darin vor und fällt einen Andern an. Die Franzosen meinen, bei so glänzenden Aussichten mag das Stück seyn, wie es wolle, da käme es nicht eben sehr darauf an — und wir meinen es auch.

— In der am 26. Dec. in dem Theater alla Scala in Mailand in die Scene gegangenen ersten Vorstellung der Carnevalstagione der I. Puritani e Cavalieri, Opera seria in drei Aufzügen, Text von Pepoli, Musik von Bellini, des großen Ballets: Bianca di Castiglia von Morosini und des komischen Ballets: L'Isola dei Portenti (die Wunderinsel) in zwei Aufzügen, von demselben Verfasser, ist die Rollenvertheilung folgende:

In den Puritani:

Lord Gualtiero Valton Herr Mignani.
Sir Giorgio, sein Bruder, Herr Marini.
Lord Artur Talbo Herr Poggi.
Sir Riccardo Forth Herr Marcollni.
Enrichetta di Francia Mad. Bayllou.
Elvira, Valton's Tochter, Mad. Schoberlechner.

Bianca di Castiglia:

Pietro II., König von Castilien, Herr Bocci.
Duca di Olivarez Herr Ronzani.
Bianca Mad. Pallerini.
Isabella, ihre Vertraute, Dem. Crippa.
Don Giovanni di Padillà Herr Casati.
Der Scharfrichter Herr Trigambi.
Ein Kerkermeister Herr Pagliani.

L'Isola dei Portenti:

Benton, engl. Schiffskapitän, Herr Caprotti.
Amalia Dem. Monti.
Jak, Matrose, Herr Baranzoni.
Die Fee Martinizza Dem. Crippa.
Der Zauberer Caprifoglio Herr Casati.

Mode.

— Nach einem Hofball kann man nichts Besseres thun, als die Toiletten mustern, welche dabei erschienen. Was bei dem letzten Ball in den Tuilerien am Elegantesten erschien, war eben das am wenigsten Fremdartige; die neuen Toiletten zeigten nichts Unbekanntes. Die Prinzessinnen trugen weiße Kleider, auf denen Blumen in Reihen,

gleichsam als Schürze, gesetzt waren; dieselben Blumen bildeten den Kopfputz. Man bemerkte einige blaßblaue Roben mit rosenrothen Blumen, welches einen lieblichen Anblick bei starker Beleuchtung gibt. Einige sehr kurze Aermel schienen der Toilette unter Napoleon entlehnt, andre, ganz glatte, erinnerten an 89, und führten uns zu den kurzen glatten Aermeln zurück, die am Ellenbogen mit drei oder vier Reihen Spitzen garnirt waren; dieß ist allerliebst und erhebt mit den ziemlich großen Mantillen, wie sie jetzt getragen werden, die einfachste Toilette zu einer gewissen anständigen Eleganz. Ueberhaupt nähern sich die Moden mehr denen aus der Zeit Maria Antoinette's, als dem Mittelalter. Auch sah man wieder Mantillen, die auf der Schulter gezogen waren und vorn drappirt unter einer Blume. Diese veralteten Moden müssen mit Grazie getragen werden, und nicht zu sehr mit Verzierungen überladen seyn. — Unter den Mänteln zum Putz bemerkten wir einen polnischen Schnitt von Atlas oder gestreiftem Sammt mit Pelz oder Plüsch besetzt, an der Seite offen und durch Schleifen geziert; die langen halbweiten Aermel hängen von Außen am Arm herab. Ein solcher Pelz ist nur für Ball oder Schauspiel; er ist kurz und hat weder Gürtel noch Pelerine. — In Promenade-Hüten zeigt sich nichts Neues; unter den Soiréehüten sind die von Sammt mit drei Spitzen die ausgezeichnetsten; die kleinen spanischen Hütchen von weißem Sammt-Mousselin, mit weißen Federn und Aehren von Diamanten, sind reich und zu gleicher Zeit geschmackvoll; sehr junge Frauen können Rosen statt der Aehren nehmen. In Turbans sind einige von ägyptischer Form bemerkenswerth. — Unter den Fantaisles zeichnen sich Sammt-Palatine mit Pelz aus; auch sahen wir einen von röthlich-schwarzem Atlas mit einer breiten seidenen Franze besetzt. — Ponceau ist statt des Kirschrothen Modefarbe geworden; Granaten, Nelken, feurige Liebe wurden häufig auf dem Hofball gesehen. — Ein Collier von granatrothem Sammt zu einem weißen Kleide nimmt sich gut aus. — Netze von Sammt, vorn mit Blumen geziert, werden gleichfalls getragen. Auch sieht man griechische Frisuren; die Haare werden hinten erhöht und mit einer Guirlande umgeben, während eine ähnliche die Stirne schmückt.

Faschings-Neuigkeiten.

— Der erste Ball der großen Oper in Paris war ziemlich langweilig. So geht es fast allen ersten Bällen. Der große Schröder, der als Theater-Direktor in Hamburg auch Bälle gab, machte einmal bekannt, daß er mit dem zweiten Balle anfangen werde, um die elegante Welt zu vermögen, hinzukommen. In Paris thäte die große Oper fast recht, gar nicht anzufangen, weil ihre feierliche Anstrengung doch mit den leichten frivolen Bällen der andern Theater nicht gleichen Schritt halten kann. In der Oper promenirt man langsam und intriguirt schwerfällig; im Punkte der Thorheit muß man nicht zu vornehm seyn wollen; die Bälle in den Variétés und bei Musard sind zwar nicht distinguirt, aber unterhaltend. Da die Oper nun wohl einsehen mochte, daß sie mit Dem, was sie bieten konnte, nicht auslangen würde, um

ihre Gäste zu unterhalten, so kam sie auf den unerhörten Einfall, sich mit dem olympischen Cirkus zu verbinden, und Franconi's Rosse mischten sich unter die Domino's, ohne jedoch besondern Succes zu haben. Mehr gefiel das neu übermalte Foyer in Gold, Grün und Roth, welches einen recht artigen Anblick gewährt. Wenn jedoch diese Art von Belustigungen beim Publikum wieder in Schwung kommen sollen, so müßte man zu andern Dingen seine Zuflucht nehmen, als zu den Stallmeistern des Cirkus und zu einem übermalten Foyer.

— Hier in Stuttgart hat unser Carneval auch begonnen, und da unsere Ansprüche geringer sind, so würden wir von dem Foyer, Grün, Roth und Gold gewiß hoch entzückt gewesen seyn, wenn uns gleich die Stallmeister des Franconischen Cirkus auch nicht gefallen haben würden, und uns vor Allem bedeutend genirt hätten. Ein Theil unseres Theaters war mit dem Logenhaus verbunden und gleichmäßig decorirt worden; hieran stieß nach dem Hintertheile des Theaters zu ein Speisesaal. Alles recht geschmackvoll und gut beleuchtet. Das Publikum hatte sich ziemlich zahlreich eingefunden; doch sollen die Kosten durch die Einnahme nicht gedeckt worden seyn. Einige Masken erregten besonderes Aufsehen, weil man hohe Personen darunter vermuthete. — Wegen der Trauer war der königliche Hof nicht anwesend.

Meyerbeer's neueste Oper.

Von der Bartholomäusnacht werden nun schon die Generalproben gehalten. Viele Veränderungen wurden mit dem Stück vorgenommen. Zuerst ward es zu lang befunden und der Componist mußte bedeutend streichen. Dann sollten nach seiner Meinung auf ein Stichwort alle Glocken von Paris einfallen, und der Direktor mußte sich dazu verstehen, sechs große Glocken gießen zu lassen. Wie sie aber aufgehängt werden sollten, erklärte der Architekt der großen Oper, daß das Gebäude diese Last nicht tragen könne, und aus sechs Glocken wurden nun zwei, zum großen Leidwesen des Componisten. Endlich war es im Plan, Catharina von Medicis mit einer Fackel in der Hand erscheinen und nicht nur die Mörder anfeuern, sondern mit eigenen Händen morden zu lassen. Diese Unziemlichkeit, die noch dazu der Geschichte zuwiderläuft, wurde von der Censur verboten.

Der Künstler im Tollhause.

Ich besuchte neulich ein berühmtes Tollhaus. Ein Mensch fiel mir dort auf, der eine Violine hielt, worauf er immerwährend spielte. Die Geläufigkeit seiner Finger und die Art, den Bogen zu führen, erinnerten an Paganini. Bald zog er die Augenbrauen zusammen, wie ein Künstler, der eine Schwierigkeit zu überwinden hat, und wiederholte dann die Stelle so oft, bis er sie vollkommen in seiner Gewalt zu haben schien, dann wieder öffnete sich sein Blick und ein schönes Gefühl leuchtete daraus hervor, der Schweiß rann von seiner Stirne — kurz, er empfand alle Steigerungen der Begeisterung und der Extase. Aber sonderbar — zu hören bekam ich nichts. Das Instrument gab keinen Ton. Der Wärter sagte mir, daß das Gehör dieses Menschen so zart organisirt sey, daß er damit alle seine Töne vernehmen

könne, die für die Andern stumm bleiben. Würde er so stark wie gewöhnliche Musiker streichen, so könnte die Vibration seine Nerven zu sehr erschüttern, ja — er könnte auf der Stelle taub werden. Ich erkundigte mich nach den Schicksalen dieses seltenen Künstlers. Er hatte einmal eine Oper geschrieben, die von keinem Theater angenommen wurde, obgleich sie ein Meisterstück gewesen seyn soll. Von dieser Zeit an entsagte er der Welt und schwur auch, der Kunst zu entsagen. Er beschäftigte sich fortan mit mechanischen Arbeiten und lernte das Tischlerhandwerk. Abends aber schloß er sich in sein Dachkämmerchen ein, löschte seine ärmliche Lampe, und ergriff die Violine. Ein reicher Mann hörte ihn einst und beschloß, ein gutes Werk zu thun, wie es die Leute nennen, und den Künstler seiner Dunkelheit zu entreißen. Er sprach mit ihm, und der Tischlergeselle hörte ihm aufmerksam zu, allein am andern Morgen war er mit seiner Violine und mit seinem Hobel verschwunden. — Erst nach 35 Jahren erschien er wieder bei seinem hohen Gönner und bat ihn, daß er ihm ein Unterkommen im Tollhause verschaffen möchte. Man hielt ihn dazu reif und versorgte ihn auf solche Weise.

Anekdote.

Der Graf v. F., der sehr gut mit Herrn v. Talleyrand steht, unterhielt gern zärtliche Verbindungen mit Damen; allein seine Galanterie überlebte seinen Haarwuchs, denn er war schon fast kahl, als man sich noch immer von seinen Abenteuern unterhielt. — Einst befand er sich am 31. December bei Talleyrand und sagte zu ihm: Ich bin in der That in großer Verlegenheit, denn ich weiß nicht, was ich der Frau von * zum neuen Jahr schenken soll; ich wünschte ihr gern etwas Kostbares zu geben, etwas Seltenes . . . — Etwas Seltenes? fiel ihm Talleyrand in's Wort, wissen Sie was, mon ami, schenken Sie ihr einige von ihren Haaren.

Lacenaire.

Den 9. Januar wurde dieser Mensch, »der aus dem Mord ein Geschäft machte«, wie die französischen Journale verkündeten, mit seinem Mitschuldigen Avril hingerichtet. Sein gemachter Heldenmuth schmolz in seinen letzten Augenblicken sehr zusammen. Nicht, wie hie und da verbreitet wird, mit Festigkeit, sondern vernichtet und aufgelöst erwartete er sein Schicksal. Er hatte mit Hohn verkündet, daß er seine Memoiren, wie er dasjenige nannte, was er einem gewinnsüchtigen Buchhändler, der ihn in seinem Kerker besuchte, in die Feder dictirte, am Tage vor seiner Hinrichtung mit den Worten beschließen wolle: »die Fortsetzung folgt.« Die Laune dazu scheint ihn aber verlassen zu haben. Am Abend vor seiner Hinrichtung schrieb er ein »Gebet an Gott« nieder, das mit folgenden Worten schließt, die wir hier in treuer Uebersetzung geben: »Gott, den ich anrufe, erhöre mein Gebet! Stähle in meiner Seele einen Strahl Deines Glaubens, denn ich erröthe davor, nichts zu seyn, als Materie, und dennoch zweifle ich, ohne es zu wollen. Verzeihe mir, wenn mein stolzer Blick in Deinem Geschöpf Deine Hand verkannte. — Nichts. — Unsere Seele. — Die Natur. — Dieses Geheimniß werde ich morgen kennen.« Als er dieses niederschrieb, wußte er jedoch noch nicht, daß seine Hinrichtung am andern Morgen stattfinden sollte. Er konnte vor Schwäche seinen Vorsatz, das Volk vom Schaffotte anzureden, nicht ausführen. Avril, der zuerst starb, nahm Abschied von ihm, und mußte ihm Muth zusprechen. Kurz vor seinem Tode dichtete er auch ein Trinklied, das er seinem Mitgefangenen Avril widmete. Wir enthalten uns, es hier mitzutheilen, da es wirklich abscheulich ist. Auch die Guillotine wollte er besingen, wenn es sich schickte, wie er sich ausdrückte. Er gestand, daß er einst auf dem Punkte gestanden, nach Italien zu gehen, und dort Straßenräuber zu werden, allein daß er einsah, wie bei dem Theilen mit einer ganzen Bande zu wenig dabei zu verdienen wäre. Bei einem Brande in Paris soll

er ein Kind aus den Flammen mit eigener Lebensgefahr gerettet haben. »Wenn ich ein Kind schreien hörte,« sagte er, »so hätte ich Alles gethan, um es zu retten.« Folgende Anekdote mag hier noch ihren Platz finden. Während der Juni-Tage ging Lacenaire zu dem Theaterdichter Scribe und bat ihn, da er Paris verlassen müsse, um einiges Geld. Scribe machte ihm ein kleines Anlehen. Lacenaire sagte im Gefängniß: »Ich denke stets mit Rührung daran; wenn aber Herr Scribe es mir abgeschlagen hätte, so würde er jetzt weder Vaudevilles, noch Opern, noch Komödien schreiben.« — Doch genug von diesem abscheulichen Menschen, mit dem seit längerer Zeit schon die Pariser Journale ihre Spalten füllen. Wir haben es für unsere Pflicht gehalten, seiner ein paar Mal zu erwähnen. Die bereits angekündigten Memoiren sind als ein unmoralisches Buch in Beschlag genommen worden.

Bei Gelegenheit dieser Hinrichtung hatte ein Journal den Nachrichter »Bourreau«, welches mit unserem Scharfrichter gleichbedeutend ist, genannt; allein in unsern Tagen macht selbst dieß schreckliche Gewerbe seine Ansprüche. Man denke nur an die tragi-komische Danksagung, die ein sächsischer Scharfrichter mit seltener Gemüthlichkeit in die öffentlichen Blätter rücken ließ, und die wir vor einiger Zeit mittheilten. Die Benennung »Bourreau« hatte nun folgende Reklamation des Herrn Samson zur Folge, dessen Name in den Schreckens-Annalen der Revolution bekannt genug ist. Hier ist aber von dem Sohne jenes Samson die Rede, der Titel und Amt seines Vaters geerbt hat. Die Reklamation lautet wörtlich: »Paris, den 10. Januar 1836. — Mein Herr, in der Erwähnung der Hinrichtung Lacenaire's und Avril's sprechen Sie von dem Scharfrichter und seinen Knechten, indem Sie die Agenten der Execution bezeichnen wollen. Deßhalb richte ich diese Reklamation an Sie. Ich dürfte mich ermächtigt glauben, es durch den beiliegenden Staatsraths-Beschluß zu thun, aber ich zähle zu sehr auf Ihre Unparteilichkeit, als daß ich diesen Titel in Anwendung bringen sollte. Das Gesetz besagt: der Vollstrecker der Criminal-Urtheile; der Justiz-Minister und selbst die General-Anwälte gebrauchen nur diese Benennung. Der Name Knecht konnte den Gehülfen wohl vor 1792 ertheilt werden; aber seit jener Epoche wurden die Gehülfen von dem Herrn Siegel-Bewahrer ernannt, und von der Regierung bezahlt. Diese Beamten sind daher außer dem Dienste unabhängig von dem Vollstrecker, und mithin nicht seine Knechte. Ich wage zu hoffen, Herr Redakteur, daß Sie die Gerechtigkeit meiner Reklamation vollkommen fühlen werden, und daß Sie in Zukunft nicht mehr ein Wort anwenden wollen, welches ehrliche Leute verwundet, die der Zufall der Geburt in eine unglückliche Stellung geworfen hat. Genehmigen Sie u. s. w.« Der Beschluß des Staatsraths, worauf sich Samson hier bezieht, ist vom 12. Januar 1787 und darin ausdrücklich verboten, die Vollstrecker der Criminal-Urtheile mit dem Namen Scharfrichter zu bezeichnen.

Vermischtes.

Die Stahlfedern. Als Perry, ein armer Schulmeister in England, die stählernen Schreibfedern erfunden hatte, wünschte ihm Jemand Glück. „Das Erfinden ist nichts," gab er zur Antwort, „aber die Erfindung verbreiten zu können, ist Alles. Bring' ich es dahin, daß meine Federn in den Schulen eingeführt werden, so lernen die Jungen niemals Gänsekiele schneiden, und eine ganze Generation muß sich der Stahlfedern bedienen." Und so traf es ein. Jetzt ist die Bereitung dieser Federn ein großer Handelsartikel geworden, der Millionen einträgt. Auffallend ist dabei, daß der Verbrauch der Gänsekiele dessen ungeachtet nicht abgenommen hat; ein Beweis, daß zu dieser Frist mehr geschrieben wird, als sonst.

— Mad. Malibran war vor Kurzem auch in diesen Blättern ihres Processes wegen, den sie mit dem Theater-Agenten Rossi in Mailand hatte, des Geizes wegen angeklagt. Jetzt stellt sich aber nach einstimmigen Berichten die Sache anders heraus. Diese theatralischen Agenten sind oft unverschämte Wichte, und jener Rossi in Mailand verlangte 2500 Franken dafür, daß Mad. Malibran das Publikum der Scala entzückte, obgleich ihr Engagement durch Lablache's Vermittlung zu Stande gekommen war. Selbst wenn Rossi dieses Engagement vermittelt hätte, so würde er nur 250 Franken in Anspruch haben nehmen

können; allein er verlor als Betrüger seinen Proceß, und Mad. Malibran schenkte 250 Franken einer armen Familie.

— Die Pariser Schriftsteller erschienen in letzterer Zeit oft vor Gericht. So Balzac, weil er der Revue de Paris den Schluß einer Erzählung vorenthält, und so Dumas, weil er Stücke zur rechten Zeit nicht abgeliefert hat. Man sieht aus den Verhandlungen, daß die Honorare dieser Schriftsteller keineswegs so bedeutend sind, als man sie uns schilderte, und was noch mehr ist, daß diese Herren auch in dem Fall sind, in dem sich mancher deutsche Schriftsteller befindet, nämlich einen Theil des Honorars anticipando von den Verlegern erhalten zu haben.

— Im Hotel du Nord zu St. Etienne schliefen die Reisenden in guter Ruhe, als plötzlich ihre Thür geöffnet wurde, und ein Mensch sich zu ihnen hereintappte. Die Reisenden fahren aus dem Schlafe auf; allein der Eintretende beruhigt sie sogleich und sagt: „Es ist der Hausknecht, der Ihre Kleider und Stiefel holt.“ Ein Reisender, zu dem er zweimal kommt, springt aus dem Bett und verriegelt hinter ihm die Thür, um nicht wieder gestört zu werden. Ein anderer, ein Engländer, wundert sich, daß man ihn mitten in der Nacht wecke; allein das Individuum versichert, daß er sich in der Stunde irre und daß es bald Zeit zum Aufstehen sey. Der Engländer gibt ihm hierauf eine Commission, die Jener mit großem Eifer besorgt, dann Kleider und Stiefel nimmt und fortgeht. Die Sonne schien bereits hell, und die Reisenden in ihren Betten ziehen wie wüthend an den Glocken: „Meine Stiefeln, mein Rock, meine Pantalons!“ schreit Alles durch einander. Allein Niemand will etwas davon wissen, und die Reisenden sind genöthigt, im Bette zu bleiben, bis daß es dem Wirthe gelang, die gestohlenen Effecten bei einem ehemaligen Kellner seines Hotels, der die Gelegenheit gut kannte, und auf den sein Verdacht fiel, wieder zu finden. Alle waren zufrieden, die nun aufstehen konnten, bis auf einen Einzigen, einen königlichen Procurator, dessen Kleider nicht mehr gefunden wurden, und der genöthigt war, einstweilen des Wirths Garderobe zu Hülfe zu nehmen.

CHARADE.

Mon premier et mon dernier.
Sont chantés par mon entier.

Die artistischen Beilagen.

Mit dem heutigen Hefte übergeben wir unsern Lesern:

1) Die Neujahrsgratulanten, ein Scherz, der zwar etwas spät kommt, aber dennoch nicht unwillkommen seyn wird.

2) Abschied. Lied von Herrn Friedrich Schmidt.

Anzeige.

Wir machen unsere verehrten Mitarbeiter wiederholt darauf aufmerksam, alle Einsendungen für dieses Werk nur:

„an die Scheible'sche Buchhandlung in Stuttgart“

gefälligst adressiren zu wollen.

Herausgegeben von August Lewald.

Telegraph von Deutschland.

Beilage zur Zeitschrift Europa.

Nro. 4. 27. Januar. 1836.

Neuere Dichter.

Nicht ferne von dem Schmutter-Strand —
Sagt Einer, der nicht fabelt,
Da liegt, wie Allen wohl bekannt
Ein Dörfchen, das sich gabelt;
Dort habe ein Schulmeisterlein
Ein Weibchen sich genommen,
Durch deren Mitgift er allein
Zwölftausende bekommen.

Kaum war er im Besitz der Frau
Und ihres Mitgebrachten,
Ward er mit ihr schon ziemlich rauh,
Fing an sie zu verachten.
Bald ging's mit dem Schulmeisterlein
Aus einem andern Fassel,
Es schlich in seinem Herz sich ein
Die wüsteste Schlamassel.
Das Ding ward bald im Dorfe kund,
Es blieb nicht lang im Düstern;
Man hörte es von Mund zu Mund
Sich in die Ohren flüstern.

Die Schüler hatten feines Ohr,
Erkannten bald den Schmuler,
Daß jeder den Respekt verlor
Vor seinem saubern Schuler.
Laß' rathen Dir, Schulmeisterlein!
Lösch' aus die Liebesfackel;
Stell' Deine Liebeshändel ein,
Sonst giebt es noch — Spektakel.

(Münchn. Tagbl.)

O Aermster der Langen mit kurzem Gesicht:
Die Brille, sie hilft Dir doch nimmer!
Geduld nur, Geduld! wenn das Herz Dir auch
bricht:
Perdu ist verloren auf immer! —

(Leipz. Tagbl.)

Musik.

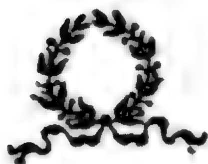
Prag. Das Concert der rühmlich bekannten Harfen-Virtuosin Madame Friedrichs aus London brachte uns unter Anderem auch Irländische und Schottländische National-Melodien, die für einen großen Theil des Publikums außer ihrem charakteristischen Werthe auch den Reiz der Neuheit hatten. Friedrichs spielte nämlich in ihrem Concerte zuerst eine Phantasie mit vollem Orchester von Bochsa, unter dem Titel „Erin's Bardic-Effusions", in welchem die beliebtesten Melodien des irländischen, an die Bardenzeit mahnenden Volksliedes zu einem Ganzen verwoben sind. Eben so schloß das Concert mit einer Composition von Bochsa, zu welcher er unter dem Titel „Reminiscences of Scotland" schottländische Volksmelodien als Motive benützt hat. Außerdem hat Madame Friedrichs zum Anfange der zweiten Abtheilung eine freie Phantasie vorgetragen.

Theater.

Herr Berger, von dem in Berlin auf dem zweiten Theater neulich ein Lustspiel: „die Bastille" mit Beifall gegeben wurde, hat schon wieder eins zur Aufführung gebracht: „die Erbin aus Brandenburg."

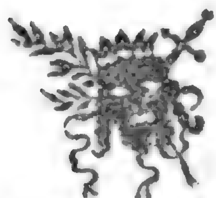
Hr. Harris, gleich andern Uebersetzern, nennt das Lustspiel „la Croix d'or", das mit Beifall gegeben wird, sein Lustspiel. In einem Berichte aus Braunschweig über dieses Stück heißt

es unter Anderem: „Der zweite Akt war wahrhaft groß und erhebend und kein Auge blieb trocken (!?) „Er lebe!" fand eine Anerkennung merkwürdiger Art. Ein Bravo ertönte durch das ganze Haus; es klang, als ob die Zuschauer Alle an Seinem Grabe gestanden und einstimmig ein Ruhe sanft! über Sein Grab hingehaucht hätten." — Potz Sentimentalität und kein Ende! das schickte sich gar nicht einmal für Napoleon und am wenigsten an diesem Ort und bei solcher Veranlassung. Allein es wird wohl auch nur dem Ref. so vorgekommen seyn! —



Wien. Das neue Schauspiel Grisildis vom Freiherrn von Münch-Bellinghausen erhält seit der zweiten Vorstellung, wobei zweckmäßige Veränderungen vorgenommen und Rollen gewechselt wurden, großen Beifall. Das Theater ist überfüllt. Die Rettich spielt nun statt der Peche die Hauptrolle mit ungleich größerem Talente; die Peche dafür die Rolle der Königin Ginevra. Man sieht hieraus, wie zweckmäßig solche Vertauschungen sind. Die größten Künstlerinnen müssen sich das in Wien gefallen lassen, was sagen manche Kleinen dazu? —

Der erste Maskenball im Theater zu München.



Der Speisesaal war neu dekorirt und mit dreizehn Ansichten bayer'scher Gegenden, und zwar von Berchtesgaden, Ettal, Tegernsee, Possenhofen, Starnberg, Attbach, Hohenschwangau, Kochel, Schäftlarn, Kreuth u. a., von dem Hoftheatermaler Schnitzler gemalt, verziert.

Zur Beförderung der Unterhaltung wurde folgender Scherz ausgeführt: Jede Maske erhielt bey Abgabe des Maskenbillets eine mit einer Nummer bezeichnete Karte. Um 9 Uhr erschienen Pierrot, Harlekin, Colombine und der Doctor mit dem Glücksrade im Saal. Colombine zog zehn Loose, Pierrot rief sie aus und der Doctor schrieb sie auf, außerdem wurden sie in einem Anschlage bei der Intendanz-Loge bekannt gemacht. Die Inhaber der gezogenen Loose erhielten 10 Gewinne, welche eine Stunde nach der Ziehung gegen Zurückgabe der Karte, vom Kassier an der Kasse übergeben wurden.

Sie bestanden 1) in einem bayer'schen Geschichtsthaler mit dem Max-Josephs Monument in Etui, 2) in einem Bilde mit der königlichen Familie in Steindruck, 3) in zwei französischen Tassen in Rococo-Geschmack, 4) in zwei Leuchtern von ächter Bronze, 5) in einem Bierglas von Crystall mit silbernem Deckel, 6) in einem Besteck in Etui, 7) in einem Dutzend silberner Tassenlöffel in zwei Etuis, 8) in zwei großen Blumenvasen mit Glasglocken, 9) in einer Abonnementskarte für 1 gesperrten Sitz im Parterre auf drei Monate, 10) in einem desgleichen auf 6 Monate.

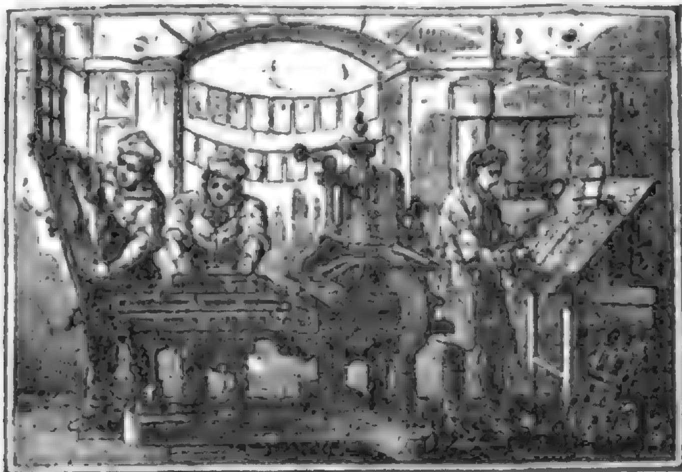
Dresdener Höflichkeit.

Seit sechs Jahren komme ich jährlich zweimal nach Dresden, im Frühjahr und im Spätjahr. Wegen dieser sich oft wiederholenden Frequenz habe ich manchen guten Freund daselbst und amüsire mich gut während meines mehrtägigen Aufenthalts — eine Erfahrung aller Reisenden, denn die Dresdner sind gute, gastfreie, artige Leute. Aber etwas ärgert mich doch an ihnen: ihre Kleinstädterei, die sich durch ihr Komplimentenschneiden kund thut. Ich muß mich näher erklären. Die Weihnachtsfeiertage brachte ich in Dresden zu. Geschäfte konnte man keine machen, und somit lag ich, so zu sagen, auf der faulen Haut im Gasthofe. An einem Feiertage ging ich aber mit einigen Bekannten auf der Brühl'schen Terrasse spazieren, um uns, wie noch viele Andere, durch den Wind ausblasen zu lassen. Weil ich mich gern nach den Sitten meines Landes richte und in der Artigkeit meinen Begleitern nicht nachstehen wollte, zog ich meinen Hut, selbst bei dem heftigen Winde, nicht weniger als 27 Mal gegenüber von etwa 50 Personen ab: macht 54 Prozent, denn die Kaufleute rechnen bekanntlich Alles nach Prozenten. Nun setzte ich meine Rechnung im Stillen fort und nahm an, unter diesen 50 Personen können 10 zur Transpiration geneigte Personen seyn, die durch ihre Erwiederung des Grüßens mittelst Hutabziehens

bei heftigem Winde ihr Leben auf's Spiel setzen, — macht wieder 20 Prozent, die möglicherweise alle in einer Stunde an einem Schlage auf der Terrasse, aus purer Galanterie, Devotion oder Servilismus erbleichen können. Diese Bemerkung habe ich gegen meine Begleiter ausgesprochen und Einer derselben ergänzte meine Berechnung durch den Zusatz, daß in den heißesten Sommermonaten sogar ein Luftzug in einer gewissen Richtung hier herrsche. Er bezeichnete diese, weil wir an Ort und Stelle waren — und grade in dieser Zeit wimmelt die Terrasse von Spaziergängern. Nehme man nur 300 Personen etwa für eine Stunde an, so sind nach obigem Verhältniß (10 unter 50 zur Transpiration Geneigte) 60 Menschen stündlich der Gefahr ausgesetzt, wie mit einem Fliegenschlage dahin zu fallen und den Geist aufzugeben Ein schauerlicher Gedanke! Legt also diese alberne Salutationssitte ab, nickt mit dem Kopfe gegen Eure Bekannte oder grüßt Eure Feunde mit der Hand und werdet Großstädter, sonst seyd Ihr der Spott des Auslandes und das gewiß nicht mit Unrecht! —

(Ameise.)

Nekrolog.



Dem rühmlichst bekannten Buchhändler **Vieweg** in **Braunschweig** folgte nunmehr auch **Tauchnitz** in **Leipzig** in's Grab, der sich besonders durch seine typographischen Unternehmungen ausgezeichnet hat. Er konnte mit Recht unser deutscher Didot heißen.

In **Stuttgart** starb der als Satyriker einst sehr beliebte Schriftsteller Friedrich **Weisser**, der in den letzten Jahren, im hohen Alter, in stiller Muße seine Tage hier verlebte.

Hohes Alter.

Am 5. Sept. v. J. starb im Dorfe Planail (im Bezirke des k. k. Landgerichts Glurns in Tyrol) der Bauerssohn Joseph Kristlath, laut pfarrämtlicher Sterbeliste, in einem Alter von 103 Jahren. — Im Jahre 1815 verlor er seine Gattin, mit welcher er 51 Jahre in friedlicher Ehe gelebt, und in der letzteren 7 Kinder erzeugt hatte, von denen sich dermalen noch fünf am Leben befinden, und das älteste, der Sohn Andrä Kristlath, gegenwärtig 67 Jahre alt ist, das jüngste, die Tochter Rosa, nun ein Alter von 52 Jahren erreicht hat. — In seinen früheren Jahren überließ sich Joseph Kristlath vorzüglich seinem Hange zur Jagd, lebte im Allgemeinen mäßig, und nahm überhaupt nie viel auf einmal, aber gern öfters Speise zu sich. — In seinem höheren Alter mußte er sich mit Karrenziehen beschäftigen, und trug noch vor 4 Jahren, ein bald 99jähriger Greis, bei 60 Pfund Last auf seinem Rücken aus Schwaben in das Hochthal Planail hinauf. — Bis auf die letzten 1½ Jahre seines Lebens war er noch gut zu Fuße, ging vor 2 Jahren von Planail nach Mals (1½ Stunden weit) und besuchte am 25. Mai 1834 noch

die Kirche in Planail. Bis an sein Lebensende blieb ihm sein treffliches Gedächtniß treu, obgleich er zweimal an einem Nervenfieber bedeutend gelitten hatte. (Tyrol. Bote.)

Allerlei.

Petersburg, den 10. December 1835. „Die Militair-Akademie hatte heute das Glück, Sr. Maj. dem Kaiser vorgestellt zu werden, und zum ersten Male wurde mir nun die Nähe des hochverehrten Monarchen vergönnt. Wie ist hier in Petersburg doch alles so herrlich, großartig! Hätte ich es doch für unmöglich gehalten, nach einer zwölfjährigen Dienstzeit noch von einer gewöhnlichen Wachtparade entzückt zu werden. Und doch — wie ich die beiden Garde-Bataillone mit fliegenden Fahnen, die Eskadron Kürassiere, die blühende Kadetten-Schaar, mit den kleinen Czakos und Gewehren, — und diesen gegenüber in völliger Parade-Uniform wenigstens Tausend Offiziere aller möglichen Truppengattungen, das bunteste Farbenspiel bildend, erblickte — wie das tumultuöse Brausen aller Instrumente die Ankunft Sr. Majestät verkündete, Sie, in Begleitung der Gesandten aller Mächte, die Front hinunter sprengte, dann dicht vor mir hielt, und nun die Bataillone defilirten — die Kürassiere im Carriere vorbeiflogen, — und dies Alles in einem großen, wohlgeheizten Saale — da ergriff Verwunderung mich — und gestehen mußte ich — so etwas nie gesehen zu haben, Gleiches nur in Petersburg sehen zu können."

Dies schreibt Herr Julius Zumpfort, Staabsrittmeister im kaiserl. Russischen Charkofschen Uhlanen-Regiment an die Redaction des Mindener Sonntagsblatts.

Man schreibt aus Prag:

Das „Pariser Haarschneide-Kabinet" des Herrn Charles Kapiczka war bekanntlich für viele Witzlinge unserer Hauptstadt durch geraume Zeit hindurch eine unversiegbare Quelle, aus der sie Bemerkungen, Bonmots und Wortspiele schöpften. Das „Pariser Haarschneide-Kabinet" ging, wie zu erwarten stand, nicht zu Grunde darüber, es wurde gegentheilig populärer gemacht und besteht noch bis zum heutigen Tage, während die wässerigen Produkte seichter Pasquillanten schon längst in Vergessenheit gerathen sind, oder durch andere Tageserscheinungen verdrängt wurden. Nun aber ist am Obstmarkte ein befugter Haarkünstler, Herr Johann Cecon seßhaft, der ließ an seiner Ladenthüre links und rechts zwei weiß angestrichene Blätter von starkem Eisenbleche befestigen, und auf dem Einen dieser Blätter ist Folgendes wörtlich zu lesen: „Nicht nach Pariser Art, sondern nach Prager Wunsche werden die Haare hier geschnitten, ohne Kabinet, so wie es jeder Gönner begehrt." Brodneid! Krähwinkelei!

Wien. In Beziehung auf die neulich von den öffentlichen Blättern mitgetheilte Nachricht über die Erfindung einer Methode zur schnellern Correspondenzbeförderung ist Folgendes das Nähere. Das hiesige Großhandlungshaus Ritter von Hohenblum hat auf die Errichtung von Eilcorresponnenzbahnen ein Privilegium für die ganze Oesterreichische Monarchie erhalten. Diese Erfindung soll im Wesentlichen darin bestehen, daß man in einem eigens errichteten, 3 bis 4 Fuß unter der Erde fortlaufenden, mit Ziegeln überwölbten Kanal, in welchem zweckdienlich vorgerichtete Röhren als Bahn eingelegt sind, Briefe in verschlossenen eisernen Kästchen, welche 200 bis 300 Briefe fassen, mittelst stabiler mechanischer oder animalischer Kräfte mit einer so ungeheuern Schnelligkeit weiter befördern kann, daß eine Deutsche Meile in 10 Minuten zurückgelegt wird, ohne daß ungünstige Witterung, schlechter Weg oder Gebirge dieser Schnelligkeit hinderlich seyn können, und daß die Briefe auf eine solche Art bei der Expedition verwahrt werden, daß ungeachtet der enormen Schnelligkeit nicht die geringste Gefahr einer möglichen Beschädigung bei dem Transport denkbar ist, und da die Einrichtung getroffen werden soll, daß nebst der täglichen Post, wo jedesmal 10 und auch noch mehr Kästchen zugleich abgehen können, auch noch alle halbe Stunden Separatbriefe expedirt werden können, so dürfte sich diese Anstalt auch zur Beförderung aller Staffetten eignen.

Auflösung der Charade.

Spielleute.

Anmerk. Diese Charade war jedoch nicht, wie es die Ueberschrift anzeigt, aus dem Münch. Tagblatt, sondern aus der Breslauer Zeitung.

Ich und Julie Arran.

Englische Novelle.

Es war so finster, als ich in die Oxforder Stage-Coach einstieg, welche von Piccadilly abfuhr, daß ich nicht unterscheiden konnte, ob ich einen Reisegefährten hatte oder nicht. Ich bemerkte wohl, daß etwas in dem Winkel mir gegenüber befindlich war, aber das ungewisse Licht der Laterne erlaubte mir nicht, zu erkennen, ob dieß ein Nachtsack, ein Ueberrock oder gar ein Packet Menschenfleisch sey. Da ich darüber im Klaren seyn wollte, so machte ich ganz laut einige Bemerkungen, die nothwendig eine Antwort herbeiführen mußten, wenn jener Gegenstand wirklich etwas Menschliches wäre. Als ich nun aber keine erhielt, machte ich keine Umstände, und bemächtigte mich dessen, was ich für ein Pack Kleider hielt, versuchte es auf den Boden zu werfen, um meine Beine besser ausstrecken zu können. Der Widerstand, den ich bemerkte, zeigte mir jedoch, daß ich mich getäuscht hatte. Es war aber nur ein Widerstand des Gewichts, keine Thätlichkeit war darin zu entdecken, und da dasselbe Stillschweigen immer dabei herrschte, so wurde ich plötzlich von dem schrecklichen Gedanken erfaßt, daß dieses vielleicht ein Todter seyn könne, die, wie man mir erzählt hatte, von einem Orte zum andern gefahren würden, als ob es Reisende wären. Die Nacht und die Dunkelheit waren ohne Zweifel gewählt worden, um diesen sträflichen Handel zu begünstigen, und wir hatten noch nicht die Kaserne von Knightsbridge erreicht, denn das Ganze dauerte nur einige Minuten, daß ich bei mir fest überzeugt war, einen Todten zum Reisegefährten zu haben. Ich glaubte, sein kaltes und bleiches Gesicht mir gegenüber zu sehen, und der Schrecken darüber war so groß, daß ich trotz der Kälte fest entschlossen war, beim ersten Halt meinen Platz im Innern mit einem auf der Imperiale zu vertauschen. Es ist nichts

leichter, als sich bei einem Glase Wein unter Freunden über so etwas lustig zu machen. Ich kann jedoch versichern, daß es ein Anderes ist, wenn solche Gedanken uns während kalter, einsamer und trüber Nachtstunden packen. Nur die Besorgniß, mich dem Gespötte der Welt auszusetzen, welche Welt aus dem Condukteur und dem Kutscher bestand, hinderte mich daran, den Wagen halten zu lassen und den Platz sogleich zu wechseln.

Indem ich mich solchen Betrachtungen hingab, die gewiß nicht zu den angenehmen gehörten, erhielt der Wagen einen Stoß und etwas Schweres fiel mir auf die Knie. Im ersten Augenblick stieß ich eine Art von Schrei aus, und ich glaube, daß ich auf dem Punkte stand, aus dem Fenster zu springen, da ich nun überzeugt zu seyn glaubte, daß mein Reisegefährte die Stricke zerrissen habe, womit er fest gebunden war, indem wir nun wirklich Bein an Bein in der Kutsche saßen. Ich wagte es nicht, meine Hand auszustrecken, aus Furcht, seine erstarrten Glieder zu berühren, und ich weiß nicht, ob meine schwarzen Hirngespinnste sich nicht in förmlichen Wahnsinn verwandelt hätten, wenn das Wesen, das mir solchen Schrecken einflößte, nicht auf einmal mit einer seltsam spitzigen und unangenehmen Stimme ausgerufen hätte:

„So sind wir denn endlich außerhalb London. Dürfte ich wohl zu fragen mir erlauben, mein Herr, warum Sie zum Teufel! mich die ganze Zeit über so getreten haben?“

„Mein Herr,“ erwiederte ich, zwar sehr verwundert, doch freudig athmend, „getreten, was wollen Sie damit sagen?“

„Was ich damit sagen will, mein Herr? daß es mir von einem Gentleman unbegreiflich scheint, daß er in dem Augenblicke, wo er in einen Wagen steigt, einen andern Gentleman, wie Sie es gemacht haben, mit Gewalt auf die Erde werfen will. Meine Theorie ist, mein Herr . . . . .“

„Ich versichere Sie, mein Herr, daß in der Dunkelheit und bei Ihrem hartnäckigen Schweigen ich durchaus nicht wissen konnte, daß ich einen Reisegefährten hatte.“

„Mein Stillschweigen, mein Herr? Ich glaube wohl, daß ich still schweigen mußte. Man soll nie sprechen, so lang man auf dem Pflaster ist. Meine Theorie ist, daß der Mensch, der mit dem andern spricht, bevor er in Kensington angekommen, nothwendig mit einer sehr schwachen Urtheilskraft begabt seyn muß.“

„Ich bemerke, mein Herr, daß Sie nicht gelaunt sind, besonders höflich zu seyn.“

„Und ich sehe nicht ein, was mich zur Höflichkeit veranlassen

sollte, gegen einen Menschen, der auf mir, wie auf einem alten Teppich herumtritt.“

„Um Ihnen die Wahrheit zu sagen, so habe ich Sie für einen Nachtsack gehalten. Erlauben Sie daher, daß ich mich bei Ihnen deßhalb entschuldige, und Ihnen eine gute Nacht wünsche; denn ich habe im Sinne, bis Oxford gut zu schlafen.“

„Auf keine Weise,“ schrie mein Reisegefährte, „und wäre es nicht so entsetzlich finster, so würde ich Ihnen die Hand drücken, um Ihnen zu beweisen, daß ich es Ihnen nicht nachtragen will. Was aber Ihre Idee zu schlafen betrifft, so muß ich Ihnen gestehen, daß das höchst abgeschmackt von Ihnen ist. Schlafen wollen Sie, wenn ich mit Ihnen im Wagen sitze? Meine Theorie ist, mein Herr .....“

„In der That, mein Herr, Sie sprechen nicht mit großer Achtung von meinen Ideen.“

„Und warum sollt' ich das? Ideen! Ich glaube gar nicht, daß Sie welche haben. Wie sehen Ihre Ideen denn aus? Sind sie blau, grün, grau? Ich möchte einmal eine Idee sehen. Hat sie einen Schwanz, mein Herr?“

„Nein, aber sie hat einen Finger und einen Daumen, die in diesem Augenblick große Lust bezeugen, einen impertinenten Menschen ein wenig bei der Nase zu ziehen.“

„Sprechen Sie von mir? O Plato, o Aristoteles! Mußte ich erleben, daß man mich einen impertinenten Menschen nennt! Aber ich bin nicht aufgebracht; fürchten Sie sich gar nicht. Meine Theorie ist, mein Herr, daß man sich im Finstern nicht besonders gut sehen kann.“

„In der That, das hat man mir auch gesagt.“

„Und dieses erklärt vollkommen das Beiwort, womit Sie mich beehrt haben.“

„Wenn man sich aber nicht sieht, so hört man sich doch.“

„Das ist ganz etwas Anderes. Wie überrascht würden sie seyn, wenn Sie meinen Namen hören würden! Ich lache beinahe, wenn ich mir Ihre Verlegenheit denke. Diese Strafe wäre aber zu streng.“

„Sie sind zu gütig!“

„Wenn Sie spotten, so muß ich Ihnen sagen, wer ich bin, und Ihre Beschämung kann nicht ausbleiben.“

„Es ist Glück genug für mich, daß troß Ihrer neuen Theorie die Finsterniß nicht erlaubt, mich erröthen zu sehen.“

„Sie werden sich erinnern, daß Sie mit Stoßen angefangen haben?“

„Richtig, mein Herr!“

„Hierauf drohten Sie, mich bei der Nase zu ziehen.“

„Nur weiter, mein Herr!“

„Dann schalten Sie mich einen impertinenten Menschen. Sie erinnern sich doch dessen noch?“

„Vollkommen!“

„Nun so wissen Sie denn, mein Herr, daß Sie Alles dieses dem Doctor Oliver Olynth Flopp zugefügt haben, einem der ersten Mitglieder des Collegiums von St. Johannes und dem Autor der Theorie der Reciprocitäten und der Dissonanzen. Wie befinden Sie sich jetzt?“

„Sehr wohl, auf Ehre!“

„Das glaub' ich nicht, mein Herr. Ich bemerke an dem Zittern Ihrer Stimme, daß Sie von Respect und Erstaunen durchdrungen sind; doch fassen Sie Muth; ich verspreche Ihnen, es Niemand zu sagen, wie sehr Sie abgeschmackt und lächerlich sich betragen haben.“

„Hören Sie mich wohl, Doctor Flopp, oder wie Sie heißen mögen, und merken Sie sich's, daß, wenn Sie nicht vorsichtiger in den Ausdrücken sind, die Sie wählen, so werde ich Sie auf der Stelle mit Fußtritten zum Wagen hinauswerfen.“

„Gerechter Himmel! das wird immer schlimmer! Junger Mensch, welche Gewissensbisse bereiten Sie sich! Was werden spätere Jahrhunderte dazu sagen, daß der Autor der Theorien so schändlich von einem Unbekannten behandelt worden ist? Sie werden einen Selbstmord begehen müssen, wenn ich ein Wort davon in meiner Vorrede sagen sollte. Ich habe die Theorie, daß der Selbstmord .....“

„Nicht so angenehm ist, als ein Meuchelmord. Daher rathe ich Ihnen, sich wohl vorzusehen.“

„Wissen Sie, wer ich bin, mein Herr?“

„Sie haben mir es so eben gesagt, und ich habe bis jetzt noch keinen eitleren und unverschämteren Menschen gesehen. Ich habe Ihren Namen niemals nennen hören.“

„Auch nicht mein Buch?“

„Auch nicht Ihr Buch.“

„Welche Einfalt! Sagen Sie mir, wo Sie wohnen, und mein Verleger soll es Ihnen sogleich zusenden. Zwei Pfund, zwölf Schilling. Auf der Universität wird Ihnen Jemand das Geld vorstrecken. Ich beneide Sie um das Vergnügen der ersten Lektüre.“

„Ich werde nicht ein Wort davon lesen, und wenn ich Ihren elenden Körper damit vom Galgen erretten könnte.“

„Sprechen Sie ernsthaft, mein Herr?“

„Man kann nicht ernsthafter sprechen.“

„In solchem Falle muß hier etwas Anderes zum Grunde liegen; hier muß irgend ein antipathischer Instinkt dunkel und unerklärlich walten. Aber was sollte es seyn? Es wäre ein treffliches Exercitium

für unsern Geist, dieser Quelle nachzuspüren, und es soll uns in der That beschäftigen, bis wir in der Stadt der Paläste angekommen seyn werden."

„Welcher Quelle wollen Sie nachspüren, mein Herr?"

„Der Quelle, warum Sie mich nicht lieben können."

„Dazu braucht es keines großen Scharfsinns. Sie sind einer der gröbsten und widerwärtigsten Menschen, die mir jemals aufgestoßen sind."

„Das ist es eben. Warum aber bin ich widerwärtig? Hat Ihr Vater wohl jemals mit einem meiner Voraltern einen Streit gehabt?"

„Wie soll ich das wissen?"

„Oder Ihr Vater — Sollte ich ihn wohl kennen?"

„Das weiß ich nicht."

„Oder Ihre Mutter — Sollte ich grausam gegen sie gewesen seyn, als sie noch unverheirathet war? Ich habe ihr vielleicht Hoffnungen erweckt; die Frauen sind so eitel; gleich betrachten sie als Liebe die geringste Aufmerksamkeit schöner und berühmter Männer."

„Beim Himmel, mein Herr, schon zu lange ertrage ich Ihre Unverschämtheit."

„Oder sollte die Quelle dieser Antipathie vielleicht noch in der Zukunft verborgen liegen? Es muß auf jeden Fall zwischen uns eine Sympathie der innigsten Antipathie statt finden; denn ich gestehe Ihnen, daß in dem Augenblicke, wo Sie den Fuß in den Wagen setzten, ich die Ueberzeugung erhielt, welch' ein unangenehmer Reisegefährte Sie seyn würden."

„Fahren Sie fort, mein Herr," sagte ich, indem meine Wuth den Gipfel erreicht hatte; „aber ich verspreche Ihnen, daß ich Sie über Ihr Betragen zur Rede stellen werde."

„Wie, mein Herr, was wollen Sie damit sagen? Ich nehme an, daß Ihr Verstand der bewundernswerthen und delikaten Kette von Ursachen, aus denen ich unser wechselseitiges Mißbehagen ableitete, nicht hat folgen können; doch beruhigen Sie sich, mein Herr, und ich werde Sie Schritt vor Schritt diesem erstaunenswürdigen Proceß entgegenführen. Ja, noch mehr, die vorläufige Erklärung, die ich Ihnen hierüber ertheile, kann Ihnen als treffliche Anleitung dienen, mein Buch zu verstehen. Sie haben mir aber Ihre Adresse noch nicht gesagt."

„Ein Freund soll sie Ihnen überreichen."

„Er darf sie nur bei Talboys abgeben."

„Wer ist dieser Talboys, mein Herr?"

„Wer soll es anders seyn, als der Buchhändler, der meine Theorien publicirt hat. Er wird Ihnen so viele Exemplare davon schicken, als Sie wollen. Doch genug hievon. Wir wollen jetzt zu

entdecken suchen, warum wir uns hassen. Sind Sie schon in Southampton gewesen?"

„O ja, oft."

„Seit Kurzem?"

„Ja."

„Kennen Sie Mistreß Arran von Hetherton, die Wittwe des Generals?"

„Ich kenne sie vom Sehen," erwiderte ich etwas artiger, denn von nun an wurden mir die Fragen meines Gefährten interessanter.

„Und ihre beiden Töchter, mein Herr?"

„Sehr wenig."

„Sind sie nicht liebenswürdig? Welche finden Sie schöner?"

Ich hatte, wie man weiß, meine eigenen Gedanken über diesen Gegenstand; aber ich meinte nicht, verpflichtet zu seyn, den Doktor Oliver Olynth Flopp zu meinem Vertrauten zu machen. Folglich glaubte ich, nicht kurz genug antworten zu können: „Sie sind beide ziemlich hübsch. Ich weiß nicht, welche von beiden ich vorziehe."

„Das ist's eben, das ist die fürchterliche Ursache, Sie können mir's glauben. Nun verwundere ich mich nicht mehr über den Haß, den Sie mir eingeflößt haben, so bald Sie in den Wagen stiegen."

„Wie, mein Herr?" sprach ich, indem ich den Ton herabstimmte, in der Hoffnung, Einiges von ihm zu erfahren. „Ich sehe nicht ein, welche Beziehung zwischen unserm Hasse und der verglichenen Schönheit beider Mädchen statt haben könne."

„Aber ich seh' es ein. Werfen Sie Ihre Augen auf mein Buch.... auf das Kapitel der Verwandtschaften; dritter Band, Seite 302. Ich sage Ihnen nichts als das."

„Gut, mein Herr, ich werde Ihr Buch nachschlagen."

„Wirklich? — Nun sehen Sie einmal — ich habe nicht gesagt, daß Sie mir bei dem ersten Anblick Haß eingeflößt haben; sollte ich das gesagt haben?"

„Nicht gerade Haß, aber etwas, das ihm ziemlich gleich kam. Sie sprachen von einem starken Widerwillen."

„Das sind zwei sehr verschiedene Dinge, sage ich Ihnen; das eine ist activ, und das ist der Haß; das andere ist negativ, und das ist der Widerwille. Diese Unterscheidung habe ich sehr klar in dem zweiten Bande auseinander gesetzt. Ich glaube, Sie finden sie auf der zweihundertsten Seite."

„Lassen Sie uns von den Damen sprechen; kennen Sie sie?"

„Das will ich meinen, ich bin ihr Vormund. Der General war

ein ächter Philosoph. Es ist Schade, daß er gestorben ist, ehe ich mich mit Metaphysik beschäftigte."

Dieß erklärt zum Mindesten, dachte ich bei mir selbst, seinen Einfall, diesem Menschen die Vormundschaft seiner Kinder zu übergeben.

„Gehen Sie nach Hetherton in diesem Augenblick?" fragte ich.

„Nun, und was geht das Sie an? Diese Frage scheint mir etwas unverschämt; weßhalb wünschen Sie es zu wissen?"

„Lediglich, um genau den Augenblick berechnen zu können, wo ich von einem solchen impertinenten Fant, wie der Doctor Oliver Olynth Slopp, befreit seyn werde."

„Slopp? Um Vergebung; Flopp, mein Herr."

„Das ist einerlei; Sie wissen, daß ich von Ihnen sprechen will, welchen Namen ich Ihnen auch beilegen mag."

„Beim Himmel! Ich, mein Herr, das heißt meine Theorie —"

„Also geschwind, mein Herr, was ist es damit?"

„Daß das Schicksal, oder das Glück mir einst die Macht ertheilen möge, es Sie bitter bereuen zu lassen, wie unehrerbietig Sie sich gegen einen Metaphysiker, einen Gentleman, einen Philosophen, einen — einen —"

„Einen Esel, mein Herr."

„Himmlische Mächte! wär' ich nur größer, so würde ich Sie auf der Stelle erwürgen."

„Nun, so wissen Sie denn, daß ich gerade die Größe habe, die Sie sich wünschen, und daß mich daher nichts abhalten soll —"

„Holla! Condukteur, Kutscher, macht den Schlag auf! Gott sey Dank, daß wir in High Wilkham sind. Man bringe Licht, ich will das Gesicht dieses unmenschlichen Ungeheuers betrachten."

Indem er so sprach, nahm er eine Stall-Laterne aus der Hand eines Burschen, um mich damit zu beleuchten; mit einem geschickten Tritte aber schleuderte ich dieses zerbrechliche Möbel ihm aus der Hand, und warf ihm den brennenden Docht in den offenen Mund. Er prustete und schnaubte, und rief immer dazwischen: „Es ist schändlich, so gegen ein Mitglied der Universität Oxford zu verfahren! Ich habe gewiß ein Brandmal im Gesichte, und meine Julie, die Dienstag nach Oxford kommen soll —"

Die flüchtige Helle der Laterne hatte mir erlaubt, einen Blick auf meinen Reisegefährten werfen zu können. Er war in eine unglaubliche Masse von Ueberröcken gehüllt, so daß ich von seinem Gesichte nur ein Paar lebhaft glänzende Augen und einen Mund von übernatürlicher Größe entdecken konnte. Die tiefe Finsterniß, die plötzlich wieder eintrat, erlaubte mir nicht, mehr zu sehen.

Sein letzter Ausruf, in Betreff Juliens, hatte mich mehr als alles Uebrige aufgebracht. Ein solcher Mensch hatte mit diesen Lippen, die noch überdieß in diesem Augenblicke nach Talg und Rauch einer Stall-Laterne rochen, den Namen Julie auszusprechen gewagt! Ich freute mich, daß ich ihn schon zu öfteren Malen recht hatte anlaufen lassen, und ich beschloß bei mir, ihn zu quälen und zu ärgern bis an's Ende der Reise. Ich ergriff die weise Maßregel, das strengste Inkognito zu beobachten; hierin wurde ich durch die Finsterniß der Nacht und die Verwirrung begünstigt, welche bei unserer Ankunft in Oxford stattfand. Ich sprang aus dem Wagen, und belud mich selbst mit meinem Reise-Necessaire, und ehe mein Metaphysiker noch wußte, daß wir wirklich angekommen waren, hatte ich mir schon ein Zimmer erwählt. Wie ich dem Mädchen in das zweite Stockwerk folgte, hörte ich unten die Stimme des Doktors.

„Ich bezeuge Ihnen, Mistreß Peake, daß Sie einen Mordbrenner beherbergen, einen Meuchelmörder, der mit mir von London hieher gefahren ist.“

„Aber, mein Herr,“ erwiederte eine Frauenstimme, „ein Meuchelmörder, ein Mordbrenner sagen Sie? Sie belieben wohl nur zu scherzen.“

„Ja, in der That, ein Bösewicht, sage ich Ihnen, Sie sollten es nicht glauben, Mistreß Peake, er hat in seinem Leben weder von mir, noch von meinem Buche etwas gehört.“

„Weßhalb aber glauben Sie, daß er ein Mordbrenner sey?“

„Habe ich Ihnen nicht gesagt, Mistreß Peake, daß er meine Theorien nicht kennt, und als ich ihm sagte, wer ich sey, was glauben Sie wohl, was er that?“

„Das kann ich nicht errathen, mein Herr.“

„Er that so, als ob er sich irrte, und nannte mich Slopp! Wie ich Ihnen sage, Slopp! Da, Bursche, nimm meine Effekten, und trage sie nach St. Johann in die Wohnung des Doktor Flopp, Numer 6, zweite Stiege, im innern Hofe. — Ich verfluche diesen Spitzbuben.“

Hierauf entfernte sich der Philosoph, nachdem er der Wirthin einen guten Morgen gewünscht, und ich hörte ihn noch aus der Ferne brummen und fluchen. Obgleich ich erst zwei Jahre das Collegium von Oxford verlassen hatte, so wußte ich mich doch nicht darauf zu besinnen, jemals von diesem Doktor gehört zu haben. Seine Person war mir gänzlich unbekannt; hätte ich aber auch schon zwanzig Jahre seine unangenehmen Eigenschaften gekannt, so würde ich ihn nicht herzlicher haben hassen können, als es in der That der Fall war. — Während unserer kurzen Reise war ich überzeugt, daß er der unange-

nehmste Mensch auf Erden sey. Seine Eitelkeit, seine Anmaßung, und über Alles noch, seine unerträgliche Vertraulichkeit, womit er sich erlaubt hatte, den Namen Julie auszusprechen, hatten mich aufgebracht, und wenn ich über jeden Umstand seines Betragens nachdachte, so that es mir nur Leid, daß ich nicht meine Drohung vollzogen und ihn in einem Winkel des Wagens auf Burke's Manier aus dem Wege geschafft hatte. Allein der schöne Morgen führte mir wieder vernünftigere Gedanken zu. Ich fuhr mit vier feurigen Grauschimmeln auf der Straße nach Abington, denn mein Freund Dandy Ball hatte mir die Zügel überlassen, und ich fing an, mich über meine Heftigkeit von voriger Nacht zu verwundern. Nichts ist im Stande, uns wohlwollendere Gedanken und philantropischere einzuflößen, als mit Vieren zu fahren. Kutscher, die mit Zweien fahren, wurden wohl schon manchmal wegen Meuchelmord aufgehängt oder wenigstens wegen Mordversuchs deportirt; man hat aber kein Beispiel, daß ein Mann, der gewöhnt ist, mit Geschicklichkeit vierspännig zu fahren, nicht ein wahrer Gentleman und ein guter Christ seyn sollte. Der Hauptgrund für diese Behauptung besteht in der hohen Stellung, die man auf dem Bock einnimmt. Ich fühlte diesen wohlthätigen Einfluß vollkommen, und hatte mit meinem Wagen noch nicht den Gipfel der steilen Höhen von Illesley erreicht, als ich schon in mir eine wahrhafte Befriedigung verspürte, daß ich dem Doktor Flopp die Erlaubniß gegeben hatte, zu leben. Wie! ein so erbärmliches Wesen hätte die Würde eines geschickten Kutschers comprommitiren sollen? Ich will jedoch nicht läugnen, daß es mir Vergnügen machte, ihm meinen Namen verschwiegen zu haben; denn ich zweifle nicht, daß er sonst gesucht haben würde, mich bei seinen Mündeln mit den schwärzesten Farben zu malen.

Meine Verbindungen mit der Familie zu Hetherton hatten einige Monate vor dieser Epoche begonnen. Meine Freunde werden sich erinnern, daß, wie ich das Erbe von Halford antrat, das Haus sich in einem jämmerlichen Zustand befand. Mein Vetter, der es vor mir bis zu seinem Tode besessen hatte, vernachläßigte so sehr alle Reparaturen, daß es für jeden andern, als für ihn, unbewohnbar war. Das erste, was ich unternahm, war, es für mich einzurichten, und sogleich wurden Tischler, Maurer und Glaser herbeigerufen, um ihre langweiligen und allem Anschein nach nicht zu endenden Arbeiten zu beginnen. Sie hatten so eben den Boden des Saales gelegt, und ich saß auf einer Bank, während die Handwerker ihre Mahlzeit verzehrten, als ich in dem Gemache, wo jetzt die Orangerie befindlich ist, Stimmen vernahm, und da ich keine Ursache hatte, mich zu entfernen, so blieb ich sitzen und horchte.

„Welch' schöner Ort! wie gern wollt' ich ihn besitzen!“ rief eine sanfte Silberstimme aus, von der ich sogleich die Ueberzeugung hatte, daß sie einem jungen, schönen Mädchen gehörte.

„In der That, meine liebe Fanny, Du bist sehr leichtsinnig, Du sündigst in Worten; denke doch des zehnten Gebots, mein Kind, und hebe die Schöße Deines Reitkleides auf.“

Diese Rede, obgleich sie in einem ernsten Tone ausgesprochen wurde, schien keinen großen Effekt zu machen, denn die junge Person fuhr eben so heiter fort, wie sie angefangen hatte.

„Ich möchte wohl wissen, wann alle diese fürchterlichen Anstalten beendigt seyn werden. Es ist gewiß, daß Herr Neville hier wohnen wird, nicht wahr? Er wird wohl auch einen schönen Ball zum Antritt geben. Glauben Sie nicht, Mama?“

„Das ist sehr wahrscheinlich, mein Kind, da er der Eitelkeit dieser verderbten Welt sehr ergeben zu seyn scheint.“

„So! Ach, wie freut mich Das! Das wird ein recht angenehmer Nachbar seyn.“

„Fanny, sey doch nicht so muthwillig. Er ist sehr jung.“

„Ei, desto besser! Ist er verheirathet?“

„Nein, er kommt eben von der Universität, wo er, wie ich glaube, keinen besonders guten Ruf hinterlassen hat, denn Dein trefflicher Vormund hat mich versichert, daß er nie seinen Namen nennen hörte.“

„Wie alt ist er, Mama?“

„Drei bis vier und zwanzig Jahre.“

„Und Julie ist achtzehn alt. Ach, wie herrlich wird es seyn, wenn ....“

Hier hinderte mich ein Lärm, das Ende dieser Rede zu hören.

„Warum, mein Kind, sprichst Du immer so loses Zeug? Neville ist ein Bewohner der sündhaften Gezelte, und ich hoffe zu Gott, daß weder die eine noch die andere meiner Töchter jemals an einen solchen Mann denken werden.“

In diesem Augenblicke riß die muntere Sprecherin die Flügelthür auf und trat in den Saal.

„Ach, wie schön, wie schön!“ rief sie. „Sehen Sie doch, Mama, die schöne Aussicht nach dem Flusse!“

Hier erblickte sie mich, wurde roth, machte eine halbe Verbeugung, und ging in die Orangerie zurück. Sie war sehr hübsch; ihre Züge waren voll Leben und Grazie, und sie schien vierzehn bis fünfzehn Jahre zu haben. Ich fühlte, daß meine Lage mich ein wenig verlegen machte, und ich folgte den beiden Fremden in der Absicht, sie zu bitten, die Arbeiten, die ich unternehmen ließ, in Augenschein zu nehmen;

allein sie waren schneller, als ich, und nachdem ich die Thür erreicht hatte, gewahrte ich zwei Damen, welche schnell die Allee hinabgingen, von einem Bedienten gefolgt.

Nach der Aussage meiner Arbeiter erfuhr ich, daß diese Damen Mistreß Arran und ihre Tochter seyen, und daß sie oft hier erschienen, um nach den Arbeiten zu sehen. Dießmal jedoch kamen sie nicht wieder, und ich fuhr nach London zurück, wo ich wie gewöhnlich bei meiner guten alten Tante in Harley-Street abstieg. Es wurde immer ein Zimmer für mich in ihrem Hause bereit gehalten, und da meine Mahlzeiten und Vergnügungen nicht so geregelt waren, als ihr stiller Haushalt, so hatte sie mir einen Hauptschlüssel gegeben, mit dessen Hülfe ich, wann ich wollte, ohne Jemand zu bemühen, nach Hause kommen konnte. Nichts war bequemer und angenehmer, als der Fuß, auf dem ich mit der alten Dame stand. Wir kümmerten uns nie um einander. Sie mochte in London oder auf dem Lande seyn, so war ihr Haus immer das meinige. Wir dachten nicht daran, uns auszufragen, und lebten in vollkommener Freiheit.

Als ich später nach Hampshire reiste, war ich glücklicher. Ich machte die Bekanntschaft jener Damen, die mir so viel Interesse eingeflößt hatten, oder vielmehr einer von ihnen; denn Mistreß Arran hatte beschlossen, fast nie mehr auszugehen, und wenn sie es manchmal unternahm, so war sie natürlich bemüht, einem verhärteten Sünder, wie ich in ihren Augen war, nicht zu begegnen.

Eines Morgens traf es sich, daß ich in einer engen, sehr einsamen Allee zwei Frauen zu Pferd erblickte. Ich ritt, so viel als es mir möglich war, an den Rand der Straße, um ihnen Platz zu lassen; allein mein Pferd, das ein wenig scheu wurde, sprang nach der Mitte, und hinderte sie, vorbeizureiten. Ich erkannte in der Jüngsten die schönen Augen und heitern Züge Fanny's. Wie sie ihr Pferd zurückhielt, um abzuwarten, daß ich das meinige zur Ruhe brächte, bemerkte ich, daß sie nur mit Mühe einen Ausbruch ihrer Heiterkeit unterdrückte. Ich machte eine Entschuldigung, die sie auf eine Weise aufnahm, welche mich zur Fortsetzung der Unterhaltung aufforderte. Ich gab vor, daß das einzige Mittel sey, meinen alten Braunen wieder zurecht zu setzen, ihm zu erlauben, einige Zeit mit ihnen zu gehen, und so waren wenige Minuten verflossen, daß ich auf die angenehmste Weise mit den schönsten Geschöpfen, die ich jemals gesehen, plauderte und lachte.

„Es wäre überflüssig, Herr Neville," sagte die junge Fee, „wenn wir so thun wollten, als kennten wir sie nicht; ich weiß sehr gut, wer Sie sind, und ich will von meiner Seite Ihnen sowohl mich als

meine Schwester vorstellen. Hier ist also meine Schwester Julie, die man im Rechte der Aeltern gewöhnlich Miß Arran nennt, während ich nur die kleine Fanny bin, mit dem Beinamen ..... Wie glauben Sie, daß ich genannt werde, Herr Neville?“

„Engel, ohne Zweifel,“ erwiderte ich, indem ich die Hand auf mein Herz legte, und dabei in der Manier Sir Carl Grandisons mich verbeugte.

„O nicht doch! Man zieht im Gegentheil die Augen zusammen, und spricht ernst und langsam: Das Kind! Ist das nicht zu stark?“

Eine Bekanntschaft, welche auf diese Weise gemacht wurde, konnte nicht länger so gleichgültig bleiben. Durch eine Folge des überraschendsten Zusammentreffens fand es sich, daß wir jeden Tag unsern Spaziergang nach derselben Seite hin machten, und nach vierzehn Tagen schien mir Julie Arran die herrlichste Heldin zu einem Romane, die ich mir nur wünschen konnte. Bei jeder Reise, die ich später nach Halford machte, und diese Reisen waren häufig, wuchs meine Bewunderung für sie, und eben war ich auf der Reise nach Hampshire, um einen Antrag in bester Form zu machen, als ich das Unglück hatte, auf den Doktor Flopp zu stoßen.

Ein ganzer Strom von Erinnerungen überschwemmte mit einem Mal mein Gehirn, als er sich nannte. Ich wußte, daß eine unerklärliche Laune den General Arran bestimmt hatte, ihm über seine Kinder das despotische Recht eines Vormunds einzuräumen, und wie ich ihn nun mit so großer Vertraulichkeit, ja, sogar mit einer Art von Zärtlichkeit von Julien sprechen hörte, fielen mir gewisse Scherze der boshaften Fanny ein, die mir zu verstehen gegeben hatte, daß, wenn ihre Schwester vom Ehrgeiz besessen wäre, es nur von ihr abhängen würde, Mistreß Flopp zu werden. Nun begriff ich nur zu gut, daß der Erfinder der Theorien eher sterben würde, als in die Verbindung seiner Mündel mit einem Menschen zu willigen, der, wie ich, so viel Geringschätzung für seine Wissenschaft an den Tag gelegt hatte; da aber das Vermögen Juliens nicht das mich leitende Motiv war, so war ich sehr ruhig darüber, und hatte mir vorgenommen, so bald ich die Einwilligung der andern betheiligten Personen erhalten haben würde, mein Glück dem Doktor Flopp zum Possen zu machen. Ich war jedoch nie so glücklich gewesen, Mistreß Arran zu begegnen, theils wegen ihrer schwachen Gesundheit, theils aber auch, weil ich Anstand nahm, mich einer Dame zu präsentiren, die nach meiner Meinung nicht mit derjenigen Achtung von mir gesprochen hatte, die ich zu verdienen glaubte.

Inzwischen sah ich die Mädchen alle Tage, und ehe die vierzehn Tage um waren, hatte ich meine Erklärung gemacht, bei welcher die

freundlichen Blicke Fanny's und Julien's Stillschweigen mich hoffen ließen, daß von dieser Seite mindestens keine abschlägige Antwort für mich zu erwarten war. Als ich sie fragte, ob sie mir rathen würden, sogleich meinen Antrag bei Mistreß Arran zu stellen, antworteten sie mir, daß sie unglücklicher Weise den nächsten Morgen auf einen Monat nach London reisten, um die Aerzte über die Gesundheit der alten Dame zu consultiren, und daß es daher besser wäre, eine Unterredung mit ihr bis zu ihrer Zurückkunft aufzuschieben. Es wurde auf alle Fälle beschlossen, in der Zwischenzeit ihre Meinung über diesen Gegenstand zu erforschen, welche mir Fanny so bald als möglich mitzutheilen versprach.

Als die Sache so abgemacht war, ertrug ich den Abschied ruhiger, als ich gedacht hatte. Meine Hoffnungen sollten jedoch grausam vernichtet werden. Wenige Tage nach der Abreise der Damen nach London schrieb mir Fanny, daß ihre Mutter meinen Antrag ihrem Vormunde mitgetheilt habe, der solchen mit einer peremtorischen Zurückweisung aufgenommen und Julien verboten hatte, das Haus zu verlassen und an mich zu denken. Da ich vollkommen überzeugt war, daß der Doktor Flopp mich nicht kannte, so lag seinem Verbote nichts Persönliches zum Grunde. Vielmehr war es aus dem unwürdigen Projekte hervorgegangen, die eigene Hand seinem Mündel zu reichen. Ich bedauerte nun jedoch zweifach mein tolles und lächerliches Benehmen gegen ihn in der Diligence, weil es mir jede Hoffnung benahm, ihn zu besänftigen, selbst wenn ich ihn bei der schwachen Seite des Geldes packte. Während einiger Zeit überließ ich mich der Verzweiflung; als ich aber gefunden, daß dieses ganz unnütz sey, beschloß ich, nach London zu reisen, um meine Flüchtlinge aufzusuchen. Das sollte mir nicht schwer werden, da Fanny's Billet aus Harley-Street datirt war, derselben Straße, wo meine Tante wohnte. Ich wußte, daß diese gute Dame sich im Seebad befand, und war mit ihrer Abwesenheit zufrieden, weil diese mir größere Freiheit zu meinen Nachforschungen ließ.

Es war zehn Uhr Abends, als ich in der Hauptstadt ankam, und da ich nicht hoffen durfte, vor dem andern Morgen etwas zu entdecken, ging ich in's Theater, statt die verlassene Wohnung meiner Tante aufzusuchen. Ich weiß nicht mehr, welches Stück man gab; nur das weiß ich, daß es nicht viel Anziehendes für mich hatte. Ich blieb ungefähr eine Stunde, dann begab ich mich in eine benachbarte Taverne, um über mein Mißgeschick nachzudenken und ein gebratenes Huhn dabei zu verzehren. Es war Niemand in dem Saal, als ich eintrat; kaum aber hatte ich meine Mahlzeit begonnen, als mein Ohr durch die Töne einer so lächerlich emphatischen und spitzen Stimme

berührt wurde, daß ich daran auf der Stelle den Doktor Flopp zu erkennen glaubte.

„Kellner,“ schrie diese Stimme, „bringt mir ein gebratenes Huhn und eine halbe Flasche heißen Porto mit Eiern; denn nach meiner Theorie sind das zwei sehr gute Dinge, wenn man aus dem Theater kommt.“

Ich blickte nach ihm hin; seine Sichelbeine, die den ungeheuren Körper trugen, sein fußbreites, steifes Jabot, welches sich vom Kinn bis zu dem letzten Knopf der Weste erstreckte, seine ausdruckslosen, hervortretenden Augen und sein ungeheurer Mund bildeten ein Ganzes, das mich an Walter Scott's Worte erinnerte, die er von Claverhouse gebraucht: „so wie es die Maler im Genre von Cruikshank zu malen und die spöttischen Damen zu betrachten lieben.“ Indem er mich erblickte, kam er zu meinem Tische, und sprach, mich huldvoll anlächelnd:

„Obgleich ich nicht das Vergnügen habe, Sie zu kennen, mein Herr, erlauben Sie mir wohl, Ihnen mein Compliment über die glückliche Wahl der Speisen zu machen, die Sie sich zum Abendessen bestimmt haben.“

„Es ist wahr, mein Herr,“ antwortete ich, indem ich stark mit der Zunge anstieß und mein Organ zum Baß forcirte, „es ist ein herrliches Nachtessen, solch' ein gebratenes Huhn mit einem Glase heißen Wein.“

„Vielleicht erlauben Sie mir, an Ihrem Tische Platz zu nehmen. Sie haben wahrscheinlich schon von mir gehört. Ich bin der Doktor Flopp aus Oxford. Kellner, noch ein Couvert. Ich will mich hier neben meinen Freund, den Herrn .... den Herrn?

„Snook ist mein Name, Samuel Snook.“

„Ei, mein Herr Snook, wissen Sie, daß meine Theorie mir sagt, daß eine große Sympathie zwischen uns obwaltet? Haben Sie das System der Reciprocität und der Dissonanzen studirt? Erlauben Sie, daß ich Ihnen einschenke, Herr Snook?“

„Nein, das habe ich nie studirt. Ich habe aber von einem Esel gehört, der über diesen Gegenstand eine Menge Thorheiten bekannt gemacht hat, die er seine Theorien nannte.“

„So? Und erinnern Sie sich vielleicht des Namens jenes Esels? Meine Theorie, Herr Snook, sagt mir, daß Sie kein Philosoph sind.“

„Nein, das bin ich auch nicht, und bin auch nicht so dumm, mich dafür zu halten.“

„Das seh' ich; aber Sie irren sich, Herr Snook, Sie haben meinen Wein getrunken.“

„Ich irre mich ganz und gar nicht; denn ich habe meine eigene Theorie über diesen Punkt."

„Den Henker auch! Ich will Sie bitten, in Zukunft Ihre Theorien auf Ihren eigenen Wein anzuwenden; denn meine Kehle ist trocken, wie eine afrikanische Wüste; aber Herr Snook, Sie haben schon Ihr ganzes Huhn aufgegessen."

„Ich danke dem Himmel für meinen guten Appetit; doch da bringt man Ihnen ja Ihr Huhn. Erlauben Sie, daß ich Sie bediene, mein Herr."

Indem ich so sprach, bemächtigte ich mich seiner Schüssel, und indem ich ihm die beiden Schenkel und den Kopf auf den Teller legte, fing ich mit größter Kaltblütigkeit an, das übrige zu verzehren.

„Mein Herr, was machen Sie da? Wissen Sie, wer ich bin, mein Herr? Ich bin der Erfinder der Theorien."

„Erlauben Sie, daß ich Ihnen einschenken darf."

„Nicht einen Tropfen, mein Herr."

„So nehm' ich Sie beim Worte."

Und mit einem Zuge hatte ich seine Flasche geleert.

„Mein Herr," rief der Doctor Flopp vor Zorn geifernd. „Sie sind der unverschämteste Betrüger, den ich jemals gesehen habe. Meine Theorie ist, daß eine Aufführung, wie die Ihrige, grades Wegs an den Galgen bringt."

„Mein Herr, Sie sind sehr artig, aber in der That ist meine Familie seit mehren Generationen gehenkt worden."

„Das ist seltsam, und nun werden Sie gestehen müssen, Herr Snook, daß meine Theorien im Ganzen sehr zutreffen. Ich hatte ein geheimes und unbestimmtes Vorgefühl Ihres Schicksals von dem ersten Augenblick an, als Sie den Mund öffneten. Ich werde gewiß in meinen nächsten Auflagen von Ihnen zu sprechen Gelegenheit nehmen."

„Und auf welche Weise, mein Herr?"

„Als ein Beispiel der Richtigkeit meiner Theorie der Dissonanzen. Sie werden nicht in Abrede stellen, daß Sie sich wie ein ungezogener Spitzbube betragen haben."

„Doctor Flopp," sagte ich ihm in's Ohr, „bis ich sechszig gezählt habe, bleibt Ihnen Zeit, den Saal zu verlassen. Lassen Sie sich länger hier betreffen, so eß' ich ein Stück von Ihrer Nase zu meinem Käse.... Eins, zwei, drei!"

„Halt, mein Herr .... das ist entsetzlich! Kellner, was bin ich schuldig?"

„Neun, zehn, eilf!"

„Machen Sie Ernst, mein Herr? Gerechter Himmel, ein Kannibale! Meinen Hut, Kellner, geschwind!"

„Achtundzwanzig, neunundzwanzig, dreißig!"

„Bis jetzt, mein Herr, hielt ich für den größten Spitzbuben Europa's einen Menschen, mit dem ich einst von London nach Oxford gereist bin; aber Sie sind hundertmal ärger."

„Vierundfünfzig, fünfundfünfzig, sechsundfünfzig!"

„Ich gehe schon, mein Herr, ich bin nicht mehr da! Mein Gott, warum habe ich nicht die Kraft des Simson!"

„Achtundfünfzig, neunundfünfzig!"

Allein noch hatte ich die entscheidende Zahl nicht ausgesprochen, als mein Doktor auch schon mit der Grazie und Lebhaftigkeit einer gehetzten Schildkröte zur Thür hinaus war.

Man wird mir vorwerfen können, daß meine Aufführung bei dieser Gelegenheit nicht nur abgeschmackt, sondern auch ungeschickt war; ich gestehe es zu, aber die Versuchung, die ich hatte, diesen Menschen zu mystificiren, war stärker als ich. Es freute mich, ihn ungekannt strafen zu können, da er sich meiner Heirath widersetzt hatte. War es denn möglich, daß ein solches Geschöpf wirklich verliebt in Julie seyn konnte .... in meine Julie? Dieser Gedanke, der mir in diesem Augenblicke nur lächerlich erscheint, war damals so fürchterlich in meinen Augen, daß er alle Beleidigungen zu rechtfertigen schien, womit ich ihn überhäuft hatte. Als ich jedoch darüber nachgedacht hatte, was mir zu thun übrig blieb, beschloß ich, wenn es möglich wäre, den festen Platz mit Sturm zu nehmen, und deßhalb Juliens Mutter aufzusuchen, sobald ich ihre Adresse erhalten haben würde. Nachdem ich diesen großmüthigen Entschluß gefaßt hatte, verließ ich Covent-Garden und ging ruhig nach dem Hause meiner Tante. Es war schon so spät, daß ich die Domestiken nicht stören wollte. Ich gebrauchte daher meinen Hauptschlüssel, und schlich still in mein Zimmer im zweiten Stock. Ein tiefes Dunkel herrschte darin, und da ich nicht wußte, wo ich meine Kleider hinlegen sollte, legte ich bloß mein Halstuch und meinen Rock ab, die ich über die Lehne eines Stuhles hing, und warf mich dann mit einem gewaltigen Satze in's Bett. Ein entsetzlicher Schmerzensschrei ließ sich auf der Stelle hören, und ein dicker Gegenstand, der unter mir lag, zerarbeitete sich, meine Last abzuschütteln und schrie:

„Mörder! Hülfe! Ach! O weh! Wer seyd Ihr?"

Man denke sich mein Erstaunen, als ich die Stimme zu erkennen glaubte.

„Doktor Flopp!“ rief ich mit meiner natürlichen Stimme. „Was machen Sie in meinem Bette?“

„In Ihrem Bette? Ersticken Sie mich nicht mit der Zudecke! In Ihrem Bette! Zum Henker! wer sind Sie denn?“

„Erkennen Sie mich denn nicht an der Stimme? Wir haben ja die Reise nach Oxford zusammen gemacht.“

„Ach, der Himmel beschütze mich! Was hab' ich verbrochen, um so jung zu sterben?“

„Stille jetzt, und antworten Sie auf meine Fragen. Was machen Sie in diesem Hause?“

„Was ich hier mache? Ich wohne hier mit den Damen Arran.“

„Was? in diesem Hause?“

„Ja, wie Sie sehen. Die Eigenthümerin ist auf sechs Wochen auf das Land gezogen, und ich habe das Haus für Mistreß Arran gemiethet. Aber jetzt erlauben Sie mir eine Frage: was führt Sie her?“

„Nichts, als daß ich Julien heirathen will.“

„Sie! .... Sie, der mich in der Diligence zu morden drohte, und der jetzt wahrscheinlich gekommen ist, um dieses ruchlose Vorhaben auszuführen. Unmöglich!“

„Was finden Sie unmöglich? Ich sage Ihnen, daß Alles in Ordnung ist, und füge sogar hinzu, daß, wenn Sie die geringste Einwendung machen, ich Sie verfolgen werde von Ort zu Ort, bis ich Sie in meiner Gewalt habe, wie jetzt, und dann —“

„Entsetzlich! Meine Theorie sagt mir, daß das sehr unangenehm seyn würde. Was verlangen Sie von mir, mein Herr?“

„Daß Sie sich nicht mehr meiner Verheirathung mit Julien widersetzen.“

„Ach, mein Himmel! wie soll ich mich da herausziehen? Das ist unmöglich! Doch erinnere ich mich in diesem Augenblick, daß sie schon einem Andern versprochen ist.“

„Wie, einem Andern? Und wer ist der Andere?“

„Ein junger Mann voll Verdienste, ein Herr Neville von Halford. Kennen Sie ihn?“

„Ja, ich kenne ihn sehr wohl, und Sie haben sehr recht, daß Sie ihm Verdienste zuerkennen. Ich nehme es auf mich, die Sache mit ihm auszumachen unter der Bedingung, daß Sie mich allein mit ihm lassen.“

„Sollten Sie im Sinne haben, sich mit ihm zu schlagen? Auch gut! Schießen Sie ihn nieder, denn meine Theorie besagt ....“

„Zum Henker mit Ihren Theorien! Ich will mich weder mit ihm schlagen, noch werde ich ihn niederschießen; aber ich habe Ihnen bloß ein Wort zu sagen: wenn Sie sich nur im Geringsten in diese Angelegenheit mischen, so werde ich dafür sorgen, daß eine Stelle am St. Johannis-Collegium vacant werde. Haben Sie mich verstanden? Jetzt verlaß' ich Sie, rühren Sie sich nicht, und schweigen Sie stille; und sollten Sie jemals irgend einem Menschen etwas von dem sagen, was Ihnen diese Nacht widerfahren ist, so sterben Sie von meiner Hand."

„Gerechter Gott! Ach, hätten Sie nur meine Theorien gelesen. Ich sage Ihnen ....."

Ich hatte leise die Thür geöffnet, und tappte nach der Bibliothek, wo ich mich auf ein Kanapee warf, um einen Plan für den andern Tag zu entwerfen. Welch' ein glückliches Ereigniß war's, daß die Arran's gerade das Haus meiner Tante gemiethet hatten. Der Tag fand mich noch brütend über meinem Plan. Ich war entschlossen, Julie zu sprechen, eh' ich das Haus verlassen haben würde. Wie aber sollt' ich dies zu Wege bringen, ohne die Bewohner zu erschrecken. Das erforderte Sorgfalt und Umsicht; ich zog mein Kanapee hinter eine spanische Wand, und wollte hier verborgen bleiben, bis der Zufall Julie in die Bibliothek führte. Mein Wunsch wurde schneller noch erhört, als ich es zu hoffen wagte. Vorläufig erschien um acht Uhr der Doktor Flopp, und setzte sich mit aufgelöster Miene an den Schreibtisch."

„Man benachrichtige mich," sprach er zu dem ihm folgenden Bedienten, „sobald Miß Julie in dem Frühstückszimmer erschienen seyn wird. Indeß will ich einen Bericht dieser außerordentlichen Begebenheit für das Gentleman's Magazine, so wie für die Polizei entwerfen. Es ist zu wunderbar!"

Ich blieb ruhig, bis daß der Bediente fortgegangen war, und die kratzende Feder des Doctors mir anzeigte, daß er allein sey. Alsdann schlich ich aus meinem Versteck und stellte mich ihm gegenüber. —

„Mein Herr," sagte ich, indem ich mit der Zunge anstoßend denselben Fehler annahm, wie in jenem Caffeehause.

„Mein Gott, das wird immer ärger! Herr Snook!"

„Ja, mein Herr, der bin ich; ich habe Ihnen etwas mitzutheilen."

„Nun wohlan, so sprechen Sie."

„Ich bin der Gatte, den Miß Julie Arran bereits angenommen hat."

„Sie, Herr Snook! Wie viel Gatten hat denn Miß Julie schon angenommen?“

„Einen Einzigen, und der bin ich. Sollte ein Anderer auf ihre Hand Anspruch machen, so zerreiße ich ihn, wie ein Tiger.“

„Wenn das ist, so bitte ich Sie, den unausstehlichsten Bösewicht zu zerreißen, der jemals dem Galgen entschlüpft ist, und der mich diese Nacht im Schlaf erwürgen wollte. Meine Theorie sagt mir, daß hier einer so viel wie der andere werth ist.“

„Alles, was ich Ihnen noch sagen will, ist, daß ich Julie heirathen werde, Sie mögen Ihre Einwilligung dazu geben oder nicht.“

„Wirklich? Und hat sie eingewilligt?“

Ich bejahte mit einem Kopfnicken.

„Wie? wann?“

„Widersetzen Sie sich nicht, das rathe ich Ihnen. Ich steche Sie durch und durch, wenn Sie einen Augenblick zögern.“

„Mein Gott, Herr Snook, meine Theorie sagt, daß dies eine ganz entsetzliche Geschichte ist. Sie sagen, daß Sie mit Miß Arran versprochen seyen?“

„Ja!“

„Wer war denn aber jener Bösewicht, der mich während der Nacht so sehr in Angst setzte? Er hat mir zugeschworen, daß sie ihm ihr Wort gegeben.“

„Und was haben Sie ihm geantwortet?“

„Ja so! das hatte ich ganz vergessen. Ich habe ihm die Wahrheit gestanden, Herr Snook. Sie ist mit Einwilligung ihrer Verwandten einem herrlichen jungen Menschen versprochen, einem gewissen Herrn Neville, und meine Theorie sagt mir, daß es nicht möglich ist, daß sie drei Männer nehme; daher ist es nöthig ...“

„Mit Einwilligung ihrer Verwandten, sagten Sie? Doch auch wohl mit der Ihrigen?“

„Ach, ja — ohne Zweifel — sicherlich —“

„Wollen Sie dieses in ihrer Gegenwart wiederholen?“

„Warum nicht, Herr Snook? Recht gern — da kommt sie eben —“

Ich schlüpfte schnell in meinen Winkel.

„Miß Julie,“ sagte der Philosoph, „ich wünschte, daß wir mit heiler Haut wieder in Hampshire wären.“

„Und warum das?“

„Warum? Sehen Sie — in diesem verwünschten Hause spukt es.“

„Es spukt?“

„Ja, man sieht Geister, und ich argwöhne stark, daß Miß Julie mit diesen Geistern einverstanden sey.“

„Einverstanden? und weßhalb, mein Herr?“

„Das sollen Sie gleich hören .... Haben Sie wohl jemals von Herrn Snook sprechen hören?“

„Nie, mein Herr.“

„Ei, das wäre! Sie sollten nicht den Menschen kennen, der eine so verteufelte — wollte sagen, so martialische Miene annehmen kann, und so abscheulich — wollte sagen, so bedeutend mit der Zunge anstößt?“

„Ich habe nie von ihm gehört, viel weniger ihn gesehen.“

„Und auch einen andern schrecklichen Spitzbuben kennen Sie nicht, dessen Organ wie eine türkische Trommel schallt? — Ein Schuft, der mich schon zweimal ermorden wollte, selbst diese Nacht noch, in diesem Hause — Brr!“

„Sie erschrecken mich! Wäre es möglich?“

„Möglich? nur zu wahr ist es, und während wir hier sprechen, sind wir Beide in Todesgefahr.“

„Ich verstehe nichts von Allem dem, was Sie sagen.“

„Ach, wäre nur Herr Neville hier, um sich Ihrer anzunehmen!“

„Herr Neville?“

„Ja, jener Herr Neville — Ihr Herr Neville — unser Herr Neville, weil wir Alle damit zufrieden sind, daß er Ihr Gatte werde.“

„Doktor Flopp,“ sprach hier Julie, indem sie den Schein einer starken Aufwallung annahm. „Ich weiß in der That nicht, was Sie damit sagen wollen, und was Ihre ewigen Zeichen mit Kopf und Augen mir zu verstehen geben sollen. Wie sprechen Sie jetzt von Herrn Neville, gegen den Sie sich stets so bestimmt erklärt haben ....“

„Ich, niemals. Meine Theorie sagt mir, daß Sie mich durchaus nicht verstanden haben. Ich heiße unter allen Umständen Ihre Verheirathung mit Herrn Neville gut, und Ihre Mutter wird einwilligen, wenn sie meine Gründe gehört hat; und was den Spitzbuben betrifft, der mich ermorden wollte, und den andern — Hm! den Gentleman, Herrn Snook, so sey es Beiden gestattet, Herrn Neville umzubringen, wenn es ihnen Vergnügen macht: ich wasche meine Hände. Herr Snook, Sie haben gehört, was ich so eben sagte .... Treten Sie hervor!“

„Mein Herr, hier bin ich, mein Name ist Samuel Snook.“

„Neville!“ schrie Julie.

„Julie! geliebte Julie!“ rief ich, indem ich sie in meine Arme schloß. „Auch Sie hörten die Erklärung Ihres Vormunds. Er wird nie seine Einwilligung zurücknehmen.“

„Neville! welch’ ein Gräuel! der Reisende aus der Diligence! Meine Theorie sagt mir, daß das Alles sehr merkwürdig sey. Ich werde diesen Fall in meine zweite Auflage einrücken lassen. Welch’ überraschendes Beispiel wechselseitiger Sympathien!“

„Ich hoffe keine immerwährende Dissonanzen,“ sagte ich, indem ich freundlich dem versteinerten Metaphysiker die Hand reichte. „Ich verspreche Ihnen, Ihre Theorien gründlich zu studiren, wenn Sie die Güte haben wollen, mich Mistreß Arran mit Ihrer vollständigen Einwilligung und Approbation vorzustellen.“

NB. Man verheirathete uns drei Wochen später.

(Blackwood's Magazine.)

Das Testament Pigault Lebrun's.

In den jüngst verflossenen vierzig Jahren der Unruhen, der unvermutheten Entwicklungen, der Erschütterungen und des Fortschrittes mögen wenige Menschen ein so bewegtes, abenteuerliches, bizarres Leben gehabt haben, wie Pigault Lebrun, der Volks-Romancier, dessen Verlust seine Freunde und Leser schmerzlich betrauern. Er war nach und nach Commis, Soldat, Finanzmann, Schauspieler und Schriftsteller gewesen, und hatte bei jeder Wendung seiner Laufbahn buntscheckige Episoden erfahren, die er in den letzten Jahren gern mit jener originellen Begeisterung, mit jener philosophischen Heiterkeit erzählte, die sich in seinen Werken als schöne Vorbilder aussprechen. Nachfolgende Begebenheit, in flüchtigem Anhören bei einer seiner liebenswürdigen Plaudereien aufgefaßt, ist Pigault's frühester Jugend entnommen. Sein Vater hatte ihn eben bei der Eliten-Gendarmerie (königliche Haustruppen) einreihen lassen, deren Obrist der Marquis von Autichamp war. Pigault zählte achtzehn Jahre und war ein eleganter, wohlgewachsener, im Uebermaße vergnügungssüchtiger junger Bursche, überdieß besaß er alle Eigenschaften eines Soldaten jener Zeit: er war brav, lustigen Muthes, und scheute sich eben so wenig vor einem Degenstoße, als einer galanten Orgie. Seine Kameraden wußten bald, wie sie sich mit ihm zu verhalten hatten; denn, obgleich er bei seinem Eintritte in das Corps auf das Liebenswürdigste empfangen worden war, so mußte man ihm doch nach der gemeinen Regel den Puls fühlen, und die gewöhnlichen Garnisonsspäße waren vollkommen geeignet, die Geduld und den Muth eines Neuangekommenen auf die Probe zu stellen.

Bald zeigte sich eine Gelegenheit. Als er eines Morgens mit einigen seiner Kameraden spielte, rief sein Partner, dem er mehrere Trumpfpartien abgewonnen hatte:

„Wundern Sie sich nicht über das beständige Glück des Herrn

Pigault, meine Herren; in seiner Familie befindet sich ein Vorrath Stricke von Gehängten *).“

„Sie haben Unrecht, über Todte zu scherzen,“ entgegnete Pigault, ohne sich aus der Fassung bringen zu lassen; „wer weiß, ob Sie ihnen nicht bald Gesellschaft leisten werden?“

„Schön, sehr schön, Herr Ankömmling! Ohne Zweifel haben Sie keine so sichere Hand, als der Oberarzt, dem die Engländer den Kehlkopf Ihres erhabenen Ahnen anvertrauten.“

„Das mögen Sie kennen lernen, wann es Ihnen beliebt, Herr Spaßmacher.“

„Meine Herren, Sie sind ohne Zweifel eben so begierig, als ich, diesen geschickten Mann bei der Arbeit zu sehen,“ sprach sein Gegner und stand auf. „Eben bin ich seinen Stichen beim Trumpfspiele unterlegen, vielleicht besitzt er nicht dieselbe Kraft bei allen Spielen.“

Munter erhob sich die ganze Gesellschaft, und Pigault war, wie sich leicht denken läßt, nicht der Letzte.

„Wo gehen wir hin?“ fragte einer der Zeugen.

„Hinter den Wall, meine Kinder,“ sprach der Aelteste der Compagnie; „ich kenne ein treffliches Plätzchen, von wo aus wir kaum zweihundert Schritte bis zur blauen Ente zu gehen haben, deren Federwild-Ragouts man mit Recht rühmt.“

„Es scheint,“ sagte Pigault, „der Herr hat sich mit seiner Börse und seinem Magen berathen, und es ist ihm guter Rath geworden.“

„Was spricht er! Wie? Schlage ich mich? .... Das wäre um so schlimmer, mein Junge; ich habe mehr als einen guten Stoß zu Ihren Diensten, aber der Teufel mag mich einen Thaler finden lassen .... Indessen ist hiebei Brauch und die Neuangekommenen ....“

„Der Gebrauch,“ versetzte Pigault lebhaft, „ist das Gesetz der Dummen; die Alten mögen sich darnach richten, aber die Jungen von meinem Schlage lachen darüber.“

„Bravo!“ rief der Alte. „Das ist ein Witz, der Ihnen eine häßliche Schmarre kosten könnte; doch, auf Ehre, es wäre mir leid, wenn die Lehre zu stark würde, denn ich liebe die Kecken Ihres Gleichen.“

Indessen wanderte man vorwärts und gelangte bald zur bezeichneten Stelle. Der Alte verlangte die Ehre, dem Jungen die Einweihung zu geben, wie er es nannte, und die zwei Kämpfer hatten bald

*) Pigault war von Calais und stammte von dem berühmten Eustache Saint-Pierre ab, der diese von Eduard belagerte Stadt dadurch rettete, daß er sich mit dem Stricke um den Hals in das feindliche Lager begab.

den Degen in der Faust. Pigault, ruhig, entschieden, griff anfangs seinen Gegner kräftig an.

„Gut so," sprach der alte Soldat, „höher die Klinge, herzhaft die Brust gedeckt! ..... Seconde parirt! Der Bursche hat eine Eisenfaust .... Ho, nur eine Schramme von sechs Linien."

Das Wort war kaum ausgesprochen, als sich Pigault am Arme verletzt fühlte; die Wunde war keine Linie länger und keine kürzer, als es der alte Haudegen vorhergesagt. Der junge Mann wollte sich nicht einmal verbinden lassen und trieb seinen zweiten Gegner, sich zu stellen. Die Zeugen erhoben gerechte Einwendungen, sie wollten nicht zugeben, daß ein Verwundeter sich so schnell in einen neuen Kampf einlasse, aber Pigault bestand so hartnäckig darauf, daß sein erster Angreifer dem Drängen nachgeben mußte.

Der Kampf dauerte nicht lange und für Pigault war der Ausgang nicht glücklicher. Der Degen seines Gegners traf ihn in die rechte Seite, glitt über die Rippen und drang unter der Schulter durch.

„Teufel! ich habe keine glückliche Hand!" rief er aus, während ihm alle Zeugen zueilten.

Zur allgemeinen Freude sah man ein, daß die Wunde nicht so bedeutend war, um die Folgen herbeizuführen, welche der alte Haudegen geweissagt hatte. Wohl oder übel mußte sich Pigault nach dem Gasthofe zur blauen Ente bringen lassen, wo die Gesellschaft bald tüchtig zu zechen begann, ohne sich den Kopf darüber zu zerbrechen, wer am Ende der großmüthige Amphytrion seyn würde.

Die Wiederversöhnung ging schneller vor sich, als der Streit; es blieb nicht nur kein Groll gegen Pigault zurück, sondern er war im Gegentheile gewisser Maßen der Held des Festes. In einem weiten Lehnstuhle sitzend, auf weiche Polster gestützt, spielte er eine ernste Präsidentenfigur, während seine lustigen Freunde mit solch' aufrichtigem Enthusiasmus auf seine baldige Wiederherstellung tranken, daß in einem Augenblick die Tafel den glorreichen Anblick eines mit Todten und Trümmern bedeckten Siegesfeldes bot. Sie aßen, wie hungrige Schulknaben, und tranken, wie Trommelschläger, und der Abend war schon weit vorgerückt, ehe Jemand an den Rückzug in das Quartier dachte.

Jeder hatte sich bis jetzt wohl gehütet, an die Zahlungsstunde zu denken. Endlich rückte sie heran. Die Karte war Entsetzen erregend. Zwanzig Flaschen vom besten Bordeaux, zwanzig Champagner und das Uebrige nach Maßgabe; um das Bulletin dieses kurzen Feldzuges würdig zu beschließen, eine majestätische Addition, deren Summe sich über hundert Thaler belief. Hätte man auch alle Taschen der Genossen

durchstöbert, durchwühlt, ausgequetscht und umgedreht, so möchte sich doch kaum der dritte Theil des Betrags gefunden haben.

Was nun beginnen? Seit lange kannte man den Wirth zur blauen Ente, und wußte, daß dieser Mann bei dem Kapitel Credit keine Vernunft annahm. Um Mitternacht war es überdieß nicht leicht, ein Auskunftsmittel zu finden, um sich aus diesen fatalen Umständen zu ziehen. Die Heiterkeit hatte merklich abgenommen, und schon faßten Gewissensbisse die Unbesonnenen an der Gurgel und drohten mit einer Unverdaulichkeit, als Pigault ausrief:

„Wohlan, meine Freunde, ich opfere mich, und ziehe Euch aus der Verlegenheit.“

„Du? Du hast kaum zehn Thaler in der Tasche, und wir bedürfen hundert!“

„Es handelt sich auch nicht um mein Vermögen; was ich habe, gedenke ich zu behalten; die blaue Ente soll uns nur Frist zum Zahlen gönnen.“

„Unmöglich! Der alte Knauser würde sich eher viertheilen lassen, als Euch vier und zwanzig Stunden gönnen.“

„Das wollen wir sehen, Vetter! — Vorerst fühle ich mich verteufelt schwach; ich weiß nicht, ob meine zweite Wunde nicht bedeutender ist, als es dem Doktor geschienen hat, so viel ist gewiß, daß meine Kraft bricht.“

„Donner! Das hätte früher gesagt werden sollen!“ rief der alte Kämpe; „ich will alle Wundärzte der Stadt aufwecken.“

„Unnöthig, mein Freund! Für den Augenblick bedarf ich nur eines Notars und eines Priesters.“

„Fabelt er jetzt? Hat ihm der Wein den Kopf verrückt?“

„Wollt Ihr von hinnen, ohne den Beutel zu ziehen? Wohl! Gebt mir noch zwei Kopfkissen — ohne Erörterung — werdet weich, wenn es Euch beliebt, aber bringt ohne Zögern einen Notar und einen Priester.“

Die Sicherheit im Tone und ein leichtes, verschmitztes Lächeln gaben den Beherztesten den Muth wieder, und während die Einen schrien, befahlen, baten, daß dem Verwundeten schnell Hülfe geschafft werde, liefen die Andern durch die Stadt und suchten überall einen Notar und einen Abbé, ohne ganz begreifen zu können, wie sich der Wirth zur blauen Ente mit solcher Münze zufrieden stellen ließe. —

Indessen war Pigault von den Leuten des Hauses umgeben; das Blut, welches er im Uebermaße verloren, seine Blässe, die Flecken auf seiner Kleidung, die Verzweiflung seiner Freunde, Alles zusammen gab

die Ueberzeugung, daß seine Wunde viel gefährlicher sey, als man anfangs geglaubt.

„Auf, junger Mann," sprach der Wirth zu ihm, „ein wenig Muth, man stirbt nicht sogleich an einem Degenstiche."

„Je nachdem, mein Freund, ich fühle, die Lunge ist verletzt .... Nicht der Tod erschreckt mich .... Ich glaube das dadurch zu beweisen, daß ich mein Testament mache. Meine lieben Freunde, jetzt schätze ich mich glücklich, mit irdischen Gütern reich bedacht zu seyn; Dank sey es meinen zwanzigtausend Livres Renten, ich kann wenigstens für die zärtliche Sorgfalt erkenntlich seyn, die Ihr an mich verschwendet."

„Zwanzigtausend Livres Renten, und er macht sein Testament!" sprach der Wirth in petto zu sich. „Aber, mein Herr Officier, in dem Zustande, in welchem Sie sich befinden, würde Ihnen ein gutes Bett besser taugen, als ein Lehnstuhl."

„Ich gestehe zu, mein Lieber, daß ein Bett .... aber die schlechten Wirthshausbetten ...."

„Mein Herr Officier, ich will Sie in das meinige, in mein eigenes Bett bringen lassen. Vorwärts Bertrand, François, Therese!" Dann fügte er mit gedämpfter Stimme bei: „Zwanzigtausend Livres Renten, das ist ein Sohn irgend eines Generalpächters. Vorwärts, schnell, helft mir den gnädigen Herrn in mein Zimmer tragen!"

„Ach, mein lieber Wirth, wie soll ich Euch danken für so vielen Eifer, so viele Hingebung? Wie würde ich es bedauern, wenn der Notar zu spät käme."

„Ihr werdet sehen," murmelte der Wirth, „daß dieser verdammte Notar zu spät kommt."

Pigault wurde von seinen Kameraden bis in das Zimmer des Wirthes begleitet; sie konnten noch nicht völlig begreifen, wie das enden sollte; aber die unselige Karte hatte sie zum Verstummen gebracht. Endlich kam der Priester zuerst an.

„Ach! mein Vater," rief Pigault, „welche Erleichterung bringt Ihre Gegenwart meiner Seele. Wie glücklich bin ich, Ihnen meine Generalbeichte ablegen zu können. Aber ich fühle es, meine letzte Stunde ist nahe! Der Notar kommt bald, und Sie wissen, es ist eine gebieterische Pflicht für den Christen, im Angesichte des Todes einen lobenswerthen Gebrauch von den Gütern zu machen, die er auf dieser Welt besessen. Nun habe ich über zwanzigtausend Livres Renten zu verfügen und nicht mehr fünf Minuten zu leben. Geben Sie mir die Absolution, ich bitte Sie."

„Gern würde ich sie Ihnen geben, mein lieber Sohn, aber Sie

wissen, wie die Kirche und Ihre Diener arm sind; Leute Ihres Standes haben gewöhnlich ein ziemlich belastetes Gewissen. Ich hoffe, daß Sie durch Ihre guten Werke für unsere heilige Mutter, die Kirche, die Absolution verdienen werden, die Sie erflehen.“ Der Abbé sprach die letzten Worte, als eben der Notar eintrat.

„Ey! schnell, mein Herr,“ rief der Wirth, „der Unglückliche verliert vielleicht in einem Augenblicke das Bewußtseyn.“

Man hatte bereits eine Tafel in der Nähe des Bettes zugerichtet, der Notar setzte sich, und Pigault begann seinen letzten Willen folgender Maßen zu diktiren:

„Da ich mich stets im Schooße unserer Mutter, der heiligen, römisch-katholischen Kirche gehalten habe, und das Verlangen trage, durch ein frommes Werk meine Jugendfehler zu sühnen, so vermache ich einem ihrer ehrwürdigen Diener ..... Wie heißen Sie, mein Vater?“

„Gervais Rigault, mein Sohn.“

„Einem ihrer ehrwürdigen Diener, Gervais Rigault, dem verordneten Priester der Diöcese Luneville, eine Leibrente von fünftausend Livres mit Hypotheke, auf mein bestes Eigenthum.“

„Teufel!“ dachte der Wirth, „wenn es in dem Zuge fortgeht, wird das Testament nicht lang werden.“

Diese gescheite Betrachtung wurde durch Pigault unterbrochen, welcher also fortfuhr:

„Item, ich vermache der zweiten Compagnie der Eliten-Gendarmerie, zu der ich zu gehören die Ehre habe, allen Wein meiner Keller und alle Töchter meiner Lehensleute ....“

„Das ist aber fürchterlich,“ spricht der Abbé.

„Sachte, mein Vater, lassen Sie mich vollenden, ich bitte .... Und die Töchter meiner Lehensleute unter der Bedingung, aus ihnen eben so viele Rosenmädchen zu machen.“

Trotz dem Ernste der Ceremonie bedeckte ein erstricktes Lachen für einen Augenblick die Stimme des Testirers.

„Sterbende scherzen nicht,“ fuhr er mit schwachem, aber sicherem Tone fort; „das Institut der Rosenmädchen ist sehr schätzenswerth .... Meine letzte Geliebte war eines, und ich weiß, was ich thue. Item, ich hinterlasse meinem verehrten Wirthe, einem respektabeln, liebenswürdigen, unvergleichlichen Manne, dessen Achtung für die Eliten-Gendarmerie im Allgemeinen sowohl, als besonders für diejenigen Herrn Militairs des nobeln Corps, die er bei sich zu empfangen die Ehre hat, ich dankbar anerkennen will, — ich hinterlasse, sage ich, diesem ehrenwerthen Bürger — (der Wirth zur blauen Ente hatte

Thränen der Rührung im Auge und schluchzte, als wollte er vor Dankbarkeit ersticken,) — diesem ehrenwerthen Bürger, der Perle der Bürger von Luneville, zwanzigtausend Livres baar Geld, dazu die Summe von dreihundert neunzehn Livres als Betrag der heutigen Rechnung, welches Alles ihm im Verlaufe von drei Monaten, von meinem Hinscheiden datirt, durch meinen Testaments-Vollstrecker unter der Bedingung ausbezahlt werden soll, daß er mich anständig begraben läßt .... und das steht ganz nahe bevor, denn ich fühle es, ich verliere das Bischen Kraft, das mir übrig geblieben ist."

„Ach! mein Herr Officier, mein gnädiger Herr!" rief der Wirth, „beruhigen Sie sich wegen des Irdischen. Sie sollen ein goldenes Kreuz und die reichste Fahne bekommen; alle Glocken sollen geläutet werden, so lange der Gottesdienst dauert; ich verspreche Ihnen das prachtvollste Seelenamt, die Hochämter und stillen Messen nicht gerechnet. O heilige Jungfrau! Sie sollen sie von allen Kirchspielen und um jeden Preis bekommen. Muß ich so in der Blüthe der Jahre einen so vortrefflichen Herrn sterben sehen! Ach, der Kummer drückt mir das Herz ab, wenn ich nur daran denke!"

Als der vortreffliche Wirth bemerkte, daß seine Beredsamkeit schwach zu werden begann, so seufzte er aus Leibeskräften und schwitzte Blut und Wasser, um seinen widerspenstigen Augen einige Thränen zu erpressen, welche eher die Freude als der Schmerz erzeugte. —

„Gut, mein lieber Wirth," fuhr Pigault mit abnehmender Stimme fort, „ich bin mit Ihnen zufrieden. Bliebe mir Zeit, ich änderte den Artikel, um Ihnen das Doppelte zu vermachen."

Dann sprach er, gegen den Notar gewendet:

„Fahren Sie fort, mein Herr. Item, ich vermache meinen braven Kameraden von der Eliten-Gendarmerie, welche in Luneville in Garnison liegen, die Summe von hundert fünfzig tausend Livres unter der Bedingung, daß sie den dritten Theil davon bei Banketten und Festgelagen zu meinem Gedächtniß verzehren. Es versteht sich, daß der ehrenwerthe Wirth zur blauen Ente, dessen fromme Sorgfalt, so weit es ihm möglich war, meine letzten Augenblicke versüßt hat, unter diesen Umständen allein mit der Bewirthung beauftragt werden darf."

Bei diesem Zuge begann der Wirth in der That zu weinen, während Pigault's Kameraden mit übermenschlicher Anstrengung das Lachen zurückzuhalten suchten, das sie zu ersticken drohte. Der lustige Sterbende befürchtete, die Komödie möchte nicht so glücklich enden, als sie angefangen, und beeilte sich nun, zum Schlusse zu kommen.

Er erklärte nun, da seine Gewissens-Legate im Testamente aufgeführt seyen, so hinterlasse er den Rest seines Vermögens seinen natürlichen Erben, und nachdem er den alten Haudegen zum Testaments-Vollstrecker erklärt hatte, schloß er mit erlöschender Stimme:

„Meine lieben Freunde, Keiner von Euch hat absichtlich meinen Tod herbeigeführt; die Ausbrüche Eueres Schmerzes und die Beweise Eurer Theilnahme können meine Sterbestunde nicht zurückschieben; ich will Euch den Anblick des betrübenden Schauspiels meines Todeskampfes ersparen; thut mir nur die Freundschaft, Jeder fünf Pater und fünf Ave für die Ruhe meiner Seele zu sprechen, und kehrt dann in die Quartiere zurück.“

Die fröhliche Bande ließ sich das nicht zweimal sagen und alle Lippen wurden auf einen Schlag in Bewegung gesetzt, wie die gelehrigen Orchester-Instrumente, wenn der Maëstro das Zeichen gibt. Das Pater war aber ohne Zweifel hebräisch für unsere Tollköpfe, und Gott weiß, was sie durch die gottlosen Lippen murmelten. Als Pigault nun kraftlos sein Haupt auf die Schulter gesenkt und das Bewußtseyn verloren zu haben schien, entfernten sich seine Kameraden und ließen bei dem Sterbenden den Wirth und den Priester zurück, die sich durch ihr Gewissen verpflichtet glaubten, dem trefflichen Manne, der sie so edelmüthig behandelt hatte, die Augen zuzudrücken. Eine Viertelstunde später war der angebliche Sterbende fest entschlafen.

„Barmherzigkeit, Herr Pfarrer, ich glaube er schnarcht!“

„Beruhigt Euch, mein Freund, das ist geröchelt.“

„Sie glauben, Herr Pfarrer?“

„In der That, ich möchte wohl, daß er zu sich käme! .... Ein Heide, der sich, ohne zu beichten, zweimal die Absolution geben läßt!“ —

„Wenn er aber doch genesen würde.“

„Unmöglich, sage ich Euch. Dann gäbe es noch Mißbrauch des Vertrauens, Ueberraschung, Prellerei mit Hülfe trügerischer Versprechungen ....“

„Aber bemerken Sie doch .... Haben Sie viele Sterbende so mächtig schnarchen hören?“

„Das mag von einer innern Ergießung herrühren.“

„Wahrlich, die Taugenichtse haben eine schöne Masse von meinen besten Weinen in ihr Inneres gegossen. Zum Glücke ist das Testament da ....“

Die ganze Nacht schlief Pigault kräftig, zum großen Mißvergnügen seiner Wächter fort, welche jeden Augenblick hofften, er würde den Geist aufgeben. Bei Tagesanbruch öffnete er die Augen und da

ihn das Gelage des vorigen Tages sehr angegriffen, so rief er, sobald er Jemand bei seinem Bette erblickte:

„Zu trinken! Zu trinken!“

Schleunig reichte ihm der Wirth ein Glas Tisane, das er auf einen Zug halb leerte, aber plötzlich hielt er inne:

„Welch' verteufeltes Gebräue gebt Ihr mir da? Habt Ihr keinen Wein mehr in Euerem Keller, Freund Entenwirth?“

„Verzeihen Sie, gnädiger Herr, Sie sind so schwach, ein Sterbender .....“

„Ihr habt bei Gott Recht .... meine Lethargie hat mir die Besinnung geraubt ... Könnte man mir aber nicht, eben weil ich so schwach bin, ein stärkendes Mittel geben, wodurch ich wieder ein wenig Kraft bekäme?“

„Ach! werther Herr Pfarrer,“ sprach der Wirth halblaut, „meine Ahnungen haben mich nicht getäuscht, er erholt sich wieder.“

„Das mag er, ich lasse ihn excommuniciren!“

„Das wäre wohl gethan, mein Vater ... aber das Testament?“

„Befaßt Euch nicht mit den weltlichen Interessen, und gebt ihm, was er begehrt.“

„Wie, Wein?“

„Fort, sage ich, der Wein ist der Vater des Fiebers und das Fieber ist das sicherste Steckgarn der Legatare.“

Gerne würde der Wirth seine Keller geleert haben, hätte er damit die Stunde des Leichenbegängnisses näher bringen können, dessen Kosten er tragen sollte; er flog wie der Wind und erschien bald wieder, unter jedem Arme zwei Flaschen von seinem besten und edelsten Weine.

„Auf Ehre, mein lieber Wirth,“ sprach Pigault, nachdem er langsam ein Glas geschlürft, „ich habe nie besseren getrunken..... Füllt, füllt noch einmal, ich bitte, denn ich bin sehr krank, die Wunde brennt.... Ho, wollt Ihr, daß ich nüchtern die große Reise antrete? Habt Ihr nicht ein paar genießbare Brocken bei der Hand?“

Der Wirth entfernte sich mit einer mitleidigen Geberde, und bald befand sich Pigault vor einer mächtigen Pastete, in die er sich so wacker einarbeitete, daß das letzte Glas von dem Vorrathe des guten Mannes in kurzer Zeit den letzten Bissen des erquickenden Frühstücks hinunterschwemmte; dann legte er, ohne Dank oder guten Abend zu sagen, das Haupt auf das Kissen zurück, und fing wieder an auf das schönste zu schnarchen.

„Wehe!“ rief der Wirth mit schmerzlichem Tone, „ich habe es vorher gesagt, er werde sich erholen, der Gottlose!“

„Mißtrauen wir der Vorsehung nicht," versetzte der Priester mit der Miene eines Zerknirschten, „noch dürfen wir auf eine Unverdaulichkeit hoffen."

Aber es gingen zwei Stunden vorüber und Pigault schlief den Schlaf der Unschuld und Verdauung fort; blaß vor Wuth begab sich der Priester weg, und der Wirth lief jammervoll umher und zerraufte sich die Haare.

„Verzweifelt nicht, mein Freund;" rief Pigault, sobald er erwachte; „ich versichere, ich befinde mich besser; ich bin gerettet, und will mich sogleich nach den Quartieren begeben, um meine braven Freunde zu trösten. Laßt mir meine Kleider geben!"

Auf diese Rede vermochte der Wirth weder mit Geberden noch mit der Stimme zu antworten; er blieb stumm und unbeweglich...

„Aber, mein Herr, das Testament?" stammelte er endlich mit flehendem Tone.

„Nun! Ist es nicht bei dem Notar in Sicherheit gebracht? Seyd ruhig, entgehe ich dießmal, so verspreche ich Euch, mich bei nächster Gelegenheit tödten zu lassen. Ihr sollt durch das Warten Nichts verlieren."

„Das ist Alles schön und gut," entgegnete der Wirth, der endlich die Mystification durchschaute, „aber wer auf die Schuhe eines Todten harrt, der kann lang auf nackten Füßen gehen, darum mein lieber Herr, muß ich meine drei hundert und neunzehn Livres haben, oder..."

„Alles gut! Alles schön! Ihr seyd, glaube ich, nicht bei Sinnen; habt Ihr vergessen, daß der Betrag Eurer Forderung im Testamente aufgenommen ist? Was geschrieben ist, ist geschrieben! Es besteht ein Kontrakt zwischen uns, ein wechselseitiger, bilateraler Vertrag, dessen Klauseln Ihr freudig angenommen habt — das kann der Notar zur Noth bezeugen .... Teufel, mein Herr Wirth zur blauen Ente, Ihr habt ein kurzes Gedächtniß."

Der arme Wirth schien vernichtet, und Pigault, der sich eilig angezogen, während er auf so klare Weise die Rechtsfrage beleuchtete, hatte die Treppe gewonnen, und befand sich näher an der Stadt, als an dem gastlichen Hause, ehe der Getäuschte sich besinnen und von dem Schrecken erholen konnte, den ihm die seltsame Entwickelung dieses Abenteuers verursacht hatte.

Englische Skizzen.

Einladungen aus dem Stegreif.

Ich kenne nichts Widerwärtigeres für eine Frau vom Hause, als die Manie gewisser Männer, ihre Freunde mit Stegreif-Einladungen zu beehren.

Mein Mann ist, wie Sie wissen, von leichtem, geselligem Charakter; da er selbst glücklich ist — wie er mir es wenigstens sagt — so hat er nichts lieber, als sich von andern Glücklichen umgeben zu sehen. Wir dürfen uns nicht über das Glück beschweren; wir haben einen wohl eingerichteten Haushalt und gesunde Kinder. Alles ist ganz prächtig bei uns, und ich würde wahrlich nicht zu klagen haben, hätte mein Mann nicht die unglückliche Gewohnheit der Einladungen aus dem Stegreif. Der gute Mann hat eben keine Idee von den Sorgen einer Hausfrau. Er hat durchaus nichts zu thun, als das Geld herzugeben, und selbst das thut er nicht selbst, sondern schickt es mir durch einen Commis. Des Morgens steht er auf, um gut zu frühstücken, läßt sich seine Kinder bringen, die reinlich gekleidet sind, küßt sie, plaudert mit ihnen, dann geht er an sein Geschäft; kommt er nach Hause, so findet er sein Essen bereit; Abends liest er oder macht seine Parthie Schach; und nie denkt er während dieser ganzen Zeit an die unzähligen Sorgen, an die oft quälenden Arbeiten, die von Morgen bis zum Abend mein Theil sind, um das Räderwerk der häuslichen Maschine in Bewegung zu erhalten. Man muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu gestehen, daß er nicht schwer zu befriedigen ist, denn er beklagt sich nie, wenn ich an Waschtagen

oder wenn sonst große Verwirrung im Hause herrscht, ihm das ärmlichste Mahl auftische, welches jemals eine Frau ihrem Manne zu geben wagte. In dieser Beziehung hat er wirklich keinen Fehler. Der einzige Vorwurf, den ich ihm mache, ist, daß er, ohne nachzurechnen, welches denn wohl die wichtigen Tage für die Hauswirthschaft seyen, so wenig Takt und Rücksicht für meine Ruhe zeigt, ohne alle Umstände mir einen oder zwei Freunde in's Haus bringt, die er einlädt, fürlieb zu nehmen, obgleich er bei einigem Nachdenken wissen könnte, daß gerade an diesem Tage diese Einladung zum Essen vielmehr eine Einladung zum Verhungern heißen könnte. So haben wir zum Beispiel jeden Montag die aufgewärmten Ueberbleibsel des Sonntags-Diners. Bestand dieses nun aus einer gekochten Hammelkeule, so wird diese unausbleiblich am andern Tage als Aufgeschnittenes oder Gehacktes erscheinen, vielleicht auch kalt, wenn es viel in der Wirthschaft zu thun gab. Und ich wage es, zu behaupten, daß dieses ein ganz anständiges Essen für zwei Personen sey. Allein eben so leicht wird man einsehen, daß es weder der Quantität noch der Qualität nach einem Fremden vorgesetzt werden kann. Und doch! sollte man es glauben, sah ich oft meinen Mann mit zwei, drei, selbst vier seiner Freunde zu Tische erscheinen, um dieses herrliche Gastmahl zu theilen! Ich werde nie die erste Ueberraschung vergessen, die er mir in dieser Art bereitete. Es waren ungefähr drei Monate, daß wir uns eingerichtet hatten. Ich war eine junge Frau ohne Erfahrung, die aber lebhaft darnach strebte, den Ruf einer guten Hausfrau zu erhalten; jene erste Mischung von Unruhe und Stolz, die ich empfand, als ich an meinem eigenen Tische den Vorsitz führte, hatte ich noch nicht verloren. Ich wünschte, daß Alles auf's Beste und Reinlichste an meinem Tische zugerichtet sey; ach, ich wußte damals noch nicht, welche Unordnung Kinder anrichten können! Aber ich wünschte sehnlichst, daß die Haltung und das Ansehen meines Hauses der Wahl meines Mannes Ehre machten.

Nun urtheilen Sie, wie groß mein Schrecken war, als an einem Unglückstage, wo ich auf ein Ueberbleibsel von einem kalten Lamm gerechnet hatte, ich ihn um fünf Uhr mit zwei seiner alten Freunde ankommen sah, Junggesellen und Lebemänner, hungrig wie Wölfe, die er mir vorstellte, indem er mir sagte, er sey ihnen an der Börse begegnet, und habe sie zum Essen eingeladen. „Genire Dich nicht, mein Kind, wir essen, was Du uns gibst, und ist nicht genug da, so wird der Käse aushelfen.“ Ich hätte in dem Augenblick in die

Erde sinken mögen; ich wünschte wieder ein Mädchen zu seyn; ich hätte in Alles eingewilligt, so groß war meine Verlegenheit. Das Tischtuch war nicht einmal ganz weiß; es war der zweite Tag; und ich vergaß zu sagen, daß sie in das Eßzimmer hereinfielen, als wollten sie es mit Sturm nehmen. Ich eilte zitternd in die Speisekammer, obgleich ich wohl wußte, daß ich darin nichts finden würde; und in Verzweiflung schickte ich unsere Magd, Betty — denn wir hatten damals nur eine — um ein Beefsteak zu holen. Während sie fort war, trat ich wieder in das Eßzimmer. Mein Mann fragte mich: „Nun, Käthchen, was wirst Du uns geben, und wann bekommen wir es?“

„Du mußt ein wenig Geduld haben, lieber Mann; ich werde mein Bestes thun.“

Diese Aeußerung legte ihnen für drei Minuten Stillschweigen auf; allein als diese vorüber waren, fragte mich mein Mann von Neuem mit der ganzen Ungeduld der Gattin Blaubarts: „Ob noch nichts komme?“ In meiner ängstlichen Lage versuchte ich's, ihnen die Zeit, so gut es ging, zu vertreiben. Ich setzte mich an's Piano, und horchte immer dabei, ob ich in der Küche nicht den süßen Ton des Hammers, der die Beefsteaks klopft, vernehmen würde. Zwanzig Minuten verflossen, eh' ich ihn vernehmen konnte; noch fünfzehn Minuten endlich, und Betty erschien mit dem Essen. Die kalten Ueberreste des Lammes wurden an das eine Ende des Tisches, die Beefsteak an das andere gesetzt, und daneben erschienen eine Schüssel mit Erdäpfeln und Kopf und Scheeren eines Hummers. Unterdeß machte ich meine Entschuldigungen, welche die Gäste mit vieler Höflichkeit aufnahmen. Sie waren in Verzweiflung, mir so viel Mühe verursacht zu haben; die leichtesten Diners seyen die gesündesten, meinten sie; als aber die Deckel abgehoben wurden, sahen sie erst, daß das Diner nicht zu den leichten gehörte, wenigstens der Farbe nach. Das Feuer war zu stark gewesen und Betty hatte in der Eile die Beefsteak verbrannt und verräuchert. Jeder Gast erhielt jedoch ein Stück davon, und war so artig, zwei Bissen davon zu genießen; dann wurde das Lamm vorgenommen, was höchstens für zwei Personen hinreichend gewesen wäre. Man servirte es mit gleicher Oekonomie, wie das Beefsteak, und ich bemerkte nun, daß unsere Gäste allenfalls halb gesättigt davon seyn konnten. Es blieben noch einige Fasern am Knochen und ich bin gewiß, daß jedes von uns sich glücklich geschätzt hätte, mit diesem Knochen allenfalls hinter einer Thür

allein zu seyn, wie Sancho Pansa; Niemand wollte jedoch sich seiner bemächtigen, so daß man wirklich noch etwas von dieser magern Mahlzeit in die Küche trug. Die Ueberreste des Hummers, der Käse und einige Flaschen Xeres beendigten ziemlich dürftig diese elende Mahlzeit, und doch war es dieses nicht allein, was sie mir so peinlich machte. Das Traurigste davon war das wechselseitige Gefühl von Verlegenheit und Zwang. Es war mir unmöglich, meine Verwirrung zu verbergen; sie zeigte sich auf meinen glühenden Wangen und in meinen brennenden Augen. James und seine Freunde, die im Anfang ziemlich gleichgültig über das zu seyn schienen, was man ihnen zu essen gab, waren am Ende doch ein wenig unzufrieden, und stimmten sich zu meinem Ton herunter. Ihre freien und heitern Junggesellen-Manieren verwandelten sich in eine traurige und kalte Höflichkeit. Unsere Lage war wirklich beklagenswerth, und erst bei der dritten Bouteille ließ sich wieder einige Heiterkeit blicken.

Ein wenig später konnte ich es nicht unterlassen, meinem Mann zu bemerken, wie unbedachtsam seine Aufführung sey, und ich muß gestehen, daß er meine Vorwürfe mit seiner gewohnten Sanftmuth anhörte, und sich für die Zukunft gewiß zu bessern versprach. Man kennt ihn aber zu gut, um nicht zu wissen, daß, wenn er auch scheinbar den Bemerkungen, die man ihm macht, Gehör gibt, er dennoch thut, was er will, und als wenn man ihm nie etwas gesagt hätte. Ich weiß nicht, ob es Zerstreuung oder etwas Anderes ist, jedoch ist es eine seltsame Eigenheit seines Charakters. So zum Beispiel richte ich mich ein, um mit ihm spazieren zu gehen; wir bestimmen die Stunde, er aber geht allein aus, und vergißt ganz und gar, was er mit mir verabredet hat. Frage ich ihn, ob das und das nicht so sey, so antwortet er ja, ohne häufig gehört zu haben, warum ich ihn gefragt. Will ich wissen, ob diese Schüssel nach seinem Geschmack, so sagt er mir, daß es sein Leibgericht sey, und setze ich's ihm einige Tage darauf vor, so wundert er sich, daß man ihm solche widerwärtige Speise hinstellen könne. Aehnliche Streiche spielt er mir immerwährend, denn trotz seiner Betheurungen muß ich doch glauben, daß er es absichtlich thue. Aber von Allem ist mir immer das Unerträglichste, daß er mir unangemeldet seine Freunde zum Essen bringt. Er gesteht, daß ich recht habe, und fällt doch stets in denselben Fehler. Einst erscheint er mit drei Freunden, als wir am Morgen verabredet hatten, daß ich bei meiner Mutter und er außer dem Hause essen würden. Es war kein Feuer in der Küche,

Betty war ausgegangen, und ich wollte eben das Haus verlassen. Ein anderes Mal, als wir im Seebade waren, bringt er ein Paar Fremde, die ihm angenehm schienen, nach Hause, zu deren Bewirthung ich fünf Stunden weit hätte schicken müssen, während ich in meinem Zimmer kaum einen Stuhl für sie hatte. Das ganze Unglück ruht in der Leichtigkeit seines Charakters; er begegnet einer alten Bekanntschaft, mit welcher er in der Erinnerung schwelgen will, oder er macht eine neue, welcher er eine Höflichkeit zu erzeigen wünscht, und dabei vergißt er gänzlich das Interesse, das ich dabei haben könnte. Dergleichen Zerstreuungen scheinen mir jedoch nicht natürlich, und wenn er diese Anfälle hat, kommt er mir eher wie ein mondsüchtiger, als wie ein wachender Mensch vor.

(Chambers Edimburgh, Journal.)

Pariser Skizzen.

Einige Berühmtheiten in ihren Wohnungen.

Pixerecourt. — Mars. — Duchesnois. — De la Roche. — Horace Vernet. — Lepaulle. — Bordogni.

Herr Guilbert von Pixerecourt, von dem man jetzt nicht mehr spricht, ist einer jener Männer von großer Geschicklichkeit, die sich eine günstige Stellung zu schaffen und darin lange zu erhalten wußten. Er that für das Melodrama, was später Herr Scribe für das Vaudeville gethan. Er hat sich das Monopol und die Krone desselben errungen. Man scherzte viel über die Art des Talents des Herrn von Pixerecourt, jedoch dieser Scherze ungeachtet hat Niemand noch seinen Platz eingenommen, wo er sich ein beträchtliches Vermögen erworben; der Platz ist noch zu haben für Denjenigen, der sich Geschicklichkeit und Kraft dafür zutraut *).

Herr von Pixerecourt bewohnt ein schönes Appartement in dem Quartier des Tempels, und ist ein Mann in den Fünfzigen, ein wenig beleibt, geistreich und von vielem Wissen. Seine reiche und große Bibliothek enthält die glänzendsten und seltensten Ausgaben; ebenso besitzt er eine schöne Sammlung von Handschriften, und zahlte noch vor zwei Jahren zwölfhundert Franken für einen Brief, den Montaigne geschrieben haben sollte, der aber zu seinem großen Leidwesen nach genauer Untersuchung falsch befunden wurde. Pixerecourt gestand, daß er das Dreifache gern bezahlt haben würde für eine einzige ächte Unterschrift von Montaigne.

Wir begeben uns jetzt nach der St. Lazarus-Straße, dem Aufenthalt der berühmtesten Künstler, dem Pariser Neu-Athen, wo sich ein

---

*) Herr Pixerecourt ist bei uns als Verfasser des Waldes bei Herrmannstadt und vieler anderer Stücke bekannt, die Frau von Weißenthurn übersetzt hat.

Theil des literarischen und künstlerischen Adels befindet, denn hier wohnt Madame Haudebourd-Lescot in einem Hause, das einer römischen Villa ähnlich sieht; Henri Monnier, die Herzogin von Abrantes, der Marquis von Custines, Lepaulle und Andere noch.

Treten wir in diesen langen Hof, und lassen wir rechts die grillirte Thür, die zu Pernet, dem Zahnarzt führt .... Welch' ein herrlicher Garten, welch' prächtiges Marmor-Bassin, aus dem die silbernen Strahlen steigen und plätschernd darin zurückfallen. Ein Marmor-Peristyl öffnet seine Doppelpforte vor uns und Mademoiselle Mars erwartet uns in einem Cabinet mit Glaswänden, welches die Feerien des Orients uns vergegenwärtigt. Man findet in diesem Hotel die Anmuth, den seltenen Geschmack und feinen Takt der berühmten Schauspielerinnen. Es ist hier nichts zu viel, nichts zu wenig; ein großer Künstler wüßte nichts hinzuzufügen; eine edle Dame der Vorstadt St. Germain ebenfalls nicht.

Nebenan wohnte Mademoiselle Duchesnois, die so vergessen und schmerzvoll ihr Leben beendete, das früher mit so vielem Glanze erfüllt war. Eine traurige Lehre gab uns diese Frau, um deren Blicke man sonst bettelte, deren Name allein sonst eine ungeheure Menge zum Theater français hinzog, und welche starb, weil das Publikum sie gestürzt hatte, wie man einen Götzen stürzt. Ich sah sie in ihrem Hause, edel und stolz wie eine Königin, umgeben von berühmten Künstlern und den größten Namen des Kaiserreichs und der Restauration. Ich sah sie später, arm, sterbent, und von ihrem Wiederauftreten im Theater français träumend. Noch später sah ich sie aus ihrem Hotel verjagt durch die Noth. Endlich, als sie todt war, sah ich ihre Costume, ihre Möbel, ihr Bett versteigern, und noch jetzt hat man keine hinreichende Summe aufgebracht, ihr ein Denkmal zu errichten, und das Theater français besitzt nicht einmal in seinem Foyer ihre Gipsbüste.

Die beiden andern Bewohner dieses Squares sind Paul de la Roche und Horace Vernet. Das Haus dieser beiden Maler zeigt eine künstlerische Eleganz und ihre Ateliers, besonders das von de la Roche, sind Heiligthümer, wo man nur einer kleinen Anzahl Erwählter den Zutritt gestattet, welche stolz auf diese Gunst sind. Hier sieht man Horace Vernet mit seinem ausdrucksvollen jungen Kopfe, mit seiner Lebhaftigkeit, mit seinem durchdringenden Blicke. Eine weiße Jacke und Pantalons, mit einem rothen Gürtel befestigt, bilden sein Arbeits-Costume. Ohne sich um das Geräusch und die Bewegung um ihn her zu kümmern, arbeitet er emsig an dem angefangenen Bilde, und man erstaunt nicht über die Schnelligkeit, mit welcher er malt, denn er

scheint langsam dabei zu verfahren, sondern über die bewundernswerthe Weise, in welcher sich sein Gemälde entwickelt und vollendet. Nie macht dieser berühmte Künstler einen unnützen Pinselstrich, so sicher ist seine Hand, so richtig sein Blick.

Tritt man in das Atelier von Paul de la Roche, so geschehe es ohne Geräusch, damit man den Mann nicht störe, der mit einer kalten und melancholischen Physiognomie vor einer Leinwand nachdenkt und durch die phantastischen Töne eines Positivs sehr aufgeregt scheint. Bald wird man eine junge Frau erscheinen sehen, von einer bewundernswürdigen Schönheit, welche ihre Hand auf die grobe Jacke des Künstlers legt und ihn mit einem vertraulichen Lächeln begrüßt. Man erkennt bald in den Zügen dieser Frau die Jane Grey aus dem Bilde von Paul de la Roche; man erkennt in ihr jene verschämte Grazie, welche der Künstler unwillkürlich darstellt, so bald er ein Weib zu malen hat; endlich erkennt man in ihr die Tochter von Horace Vernet und die Frau von Paul de la Roche.

Wir verlassen nunmehr Neu-Athen, gehen durch die Straße de la Bruyère, wo Arnault wohnte, der Dichter des Germanikus und der letzte Kämpfer von Gewicht für die klassische Schule. Wir kommen zu der Straße des Martyrs und gelangen in den Hof eines Hauses von elegantem Ansehen. Links sehen wir eine kleine Treppe, die zu einem finstern Vorzimmer führt; von hier gelangen wir in ein ungeheures Atelier. Wir sind bei Gustave Lepaulle.

Dieses Atelier ist eine Arche, wo sich zwar nicht alle Geschöpfe der Erde, doch aber, wie ich glaube, alle Schöpfungen der Kunst vorfinden. Hier sehen wir zwanzig verschiedene Muster von Schiffen, von der Schaluppe bis zum prächtigen Dreimaster; ausgestopfte Vögel an dünnen, nicht wahrzunehmenden Fäden an der Decke aufgehängt, die in der Luft zu schweben scheinen; Studien der verschiedensten Art kreuzen sich. Ein Seestück neben einer schönen Frau, eine Landschaft neben einem Neger, Jagdhunde neben einer Magistrats-Person in scharlachrother Toga. Nach diesem ersten Eindrucke bewundert man zahlreiche Portraits, die sich auf einem Walde von Staffeleien erheben. Dieß hier ist Mademoiselle Varin im Costume der Miranda in dem Ballet „la Tentation“ und daneben eine Odaliske mit den Zügen der Mademoiselle Forster, die schönste der Tänzerinnen der Oper; hier blickt uns ein deutsches Gesicht an. Ja, diese blonden Flechten, diese blauen Augen sind uns bekannt, wir haben sie schon in Deutschland begrüßt. Es ist Madame Schröder-Devrient als Anna Bolena. Dieser Mann auf dem Schiffe, in der Haltung eines Befehlenden, ist der Sieger von Navarin, der Admiral von Rigny, der vor Kurzem mitten

in seiner schönen Laufbahn gestorben ist. — Wir wollen diesen traurigen Betrachtungen nicht weiter nachhängen, und uns nach der Straße St. Georges begeben, wo an der Ecke der Straße de la Victoire ein schönes kleines Haus gelegen ist. Equipagen versperren den Eingang, und junge schöne Mädchen schlüpfen eilig durch die Pferde, als ob sie etwas versäumten, mit Notenbüchern unter dem Arm, ihre Mütter begleiten sie; denn eine junge Künstlerin geht jetzt eben so wenig ohne ihre Mutter aus, als ohne ihr Musikalienheft. Mitten unter dieser reichen Menge erblickt man auch theatralische Celebritäten: dieß hier ist Mademoiselle Maria Flecheux, in schwarzem Atlas gekleidet; dieß ist Mademoiselle Falcon mit ihrem schönen italienischen Gesichte, dem leidenschaftlichen Blick und dem naiven Lächeln. Alle steigen die Treppe von weißen Steinen hinan, und eine Frau von italienischem Aussehen öffnet ihnen und führt sie zu einem Manne mit einer schönen, regelmäßigen, aber kalten Physiognomie. Dieß ist der berühmte Sänger Bordogni, der viele berühmtere Sänger geschaffen hat; er war der Lehrer der Damoreau, der Dorus, der Flecheux und der Falcon.

Außer einem Flügel und einem jungen schönen Mädchen, weiß und zart, obgleich sie die Sprache des Tasso spricht, findet man nichts bei Bordogni, was den italienischen Künstler verriethe. Allein wenn man einer Stunde des berühmten Meisters beiwohnt, wenn man Zeuge ist seiner Geduld, seines richtigen Geschmacks, und wenn man sieht, welche Vollendung er selbst einem schon ausgebildeten Talente zu ertheilen versteht, dann ruft man aus: „Bordogni ist ein großer Künstler!“ und dann begreift man, wie mit seiner Ankunft in Frankreich die Revolution in der Gesangskunst begann, und wie er es war, der den tödtlichen Streich dem fürchterlichen Geschrei beibrachte, welches man französische Musik benannte, und von der noch einzelne Mitglieder der Oper die antike und lärmende Tradition sorgfältig bewahren.

Feuilleton.

Kleine Zeitung.

Wien, 21. Januar.

∴ Griseldis, dramatisches Gedicht in 5 Akten, von Fr. Halm (Baron Münch-Bellinghausen), hat im Burgtheater nach Verdienst enthusiastischen Beifall gefunden, der mit jeder Vorstellung steigt. Es ist schon sechsmal bei überfülltem Hause gegeben. Noch nie ist die Apotheose weiblicher Gattenliebe so ergreifend auf der Bühne geschildert worden, und wenn auch mancher breiweichen Natur die Proben zu hart, manchem die rauhe Ritterzeit nicht Beachtenden die Motive zu solcher Qualbereitung nicht ausreichend und manchem an Rettungs-Komödien verwöhnten Philister selbst die herrliche Katastrophe nicht zweckmäßig erscheinen wollte, so ist doch später die tief-psychologische und hochpoetische Macht der Dichtung durchgedrungen und die geniale Schöpfung hat Anerkennung gefunden, besonders da nach dem ersten Abend die talentvolle, aber schwächliche Peche die Rolle der Griseldis an die Rettich übergab, und diese tragische Heroine nun erst diesen großartigen Charakter in seiner ganzen Herrlichkeit der Masse plastisch entfaltete. Zwei neue Stücke von demselben vielversprechenden Dichter: der Adept, Trauerspiel und Camoens, sollen der Vollendung nahe seyn. — Grillparzer's Muse schlummert, vielleicht erhält sie in der Fremde neue Federkraft, denn wie es heißt, will er eine große Reise unternehmen. — Im Kärnthnerthor-Theater hat das eherne Pferd nicht sonderlich angesprochen; die gastirende Schröder-Devrient erscheint nur selten, ist viel unpäßlich, was soll sie auch in dieser Umgebung? — Mit dem Frühling wird hoffentlich und unter der neuen Pachtung auch dieses Institut zu neuem Leben erwachen. — In einigen Wochen wird das Theater an der Wien von den Concurs-Gläubigern öffentlich versteigert, wie man sagt, will es Duport erstehen. Das wäre nun gegen Carl freilich kein punischer Tausch, aber auch kein Gewinn; denn Carl oder Duport wiegen auf der Wage der Municifenz, des Geschmacks und des Gewissens gleich viel oder gleich wenig. — In der Leopoldstadt agirt wieder Raymund seine tragikomischen Hanswurstiaden und schneidet elegische Fratzen und bildet sich ein — mit ihm Viele — sein Unsinn sey Poesie, und macht gute Häuser; er hat schon wieder ein neues Rührei von Possen und Sentiments, Lokalsspäßen und geschwollenen Redensarten fertig, nämlich ein Stück, betitelt der Geizhals, vermuthlich wieder ein verbrämtes Mährchen mit bürgerlichen Flicken, worüber sich nun Janhagel halbtodt lachen und halbtodt weinen wird. — Dem viel schreibenden in verschiedenen Blättern

und Blättchen sich gewöhnlich selbst viel lobenden Braunthal gelingt noch immer nicht, es auch nur zur geringsten Beachtung hier zu bringen. Seine langweiligen »Geopferten« sind ein albernes Gemächte, und sind auch total durchgefallen, er mag so viel Lügen darüber verbreiten, als er will. — Der Karneval hat begonnen und die Dioskuren Strauß und Lanner scheinen allgegenwärtig, denn sie sind an einem Abend oft auf fünf Orten angekündigt, da müssen die lebenslustigen Wiener nun überall hinlaufen, um doch zu sehen, wo die Herren eigentlich geigen; da geht's vom »Sperl« zur »Birn«, zum »Hirten«, in's »Casino«, u. s. w. sogar in's »Elysium« und zum »Tunnel« hinab. Es lebe das Leben! — Beim französischen Gesandten war vorgestern glänzender Ball, der erst um sieben Uhr Morgens endete.

Literarische Uebersichten.

NOVELLEN-ALMANACH

auf das Jahr 1836.

Leipzig. 1836. Bei *Ludwig Schreck*.

* Das kleine Buch enthält: 1) »Der Ursprung des Lotto; von Alexander Bronikowsky, eine genuesische Volkssage,« wie der Verfasser seine Erzählung nennt. Auf sehr langem Wege wird darin bewiesen, daß das Lotto in Genua vom leibhaften Teufel erfunden worden sey, der den Gedanken dazu einem liederlichen Edelmanne eingegeben, mit dem der Leidige zum Verderben seiner Seele unter der Gestalt eines spanischen Abenteuerers eine verführerische Spiel-Genossenschaft contrahirt hatte. Es wird zwar Niemand in Abrede ziehen, daß das Lotto eine Teufels-Erfindung sey, zumal Derjenige nicht, welcher nur einmal die vielen langen und die wenigen kurzen Gesichter vor den Lotto-Collecten gesehen hat, wenn die gezogenen Nummern ausgehängt werden; aber Bronikowsky hätte seine Moral bedeutend kürzer fassen können. Wir ermüden, wenn wir so viele Abende in das Spielhaus geführt werden, und rufen endlich ungeduldig aus: »Fängt das Teufelholen noch nicht an?« 2) Schicksale des Harald Hardrada von M. Adolphi, gehört zu den alten Nordlands-Sagen zur Zeit des Uebergangs aus dem Heidenthum zum Christenthum. Es sind darin Wäringer Züge und Thaten beschrieben. Der Verfasser dieser Novelle mußte natürlich bei seinen Bildern nach dem Maaße der Nordlands-Recken messen. Die Tugend bleibt in die goldenen Flechten der Scandinavier gewunden und aus ihren tiefblauen Augen spricht unverletzte Treue. Unreine Gluth, Verrath, Feigheit und Haß sind dagegen an den erschlafften griechischen Hof gebannt. Wenn Adolphi auch mit den Epitheten zu schwärmerisch und verschwenderisch verfährt, so läßt sich doch seinen Kontrasten eine kräftige Haltung nicht absprechen. Es wäre nicht unerfreulich, wenn sich Novellendichter öfter ähnliche Stoffe wählen wollten; man müßte das Leben und Treiben der Scandinavier immer mehr aus dem Nebel, in dem wir jene Zeiten erblicken, zu lichteren freundlicheren Gestalten herausarbeiten. Wer das aber unternähme, der müßte die Erscheinungen weniger, als dieß gewöhnlich der Fall ist, mit gigantischen Wolken-Schleiern umgeben; die Helden des alten Griechenlandes sind doch auch Helden ohne die Thurm hohen Attribute.

HAMBURGER BILDER.

Wirklichkeit im romantischen Gewande.

Dargestellt von

Heinrich Smidt.

2 Bde. Hamburg bei Hoffmann und Campe. 1836.

* Das reiche, lebensglühende, handelsstolze Hamburg ist mehr als jede andere Stadt, wohl vielleicht mehr als jede andere Provinz von Deutschland als Stoff zu Bildern benützt worden. Der ewige Wechsel der Erscheinungen bietet freilich eine nie versiegende Quelle, und wenn man uns auch nicht gerade Neuigkeiten über den Hamburger Berg und dergleichen sagt, so lassen sich doch immer wieder Genrebilder geben, die durch neues Kolorit und geistreiche Zeichnung dem hundertmal behandelten Gegenstande wieder einen frischen Reiz verleihen. Ein simples Schauspiel läßt sich einmal ansehen und nicht wieder; eine bunte Komödie, in der sich das Leben einer ganzen Welt abspiegelt, kann man oft sehen und hören, und die neuen Darsteller, sind sie nur nicht vom Talente verlassen, locken immer wieder an. Smidt hat seine Hamburger Bilder in historische Skizzen und Genrebilder abgetheilt. Die ersteren enthalten sorgfältig gesammelte Sagen und Legenden von der Gründung der Stadt bis auf neuere Zeiten, die sich auf Hamburg beziehen. Die Erzählungen basiren sich auf Thatsachen und historische Erscheinungen, sind aber in einer anmuthigen Novellen-Form gegeben. Die Genrebilder enthalten Dichtung und Wahrheit aus Smidts Streifereien — die Dichtung indessen stets mit Hinsicht auf positive Verhältnisse. Der Verfasser hat es nicht versucht, tiefer in die Eigenthümlichkeit des Treibens in Hamburg einzugehen, es schien ihm mehr um flüchtige, unterhaltende Skizzirung zu thun zu seyn. Am lebhaftesten ist die Zeichnung einer Matrosen-Heerberge gehalten — und unter den historischen Skizzen zeichnet sich besonders eine Zusammenstellung schöner Geister aus, die sich im Jahr 1760 in Hamburg zusammen fanden.

Theater.

Im Gymnase dramatique wird ein neues Stück von Scribe aufgeführt, das den kürzesten Titel führt, den wohl je ein Stück hatte. Es heißt nämlich: „St!“ Ein Abenteuer Catharina's und Pontemkins hat den Stoff dazu gegeben. Man hofft, daß der Titel die Zuschauer nicht verhindern werde, ihren Beifall laut zu äußern. — In der Gaité werden nächstens „die Minirer“ in die Scene gehen, worin der Springer Girel einen Bären darstellen wird. Das Stück ist vom Verfasser des Joko.

— Die Gräfin von Escarbagnas von Molière wurde bei der neulichen Darstellung im Théatre français unbarmherzig ausgepfiffen. Man kann sich denken, welche Jeremiaden die Kritiker darüber anstimmen. Ein Publikum, das die Beduinen applaudirt und die sentimentalen oder trivialen Fadheiten der Vaudevillisten goutirt, pfeift Molière aus und dünkt sich weiter im Geschmack zu seyn, als die großen Herren und Damen am Hofe Ludwigs XIV. Die Damen unserer Tage scandalisiren sich über Molière'sche Licenzen, welche die tugendhafte und geistreiche Frau von Sevigné anhören konnte. In der That sollte der Direktor des Théatre français die aufmerksamste Prüfung jenen vergessenen Molière'schen Stücken angedeihen lassen, die er für die Wiederbelebung durch die Darstellung bestimmt hat. Ein Theater-Direktor muß nie außer seiner Zeit leben, und sich immer nach dem herrschenden Geschmack richten, nie kühne Wagnisse unternehmen und alle Uebergänge, die er beabsichtigt, sanft vorbereiten. Ein Schauspiel-Direktor hat eine strengere Responsabilität, als der Kritiker, weil er es mit dem Publikum in Person zu thun hat, das heißt: mit Leuten, welche die Gräfin von Escarbagnas auspfeifen, weil sie glauben, der ersten Vorstellung eines neuen Stückes beizuwohnen.

— Kürzlich wurde Otello von den Italienern in Paris aufgeführt mit einer Besetzung, wie sie selbst die verwöhnten Dilettanti noch niemals hörten. Rubini war Otello, Tamburini Jago, Iwanoff Rodrigo, Lablache Brabantio, die Grisi Desdemona. — Diese letztere Partie kann dazu dienen, drei große musikalische Talente zu charakterisiren. Die Pasta war als Desdemona finster und melancholisch, ernst wie die Maske der antiken Melpomene; die Malibran ergoß sich in kraftvollen und stürmischen Ausbrüchen der Leidenschaft; die Grisi ist sanft, resignirt, anmuthig. Das Organ der Pasta mit seinem leichten Schleier, den die vollkommene Höhe wie ein Sonnenstrahl durchbricht, die kühne Stimme der Malibran, mit dem Schwierigsten spielend, und der Reiz der halben Stimme, den die Grisi mit so vielem Glücke übt, vollenden die Charakteristik dieser drei großen Sängerinnen, welche jede in ihrer Art unübertrefflich genannt werden darf.

— In einem neuen Stücke des Gaité-Theaters, „die Nachtglocke“ betitelt, erzählt ein Schauspieler, daß er für das Theater der Porte St. Martin ein Stück in fünf und zwanzig Akten gedichtet habe, welches „das Alphabet“ heißt. Er erzählt den Inhalt desselben, wie folgt: Der Prinz J. K. L. betet die Prinzessin N. O. an. Sein Nebenbuhler ist der Ober-

Derwisch des Landes, der Abbé P. Q. Die Prinzessin N. O. liegt üppig auf ihrer Ottomane, als der Abbé P. Q. eintritt, sich ihr zu Füßen wirft, und ihr seine Liebe erklärt. Da erscheint der Prinz J. K. L. und befiehlt dem Abbé P. Q. mit den Worten: A. B. C. D., fortzugehen. Der Abbé P. Q. erwidert T. F. . . . Er verschweigt das Uebrige, weil Leute dabei sind. Der Prinz zeigt ihm seine Waffen und sagt G. H. Der Abbé P. Q. zieht sich hierauf zurück. Der Prinz stürzt zu den Füßen der Prinzessin und ruft: J. K. L. M. N. O. Die Prinzessin flüstert ihm zu: P. R. S. T. Der wüthende Prinz schreit: U. V. X. Y. Dieses sind die Hauptleute der Garden. „Haut ihm den Kopf ab, Z.!“ Man sieht wohl, daß man nur das Alphabet zu verstehen braucht, um das zu begreifen. Außerdem ist noch ein W. dabei, das ist der Komiker des Stückes.

— In einer französischen Departementsstadt wurde vor wenig Tagen Boyeldieu's Oper: „Die weiße Dame“ aufgeführt. Der Zettel, der dieß mit ungeheuren Buchstaben verkündete, enthielt an dem untersten Ende in sehr kleinen Lettern die Bemerkung: „Der Gesang wird durch einen lebhaften und interessanten Dialog ersetzt werden.“ Da Niemand dieses Notabene bemerkt hatte, so war der Zudrang ziemlich groß. Als man aber sah, daß kein Orchester vorhanden war, und statt der Introduktion die Schauspieler sich in schaaler Prosa zu ergießen anfingen, begann das Publikum zu accompagniren, bis nach einem zweistündigen ungeheuren Tumult das Geld zurückgegeben und der Vorhang fallen mußte.

M o d e.

Die Königin trug auf dem letzten Hofball in Paris einen kleinen Hut von weißem Sammt, mit zwei weißen Federn an der Seite, unter dem Schirme eine Guirlande von diamantenen Aehren. Von den Toiletten, die am meisten auffielen, nennen wir die der Madame von L. Ihre Robe war ein leichtes Gewebe mit geblümtem Grunde, fast wie ein Sommer-Mousselin. Auf dem Kopfe trug sie Blumen in Sträußen. Madame T. trug eine Robe von weißem Atlas, mit Gold broschirt, dazu eine Mantille von Blonden, die auf den Schultern mit Agraffen aus Diamanten und Ballas-Rubinen befestigt war; ihre Aermel in drei Abstufungen fielen bis auf den Ellenbogen. An der Seite ihrer Coiffure trug diese Dame ein Bouquet von weißen Federn, gleichwie man sie am Ende des vorigen Jahrhunderts auf den gepuderten Frisuren sah. Unten an den Federn war eine Blume in Diamanten und Ballas-Rubinen, von denen auch Madame T. am Halse ein kleines anliegendes Collier, nach gothischer Art gefaßt, trug. Madame von B., erst seit Kurzem verheirathet, trug eine offene Robe von weißem Tull, ringsum mit einer Reihe kleiner Muskatrosen besetzt. Ein doppelter Kranz zierte ihre Haare, die vorn glatt anlagen; der glatte Leib war mit einer Mantille geziert, die vorn mit einem Rosenzweig zusammengesteckt war; die auf der Schulter glatten Aermel waren mit dreifachen Reihen seidener Spitzen besetzt. Diese Dame trug keinen Schmuck; in der Hand hielt sie einen prächtigen Fächer von Silber-Filigraine, mit lebhaften Farben email-

lirt, und ein Taschentuch, dessen Valencienne mindestens vier Finger hoch war. Madame von S. war eben so prächtig als reizend gekleidet; ihre Robe von weißem Crepp war an der Seite aufgezogen und ließ das Unterkleid von Atlas sehen. Ein Bouquet von Hyazinthen mit ihren Blättern, aus farbigen Edelsteinen, hielt die Robe zurück, ein gleiches Bouquet schloß die Mantille, und eine antike Krone umgab den Kopf. Madame von S. ist groß und blond, daher verbreiteten diese rothen, blauen und grünen Steine einen sanften Schimmer um ihre leichten Locken, ohne mit ihrem blendenden Glanze der Farbe des Gesichts zu schaden. Dieß war gewiß eine der schönsten Toiletten für Mütter, die man sehen kann. — Madame von N. trug eine Robe von weißem Crepp mit einem Besatze von Seidenspitzen, hie und da durch Bouquets von Daphne indica aufgenommen. Die Aermel hatten außen am Arm ein ähnliches Bouqûet. Am äußersten Ende der Coiffure, nach dem Nacken, war eine Krone aus denselben Blumen; die Stirne beschatteten leichte Locken. Im Allgemeinen sah man zarte Blumen, wenig lange Gürtel, viele Garnituren und fast ohne Ausnahme Fächer.

Faschings-Neuigkeiten.

Der erste Ball der Adels-Versammlung in Petersburg wurde von dem Kaiser, der Kaiserin und dem ganzen Hofe besucht. — Nach allen Berichten darüber hatte die Kaiserstadt an der Newa nie noch eine glänzendere öffentliche Versammlung gesehen; der strahlende Glanz des Damenschmuckes und die glänzenden Staats-Uniformen gaben diesem Feste ein ganz eigenes Ansehen von Größe. Das kaiserliche Paar verfügte sich in alle Säle und unterhielt sich mit vielen Personen.

— Paris. Der Prinz Elim Metscherschky hat eine prächtige Soirée zur Feier des russischen Neujahrs in Paris gegeben. Den schönsten Ball gab jedoch Herr Hope. Von den Britten zeichnete sich der Herzog von Devonshire und die Herzogin von Sunderland aus. Acht Tage vorher hatte der reiche Wirth 409 Gemälde aus der niederländischen Schule bei dem Brande eines seiner Schlösser in England verloren, auf dessen Ausbau er 1,800,000 Franken erst kürzlich verwendet hatte. Man sah ihm jedoch nichts davon an. Der Herzog trug sein Hosenband in Brillanten auf einer alten weißen Tricot-Hose. — Alles bestrebt sich jetzt eifrigst, zu dem nächsten großen Balle bei Hrn. Rothschild Einladungen zu erhalten.

Der Lustigmacher auf dem Ball.

Es gibt zwei oder drei Arten, sich auf Maskenbällen zu unterhalten, die bequemste und reellste ist, als simpler Zuschauer dort zu seyn. Die unbequemste ist aber offenbar die, zur Unterhaltung der Andern mächtig beitragen zu wollen. Ein solcher Mensch ist wirklich zu beklagen; ich habe oftmals, zur vernünftigen Klasse der ruhigen Zuschauer gehörend, es mir zur Aufgabe gemacht, ihm Schritt vor Schritt zu folgen und von seinen verfehlten Anstrengungen Notiz zu nehmen. — Am meisten haben diese armen Teufel von Lustigmachern an

Deutschland auszustehen, wo der überwiegende Hang zum Ernst bei den Meisten selbst das passive Talent ausschließt, die zudringlichen Späße des Lustigmachers mit Gleichgültigkeit aufzunehmen. Manchmal traf ich solche Lustigmacher in den barocksten Costümen, als Zuckerhut, als Krebs, manchmal als Bär, als Kameel, als Löwe, als Esel. Während des Tanzes erhält so ein Thier häufig einen Schlag oder einen Fußtritt, das gehört zu seiner Rolle. Er erstickt unter seiner Maske, und muß brüllen oder grunzen, statt zu sprechen. Ist der Tanz beendigt, so muß er seinem Costüm zu Gefallen auf allen Vieren gehen. Er ist genöthigt, dreimal mehr auszugeben, als ein Anderer, der den Ball besucht; denn nachdem es ihm als Esel oder Bär zu heiß geworden ist, muß er eine andere Maske anziehen, um auf eine andere Manier zu erscheinen. — Jetzt kommt er als Musikus, etwa als Paganini, und hat eine Kinder-Violine, womit er scheinbar das Orchester begleitet. — Die Musikanten lachen so herzlich über ihn, daß er ihre Bekanntschaft machen muß, und ihnen zur Unterhaltung in der Pause einige Male einschenken läßt. Jetzt will er recht in's Schwarze treffen; er verläßt noch einmal den Saal, um als alte Bäuerin, Höckerin oder so etwas dergleichen zu erscheinen. Nun ist er sogar gezwungen, mit einem Manne zu tanzen; welch' trauriges Vergnügen, während die schönsten und lustigsten Weiber sich um ihn drehen! Dabei muß er stets burleske Stellungen ersinnen und komische Pas machen, um die einmal erregte Aufmerksamkeit des Publikums nicht zu verscherzen. An Intriguen ist für ihn nicht zu denken. Die Frauen lachen über ihn, aber keine will sich mit ihm abgeben. Das Unbequemste für einen solchen Lustigmacher ist nun aber die Polizei. Da er stets stärker schreit, als jeder Andere, und oft Zoten reißt, so hat die Polizei immer ein Auge auf ihn und richtet ihre mehr oder minder peremptorischen Ermahnungen an ihn. — Auch wäre die ganze Rolle eines solchen Menschen verfehlt, wenn er nicht nach dem Balle auf die Wache geführt würde. Dieß ist das eigentliche Bouquet, die Entwicklung der Comödie. Der Lustigmacher wird gleichsam im Triumph unter Geschrei und Bedauern der Versammlung bis zur Thür des Ballsaals begleitet. Jetzt ist er draußen in den Händen der Gewalt, erhitzt, im dünnen Maskenkleide, unter dem trüben Winterhimmel des Carnevals; er hat all' sein Geld ausgegeben; alle Glieder thun ihm weh von den Sprüngen und Stößen, und nun muß er auf der harten Pritsche der Wachtstube ausruhen. Doch was thut's? Es war doch eine göttliche Nacht; er bildet sich ein, sich trefflich amusirt zu haben, und das ist oft die ganze Ausbeute des armen Teufels.

Ein Pariser Estaminet.

Das Estaminet, ein Kaffeehaus, worin geraucht wird, hat sich, wie alles Uebrige, in der letzten Zeit vervollkommt; es gibt aber deren noch wohl ein halbes Duzend in der Tiefe der dunkelsten Sackgäßchen, wo man den ganzen antiken Charakter des Estaminets noch studiren kann. Es sind dies Orte, wo man mitten in einem Gewölk von Rauch lebt und vor seinem Glase Bier sitzt. Hier ist es heiß im Sommer und kalt im

Winter. Man kann hier fluchen nach Herzenslust, und das Dutzen ist in der Ordnung. Weiße Handschuhe und Kleider von Staub sind untersagt. Regenschirme und Stöcke werden nicht vor der Thür gelassen. Ein solches Estaminet wird besucht von Friseur-Lehrlingen, von Schneidern, die vom Rheine kommen, von alten Brummern, wie sie Herr Scribe schildert, von Contremarken-Händlern, Commis-Voyageurs in Kaninchen-Fellen und Lacenaire's in Disponiblität. Man spricht im Allgemeinen Deutsch und radebrecht Französisch. Das Etablissement wird mit Oel beleuchtet; die Tabourets sind mit Sammt von Utrecht überzogen; die Garçons zeigen zerraufte Haare und eine alte Figurantin des Gaité-Theaters sitzt am Comptoir. Es wird um sechs Uhr des Morgens geöffnet, und den andern Morgen um sechs Uhr geschlossen, um sogleich wieder geöffnet zu werden; denn um das Etablissement ausruhen zu lassen, müßte ein Komet die Hälfte des Erdballs zerstören, und zwar die Hälfte, wo das Estaminet befindlich ist. So lebhaft und thätig ist hier Alles. Hier kennt man alle Delikatessen des Queue und alle Ressourcen der Carambolage; hier weiß man den Neuangekommenen in zehn Minuten die wenigen Goldstücke aus der Tasche zu locken; hier werden die verschiedenen Diebstähle verabredet, womit die Pariser Flibustier die interessante Bevölkerung der großen Stadt alltäglich bedrohen; hier begegnet man Freunden, die man nie gesehen, und Vettern, die man nie nennen gehört; hier auch wird man von Handelsleuten umringt, die uns Hosenträger und Mandelseife antragen; ebenso drängen sich Hebräer des Quartier Beaubourg zu uns, um uns Uhren von Chrysocale und Sicherheitsketten zu verkaufen; hier endlich sind es die Paganini's der Straßenecken, und die ersten Sängerinnen des Ecksteins, die uns mit der Arie „Ma Normandie“ das Trommelfell zerreißen. Kann es etwas Anmuthigeres geben, als solchen Aufenthalt?

Komische Gerichtshändel.

Ein junger englischer Jockey in der Staatslivrée klagt vor dem Corrections-Tribunal in Paris, daß ihn einer seiner Landsleute mißhandelt habe. Wenn man die beiden Kämpen ansieht, so begreift man leicht, wie ihr Streit ausgegangen. Der Beklagte ist ein dicker, fetter und kräftiger Stallknecht nach dem Zuschnitte eines ächten Boxers, den man in Ruhe lassen soll, wenn er eine Flasche Wein getrunken. Der Kläger ist der wahre Typus eines Jockey, ein ächter Vollblut-Jockey, lang, trocken, abgemagert.

Der Jockey. Mylords! Oh! Yes, er hat mich unangenehm geboxt, sehen Sie.... Oh! Yes, ich hielt meine kleine Stute, um sie beschlagen zu lassen, und er schlägt mich mit der Faust in's Auge.... Oh! indeed.... Und drei Tage war es mir blau, und ich konnte nichts sehen. Dann wollte er mich in das Schmiedefeuer werfen, und wann ich roth seyn würde, mit mir selbst mein Pferd beschlagen.

Der Beklagte. Oh! God! God! Dieses ist eine Lüge! Er hat mich geschimpft und ich habe ihm die kleine Box angetragen, aber er wollte von der kleinen Box nichts wissen.... Die kleine Box ist sehr erlaubt in meinem Land.... Ich frage noch hier, ob er will die kleine Box...

God! Ein braver Engländer schlägt niemals die kleine Box aus.

D. Kl. Die Jockey's in London boxen niemals.

Das Gericht verurtheilt den Stallknecht zu zwanzig Franken. Er wiederholt dessen ungeachtet: Ich biete immer die kleine Box an! — Aber der Jockey war mit seinen langen dünnen Beinen schon längst über alle Berge.

Vermischtes.

Es ist ausgemacht, daß die Minister die Schäden nicht ersetzen, die sie verursachen. Wahrscheinlich aus diesem Grunde will Herr Thiers von der Kammer einen ungeheuern Kredit fordern, um auf dem linken Ufer der Seine ein neues Bibliothek-Gebäude zu errichten, und dorthin die Sammlungen aus der rue Richelieu zu verlegen. Der Grund ist schon von Herrn Thiers dazu bestimmt, und Kunstverständige haben ihm bereits zu erkennen gegeben, daß das Ganze höchstens drei Toisen umfassen werde. Um diese drei Toisen nun zu erhalten, sollen 30 Millionen aufgewendet werden! Allein Herr Thiers hat es beschlossen und also wird es so seyn. Als Herr Thiers der Bibliothek seinen Besuch abstattete, entgegneten ihm die Conservatoren, daß zehn Jahre nöthig seyn würden, bis daß das Publikum wieder Zutritt erhalten könnte, um sich der Bücher und Manuscripte zu bedienen, daß es mithin ein Verlust von zehn Jahren für alle Studien und für die Wissenschaften überhaupt seyn würde; allein Herr Thiers ergab sich nicht. Man sprach ihm hierauf von der Schwierigkeit des Transports der Bücher und von der Langsamkeit dieser Operation. Er aber versicherte, daß er einen Wagen erfunden habe, mit welchem sie ganz leicht fortgeschafft werden würden. Man zeigte ihm kostbare Manuscripte, so alt und verwittert, daß man sie kaum anzurühren wagte, aus Furcht, sie zu vernichten; er fing an zu lachen und antwortete, daß er sich nicht von einigen alten Scharteken abhalten lassen würde. Man zeigte ihm hierauf die schönen und seltenen Gemälde von Romanelli an den Plafonds der Gallerie der Manuscripte; er lachte noch lauter, zuckte die Achseln und sagte, daß die ärmsten Vorzimmer in Rom schöner decorirt seyen. Mit dieser Leichtigkeit, wodurch er alle Einwürfe zu heben weiß, wird Herr Thiers die königliche Bibliothek aus eigenem Willen umpflanzen, obgleich diese Sammlungen eigentlich zu dem Departement des Herrn Guizot gehören, der, wie wir es bestimmt wissen, nicht dieser Meinung ist. Diese Verlegung ist um so unnöthiger, da man wegen Entfernung der Oper und des Schatzes keine Feuergefahr mehr befürchten darf, und dem Mangel an Raume durch die neuen von den Kammern votirten Bauten vollkommen abgeholfen ist. Diese Verlegung wird alle fremden Gelehrten, die ihrer Studien wegen nach Paris kamen, verscheuchen, und die Schriftsteller ihrer Quellen berauben, nicht zu gedenken der ungeheuern und unausbleiblichen Verluste, welche die Bibliothek bei dieser Gelegenheit erleiden muß. Diese kostspielige Verlegung, eben so abgeschmackt als thörigt, wird aber dennoch statt finden, nicht weil Herr Thiers darauf besteht, die Bücher umzuwühlen, sondern weil in seiner Umgebung sich Kreaturen befinden, die ihn in Millionen wühlen sehen wollen und Arbeiten und Lieferungen dabei ertheilen, von denen sie Nutzen zu ziehen im Stande sind.

Auflösung der Charade.

Coucou.

Die artistischen Beilagen.

Mit dem heutigen Hefte übergeben wir unsern Lesern:

1) Einen Maskenanzug nach einem Kostüm des Mittelalters. Madame Lehon, die schöne Gemahlin des niederländischen Gesandten am französischen Hofe, hatte es auf einem der letzten Ballfeste für sich erwählt. Das Kleid war von hochrothem Sammt mit Gold gestickt; der Leib und die Besätze von Hermelin; der Kopfputz von grünem Kaschemir mit Goldschnüren, Gürtel und Cordellière in farbigen Edelsteinen. — Die zweite Dame trägt eine Soirée-Redingote von Sammt oder Atlas mit Bändern geziert. Die Haube ist von Blonden mit Rosenbouquets.

2) Balzac's Portrait.

Herausgegeben von August Lewald.

Telegraph von Deutschland.

Beilage zur Zeitschrift Europa.

Nro. 5. 3. Februar. **1836.**

Neuere Componisten.

Eine bekannte deutsche Kunsthandlung erhielt folgendes Schreiben: D. den 1. Nov. 18.. „Hochgeehrter Herr! So eben wurde ich mit dem Trauermarsch der Cholera fertig. Zuerst bewegt sich ein Theil im grauenvollen As dur. Nach diesem folgen einige Zeilen Declamation. Dieser reiht sich ein 1. und 2. Theil des Marsches in Es dur mit dem Charakter der Cholera an. Darauf folgt seine Abstammung mit Gesang im Unisono. Dieses im weichen C unterbricht das todtenfeierliche As dur mit abwechselndem F mol. Nun beginnt der Cholera-Gesang von mir selbst gedichtet. Er enthält hauptsächlich seinen Zug. Diesem folgt jederzeit ein Nachspiel im marschähnlichen Tempo. Nach diesem mehrere Strophen tritt das Gebet der Cholera ein, auch jederzeit mit einem diesem charakteristischen Nachspiele. Und schließt endlich in tiefrufenden Worten des Gebetes, welches jederzeit das Tempo des Marsches unterbricht. Wie es gelungen sey, davon soll die Sprache werden! — Schon mehrere Tonstücke habe ich gefertigt, selbe aber noch nie allgemein gemacht. Die Merkwürdigkeit der Krankheit veranlaßt mich, diesen Marsch nicht geheim zu halten. Ihnen schenke ich das Zutrauen, denselben zum Verlag zu übergeben. Die Bedingung ist zwei Kronenthaler zur Belohnung. Dieser Preis scheint sehr billig zu seyn. Ich erwarte in seit 8 Tagen eine Nachricht, ob Sie diesen Marsch so übernehmen wollen, der auf Forte Piano gesetzt ist. Im negativen Falle übergebe ich ihn nach verflossener Zeit einer andern Musikalien-Handlung. Zwar wird des Tonkünstlers Name seinen Absatz nicht verstärken, aber sein eigener Werth; denn mein Name scheint erst im Verborgenen aufzublühen. Wenn es Ihnen zu Diensten steht, können noch zwei andere Märsche beigefügt werden. Nehmen Sie sich dieses meines Productes an, so dürfen Sie hoffen, daß alle meine spätern Werke Ihnen bereit stehen. Meine herzlichste Empfehlung u. s. w. Ihr ergebener

. . . . .

NB. Bei meinen spätern Werken gebe ich zugleich die Versicherung für die Belohnung auch Musikalien von Ihnen einzutauschen. Ich habe bei meinen Compositionen hauptsächlich den Vortheil, den Gesang oder andere Declamationen selbst zu dichten."

Wir fügen das Gedicht hier bei, und bedauern nur, es mit der Composition nicht auch so machen zu können.

Trauermarsch der Cholera.

(In einem ruhig feierlichen Tempo.)

Declamirt:

Mit welcher Farbe sind diese Töne gemalt?
Sie klingen so dumpf, so tief wie Grabgesang.
Ihre Sprache spricht Nacht, Grau'n, Angst, Tod,
Grab, Verwesung. Es ist die Sprache der Cholera!

(Feierlich mäßig.) **Ihre Abstammung**

Afrika ihr Vaterland.
Und durch Krieg das Rußland fand.

(Feierlich.) **Gebet.**

Wenn das Auge fangt zu brechen an!
Weh uns, Vater!
Weh uns! weh uns!
Sieh' uns gnädig an!

Wenn die Puls erlahmt, erfrisch mein Blut
Vater und ver- Vater!
Und ver-, und ver-
Schon' vor dieser Wuth!

Wenn dann Krämpfe tödtlich weh'n um mich!
Vater, ew'ger Vater!
Ew'ger! Ew'ger!
Ach, ich rufe Dich!

Wenn die Chol'ra wölbt mein Trauergrab,
Feiern Vater!
Feiern, feiern
Laß mich jenen Tag!

Eine Thräne dann dem Jammerthal,
Vater, wir dann, Vater!
Wir dann, wir dann
Halten dein Gastmahl!

(Etwas langsam. Schwarz wie die Nacht; drückt das Wehklagen der Menschheit aus.)

Chol'ra nicht den Tod, den fürchte ich,
Aber deine Thaten schrecken mich.

Andante.
Chol'ra, Chol'ra; hast ein dunkles Grab gewölbt,
Pest und Ofen hast mit Wuth zerknellt.

Chol'ra, Chol'ra, auch selbst Wien verschonst du nicht,
Mörd'risch grauenvoll dein Schwert dort ficht.

Chol'ra, Chol'ra, die in ferne Schiffe steigt,
Hat sich schon in, hat sich schon in Sunderland gezeigt.

Chol'ra, Chol'ra schon im Baierland bist du,
O verschon' uns, laß' uns Glück und Ruh! —

Recitativ.
O Vater, gedenke an der Cholera Schrecknisse,
Und erlöse von der schwärzesten Pest! —

(Der geschwinde Nachsatz drückt seine Wuth aus.)

Musik.

Aus Prag, dieser musikalischen Kennerstadt par excellence, schreibt man von der berühmten englischen Harfenvirtuosin Mad. Friedrichs:

„Sie bewies uns, daß sie von dem schönen, durch sinnreichen Mechanismus vervollkommten Instrumente alle Vortheile zu ziehen wisse, die sich ihm durch Studium und Uebung abgewinnen lassen. Vom säuselnden Piano bis zum markigen Forte, vom Flageolet-Ton, welcher aus weiter Ferne zu klingen scheint, bis zur Illusion des Gesanges hat sie die Harfe vollkommen in ihrer Gewalt, und ihre kunstreichen Finger verwandeln das Schwierige in ein leichtes Spiel. Bei aller Ruhe, mit welcher sie ihren Vortrag überwacht, fehlt es ihr in feurigen und zarten Stellen keineswegs an Wärme und Innigkeit. Jene Ruhe ist es auch, welche Madame Friedrichs (im Vorbeigehen gesagt, eine sehr angenehme Erscheinung) während des Vortrags vor jeder unweiblich heftigen, unschönen Bewegung der Arme und der Hände bewahrt. Je länger sie spielte, desto lebhafter wurde der Beifall, welchen das Publikum ihrer Fertigkeit und ihrem Geschmacke zollte.“

Theater.

Am 14ten Januar wurde im königlichen Theater zu Berlin zum ersten Male „Kerker und Krone, Schauspiel in fünf Aufzügen, vom Baron v. Zedlitz,“ aufgeführt. Der Dichter der „Todtenkränze“ hat mit diesem Schauspiel, das vor etwa zwei Jahren zuerst in Wien mit dem glücklichsten Erfolg aufgeführt wurde, der Bühne ein würdiges Werk gegeben. Die Liebe zu der Prinzessin Leonore ist auch hier der Grund des tiefen Weh's, welches sich durch Tasso's Leben zog; eine Liebe, die edle Erwiederung fand. Dies wurde zwar oft schon bestritten und behauptet: das ganze Verhältniß Tasso's zu Leonoren sey Erfindung späterer Dichter; wenn wir indeß einem vor Kurzem von Rom ausgegangenen Bericht trauen dürfen, so ist diese Liebe allen Zweifeln entrückt. So hat denn auch Zedlitz diese Liebe zum Hauptzuge seines Werkes gemacht und die stürmische Unruhe und all' die zerstörenden Gluthen, welche die letzten Lebensjahre Tasso's durchziehen, damit erklärt. Der Dichter selbst ist der hervortretendste Charakter, und ein, wahrscheinlich ganz erfundener, in der Person der Angioletta, steht in der Wirkung ihm zunächst, obwohl auch die Prinzessin Leonore in ihrer noch immer von Kämpfen unterbrochenen Wehmuth mit der eigenen Theilnahme die unsrige gewinnt. Das Ganze behauptet eine würdig einfache Haltung, und zwar so, daß ein Paar Momente, wo der Dichter offenbar an die heutige Bühne gedacht hat, als einzige Störungen des rechten Eindrucks bezeichnet werden könnten. Die Sprache hat poetische Fülle in Bild und Ausdruck, so daß wir gern ihr lauschen und bei der Innigkeit der Schilderungen nicht daran denken, eine reichere Handlung zu wünschen. — Die Darstellung ist keine leichte Aufgabe; sie wurde aber so gelöst, daß

wir den Schauspielern zu danken haben. Herr Grua („Tasso“), Mad. Crelinger („Leonore“) und Dlle. Clara Stich („Angioletta“) hatten sich verdienten Beifalls zu erfreuen, und wenn Letztere die geheiligte Flamme ihrer sich hinopfernden Liebe muthiger im Wort befreit, wird sie eine der schwierigsten Rollen noch glücklicher lösen. Herr Devrient, als „Cardinal Aldobrandini,“ macht dessen wohlthuende Erscheinung künstlerisch geltend, ob ihm auch nur wenige Momente vom Dichter zugetheilt sind.

Prag. Die Gastspiele des bekannten Wiener Komikers und Theater-Dichters Raymund, sollen dem Vernehmen nach nächstens beginnen. Wir werden der Reihe nach, die vorzüglichsten Stücke und Leistungen dieses Mannes zu Gesicht bekommen, und also auch endlich einmal den vielbesprochenen „Verschwender“ über die Bühne unserer Hauptstadt schreiten sehen!

Schiffbruch.

Das Danziger Schiff „Louise Auguste,“ welches kürzlich auf seiner weiten Reise nach Indien hin und zurück glücklich den großen Ocean passirte, ist jetzt in der Ostsee bei Rügenwalde auf der kleinen Reise von Danzig nach Stettin untergegangen. Von der Schiffsmannschaft haben 7 Menschen (und hierunter auch der Capitän) das Leben verloren; 6 haben sich gerettet. Der jüngere Bruder des Capitäns versuchte auf dieser unglücklichen Fahrt seine erste Seereise, und soll von seiner Mutter dem geschäftserfahrenen Bruder mit den Worten übergeben seyn: „Ohne ihn mitzubringen, kehre nicht zurück.“ Das Schicksal legte diesen Worten unglückliche Weissagung bei — der jüngere Sohn ist unter den Geretteten zurückgekehrt.

Theatralische Streitsache.

Der beim Mannheimer Theater angestellte Schauspieler Döring (früher in Mainz) machte mit der Intendanz einen 6jährigen Contrakt und war froh, ihn für sich und seine Frau erhalten zu haben; dazu erhielt er noch ein Darleihen vom Intendanten auf sechs Jahre von circa 12 bis 1300 fl., welches ihm dieser höchst menschenfreundlich (wie sich Döring selbst in einem öffentlich vorgelesenen Schreiben ausdrückt) — vorstreckte. Kaum hat er das Geld erhalten, so bieten sich demselben Gastrollen nach Hamburg dar. — Die Intendanz, weder argwöhnisch, noch ungroßmüthig, bewilligt ihm hiezu auch noch den erbetenen Reise-Urlaub. Er spielt dort, gefällt, und kehrt zurück mit dem Vorsatze einer Kündigung hier und dem neueingegangenen Engagement in Hamburg in der Tasche, und erklärt sogleich schriftlich der Intendanz: „daß er nur noch vier Wochen in Mannheim spiele und die Stadt nach dieser Zeit verlasse,“ und also demnächst sein eingegangenes Engagement breche. — Von Dankbarkeit zur Intendanz, die ihn mit so viel Güte überhäufte, wie er selbst sagte in seinem Kündigungsschreiben, war jetzt keine Rede mehr, sondern davon: „daß nichts in der Welt ihn zu halten vermöge, weil selbst das Publikum in der letzten Zeit seine Verdienste als Künstler nicht genugsam würdige.“ — (Wie bescheiden!) — Die Sache kam vor's Gericht und zwar vor zwei öffentliche Sessionen und Döring ward in dritter Instanz zu den Prozeßkosten und fernerem Arreste verurtheilt, insofern er nicht gleich einen Bürgen stelle. — Die Forderung desselben ist nun wohl gesichert, allein wie sieht es mit der Contrakterfüllung desselben aus? — Kann ein solcher von den Schauspielern willkührlich gebrochen werden, wenn sie irgend wo mehr Gage erhalten können, dann möchte der Niemand Theater-Intendant, — noch weniger aber Jemand ferner Theater-Abonnent bleiben. — Eigentlich müßte Döring zum Spielen gezwungen werden und zwar die sechs Jahre lang, welche er sich verbindlich machte, oder einen theuren Reukauf von wenigstens 2000 fl. geben; denn wäre er auch krank geworden, der Intendanz hätte er wahrlich seinen 6jährigen Contrakt nicht nachgelassen! — Man ist allgemein begie-

rig, ob dies nicht wieder einen neuen Prozeß nach sich zieht. Der erste gereichte, durch Vorlesung seines inconsegenten Schreibens, Herrn Döring nicht sehr zum Ruhme. —

Weitere Pröbchen Münchner Tages-Literatur:

1) In Taxblatt N. 15 stuntt Das die grosse Källrin von H.... Breu Wirchlich den hier in der Schneligkeitt Vergesen solde haben so hette der Verliebte Gast eine erwennung gemacht So hatter er gewiß 1 Pfenging erhalten In dem der Meusch gar nicht weiss Was das Bir Kost weill Er Noch die 2 Maß Bir Noch Schuldig ist In dem Wir al Deglie Geste nichts auffhaben Känen.

2) Die Hund daß man die thut thottschagen und fertillgen daß ist sehr weiße eingerücht denn das ist wahr daß die Hunde fast weniger Manniere haben als ihre Hern aber es soll auch etwas ausgemacht werden mit die Menschen die zufiell seyn und auch scheniren noch füll mer als alle Hunde von der Welt, die kann man doch nicht tottschlagen und kein Raddengüft geben und doch sind sie ein verderbliches Fieh der Menschheit.

3) Mehrere die bei dieser Kellerin in einem Wirthshause einkehren, gewöhnlich eifren so stark. Daß sie nicht lungensüchtig werden will der junge Herr lieber aufhören.

(Wörtlich aus dem Tagsblatt.)

Allerlei.

Unlängst produzirte Jemand in einem Gasthause zu München einen ihm unbekannten Thaler. Niemanden war die Münze bekannt, bis die daselbst befindliche Kellnerin mit unglaublicher Schnelligkeit, soweit es ihre Corpulenz erlaubte, herbei eilte, und mittelst ihrer außerordentlichen Münzenkenntniß erklärte: „dieß ist ein kaiserlich österreichischer Bayerthaler."

Die Petri'sche Journal-Leihanstalt in Berlin sagt in ihrer neuesten Ankündigung: enthaltend alle Journale des In- und Auslandes, deren Namen alle anzuführen an das Unmögliche grenzt.

Jemand sagte vom Erbauer einer neuen Brücke: „er habe sich für seine ganze Lebenszeit unsterblich gemacht."

Das Journal des Debats enthält eine Kritik über G. Schwab's „Mustersammlung deutscher Lieder," von St. Marc Girardin. Um seine Leser mit dem Autor bekannt zu machen, nennt ihn Girardin „einen der vorzüglichsten Dichter Deutschlands, Mitglied der Kammer der würtembergischen Stände, der Frankreich liebt und Lamartine's Gedichte übersetzt hat."

Das Münchner Tageblatt enthält unter der Aufschrift: „Schändlichkeit." Am Donnerstag den 21. Jänner Abends 6 Uhr wurde bei Herrn Mariz in der Briennerstraße eine Schachtel für Fräulein van Hasselt abgegeben, mit dem Beifügen: daß sie vom Herrn Kaufmann Schulze käme und noch etwas für ihr heutiges Kostüm in Norma enthalte, man sich aber ja beeilen möge, ihr sie noch vor der Vorstellung zu übergeben. Dieß geschah wenige Minuten vor deren Anfang, Frl. van Hasselt fand zu nicht geringer Bestürzung in dieser Schachtel eine Abbildung der Norma mit einem Todtenkopf und behaarten, knöchernen Händen. Es ergibt sich deutlich hieraus die schändliche Absicht, nicht allein die verdiente Künstlerin, welche mit dem größten Fleiß nur ihrem Berufe lebt, zu kränken und zu alteriren, sondern auch zum Nachtheile der Anstalt, und zum Aergerniß ihres Vorstandes die Vorstellung der Norma zu stören oder möglichst ganz zu verhindern. — So erschüttert Fräul. van Hasselt war, kam sie dennoch ihrer Pflicht nach, und vereitelte dadurch wenigstens den letzten Zweck dieser Büberei.

Digitized by Google

Wien.

(Bruchstück aus dem interessanten Werke: „Oestreich im Jahr 1835", von Groß-Hoffinger, das in Kurzem hier erscheinen wird.)

I.

Im Lande meiner Sehnsucht angelangt, in der herrlichen Vaterstadt, fand ich mich selber wieder, aber die gehoffte Freude des Wiedersehens, die stürmischen Empfindungen der befriedigten Sehnsucht blieben aus. Als ein Selbstkenner erwartete ich den heftigen Ausbruch irgend eines schönen Gefühls, aber es kam anders. Nichts kam über das Herz des Wiederkehrenden, als eine unaussprechliche Behaglichkeit, welche das unschätzbare Glück des Wiedersehens der Heimath nicht als ein schwer errungenes Gut, sondern als etwas hinnahm, dessen Besitz so ganz und gar zum eigenen Wesen gehöre, daß man die Vergangenheit, in der man sich dessen entäußert, als einen Traum bezweifelt. Es war also doch etwas Gewaltiges, Ungeheures, das sich ereignet hatte; dieser Uebersprung aus einer neugeborenen und schon bis zum Alter von 5 Jahren emporgewachsenen Individualität, in die alte angeborne, der so vollkommen war, daß ich der Reflexion bedurfte, um zu begreifen und um es fest zu behalten, daß ich ein Anderer sey und nicht mehr der von 1825. Die Täuschung hatte etwas Grausames, weil sich alle alten Leiden in der Erinnerung erneuten. Ich fand keine Veränderungen, als solche, die über Nacht geschehen können, in der äußern Umgebung; und doch lebte der alte Kaiser nicht mehr, waren Tausende gestorben, ganze Ketten der alten Gesellschaft zerrissen! Von Straße zu Straße begegnete ich bekannten Häusern, in welchen Freunde — gestorben waren. Dieser schroffe Gegensatz von raschem Wechsel und unverwüstlicher Stabilität hatte etwas Grauenhaftes, das mich gewaltig erschütterte. So wesentlich verändert und doch scheinbar

unverwandelt, schien mir die Vergangenheit in der Gegenwart gespenstig zu spuken. Es ist ein wichtiger Moment, wo man eine große Wirkung der Zeit an sich und seiner Umgebung verspürt.

Es ist kein Beispiel fast in der Geschichte des Habsburgischen Regentenhauses, daß ein Regierungswechsel so ruhig vor sich gegangen wäre, wie der von diesem Jahre. Besonders schien der Lothring'sche Stamm dazu bestimmt, in jedem seiner Glieder Unglück anzufangen. Maria Theresia bestieg den Thron in der äußersten Bedrängniß, und aus ihrem Diadem stieg eine Gewitterwolke auf, deren Entleerung ihre Zeit erschütterte, Joseph II. brachte durch sein gewaltiges Auftreten die Monarchie in Aufruhr, Leopold II. pflanzte seinen Scepter auf schütternden Boden, und Franz II. hielt sich mitten unter den vulkanischen Ausbrüchen, welche damals Europa verwüsteten und viele Throne verschütteten. Ferdinand I. allein bestieg den Thron seiner Väter in einer friedlichen Zeit, welche, wenn auch umwölkt, doch Oesterreich vorzugsweise ihre Sonnenblicke zu gönnen scheint. Seine Hauptstadt und sein Land macht auf den Fremden heute den Eindruck einer frühlingswarmen heiteren Gegend, nachdem man lange in neblich frostigen Ländern, im Schneesturm und verfinsternden Gestöber umhergepilgert, ohne Schutz und Obdach für das frierende Gemüthsleben.

In der Physiognomie der Kaiserstadt fand ich wenig verändert, denn sie altert niemals, und das Neue tritt so regelmäßig an die Stelle des Verbrauchten, daß sie immer modern, zeitgemäß, geschmückt und heiter aussieht. So verhält es sich auch ziemlich mit der gesammten Staatsordnung in Oesterreich, sie erscheint stets regenerirt, neu und imposant, obgleich die wesentliche Form unverändert, der Gesammtkörper sich gleich geblieben ist. Es wäre hier, um den Vergleich vollkommen zu rechtfertigen, nur von einigen Aeußerlichkeiten zu abstrahiren, denn es wird zuweilen erforderlich, den ursprünglichen Charakter selbst im Einzelnen fest zu halten.

Neue Bauten werden in Wien leicht übersehen, da sie auf alte Bauplätze beschränkt, nur entstandene Lücken ausfüllen, und sich von den übrigen palastähnlichen Nachbarhäusern nicht leicht auszeichnen können. Auf den Basteien und Glacis waren begonnene Arbeiten mittlerweile vollendet, Gräben ausgefüllt, neue Alleen gepflanzt worden. Wehmuth erregend war für mich manche Spur des halben Jahrzehends, das hier über den Raum geschritten war. Auf einem sterilen, sonnverbrannten Boden war das Wachsthum der Hecken und Bäume um so auffallender; die vor fünf Jahren gepflanzten Schößlinge gaben jetzt schon Schatten. Wiederholte Verirrung in dem Straßenlabyrinth der Vorstädte gab ein trauriges Beispiel, wie wir den verwandtesten

Dingen, der Heimath selbst, und wie die Sachen uns durch die Zeit entfremdet werden.

Das öffentliche Leben des Wiener Publikums war noch das alte, seine Lustbarkeiten waren dieselben. Nur der Schauplatz war hier und dort verändert. Strauß war noch der Liebling der Wiener; seine Produktionen waren gepachtet von Dommayer in Hitzing, Sperl in der Leopoldstadt, und dem Gastwirth von „der goldenen Birne“ auf der Landstraße. Man erzählte mir, Sperl habe diesem Virtuosen bloß für die eingegangene Verbindlichkeit, in jeder Woche ein Mal in seinem Lokal gegen das stipulirte Honorar zu spielen, ein schönes Haus gekauft! Caffetier Dommayer in Hitzing veranstaltet in seinen prächtigen Salons jeden Donnerstag eine Abendunterhaltung, wobei Strauß mit seinem großen Orchester spielt. Das bedeutende Entrée macht diesen Platz zum Versammlungsort der Elite des Wiener Publikums. Die höchsten Adelsfamilien, unter ihnen Fürst Metternich, welcher gegenüber sein Sommerpalais hat, wohnen diesen Unterhaltungen bei. Herrlich ist das Lokal der goldenen Birne. Wenn man die modernen Kleider des Publikums ignorirt, so kann man sich in das vorige Jahrhundert hier zurückdenken, denn der hiesige große Garten ist ganz in dem Style der josephinischen Zeit angelegt; wäre die hier durch den zaubernden Musikus versammelte Gesellschaft minder zahlreich (sie beträgt oft 3000 Personen), so könnte man sich in den Lustpark Ludwig XIV. versetzt glauben, wohl auch sich an die, solche Garten-Unterhaltungen darstellenden holländischen Gemälde erinnern. Doch fehlte das schöne spanische Costüm des siebzehnten Jahrhunderts mit den plastischen Formen.

Das seiner Zeit so berühmte Tivoli, womit zwei Berliner Wien beschenkten, fand ich, wie zu erwarten war, bereits verlassen, verödet. Nur ein junger Mensch aus der Provinz vergnügte sich auf der hiesigen Rutschbahn in Gesellschaft mit einer Grisette. — Dergleichen Amüsements können in Wien, wo die Umgebungen, der Charakter der Einwohner reichliche Quellen des Vergnügens bieten, keinen festen Fuß fassen. Sobald der Reiz der Neuheit verschwunden ist, müssen auch solche ephemere Erscheinungen untergehen.

Der Prater war ziemlich verlassen, weil die meisten Herrschaften noch auf dem Lande und in den Bädern sich befanden. Die hier befindlichen Bade- und Schwimmanstalten in der Donau waren wunderbar in Aufnahme gekommen, seitdem die von der Cholera ruinirten Gesundheiten sich des kalten Bades als kräftiges, Wunder wirkendes Heilmittel zu bedienen angewiesen worden waren. Selbst die Damen waren leidenschaftlich dem Badevergnügen ergeben. Eigene Gesell-

schaftswagen führen von der Ferdinandsbrücke die Badelustigen in die verschiedenen Anstalten an der Taborbrücke, in's Freibad, die Schwimmschulen 2c. Der starke Besuch der Flußbäder war mir um so auffallender, da die Witterung sehr rauh und das Wasser selten über 16 Grad Reaumur erwärmt war, eine Temperatur, die sonst von den verzärtelten Wienern kaum für abgehärtete Russen erträglich befunden wurde. Die Wiener Aerzte würden es sonst nicht gewagt haben, ihren Patienten solche Bäder zu erlauben, welche sie jetzt verordnen, seitdem Professor Oertel in Anspach die Wasserkuren und ihre wunderbare Wirksamkeit in Anregung gebracht hat. Wirklich sind die kalten Bäder für die Wiener außerordentlich heilsam, denn nicht nur erheischt der häufige Temperaturwechsel Abhärtung des Hautsystems, sondern auch die gallopirende Lebensweise, welche hier zu Hause ist, die rasende Bewegung, welche im Geschäftsleben und in den Lustbarkeiten bemerkt wird, eine jeweilige Restauration der erschlafften, überspannten und erhitzten Nerven und Lungen, deren Anstrengung hier leider nur zu häufig frühes Siechthum herbeiführt.

Der Wurstel trieb seine alten Späße mit unermüdlicher Erfindsamkeit, aber die Volksthümlichkeit des Wurstelpraters kommt immer mehr in Verfall. Er ist nur noch ein Schauplatz für Curiositäten-Krämer, die auch ziemlich schlechte Geschäfte machen und daher selten Neues und Gutes zu Markte bringen. Man hat der Zauberkabinete, Panoramen, Menagerien 2c. schon so viele sehen müssen, daß ihre Wiederholung anwidert. Kaum, daß ich noch auf einem Rasenplatz, vor einer Bierschenke, einen Rest von volksthümlicher Originalität in einem weiblich begleiteten Bänkelsänger entdeckte, der mit der Liebsten eine gar possierliche Comödie im Angesicht eines zahreichen Publikums zum Besten gab. Der berühmte Verstorbene Semilasso *) würde darin wahrscheinlich wieder „hübsche Zoten" gefunden haben, doch waren sie lange nicht so anstößig wie die ordinären Witze, welche man sich oft in vornehmen Gesellschaften erlaubt, wobei die Eleganz des Ausdrucks Alles entschuldigen muß.

Das dießjährige Annenfest im Feuerwerksprater, von Stuwer arrangirt, war ziemlich besucht, und verdiente es noch mehr zu seyn. Ein Wallfischfang mit beweglichen Figuren auf dem wogenden Feuermeere in Flammen dargestellt, war die letzte und gelungenste Fronte. — Der Kunstreiter Guerra zeichnete sich in seinem Cirkus durch eine schauderhafte Kühnheit aus. Dergleichen halsbrecherische Wagnisse

*) Zu deutsch: halb Müde.

haben allerdings ein großes Interesse, allein es ist schmerzlich, dieses Interesse mit einem kleinen Geldaufwand befriedigen zu können, da es hauptsächlich auf der Lebensgefahr der Künstler beruht. Es ging auch nicht ohne Unglück ab, was die Theaterzeitung von Bäuerle bei Gelegenheit einer neuen Einladung sehr lakonisch meldete; die alten Fechterspiele, wobei ein Verurtheilter sein Leben gewinnen konnte durch Muth, waren eher zu entschuldigen, als die so freiwillige Lebensgefährdung um des Geldes willen. Freilich setzt in der Welt ein Jeder stets sein Leben ein für das Leben, aber wo dieß mit so vielem Muth und schönem Gefühl geschieht, sollte es auch für eine bessere Sache geschehen, als für das tägliche Brod, das minder schwer auf jede andere Art zu gewinnen ist.

Die merkwürdigste Curiosität während meiner Anwesenheit hier war die Erscheinung des Künstlers Gusikof, eines polnischen Juden mit interessanter Physiognomie, der, in der größten Armuth geboren, in Ermangelung aller zur Bildung nöthigen Mittel, seinen Kunstsinn durch eine ganz eigenthümliche Erfindung nährte. Er verfertigte nämlich ein musikalisches Instrument von Stroh, und brachte es durch Uebung und sinnreiche Vorrichtung dahin, dem tonlosesten Stoff Musik zu entlocken. Der bleiche, schwarzlockige Jüngling im langen schwarzen Talar, mit schwermuthsmattem Auge und sein flüsterndes Instrument erregten in Wien ungemeines Interesse, welches zwischen dem Künstler und seiner Kunst gleich getheilt war.

An denkwürdigen Ereignissen wollte sonst während meines Hierseyns nichts vorkommen, als eine Vergiftung durch Unvorsichtigkeit, ein bedenklicher Krankheitsfall in dem Hause, wo ich wohnte, der wegen seiner Aehnlichkeit mit der Cholera mich aus meiner Wohnung vertrieb, und die Botschaft des Ferik Ahmed Pascha, der mit einem Gefolge von 18 Personen, worunter Alexander Theologis als Dolmetsch, hier anlangte. Wer von den Reformen des Sultans nichts wußte, war sehr erstaunt, diese Ambassade in einem Costüm erscheinen zu sehen, welches mehr Aehnlichkeit hatte mit der russischen Uniformirung, als mit der orientalischen Tracht, wie man sie bisher an den Türken zu sehen gewohnt war. Man sah diese Halbfranken nicht ohne eine Art von Bedauern in diesem Zuschnitt, und meinte, die Civilisation hätte in der Türkei vor der Hand noch wo anders Platz greifen können als in dem Monturreglement, das durch die Reform wenigstens nichts an Schönheit gewonnen hat.

II.

Es waren mir bei Gelegenheit des Ablebens Franz I. neuerdings so schöne Züge der Eintracht von dem kaiserlichen Hofe, oder besser gesagt, von der kaiserlichen Familie bekannt geworden, daß ich bei meinem Zweck, an allen Dingen die Wirkungen der Zeit und Ereignisse in meinem Vaterlande wahrzunehmen, mein Hauptaugenmerk auf diesen, in der That einzigen Hof zu richten mich veranlaßt gesehen haben würde, hätte ich auch nicht kurz vor dem Ende des gütigen Kaisers einen Beweis von väterlicher Huld erfahren, der mir gegen diese hohe Familie noch weit mehr als pflichtmäßige Verehrung, die jeder Oesterreicher ihr schuldig ist, einflößen mußte.

Montbel hat diesem Hof Gerechtigkeit widerfahren lassen, und das gut gemacht, was die beiden undankbaren Gäste Mery und Barthelemy in dem Denkmal ihrer eigenen Schmach le fils de l'homme verschuldet haben um ihre eigene Nation; denn so unverschämter Frevel konnte nicht den Hof selbst beleidigen. Montbel hat ein eben so wahres als schönes Gemälde von dem Familienleben des kaiserlichen Hofes entworfen, aber noch lange nicht in seiner ganzen sinnigen Eigenthümlichkeit aufzufassen vermocht. Dieß vermöchte nur ein Deutscher, der sein Vaterland achtet und seine Sitten liebt, und den schönen Charakter des österreichischen Hoflebens in seiner nationalen Bedeutung verstünde. Es fehlt nicht in der Hofburg an Männern, welche dieser Aufgabe gewachsen wären, allein durch Lösung derselben würde gerade einer der schönsten und eigensten Züge vernichtet, nämlich der ächt familiäre, welcher eben so wenig das Geheimniß, als die Profanirung erlaubt. Die feinsten, zartesten Familien-Verhältnisse könnten aber nur durch ihre Beschreibung verlieren, weil in dieser engen Sphäre, welche die eigensten Persönlichkeiten umschließt, alles Schöne durch öffentliche Enthüllung seinen Reiz verliert.

Seitdem der Graf von Montbel das Leben in der Wiener Hofburg geschildert, hat die Zeit dessen damalige Verfassung zerrüttet. — Der Tod des Lieblings Aller, des Herzogs von Reichstadt, war der erste störende Vorgang; der Tod des Kaisers Franz endlich beraubte die Familie ihres Oberhauptes. An jedem andern Hof würde vielleicht ein so beklagenswerthes Ereigniß auch die beklagenswerthe Folge der gänzlichen Auflösung der bisherigen Familienordnung und völligen Ausbruch vorhandener Disharmonien zur Folge gehabt haben, allein hier war das Ende des Kaisers ein wahrer Versöhnungstod, der nicht nur die etwa Entzweiten in Liebe vereinigte, sondern auch keine neue Spaltung zuließ. Die Pietät seiner Angehörigen wirkte nach seinem

Abtreten vereinigend fort, und sein Andenken ist nun das unsichtbare Oberhaupt derselben. Kaiser Ferdinand I. hat zwar den Thron seines Vaters bestiegen, aber im Hause ist er in den alten Verhältnissen geblieben, und gegenüber der hohen Familienglieder behauptet er nur die Stellung eines Bruders.

Schon bei Lebzeiten des Kaisers Franz wurde von dem Thronerben im In- und Auslande viel und Widersprechendes erzählt, denn seine Zurückgezogenheit und die ehrerbietige Stellung des pflichtergebenen Sohnes erlaubten nicht das Hervortreten unbescheidener Eigenthümlichkeit, wie man sie vergeblich erwartete; des Prinzenlebens Kaiser Josephs II. eingedenk. Sanften, unwiderstrebenden Charakters, doch entschieden und stark in seinem selbstständigen Wollen, zeichnete er sich als Prinz durch kindliche Ergebung in den Willen seines ehrwürdigen Vaters vortheilhaft aus vor dem ungestümen, widersetzlichen Joseph, der von der ganzen Glut leidenschaftlicher Neuerungs-Begierde Maria Theresia's Mutterstolz nicht selten verletzte. Allein kaum auf den Thron berufen, zeigte er in einer Reihe von schnellen Entschlüssen nicht nur einen männlichen Geist, der sich selbst über den Schmerz erhebt, sondern auch in der weisen Vorsicht, mit der er handelt, und der hohen Achtung der Räthe seines verklärten Vaters die erfreuliche Wirkung der mitgeerbten Erfahrungen und sorglichen Beobachtung aller Ereignisse unter der väterlichen Administration. Selten hat ein Fürst die besten Erwartungen so vollkommen gerechtfertigt, wie Ferdinand in seinem ersten Auftreten als Regent, indem er männliche Selbstständigkeit mit bescheidener Anerkennung und Benützung fremder Erfahrung, rühmliches Streben und weise Mäßigung zugleich erwies, und so ein günstiges Prognostikon der Zukunft Oesterreichs gleich anfangs seinen Völkern gab.

Leider ward mir das Glück nicht zu Theil, Se. Majestät persönlich zu sehen; denn die Audienzen mußten, theils wegen großer Anhäufung der Geschäfte, theils wegen etwas angegriffener Gesundheit des Monarchen gerade in der Zeit meiner Anwesenheit zu Wien eingestellt werden. Der Oheim Sr. Majestät, Erzherzog Ludwig, ertheilte an seiner Statt die gewöhnlichen Audienzen in der kaiserlichen Hofburg. Die Kaiserin Marie Anna, eine Enkelin der Kaiserin Maria Theresia, zeichnet sich am Hofe bei jeder Gelegenheit durch ihr anmuthiges, würdevolles Betragen und geistreiche Reden aus. Sie wird allgemein verehrt und hat sich in dem liebenswürdigen Familienkreis bald heimisch gefühlt, indem sie in der Herzenswärme, welche sie umgab, die Entbehrung der südlichen Atmosphäre leicht vergaß. Freundschaft un Liebe entschädigten sie für den duftenden Athem der italischen Natur.

Die ganze kaiserliche Familie wohnte in dem Sommerpalais Schönbrunn, in traulichem Stillleben beisammen. Noch waltete der Geist tiefer Trauer in den Gemächern dieses Schlosses, dessen Wände, wie die der Alhambra in Spanien, Zeugen manches hochtragischen Ereignisses waren. Als ob ich sie zum ersten Mal beträte, wehten mich dießmal in den inneren Räumen des Palastes wehmüthige Erinnerungen an. Ich dachte an Maria Theresia's häusliches Walten in diesem ihrem Lieblingsschlosse, wo noch das spanische Zimmer an sie erinnert; an ihren unglücklichen Sohn Joseph, der 1790 in diesen Alleen siechend auf und abgewandelt, ein trauriger Anblick für seine Unterthanen und Freunde; an Napoleon und den Meuchelmörder Stapf, an Marie Louise, die hier weilte, bis sie eine stolze, freudige aber trügerische Hoffnung aus der Hofburg entführte; an den Herzog von Reichstadt, der, als Kind ein Gegenstand der Nachstellung, hier in weiche Kissen gebettet war, dann in den Laubengängen die Geschichte seines unglücklichen Vaters studirte, und mit seinem Degen in der Hand starb; an Franz den Ersten endlich und seinen letzten Aufenthalt hier, und den unerschöpflichen Nachlaß großer und tragischer Erinnerungen.

Diese Erinnerungen beschäftigten und bewegten mich, als ich im Vorzimmer der Wittwe Franz des Ersten einsam im Dämmerlichte eines sinkenden, trüben Nachmittags auf die Orgeltöne der durch die Säle streichenden Luft horchte, als wären es verworrene Klagelaute der Verstorbenen, die einst hier geweilt in Freude und Schmerz. Besonders beschäftigte mich das Schicksal der kaiserlichen Familie in dem Zeitraume von 1810 bis heute, der fast mein ganzes Leben umschließt. Von dem Augenblicke der Wegführung Marie Louisen's in die Arme des triumphirenden Kaisers der Franzosen, des mächtigsten Monarchen der damaligen Welt, von jenem für Europa, Oestreich und durch eine seltsame Laune des Schicksals auch für mich so verhängnißvollen Momente an, da Oestreichs Herrscherhaus besiegt, doch glorreich Frieden erkaufte durch die Liebe seiner Prinzessin, da man in dem Bunde mit Frankreich die Bürgschaft einer friedlichen Zukunft zu finden meinte — wie viel Unheil war seitdem noch über Franz gekommen! Der kurze Augenblick der Freude war nur eine Vorbereitung des Schicksals zu dem letzten fürchterlichsten Schlag auf das Herz des Kaisers, der unter allen Monarchen der neueren Zeit das meiste Unglück ertragen und überwinden mußte. Sechs bange blutige Jahre, welche von dem Vaterherzen, von der persönlichen Neigung des Monarchen die ungeheuersten Opfer, die qualvollste Resignation von einem bis zum äußersten Uebermaaß gemarterten Herzen erheischten, und eine Nachzeit voll Weh und

Beängstigung, böser Gedanken und peinlicher Erinnerung, eine Nachzeit der Erschöpfung unter schwülem bewölktem Himmel, die schmerzensreiche Ruhe eines hart Verwundeten — das war der Antheil, der Franz dem Ersten am irdischen Leben wurde, ein bis zur Hefe bitterer Leidenskelch!

Als Familienhaupt war sein Loos nicht leichter. Seine Liebsten sah er unglücklich, viele der jüngsten Angehörigen wurden ihm durch den Tod entrissen. Drei geliebte Frauen starben, Elisabeth von Würtemberg, Maria Theresia von Sicilien, Maria Ludovika von Este. Von seinen Töchtern sah er keine glücklich. Marie Louise verlor einen Thron und einen geliebten Gemahl, Leopoldine starb, nachdem sie in einem anderen Welttheil Kummer und Leiden in einer unglücklichen Ehe erlegen, Caroline endigte ihr peinliches, von Krankheit verbittertes Leben wenig Jahre vor dem Tod ihres Vaters. Von seinen Geschwistern sah er mehre in die Gruft senken. Der liebste Enkel, den ihm sein Unglück geboren, starb ihm im vielversprechenden Jünglingsalter. Rings um ihn sah Franz nichts als ein Reich des Todes, zahlreiche Schlachtfelder, Gräber seiner besten Unterthanen, Gräber seiner Kinder und Freunde!

Und doch, was hat seine Zeit von diesem unglücklichen Fürsten herzlos gefordert, von ihm, der Alles geopfert, was den Menschen theuer ist, wie lieblos sein Wirken gedeutet, wie undankbar und ungerecht seinen Namen gelästert! Was hat ihm die Kraft gegeben, das zu tragen, was noch Keiner mit Gleichmuth duldete, kein Gemüth unverwundet ließ, den Undank der Welt? Was hat ihm, den vom Anbeginn seiner Regierung der Haß mit tödtlichen Geschossen umringte, diesen Reichthum der Liebe bewahrt, den er bis zum letzten Athemzug in seinem Herzen trug, diesen kostbaren Schatz, den er in sinnvollem Vermächtniß seinem Volk und seiner Zeit, denen die Liebe am meisten Noth thut, hinterließ, ein scheidender Vater, der den unerfahrenen Kindern einer jungen Generation eine ernst warnende Mahnung als unglückabwehrende Ausstattung für das Leben vermacht! Dieß Erbe erinnert an das Testament des sterbenden Vaters, der seinen Söhnen den Schatz im Weinberge, den Fleiß zurückließ. Wie dieses Vermächtniß die, üppiger Trägheit ergebenen Kinder vor dem Untergang bewahrte, so kann nur die Liebe unsere in Haß entzweiten Völker und Zeiten vor drohendem Untergang erretten. Diese wichtige Lehre, welche Franz mit erbleichenden Lippen seinen Völkern gab, wird erläutert durch sein eigenes Lebensbeispiel. Ihm war die Liebe ein mächtiger Schutzgeist, der ihn durch die Stürme des Jahrhunderts geleitete, und so wie sie ihn sicher führte im Dunkel eines nächtlichen

Geschickes, so wird sie seine Nachkommen, seine hinterlassenen Unterthanen schützend führen in unseren, von dem Rauch einer in Trümmer gehenden Welt, verfinsterten Zeitläuften. Sein eigenes Leben zeigte den Urquell jener mächtigen Liebe, den reinen Christenglauben, dessen Kraft sich in jedem reinen Gemüthe bewährt. Die unerschütterliche Ruhe, das Friedensglück einer guten Seele konnte sich in so bewegter Zeit nur an diesem starken Anker erhalten, und der Vertrauende, der daran Sicherheit gefunden, mag ihn gerne dem Gefährdeten anempfehlen. Wird das Wort des sterbenden Cäsar Wurzel fassen in den vom Zeitfrost erfaßten Gemüthern, wird die Liebe wieder aufgehen, jetzt, da ihre bisherigen Quellen vertrocknen, wird, wenn sie hier versiegte, dort der Stab eines Moses einen Springbrunnen aus dem dürren Felsen locken, oder auch die nächste Generation verschmachten in der Zeitwüste, worauf wir taumelnd wandeln, verzehrt von Begierden, lechzend vor Durst nach Seelenfrieden, mit trockenem heißen Gehirn und welkem Herzen? Wird unseren Gräbern vielleicht einst eine neue frische Flur entblühen, nachdem wir die Erde mit unserem Tod befruchtet? Was wird, was muß aus einem Geschlechte werden, das nicht glaubt, nicht liebt, nicht denkt, nur haßt, streitet, phantasirt, in unseliger Verwirrung der Gedanken und Empfindungen!?

Wenn einst die Geister der Liebe alle erloschen seyn werden, die unsere finstere Zeit hier und dort noch spärlich erleuchten und erwärmen, die letzten Lichter im Sionstempel, da dürfte leicht eine Nacht anbrechen, in der das Weheklagen und Jammergeheul geopferter Nationen, die in kühler Grabesruhe vergangenen Hirten der verlassenen Heerden fruchtlos heraufbeschwören werden. Spötter und Verächter der hehren Glaubenseinfalt dürften dann sich gedrungen sehen, aus entsetzter Brust hinabzuschreien in die unerregbaren Grüfte: „Kehrt wieder, ihr kindlich frommen, gottgesalbten Fürsten, und lehrt uns vermessene Herrschsucht und anmaßlichen Thorentrotz gegen die höhere Macht mit der frommen Ergebung in den Willen des Herrn vertauschen! Kehrt wieder und lehrt uns eure Geistesdemuth, denn unseren Stolz, unseren Plan hat ein Zufall vernichtet und unser Werk hat kaum über Nacht gedauert.“ —

In solche Betrachtungen versunken, vergaß ich den Ort, an dem ich sie anstellte. Meine Umgebung, ein, im Geschmack der theresianischen Zeit dekorirtes Gemach, wo jedoch alle Verzierungen unverdorben, die goldenen Linien an den weißen Wänden frisch glänzten, so daß man sich in die behaglichere Vergangenheit zurückdenken konnte, überraschte mich nicht minder als die Einladung des Thürstehers, der mir plötzlich zu dem geöffneten Eingang eines Kabinettes winkte, andeu-

tend, daß Ihre Majestät mich zu empfangen bereit sey. Nicht ohne Zerstreuung und Verwirrung trat ich in das einfache Wohnzimmer der kaiserlichen Wittwe, wo mir zwei, in lange Trauergewänder gekleidete Frauen, die Kaiserin Mutter und die Gräfin Lazansky mit dem leisen, tragischen Schritt unwillkührlicher Feierlichkeit würdevoll entgegentraten. An den blassen, wehmuthumflossenen Zügen, den thränenmatten Augen und dem langsamen Hervortreten erkannte ich die Kaiserin Mutter, welche ich in besserer Zeit, mit der anmuthreichen Heiterkeit in ihrem ganzen Wesen, als frohe Gattin an der Seite ihres sorglich von ihrer Liebe gepflegten, väterlichen Gemahls oft gesehen hatte. Jedermann weiß, mit welcher Aufopferung diese edle Frau im Leben und im Sterben ihrem Gatten gedient, und die Wiener danken es ihr mit einer seltenen Anhänglichkeit. Außer Maria Theresia und der mildthätigen Prinzessin Christine, war wohl niemals eine Frau so beliebt in Wien wie sie. Die Spuren der Anstrengung bei der Krankenpflege und der vielen Aufregung ihres unstillbaren Schmerzes waren stark ausgeprägt in ihrem Aeußeren; ihre ganze Gestalt, der schmerzliche Ausdruck des eingesunkenen Gesichts und ihre Haltung zeugten davon, daß sie unendlich gelitten hatte. Ich vergaß bei ihrem Anblick die Kaiserin und sah nur die trostlose, gramverzehrte Wittwe, welche alle die schönen Liebes- und Anmuthsblüthen ihres Wesens dem Gatten geopfert, und nach seinem Abscheiden den reichen Rest nicht achtet, weil er seine Bestimmung verloren. Nie sah ich einen schöneren Sieg der erhabensten Menschenwürde über die angebor'ne Majestät, als in dem sichtbaren Schmerz dieser Frau. Wenn diese uns zur Verehrung drängt, so wirft uns jene, in der Glorie ihres Ueberwindens, nieder in den Staub zur Anbetung. Es gibt nichts Ehrwürdigeres, als den ruhigen Schmerz einer Christenseele, die in Ergebung dahin schmachtet. Den Augenblick, in dem ich ihre Thränen fließen sah, zähle ich zu den schönsten meines Lebens, denn solche Schwelgerei im Schmerz ist süßer als der Freude Bestes. Solchen Thränen still nachzuweinen in einsamen Augenblicken der Geisteserhebung, gehört zu den geheimen Freuden der Edlen, die dankbar seyn können auf Kosten ihres Stolzes, der die zarteren Gefühle dem männlichen Herzen versagen will.

Ihre Majestät empfing mich überaus gnädig, und ließ sich auf meine Bitte herab, mir einige Züge aus dem Leben des unvergeßlichen Franz mitzutheilen. Unter Anderem äußerte sie Folgendes: „Das schlichte, einfache Hausvaterleben des Kaisers, welches in einer neueren Schrift so trefflich und wahr geschildert worden, bietet indessen, eben wegen dieser Einfachheit, wenig Bemerkenswerthes dar. In dem Kreise der liebenswürdigen Kaiserfamilie war er bekanntlich am meisten

dem verstorbenen Herzog von Reichstadt und dem jungen Erzherzoge Franz zugethan. Letzterem prägte er schon frühzeitig das eigene Pflichtgefühl und die eigene Tugendliebe ein. Die Anhänglichkeit der Kinder an den Großvater war daher unbeschreiblich. Aber mehr als Kinder und Enkel waren ihm seine Unterthanen; sie liebte er über Alles, ihnen galten seine letzten Gedanken und Empfindungen."

Diese Worte, mit dem überzeugenden Gefühl ihrer Wahrheit gesprochen, von den Thränen der edlen Frau begleitet, beweisen stärker als alle politischen Demonstrationen die Heiligkeit seines Regierungszweckes. Was sind alle publizistischen Deklamationen, alles Zeitungsgeschwätz, alle Lobgedichte gegen das lebendige Wort der Liebe, welche von der Tugend eines theuren Verstorbenen Zeugniß gibt! Mich wandelte es in dem Augenblick der tiefsten Rührung an, als sollte ich die Thüren des Palastes öffnen und dem Volke die heilige Scene zeigen, wie die schmerzgebeugte Kaisersfrau das Andenken des Vaters seiner Unterthanen ehrt.

Indessen ich verwirrt und tief ergriffen einige Worte der Entschuldigung stammelte, weil ich ungeschickt den Schmerz in der edelsten Frauenbrust wieder aufgeregt, sammelte sich Ihre Majestät, um mich der Versicherung zu würdigen, daß jede Stunde, jeder Augenblick diesen Schmerz erneue. Sie erzählte mir hierauf, wie der höchstselige Kaiser kurz vor seinem Ende noch seine Brüder zusammenberufen, mit eindringlichen, versöhnlichen Worten sie zur Eintracht ermahnt, und ihnen das Wohl seiner Unterthanen und die Ehre seines Hauses an's Herz gelegt habe, wie nun wirklich nach seinem Tod die schönste Harmonie im ganzen Kaiserhause herrsche, und ihre Segnungen über die hohe Familie und das ganze Land verbreite. Der gefühlvolle, herzliche Vortrag der Kaiserin, ihre natürliche, ungezwungene Sprache und rührende Stimme machen ihre Erscheinung so bezaubernd, daß man in der aufmerksamen Beobachtung ihres Wesens leicht in unschickliche Selbstvergessenheit gerathen kann, welche, wenn auch einen unehrerbietigen Schein tragend, dennoch nichts ist als ein Uebermaß huldigender Ehrfurcht. Mir ging es fast wie mancher Versammlung. Man bewundert den Redner und hört seine Rede nur halb.

Trotz ihrer vortrefflichen Eigenschaften wird diese Fürstin dennoch von Jenen, die sie nicht persönlich kennen, zuweilen falsch beurtheilt. Sie verbindet wahre Frömmigkeit mit geistigem Streben nach Licht und Klarheit, Glauben mit Forschung, Religion mit Weisheit, Fühlen mit Denken, Wärme mit Licht. Von ihr entfernt ist nur jene unweibliche Anmaßung, welche unsere sogenannten gebildeten Weiber so häßlich und verächtlich macht; jener moderne Stolz des Verstandes, der

das Gemüth als ein schwaches Kind verachtet, und stufenweise durch Beschränktheit verirrend, erst dem Raisonnement und Zweifeln, dann der Faselei und Unnatur verfällt, welche dem Wahnsinn huldigt. Sie gibt sich der Empfindung hin und labt ihr dürstendes Herz mit den beseeligenden Wundern der heiligen Symbole, sie ist ganz Weib, in der heiligsten Bedeutung des Wortes. Ihr Tagewerk ist Wohlthun, Unterstützung der Dürftigen, Förderung nützlicher und moralischer Institute — in die Angelegenheiten der Regierung hat sie sich nicht eingemischt. Die zahlreichen Anstalten für Humanität, die Spitäler, Töchterschulen, Kinderbewahr-Anstalten, Frauen-Vereine zur Ausübung der Wohlthätigkeit, die Kirchen und Klöster, das war das Reich, worin ihr frommer Sinn regierte. Sie ist oberste Schutzfrau mehrer Damenstifte, Stifterin vieler humaner Anstalten, worunter die zur Bildung treuer und geschickter weiblicher Dienstboten, deren originelle Einrichtung bereits die besten Erfolge hatte. Ihr Einfluß auf die Moralität und Gemüthsbildung der Bevölkerung ist sehr wichtig und sichert ihr in der Monarchie einen dauerhaften Ruhm. In unserer bildersüchtigen Zeit, wo man so gerne Ideen zu repräsentiren sucht, könnte man sagen, während der Regierung des höchstseligen Kaisers sey Metternich die Intelligenz, Caroline Auguste das Herz Oestreichs gewesen; Franz beherrschte Beides.

Erzherzog Franz Carl und die durch Schönheit und Geist gleich ausgezeichnete Prinzessin Sophie mit ihrer liebenswürdigen Familie stehen der Kaiserin Mutter am nächsten, obgleich man nicht sagen kann, daß irgend ein Mitglied der kaiserlichen Familie ihr fern stünde. Sie wird von Allen innigst verehrt, und jedem ihrer Wünsche mit dem Eifer der Liebe begegnet.

Erzherzog Ludwig, Generaldirektor der Artillerie, empfing mich in der kaiserlichen Burg in der Stadt. Seine Erscheinung ist höchst eigenthümlich, und erinnert in vieler Hinsicht an Franz. Militärische Einfachheit und Prunklosigkeit zeichnen ihn aus; in der grauen Generalsuniform, von Veteranen umgeben, schlicht und offen in seinem Benehmen, herablassend und würdevoll zeigt er sich bei jeder Gelegenheit. Er ist allen Bittenden ein aufmerksamer Zuhörer, der, während sie sprechen, ihren Charakter, ihr Verdienst, ihre Absichten zu durchforschen scheint. In den öffentlichen Audienzen scheint er Manchen, die es vielleicht nicht wagen, den verborgenen, aber leicht zu entdeckenden äußerst gütigen Ausdruck seiner Physiognomie zu beobachten, kalt, allein wenn er mit wackeren Veteranen der östreichischen Armee, die sich seiner Gunst erfreuen, im Privatzirkel an der Tafel sitzt, oder sich sonst nach abgemachten Geschäften Gelegenheit zur Privatunterhaltung

nimmt, entfaltet er so viele Geselligkeit und herablassende Ungezwungenheit, daß man in ihm kaum den strengen Kaisersohn wieder erkennt. Er konversirt am Liebsten mit Militairs, vorzugsweise Artilleristen, wie denn überhaupt das Artilleriewesen die Sphäre seiner Wirksamkeit ist. Nicht nur sorgt er wie ein Vater für das ganze Korps, dessen Interessen in der Armee er sorgfältig wahrnimmt, sondern arbeitet auch rastlos für Verbesserung des Geschützes und der ganzen Organisation der Artillerie.

Erzherzog Karl lebte auf seiner romantischen Weilburg bei Baden in der Zurückgezogenheit eines Weisen. Dem Vernehmen nach wurde er nach dem Tode Kaisers Franz neuerdings angegangen um Uebernahme der Leitung des östreichischen Heerwesens. Allein dieser hochherzige Prinz hat in einem vielbewegten Leben, in einer sturmerregten Zeit den Werth der Ruhe zu sehr schätzen gelernt, um sie nochmals in einer so schwierigen Stellung auf's Spiel zu setzen. Er hat den Antrag freundlich abgelehnt, aber dem Heere und dessen Führern nach wie vor seinen Rath zugesichert. Dieses Versprechen erfüllt er denn auch mit Gewissenhaftigkeit, und es geschieht nichts Wichtiges in der Armee ohne Beiziehung seiner Meinung. Eben zurückgekommen von einer Reise in Galizien, erlaubte mir der Erzherzog in seinem Schloß meine Aufwartung zu machen. Ich fand seine Züge von der Zeit und wie es schien auch von körperlichen Leiden sehr verändert, wiewohl nicht schwächer an dem ihnen eigenthümlichen Ausdruck. Blick und Bewegung zeugen noch immer von großer Lebhaftigkeit und Energie. Er lebt ganz den Wissenschaften, übrigens ein aufmerksamer Beobachter der Zeitereignisse, unterstützt mit Großmuth Künste und Wissenschaften und wendet seine Aufmerksamkeit allen vaterländischen Dingen zu. Seine bedeutenden Einkünfte verwendet er zur Vermehrung seiner herrlichen Kunstschätze und wissenschaftlichen Sammlungen. Die Sammlung der Handzeichnungen allein enthält mehr als 13,000 Stücke der berühmtesten Meister aus allen Schulen, darunter viele von Michel Angelo, Andrea del Sarto, Raphael Sanzio, Albrecht Dürer. Die Sammlung von Kupferstichen übersteigt die Zahl von 100,000 Blättern. Die Werke der größten Maler finden sich hier von den berühmtesten Kupferstechern nachgebildet; Dürer's Werke ganz vollständig, in den schönsten Abdrücken. Das hier befindliche Blatt Finiguerras von Durand wurde in Paris erkauft, und kostete allein 3500 Franken. Die besonders in den Fächern der Geschichte, Kriegskunst, Staatswirthschaft, Naturgeschichte und schönen Künste äußerst reichhaltige Bibliothek des Erzherzogs, ein kostbarer Schatz für gelehrte Forscher, welchen sie offen steht, wird auf 18,000 Bände geschätzt

und gewinnt an Werth durch eine damit verbundene kostbare Landkartensammlung, die in Wien nicht ihres Gleichen hat. Des Erzherzogs Handbibliothek beträgt allein 6,000 Bände. Mitten unter diesen Kunst- und wissenschaftlichen Schätzen lebt der Prinz unausgesetzt der geschichtlichen Forschung und militärischen Schriftstellerei, in welchem Gebiet seine vorzüglichen Leistungen europäischen Ruhm erlangt haben.

Prinz Johann, der Feldherr in Tyrol und fast seitdem ein unermüdlicher Alpenjäger, der in sinniger Naturbetrachtung und im Gewande eines steier'schen Landmanns oft den Vorrang seiner hohen Geburt gern vergaß über dem Glück, das ihm sein originelles Waldleben gewährte, hat der Romantik seines Lebens durch seine Heirath ein plötzliches Ende gemacht; der frostige Hauch unserer Zeit mag ihn unangenehm berührt haben. In dem steier'schen Oberland, mitten unter den eisbedeckten Felsen und waldigen Bergen, aus deren Schachten schon die Römer ihr Eisen holten, fand der Prinz ein Alpenblümlein, das sich seiner Liebe auf immer bemächtigte. Prosaisch gesprochen, er liebte die Tochter eines Postmeisters in Vordernberg und wallfahrtete fleißig zu dem anmuthigen Alpenröschen, in dem sein Herz eingekerkert war; Kaiser Franz erhob die beglückte Braut zur Baronesse Brandhof — so heißt ein Lustschloß des Erzherzogs in Steiermark — und Prinz Johann erhob sie höher — zu seinem Herzen. Seitdem hat der Erzherzog dem Alpenleben mehr und mehr entsagt, was von vielen Künstlern und Gelehrten, welche den schönen Traum mitträumten, sehr beklagt wird, doch ohne Nachtheil ist für die Provinzen und Gemeinsachen, welche durch die Vorliebe des Prinzen für Steiermark, Tyrol, für Naturwissenschaft und Oekonomie, nach wie vor unterstützt und gefördert werden. Auch in diesem Jahre besuchte der Prinz das Hochgebirge, dessen erhabene Natur ihn noch eben so stark anzieht wie im Jünglingsalter. Noch immer ist er ein rüstiger Alpensteiger und verschmäht es auf seinen Reisen, sich an interessanten Punkten des Reisewagens zu bedienen. Seine Popularität in Steiermark und Tyrol ist so groß, daß seine Lustreisen wegen der allenthalben ihm begegnenden festlichen Anstalten Triumphzügen gleichen würden, wenn der leutselige, allen Prunk verschmähende Prinz nicht einem Triumphator sehr unähnlich sich betrüge. Er nimmt nämlich an den ihm zu Ehren veranstalteten Lustbarkeiten selbst immer den wärmsten Antheil, schießt auf die Scheibe als ein Meisterschütze, besucht Fabriken und öffentliche Anstalten, belehrt und rathet als Sachkenner, besteigt dann einen Berg, frühstückt in der Mitte der Landbewohner, zeichnet mit gewandter Hand die Umrisse und Staffage der Landschaft, empfängt Deputationen, gibt dem geringsten Unterthan Audienz, hört Klagen und Beschwerden,

vermittelt Abhülfe, und ist bei solcher anstrengenden Thätigkeit immer der Letzte, welcher ermüdet. Wegen Abreise des Prinzen nach Kalisch mußte ich auf persönliche Vorstellung Verzicht leisten.

Erzherzog Joseph, Palatinus von Ungarn, und Erzherzog Rainer, Vicekönig vom lombardisch=venetianischen Reiche, leben entfernt von Wien, in rastloser Thätigkeit für das Wohl der ihnen anvertrauten Provinzen, aber im besten Einverständniß mit dem Wiener Hof. Alle in der Familie Franz des Ersten vormals durch eine gehässige Zeit hervorgerufenen Disharmonien scheinen beseitigt. Möge nach dem Beispiele dieser hohen Fürstenfamilie die große Völkerfamilie Oestreichs stets in gleicher Eintracht und Liebe fortbestehen, Großes fördernd durch vereinte Kraft und Bewegung!

III.

In der geheimen Haus=, Hof= und Staatskanzlei, welche sich im Palais des Fürsten Metternich, in einer der ruhigsten und abgelegensten Gegenden der inneren Stadt befindet, herrschte im Juli des Jahres 1835 eine ungewöhnliche Regsamkeit. In der Regel waltet hier eine so tiefe feierliche Stille, daß man vermuthen könnte, der so übel situirte Palast sey unbewohnt, wenn nicht das sorgfältig in Stand gehaltene Aeußere dagegen zeugte. Ich entsinne mich, als Knabe diesen Platz mit einer gewissen ehrerbietigen Scheu betreten zu haben, von deren Gründen ich mir keine Rechenschaft zu geben wußte; und selbst als Mann dürfte sich nicht leicht ein Fremder diesem Hause nähern, ohne mir jene Scheu nachzufühlen, wenn er dessen Bestimmung kennt. In der That konnte der Sitz der Staats=Intelligenz nicht besser gewählt werden, als in dieser Entfernung von dem Geräusch einer thörichten Welt und in der verborgenen Nähe des Thrones, zu dessen Schutz er vorhanden ist. Es ist derselbe Palast, in welchem Fürst Kaunitz unter vier Regenten: Maria Theresia, Joseph II., Leopold II. und Franz I. gegen die, Oestreich feindseligen Weltverhältnisse kämpfte.

Er legte den Grund zu jener weisen Politik, welche Oestreichs Stellung und Interesse wohl erkennend, der offensiven Methode der ausländischen Staatsmänner die stärkere, und unter Voraussetzung der Konsequenz, unbesiegbare konservative entgegenstellte. Ueberdenkt man nur jenen kleinen Zeitraum der östreichischen Geschichte, welchen das Alter dieses Palastes in sich begreift, so drängen sich viele Erfahrungen auf, welche die Glanzpunkte dieser Methode in's Licht stellen. Seit Erbauung dieses Palastes und seit der gleichzeitigen Gründung des

ältesten politischen Systems, das allein sich gleich blieb, während aller Orten Grundsätze und Methoden wechselten, hat Oestreich ein einziges Mal die Kaunitz'schen Grundsätze verleugnet, als Joseph II. durch die innere Umwälzung zugleich die Stellung des Staates nach Außen veränderte — und der Verlust der Niederlande, die Auflockerung des Bandes zwischen Ungarn und den übrigen Erbländern waren die unaufhaltsamen Folgen davon. Während unter Maria Theresia, und nachmals unter ihrem Enkel Franz, die halbe Welt gegen Oestreich und seine Politik nichts ausrichtete, und die unglücklichsten Kämpfe mit der Uebermacht nur verhältnißmäßig kleine Verluste nach sich zogen, büßte Joseph im Frieden, ja im Bunde mit den größten europäischen Mächten ganze Provinzen ein. Duldsamkeit nach Außen, Aufrechthaltung im Innern, dieses Geschehenlassen jenseits, Festhalten dießseits, gibt Oesterreich die Bestandeskraft einer Inselklippe im Meere, welche die gewaltigsten Stürme nicht brechen können, und woran die stolzesten Gebäude der Staatsweisheit mit allen ihren künstlichen Vorrichtungen Schiffbruch leiden. Emporgehoben von dem Felsengrund würde es ein Spielball der Zeitstürme, in wenig Augenblicken vielleicht auf immer zerstört seyn. Joseph, der das letztere Wagniß unternehmen wollte, wird daher mit Recht in diesem Hause als ein verirrter Unglücklicher betrachtet, während man im Justizpalaste und auf dem Magistrate mit eben demselben Rechte seinem großen Geiste Ehrensäulen errichten könnte.

Es ist zu jeder Zeit äußerst schwer, bei dem Fürsten Zutritt zu erhalten, obgleich Metternich gewiß einer der zugänglichsten Staatsmänner unserer Zeit ist und alles lästige Ceremoniel aus seiner Nähe verbannt hat. Die Staatsgeschäfte häufen sich jedoch oft so, daß selbst die Staatsräthe wochenlang den Fürsten nicht sehen können, wenn nicht Angelegenheiten von der äußersten Wichtigkeit es nothwendig machen. Man erscheint im Vorzimmer des Fürsten ohne vorläufige Anmeldung und Erlaubniß, in Alltagskleidern oft, findet in dem geräumigen Saal Gesandte, Fürsten, Bischöfe, Gelehrte, Künstler, der Reihe nach wartend auf den flüchtigen Augenblick, den ihnen der Zufall gönnt. Man darf keine Sekunde der Gelegenheit versäumen, denn der entflohene Moment kehrt oft in Monaten nicht wieder. Man steht hier gleichsam im Vorzimmer seiner Zeit, die im Innern des Kabinets selbst die Macht eines Metternich nicht aufhalten kann. Die Größe der Interessen, welche hier mit Leichtigkeit verhandelt werden, müßten, wenn man Zeit hätte sie in Erwägung zu ziehen, Jeden beben machen, der sich mit kleinen Angelegenheiten diesen Räumen nähert. Jenseits dieser Flügelthüren konzentrirt einer der größten Staaten der

Welt, seine Gesammtkraft und Intelligenz im Haupte eines großen Menschen. An der Schwelle wartet Frankreich auf die Rückkunft Englands, das sich eben mit Oestreich berathet. Rußland, das später gekommen, konversirt mit der christkatholischen Kirche, während auf den Bänken die kleineren Herren, der östreichische Handel, der ungarische Adel, die Staatsverwaltung und die Kunst ihre Gedanken zu den Vorträgen sammeln. Es gehört eine weite Brust dazu, um in solcher Gesellschaft, bloßgestellt den allseits anstürmenden Interessen, sich niemals beengt zu fühlen, viel Gewandtheit, sich in diesem Drängniß mit Leichtigkeit zu bewegen, und der Adlerblick einer über Empfindelei erhabenen Seelenruhe, um so großartige Verhältnisse jedes Mal mit Klarheit zu überschauen.

Wiederholtes Erscheinen in der Antichambre machte mich zum Zeugen einer ungewöhnlichen Regsamkeit, deren wichtige Ursachen sehr geeignet waren, ein kleines Interesse zurückzuschrecken. Das fieschische Attentat brachte alle Gesandtschaften in Bewegung, und vibrirende Physiognomien mit dem Ausdruck der Bestürzung drängten sich heran, um aus dem Munde des einzig ruhigen Fürsten ein Wort der Beruhigung zu vernehmen. Man fürchtete die Erneuerung der Juliscenen und einen unglücklicheren Ausgang. Länger als diese vorübergehende Angst dauerten die Verhandlungen wegen der Zusammenkünfte in Kalisch und Teplitz, wozu alle Vorbereitungen gemacht wurden. Ahmed Ferik brachte in derselben Zeit die Huldigung des Orients dem neuen Kaiser von Oestreich. Fürst Metternich gab ihm zu Ehren ein prächtiges Gastmahl, und der Hofdolmetsch, Hofrath, Freiherr v. Hammer, ward beauftragt, dem Abgesandten des Sultans die Merkwürdigkeiten Wiens und die interessantesten Privat- und öffentlichen Anstalten zu zeigen, um dadurch mehr als durch Aufstellung glänzender Armeekorps zu imponiren. Ahmed Ferik schien auch mehr begierig, die Macht der Civilisation kennen zu lernen, nachdem die Türkei schon so schwer hat ihre Wirkungen empfinden müssen. Triest und das lombardisch-venetianische Königreich hatten Deputationen geschickt; die Zustände in Italien wurden mit aller Aufmerksamkeit erwogen. Der neue Kaiser wollte einen Akt der Gnade gegen die Verirrten ausüben, das Kabinet neuerdings einen Beweis liefern, daß es Akte der Nothwendigkeit ohne nachhaltenden Groll auszuüben weiß, und stets geneigt ist, die Strenge da aufhören zu lassen, wo ihre Nothwendigkeit aufhört. Gleichzeitig wurden alle Vorbereitungen zu der bevorstehenden Zusammenkunft der Monarchen von Oestreich, Preußen und Rußland gemacht, wobei man eifrig besorgt war, sie durch Erweckung schöner Erinnerungen feierlich zu machen. Zu dem Ende ward beschlossen, die von dem höchstseligen

Kaiser Franz projektirte Einrichtung eines Ehrendenkmals zur Erinnerung an eine glorreiche Schlachtscene vom Jahr 1813, wobei eine Abtheilung der russischen Garde in der Gegend von Pristen in Böhmen, einem viermal überlegenen Feind sich tapfer entgegenstellte, zur Ausführung zu bringen. Man sah bereits im Vorzimmer des Fürsten das von Peter Nobile ausgeführte Modell aufgestellt, eine glückliche Nachbildung der bei Brescia vor einigen Jahren aufgefundenen antiken Viktoria mit passenden Sinnbildern geschmückt, ein schön gedachtes, trefflich ausgeführtes Kunstwerk, zu welchem kurz darauf die versammelten Monarchen in Böhmen wirklich den Grundstein gelegt haben.

So getheilt zwischen den verschiedenartigsten Interessen, bald als Minister des Aeußeren, bald als Haus- und Hof-Kanzler, bald als Chef der inneren Polizeiverwaltung, bald als Protektor des Kunst-Vereins, in politischen, häuslichen, künstlerischen und literarischen Geschäften in Anspruch genommen, von allen Seiten gedrängt um Rath, Fürsorge, Hilfe, bleibt sich der Fürst doch immer gleich, unverdrossen, freundlich, bereitwillig, geduldig. Man kann schon im Vorzimmer den Charakter eines großen Mannes erkennen; er spricht sich in allen Aeußerlichkeiten aus, die von gewöhnlichen Menschen nicht beachtet werden.

Jeder Besuch gibt Aufschluß über die Eigenheiten des Besuchten, denn unwillkürlich nimmt man etwas von denselben in sich selbst auf. Ich habe im Vorzimmer des Fürsten fast alle fremden Herren ein so gleichmäßiges, elegantes, ruhiges Betragen annehmen gesehen, wie man es an Metternich zu beobachten gewohnt ist; nur gelang es nicht allen gleichmäßig. Erst nach ihrer Entfernung bemerkte ich außer dem Palaste, wie Jeder wieder seine Individualität anzog, um seinerseits den Kleineren zu imponiren, welche ihn umgaben. Wie verschieden geht es in der Antichambre eines kleinen Mannes zu, der in großen Verhältnissen lebt! Der Hauspatron in fortwährender Hitze, scheltend auf das Uebermaß der Geschäfte, jeden Besuch mit Klagen empfangend, hastig da und dorthin schreiend, die Dienerschaft und Beamten immer in Bewegung, barsch gegen Fremde, ein betäubender Lärm im ganzen Hause, Gewühl auf den Treppen, Verwirrung, Unordnung auf allen Seiten — das ist das Bild eines Hauses, dessen Herr unter der Last seiner Geschäfte erliegt.

Fürst Metternich gibt täglich von 11 Uhr bis 5 Uhr Audienz. Nach zweistündigem Harren ward ich vorgelassen und mit Wohlwollen empfangen. Man liebt es in Deutschland, die Politik Metternich's als verdeckt, den Fürsten persönlich selbst als äußerst zurückhaltend zu charakterisiren, allein ich fand diese Zurückhaltung eben so wenig in

seiner Persönlichkeit als in seiner Politik. Man müßte es nur als Zurückhaltung betrachten, daß nicht alle Staatsgeheimnisse sogleich ausgeplaudert werden, wie eine Zeit lang an anderen Höfen, wo vom Minister bis zum Lakei ein Jeder die Ereignisse im Kabinete erfuhr. Die Zweifelsucht ist zwar oft irre geworden an Oestreichs und des Fürsten Gesinnung, aber niemals der Glaube an deren Beständigkeit. Ich fand im Gegentheil nur in dem ganzen Wesen des großen Mannes, in Worten und Geberden ausgedrückte, unumwundene Offenheit, welche gleichweit entfernt von der machiavellistischen Verstellung und der unmännlichen Schwatzhaftigkeit, sich in einer allen Zweifel besiegenden Bestimmtheit des Ausdrucks manifestirt. Der Fürst sprach sich mit Klarheit und rückhaltslos über den politischen Zustand Deutschlands, und das gegenüber der Bewegungsparthei befolgte System Oestreichs aus. „Sie sehen," sagte er unter Anderem, „daß man ohne Haß und Groll verfährt, Verfolgung liegt nicht in unserem System, die Nothwendigkeit und der Grundsatz bestimmen unsere Maßregeln. Der Vorwurf der Unduldsamkeit trifft nicht uns, sondern unsere Gegner."

„Die deutschen Liberalen befinden sich auf seichtem Fahrwasser, sie haben ihre Rolle ausgespielt; ihr Gebäude hätte keinen Grund. Wir befinden uns gegenüber auf dem Felde der Wahrheit und des Rechts in einer wohlbegründeten Existenz. Wir haben es nur noch mit den Radikalen zu thun; sie sind offene Feinde und keine Meuchelmörder, denn sie verhehlen ihre Absichten nicht; sie wollen den Kampf, eh bien! sie finden uns gerüstet, wir nehmen ihn auf. Sie wollen disolviren und dissolviren, wir wollen konserviren und konserviren."

„Die Unglücklichsten in heutiger Zeit sind Jene, welche nach Independenz streben und keiner Sache angehören wollen, sie gerathen in die abgeschmackteste Knechtschaft, und werden meistens der elendesten Partei unterthänig. Die Sklaverei, der sie verfallen, ist um so unwürdiger, weil man ihr das Gewissen opfern muß."

Die Besorgniß allein, eine Gedächtnißsünde zu begehen, hält mich ab, mehr von den unvergeßlichen Worten des großen Mannes niederzuschreiben, denn jede der vielen improvisirten Reden des Fürsten, wie er sie täglich über die verschiedenartigsten Stoffe — wie ein reicher Verschwender das Gold — nachläßig hinwirft, wäre treu aufgefaßt mit dem eleganten, scharf bezeichnenden Wortausdruck, der drastischen Kürze und der erschöpfenden Darstellung, ein Denkmal seiner Größe und seiner edeln Prinzipe, nicht minder wie seiner umfassenden Kenntniß aller größeren Verhältnisse. Ein elender, zweizüngiger Klätscher, dessen unsauberem Mund nur Pasquille und Lügen entströmen, hat sich für ihm widerfahrene Zurücksetzung dadurch zu rächen gesucht, daß

er die großen Anlagen des Fürsten verdächtigte. Wäre nicht schon die boshafte Verläumdung dieses feilen Roué hinlänglich widerlegt durch das bekannte Faktum, daß der durch Schmeichelei unbestechliche Fürst der Erste war, welcher unter der imposanten Verkappung einer frechen Stirne und der geheuchelten Ergebenheit eine gemeine Seele durchschaute, so würden alle Unterrichteten in Wien, Alle, welche den Fürsten nur einmal gesprochen haben, Zeugniß geben von dem Umfang der Kenntnisse und dem Scharfblick des Fürsten. Der komische Vorwurf der Gelehrten, daß er nicht das ganze Meer der Wissenschaft ausgeschöpft und das unendliche Reich des Unbedeutenden nicht ausgebeutet, kann seinen Ruhm nicht schmälern, nur vermehren; denn er zeugt von dem weisen Haushalt des Fürsten mit seiner Zeit und seiner Kraft. Der gelehrteste unter den Fürsten seiner Zeit, König Jakob von England, war nicht der Weiseste, und die Polihistorie war von jeher fast ungeschickter als Ignoranz. Kenntniß ist mehr als Gelehrsamkeit; jene befaßt sich nur mit Resultaten und Prinzipen, diese mit Quellen; jene genießt und bringt Genuß, diese vergißt, der Erfahrung nach, meistens die Frucht über die endlose Mühe der Entblößung der feinsten Wurzeln.

Nicht minder unrichtige Vorstellungen hat man von der Aeußerlichkeit des Fürsten, von seinem Betragen gegen Freunde und Feinde verbreitet. Ich habe nichts von dem geschmeidigen Wesen eines Talleyrand, von der nichtssagenden Galanterie der koketten heuchlerischen Freundlichkeit an ihm wahrgenommen, nichts von allen den angedichteten Eigenschaften, womit ungeschickte Feinde das Haupt der Diplomatie, die gewaltige Stütze des Friedens, die in einer verderbenvollen Zeit der furchtbar anstürzenden Brandung einer durch vulkanische Hitze bewirkten Auflösung unserer sozialen Verhältnisse, unserer Begriffe und Empfindungen seine unbesiegbare Festigkeit entgegensetzt, diesen Riesengeist als einen gewandten Schwächling charakterisiren wollen. Wenn auch Metternich's Manieren den Hofmann ankündigen, wenn er auch, gegen Feinde höflich, Niemanden abweist, ohne sich zu entschuldigen, Niemanden Haß oder Feindschaft zeigt, gegen Hohe und Niedere ein gleich einnehmendes Wesen annimmt, so beurkundet dieß nur seine Erhabenheit über alle Persönlichkeit, die vollkommene Repräsentation eines Grundsatzes, der durch ihn Leben, aber ohne Beimischung der Leidenschaft gewinnt, welthistorische Ansichten und Achtung der Menschenwürde in allen ihren Gestalten. Die wohlthuende Manier des Fürsten ist weit entfernt von aller Gleißnerei, denn sie erscheint nie ohne Würde, nie in Gesellschaft der Lüge, immer von Wahrheit und Aufrichtigkeit begleitet — sie ist Humanität. Sein Blick ist

ernst, seine Haltung aufrecht und kraftvoll, sein Organ wohl- und volltönend — über seine Züge ist die Ruhe eines Weisen, die Anmuth eines heiteren Gemüthes ausgegossen. Das ist nicht die Erscheinung eines Schwächlings, und der Eindruck, den sie macht, nie die eines solchen. Wie sehr Metternich seinen Feinden selbst Achtung abzugewinnen weiß, beweisen die vielen Stimmen, welche in Frankreich über ihn laut geworden sind, und neuerlich ein Artikel in der Revue des deux mondes, worin eine Charakteristik des Fürsten gegeben ist. Nach demselben und andern bekannten Schriften konnte selbst Napoleon, gegenüber von Metternich, dessen imponirender Würde nicht widerstehen, und man mußte sich an seinem Hofe gestehen, daß der damalige österreichische Gesandte, gleich liebenswürdig als anstandsvoll, unter den linkischen Notabilitäten der einheimischen Höflinge am besten seine Würde zu behaupten wußte. Unter sehr veränderten Umständen bei seiner Zusammenkunft mit Napoleon zu Dresden versuchte der ungestüme Held, gegen ihn denselben hochfahrenden Ton anzunehmen, welchen er selbst gegenüber von den Königen seiner Schöpfung niemals abzulegen der Mühe werth fand. Als ihm Metternich damals die Bedingungen des europäischen Gleichgewichts im Namen seines Hofes vorzeichnete, entfuhr seinem Mißmuth eine heftige Injurie. Metternich beantwortete sie mit einer stillschweigenden Haltung, welche Napoleon tief beschämte. Als der Kaiser in der Lebhaftigkeit seiner Gesten den Hut fallen ließ, erniedrigte sich Metternich nicht zur Etikette, die er unter andern Umständen berücksichtigt haben würde. Nach einer langen Pause aber ergriff ihn Napoleon bei der Hand und zeigte sich bereitwilliger als vorher zur Unterhandlung.

So flößt Metternich Allen, die mit ihm sprechen, Ehrfurcht ein, und macht sie zu seinen Freunden. Der Zauber, mit dem er die Gemüther umstrickt und den er auf beide Geschlechter ausübt, ist seinem Wesen natürlich; die Süßigkeit der Falschen ist niemals so herzgewinnend.

Unter allen Porträts des Fürsten ist der Kupferstich nach dem Gemälde von Lawrence das gelungenste, weil es mit bewundernswürdiger Zartheit ausgeführt, alle die feinen Linien des ausdrucksvollen Gesichts wiedergibt; allein seit der Zeit des Wiener Kongresses, in welcher dieses Bild gefertigt wurde, ist es minder ähnlich geworden, denn die Zeit hat etwas Anmuth weggenommen und mehr Würde hinzugefügt. Der Ernst des Alters hat die jugendliche Frische verdrängt, das glänzende Auge hat sich etwas verdüstert, das Haar ist spärlich und grau geworden. Dessenungeachtet hat Metternich nicht aufgehört auf das andere Geschlecht Eindruck zu machen, wovon seine junge Gemahlin

einen schönen Beweis liefert. Orientalischen Bluts, reizend, feurig, mit einer junonschen Gestalt, leuchtenden Augen, und belebt von einem stolzen, edlen Geist, ehrfurchtgebietend und lieblich, als sey sie die Erbin der göttlichen Eigenschaften der Pallas und Juno zugleich, hat sie doch diese reiche Welt von olympischer Schönheit und olympischem Geist, sich selbst, an keinen Würdigeren zu verschenken gewußt. Seinerseits hat Metternich, in der Wahl seiner Frauen, eine Eigenthümlichkeit gezeigt, die auch — wie sonderbar es klingen mag — seinen politischen Charakter markirt, sein Streben nach Schönheit, mit der er überall sich zu umgeben trachtet. Diese Eigenheit verlangt im politischen Leben Harmonie und Eintracht, und für die Nothwendigkeit eine stets unanstößige Form. Seit Metternich das östreichische Kabinet leitet, hat dieses alle gehässigen Erklärungen vermieden und Dissonanzen niemals mit Dissonanzen beantwortet. Die unschöne und unedle Persiflage ist stets der östreichischen Politik fremd geblieben — sie haßte, sie verwarf, aber stets mit tragischem Anstand der schöneren Gefühle sich bemächtigend, und das Gemeine, wo es sich auch fand, stillschweigend verachtend. Es ist bekannt, daß Metternich fast niemals einen Besuch empfängt von Männern, die er nicht liebt, nicht achtet, oder die eine Disharmonie mitbringen; denn nichts ist ihm so sehr zuwider, als die fratzenhafte Geberde alles Hasses, wie die des Zorns, der Geringschätzung, des Spottes, zu deren Ausdruck seine Gesichtsmuskeln nicht geschickt sind. Selbst in seinen diplomatischen Noten vermeidet er sorgfältig alle schneidenden, feindseligen Ausdrücke, und wenn sich je in solchen ein verletzendes Wort findet, so kann man überzeugt seyn, daß es nicht aus dem Herzen, nicht aus dem Kopfe des Fürsten entsprungen sey.

Die Männer, mit welchen sich der Fürst in der Staatskanzlei umgeben hat, und von welchen ich Einige näher kennen lernte, zeugen nicht minder als ihre Arbeiten von der Umsicht des Fürsten und dem Geiste der Humanität, der sie belebt. Obwohl im diplomatischen Korps mit Recht die Zuverlässigkeit der Gesinnung und hingebender Gehorsam hauptsächlich in Erwägung gezogen wird, so weiß doch der Fürst aus der Anzahl von Kompetenten stets solche Männer herauszufinden, in welchen sich große Fähigkeiten mit probehältiger Treue so paaren, daß man von den ersten keine Unbescheidenheit, von der letzten kein Nachlassen und Erkalten zu besorgen hat.

Der Tod hat inzwischen fast das ganze Personal der Staatskanzlei, wie es an Metternich überkommen war, dahingerafft, und nur Wenige haben ihn bis zu der heutigen Zeit durch die Stürme des politischen Lebens begleitet. Unter ihnen bewahrt sich **Baron Lebzeltern**

fortwährend die Achtung Aller, die ihn kennen. Die echt östreichische Natur seines liebenswürdig einfachen Charakters, dessen Hauptzug Geradheit und Biederkeit, beweist, daß in den Sphären der höhern Diplomatie nichts weniger überflüssig ist, als Redlichkeit und wahres Ehrgefühl, Eigenschaften, die vielleicht in Kabineten von minder festem System, minderer Unveränderlichkeit, als entbehrlich oder gar hinderlich betrachtet werden. Baron Lebzeltern ist jedoch nicht allein durch seinen Charakter, sondern auch durch sein Wissen, seine erprobte Geschäftsroutine höchst ehrenwerth, und genießt daher auch die Achtung seines Chefs in hohem Grade. Er hat bei den wichtigsten Verhandlungen das Protokoll geführt und immer die hohe Meinung gerechtfertigt, die der Fürst von seiner Brauchbarkeit hegt.

Einen bedeutenden, vielleicht unersetzlichen Verlust hat Fürst Metternich durch den Tod des Baron Genz erlitten. Dieser geistreiche Publizist, der dem Zwecke seines Lebens und seiner Wirksamkeit im östreichischen Kabinete vielleicht zu große Opfer gebracht hat an seinem angeborenen Charakter, um bei Jenen, welchen sich sein tief verschlossenes Innerstes niemals in Vertrauen geöffnet hat, Erkenntniß und Sympathie zu finden, war dem Fürsten ein treuer Freund, ein unentbehrlicher Rathgeber, dessen gründliche Bildung und Wissenschaft, strenge forschende Aufmerksamkeit, gleichsam die Stimme des Kabinets verstärkte. Man würde seinem Andenken in Oestreich mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen, wäre er kein Fremder, kein Konvertit gewesen, denn sein großes Talent flößte Allen Achtung ein. Man hat ihn vielfach verkannt und falsch charakterisirt. Ich glaube die Meinung Jener, welche ihn genauer kannten, nicht besser ausdrücken zu können, als indem ich sage, Genz war ein Mann der Nothwendigkeit, die er als Gebieterin anerkannte und der er Alles zum Opfer brachte. Sein erstes Auftreten in der Welt überzeugte ihn, daß diejenigen, welche die zarten Geheimnisse ihrer innersten Ueberzeugung und Erfahrung den rohen Händen des Marktes preisgeben, ihr Spiel verloren haben und dem Gemeinwohl nicht mehr nützen als ein Gaukler, dessen Geschicklichkeit man bewundert, aber weder achtet noch nachahmt. Nachdem er das Urtheil des wankelmüthigen Haufens geringschätzen gelernt, nachdem er dahin gelangt, von wo nur ein Schritt zur Verachtung der Menschheit, mochte er sich, um unabhängig zu seyn von den wirren Zeitläuften, um in einer taumelnden Welt sich selbst aufrecht zu erhalten, und frei von dem Schwindel unwillkürlichen Veitstanzes, dem sich die meisten hingeben gezwungen waren, einen Plan des Lebens vorgezeichnet haben, dessen Haupttendenz wohl auf Erforschung der Gesetze der Nothwendigkeit und dem gemäßen Wirken gerichtet war.

Hatte er ein Mal seine Zwecke festgestellt und ein sicheres Terrain für seine Wirksamkeit gewonnen, so war das Gebot gegeben an sich selbst Hand anzulegen, und die nutzlose Individualität des Charakters der bestimmten, unabänderlichen Form eines öffentlichen zu adoptiren und so gleichsam sich selbst zu systematisiren. Als ein Mann von kräftigem Geist und Willen gelang ihm das ungeheuer Schwere, die Eigenthümlichkeit seines Denkens und Fühlens in die eiserne Form seines gegebenen öffentlichen Charakters einzuschränken, ohne sie vollends zu zerstören. Während seine Kraft auf immer vereinigt mit der Kraft der Maschine, welche eine ehrwürdige Kunst den rohen Kräften der Natur entgegenstellt, daß diese, stets bemüht sie zu zerstören, doch durch ihr brausendes Anstürzen gleich wie das Wasser einer Mühle stets ihr Werk zu fördern gezwungen ist, gewaltig thätig war für das adoptirte System, trauerte vielleicht sein Innerstes über die Schwächen und Irrthümer der Menschen, und beweinte die, welche jene schlug. Viele Beweise des Edelmuthes gegen seine Gegner liegen vor. — Die Wittwe des schwärmerischen Professor Schneller selbst, seines heftigsten Gegners, spricht dennoch nur mit Anerkennung und Achtung von ihm. Mehre Andere von Genz Verfolgte stimmen ihr bei, und erkennen die Maßregeln, unter welchen sie gelitten haben, als Nothwendigkeiten. Genz zeugte dadurch einen Abglanz der Charakterschönheit seines Chefs, dessen Ebenbild er jedoch leider nicht in allen Dingen war. Ein großer Fehler war ihm nachzuweisen — man kann ihn noch füglicher ein Uebel nennen, wie es jeder Vorzug mit sich bringt. Genz, als ein durchaus systematischer Geist, ignorirte gänzlich die Nationalität des östreichischen Charakters. Die Rücksichten, welche dieser und besonders der delikate Umstand erheischte, daß er im Lande Fremdling war, blieben ihm fremd; denn sein so feiner Geist, der in der Politik die geheimsten Fäden zusammenhängender Beziehungen entdeckte, ward nicht begleitet von gleicher Feinheit des Gefühls*, die als Empfindelei vielleicht von seiner nordischen Natur mit Unrecht verachtet worden ist. Das östreichische Gemüth fand sich oft verletzt durch schroffe Formen, in welchen Genz sich zeigte, durch die steife Strenge seines Willens und die angemaßte Unfehlbarkeit des Urtheils, welche am unrechten Ort die Untergebenen an das Uebergewicht seiner Stellung eben nicht auf die edelste Weise erinnerten. In einem Lande, dessen Sitten in allen Lagen des Lebens ähnlich den französischen, gefällige Förmlichkeit erheischen, war es nicht gleichgültig, auf welche Weise eine Maßregel in's Werk gesetzt wurde. Genz vertraute in allen Dingen auf die siegende Kraft der Wahrheit und Nothwendigkeit, auf die überzeugende Gewalt seiner Dialektik, auf die wohl berechnete Gefühlsergreifung

durch die Macht des Wortes, allein jene Kräfte fanden einen harten Widerstand an der Leidenschaft, die Dialektik fand keine dialektischen Geister, die sie in sich aufnehmen wollten, die Taktik gegen das Gefühl fand keine Sympathie. Genz hat den östreichischen Charakter nicht verstanden und seine Nüancen nicht gekannt, er spekulirte oft auf eine Eigenschaft, die nicht vorhanden war, und hatte selbst von der Natur des Patriotismus der Oestreicher einen falschen Begriff. Daher ließen seine feurigsten Reden kalt und die Meisterwerke von emphatischen Apostrophen fanden keinen Anklang in den östreichischen Herzen. Darum blieb Genz, ein Heros in den Augen der höheren Diplomatie, stets ein Fremdling vor den Augen der Nation, darum ward ihm die Achtung aller hochgebildeten, über das Vorurtheil erhabenen kosmopolitischen Geister, aber niemals die Liebe der Oestreicher, welche das nationale Vorurtheil liebend bewahren. Alles das gereicht jedoch dem großen Geiste dieses in höherer Sphäre wohlthätig und ungemein kraftvoll wirkenden Geistes nicht zum Vorwurf, denn das Nationalgefühl kann nicht durch Scharfsinn ergründet, sondern nur durch angeborne Sympathie erfaßt werden.

In diese charakteristische Details stimmen mir viele Oestreicher ein, die Genz aus der Ferne und in der Nähe beobachtet haben; doch kann wohl nur Fürst Metternich allein ein unfehlbares Urtheil über diesen Mann fällen, dem, wie sich von selbst versteht, alles übrige Meinen und Sagen nachgesetzt werden muß; denn in solcher Stellung unterliegt die Gestalt eines Objekts unserer Betrachtung gar oft einer optischen Täuschung. Ich versuchte mein Objektivglas an diesem Charakter hauptsächlich, um die Natur eines anderen durch Vergleichung zu bestimmen. Ich meine den Dr. Jarcke, der seit dem Ableben des Hofrath Genz in der Staatskanzlei angestellt ist. Ich sprach nur wenige Worte mit diesem merkwürdigen Mann, dessen rüstiges, jugendliches Aeußere und barsches, unhöfliches Betragen mir mit seinem öffentlichen Charakter in einem pikanten Kontrast zu stehen scheint. Schon in dieser äußeren Erscheinung finden die Freunde des seeligen Genz das erste und auffallendste jener zahlreichen Unterscheidungszeichen, welche diese beiden Charaktere trennen. In Genz erkannte man auf den ersten Blick den denkenden Staatsmann, in Jarcke sieht man eben so schnell den Berliner Professor. Er hat den ganzen anmuthlosen Hochmuth der docirenden Rechtswissenschaft, die unantastbare Vornehmheit eines hochgelehrten Kriminalrichters, und in seiner Bewegung all' die bürgerliche Manier, durch welche sich in Norddeutschland der Gelehrten- und Beamten-Stand von dem Adel unterscheidet. Er empfing mich mit stolzer, trüber Miene in einem Bedientenzimmer,

und schien mir durch diese herablassende Audienz eine große Ehre anthun zu wollen, wenigstens war er sehr erstaunt, als ich mich kurz und ohne Weiteres lächelnd empfahl, Seine Herrlichkeit an dem Orte zurücklassend, wo ich mich nicht heimisch zu fühlen vermochte. Diese abstoßende, norddeutsche Manier enthüllt plötzlich seine ganze Stellung und theilweise seinen Charakter: es sind nicht die höheren diplomatischen Funktionen, zu welchen er tauglich ist und verwendet wird. In der höchsten Region der Diplomatie waltet schon in der Aeußerlichkeit ihrer Erscheinungen ein edler Geist, dessen innerstes Wesen von Wenigen begriffen, dessen Gestalten aber wohlthatig wirken auf die Außenwelt, und die reine Spiritualität der Kunst andeuten, welche weniger durch mathematische und logische Rechnung als durch Inspiration erzeugt wird. Diese Inspiration, welche von den Weltereignissen ausgeht und auf alle influirt, welche ihren Geist durchdringen, äußert sich bei allen Diplomaten von Bedeutung durch eine Tugend, die man sich nicht durch Studium aneignen kann, und diese Tugend heißt — Takt. Jarcke, der sich diese Tugend bisher noch nicht angeeignet zu haben scheint, ist daher weniger zur diplomatischen Praxis als zu den juridischen, historischen und stylistischen Arbeiten des Kabinets geeignet, und dieß scheint auch das Fach zu seyn, für welches der Fürst seine großen Kenntnisse und Fähigkeiten benützt. Die publizistische Dialektik Jarcke's, welche er in mehren Journalen zeigt, scheint mehr seiner selbstständigen Wirksamkeit als dem Charakter des Kabinets anzugehören, denn sie zeigt viel Individualität und eine zu theoretische Natur, welche sie nicht ganz zeitgemäß macht; hierin liegt das Hauptunterscheidungsmerkmal seines öffentlichen Charakters. War die Nothwendigkeit das Prinzip aller Handlungen des geistesstarken Genz, und die Religion von ihm als der zur Zeit mächtigste Faktor anerkannt und geltend gemacht in den nationalen Kämpfen der Deutschen — worin die Religiosität als Feindin dem Freiheitsenthusiasmus entgegen trat, mächtig überall, vor Allem siegreich in Tyrol — so ist der Glaube selbst das Prinzip Jarcke's. Genz überschätzte nicht die menschliche Kraft, er repräsentirte das stärkere der streitenden Prinzipe, er ließ sich von der Zeit regieren, er handelte im Namen der Nothwendigkeit, und hatte vielleicht über manche Fragen eine Privatüberzeugung, die er als nicht zeitgemäß in sich verschloß; Jarcke will seinen Privat-Charakter mit dem öffentlichen, die Theorie der altkatholischen Kirche überall mit der politischen Praxis vereinigen, eine Art Theokratie konstituiren und die Zeit, die übermächtige, die Welt, die unerbittliche durch seine Theorie regieren. Genz war ein Kind seiner Zeit, aufgezogen an ihren Brüsten, stark durch ihre Stärke, seine Lehrer

waren ihre Ereignisse, seine Erzieher die Erfahrung, sein Gefühl von der lebendigen Mutter ihm eingeimpft. Daher wirkte Genz mit der lebendigen Kraft, und fand Sympathie. Jarcke ist ein Kind der mittelalterlichen Dogmatik, die Geschichts- und Religions-Bücher waren seine Säugammen, der Buchstabe sein Lehrer, die juridische Dialektik seine Stärkung. Seinen jugendlichen Geist hatte die Revolution eine Zeit lang gänzlich verwirrt, und seine gebrochene Kraft hat sich an der Religion aufgerichtet, aber leider zu spät für eine totale Umstimmung des Gemüths kam der Tag der Erkenntniß. Schon war er ermannt und hatte das junge Herz überwunden, das Gefühl auf immer bezwungen. Es erheben sich nun aber Gegner, welche sagen: die katholische Religion kann nicht gelernt werden. Die Theorie allein ist es, worauf sich Jarcke steift, er betreibt die Religion wie eine Wissenschaft, und wo die Logik nicht ausreicht hilft ihm die Sophistik. Er denkt katholisch, aber fühlt protestantisch. Ohne Kontroverse könnte er nicht bestehen, und die Kontroverse ist die Feindin der Religion, sie mag für oder dawider sprechen; göttliche Wahrheiten müssen empfunden werden, sie lassen sich nicht wie ein juridisches Exempel demonstriren, die Dialektik ist die Schlange, welche den Heiland in die Ferse sticht. Jarcke will nicht nur durch die Dialektik als Katholik von Profession bestehen, — so weit dieß nämlich aus seinen Privatunterhaltungen vermuthlich ist — er will durch diese Dialektik nicht nur religiöse Wahrheiten, sondern auch diesen gemäß politische Systeme rechtfertigen, vielleicht gar erschaffen. Durch diese unglücklichen Versuche werden nur die religiösen Wahrheiten profanirt und die politischen Systeme depopularisirt, Machtsprüche aber überzeugen nicht, und der biblische Ton ziemt einem weltlichen Schriftsteller nicht. Die Vernunft allein muß in weltlichen Dingen entscheiden, denn um durch die Religion überzeugend zu wirken, müßte man erst alle Konfessionen zum Katholizismus bekehren. Welche Kraft können die mit dem Hintergrunde des Glaubens gegebenen Argumente haben, gegenüber von Protestanten? Ist es wohl zeitgemäß, in einer Zeit im verkündigenden Tone der Evangelisten zu sprechen, da die Revolution in der Person eines Lamennais sich desselben bedient? Oder sollen neue Schismen provocirt, die Glaubensverwirrung noch vermehrt werden? Jarcke gibt als Fundament seines politischen Glaubens den Grundsatz: das Königthum ist unmittelbar von Gott gegeben, und der Fürst ist der Beamte Gottes! Genz würde sich schwerlich so ausgedrückt und die Unmittelbarkeit dieser faktischen Einsetzung nicht behauptet haben. Das Princip, welches die heutige, auf Vernunft begründete Diplomatie aufstellt, und welches zu adoptiren mehre Kabinete übereingekommen

sind, lautet anders, und hat sich dadurch so herrlich bewährt, weil es alle unfruchtbare Theorie und Polemik, die unnützen Fragen der abstrakten Staatsweisheit weise entfernt. Solche Sätze aufstellen heißt Widerspruch provociren; wer sich auf diesen Boden zurückbegibt, entfernt sich aus seiner Zeit. Genz hat es vermieden. Genz war Praktiker, Jarcke ist Theoretiker; Genz vertheidigte im Faktum einen Staat, Jarcke vertheidigt bloß einen Lehrsatz. Genz achtete Alles was historisch war, er kannte den Staat als ein Faktum, Jarcke huldigt bloß dem Absoluten, das gegeben ist durch Gott. „Alles was ist“ (d. h. dauerhaft sich zu behaupten weiß, denn alles Uebrige ist nur scheinbar) anzuerkennen und zu achten, war im letzten Jahrhundert die Maxime der nach dem großen Kampf sich konstituirenden neuen Politik, der auch Genz und das östreichische Kabinet huldigten und der das heutige Europa die Ruhe dankt, welche ihm so Noth thut zur Ausfechtung des ihm auferlegten Prüfungsstreites der Ideen. Jarcke sieht vielleicht in dieser Maxime nur sündhafte Staatsklugheit, denn widrigenfalls wäre er nicht konsequent. Genz war eine astronomische Uhr, die mit mathematischer Richtigkeit die Zeit anzeigte, während die Zeiger der Revolution in regelloser Bewegung die Ziffern übersprangen und die Ordnung der Natur verwirrten. Jarcke's Uhr ist um ein Jahrhundert oder mehr zurückgerichtet. Genug zur Charakteristik Beider. Ich habe Jarcke hier nur als Schriftsteller in seiner Privatstellung Selbstständigkeit, die man nicht bestreiten kann, zu schildern gesucht. Es diene das Gesagte bloß zur Berichtigung eines vielverbreiteten Irrthums, als sey Jarcke die junge Seele des östreichischen Kabinets, dessen unverrückte Standhaftigkeit wohl hinlänglich seine Unabhängigkeit von allem Einfluß bethätigt. Jarcke ist nur ein Glied in der mächtigen Maschine, deren Bewegkraft eine durch lange Erfahrungen geläuterte Weisheit und ein menschenfreundlicher Wille ist.

Bilder aus Island.

Fischfang.

Es gibt eigentlich nur zwei Jahreszeiten in Island, der Sommer und der Winter, wovon die Einwohner den ersten, so kurz und unzuverläßig er auch ist, fleißig benützen müssen, um Vorrath für den letztern einzusammeln. Vom Februar bis zum Mai tritt diejenige Jahreszeit ein, welche die Isländer Vertima, d. h. die Fischfangszeit nennen. Zu dieser Zeit strömen zahlreiche Haufen Einwohner nach den südlichen und westlichen Küsten, aus den Gegenden im Norden und Osten der Insel, wo der Fischfang um diese Zeit gewöhnlich nicht getrieben werden kann, wegen des Polareises, welches die Baien und Buchten füllt. Die Fischer versehen sich mit einem vollständigen Anzug von Fellen, mit einer weiten Jacke und mit dicht anschließenden Schuhen, unter welchen zur größeren Wärme grobe wollene Strümpfe getragen werden. Die meisten dieser Leute leben während dieses Zeitraums fast allein von Butter und Fischen. Sie frühstücken ungefähr zwei Stunden vor Sonnenaufgang und genießen weiter nichts vor ihrer Rückkehr von der See am Abend, ausgenommen zuweilen etwas Molken, welche sie mitnehmen, um ihren Durst damit zu löschen. Die Boote sind gewöhnlich mit sechs oder acht Händen bemannt, außer dem Steuermann, und rudern zuweilen zu ansehnlichen Entfernungen in die See hinaus. Wenn sie vom Fischfang zurückkehren und am Ufer landen, wird das Boot auf's Land gezogen, die Fische ausgeschüttet und in so viel einzelne Haufen gelegt, als Männer im Boote sind; hiezu kommen noch zwei besondere Antheile, welche dem Boote angehören und dem Eigenthümer für dasselbe, so wie für die Angelschnüre und Haken zufallen, welche er der Gesellschaft geliefert hat. Da die Fischer ermüdet sind, so begeben sie sich alsbald in ihre Hütten;

das Aufspalten und Zuhausetragen der Fische wird gewöhnlich den Weibern und Kindern überlassen.

Der vorzüglichste Fisch, den sie auf diese Weise fangen, ist der Kabliau, welchen sie auf den Felsen zum Trocknen ausbreiten, weßhalb er auch den Namen Klippfisch erhält. Die Köpfe schneiden sie ab und nachdem sie dieselben ebenfalls getrocknet haben, verkaufen sie dieselben der ärmern Klasse von Leuten; mit den Gräten füttern sie zuweilen ihr Vieh und in manchen Theilen der Insel dienen sie als Brennmaterial. Wenn die Fische so zubereitet sind, werden sie auf den Klippen oder auf einer ausgedehnten Oberfläche von flachen Steinen am Ufer ausgebreitet und dort an der Sonne getrocknet, wobei man die größte Sorge trägt, daß sie dem Regen und der Feuchtigkeit nicht ausgesetzt sind. Sie trocknen in Zeit von drei Wochen und werden darauf in Haufen am Ufer aufgeschüttet, wo der Regen ihnen dann nicht im geringsten mehr schadet. Zuweilen werden die Fische in Gebäuden, welche den Namen Hiallar führen, aufgehängt und getrocknet. Diese Gebäude sind so eingerichtet, daß der Wind einen freien Durchzug hat, während sie hinlänglich verdeckt sind, um den Regen abzuhalten. Außerdem daß die Einwohner mit einem ihrer wesentlichsten Nahrungsmittel versorgt werden, gewährt ihnen noch überdies die See in den Fischen einen schätzbaren Tauschartikel gegen fremde Erzeugnisse, deren sie bedürfen, und die dänischen Kaufleute versehen nicht allein großentheils den Norden von Europa mit getrocknetem Klippfisch, sondern senden auch mehre Schiffsladungen davon nach Spanien und nach den Seemärkten am mittelländischen Meere, wo sie zum Besten der Katholiken während der Fastenzeit aufgekauft werden.

Ländliche Beschäftigungen.

Sobald der Schnee vom Erdboden verschwunden ist, schicken sich die Männer an, Rasen auszuschneiden, sowohl zur Feuerung und ihre Häuser damit zu bedecken, als um Kohlen daraus zu bereiten, zum Gebrauch der Schmiede. Wenn das junge Vieh auf die Berge ausgetrieben worden ist, dann liegt die Sorgfalt für die Kühe und Schafe dem weiblichen Theil der Familie ob, welche sie zweimal des Tages melken und Butter und Käse bereiten. Um die Mitte des Sommers begeben sich die Weibsleute in Gesellschaften nach den unbewohnten Gegenden der Insel, um das Fiallagrös oder isländische Moos einzusammeln. Sie haben gewöhnlich einen oder zwei Männer bei

sich, und die wenigen Wochen, die sie mit dieser Beschäftigung zubringen, werden als die glücklichsten im ganzen Jahre betrachtet. Sie leben in Zelten, welche sie von einer Stelle zur andern schaffen, nach der größern oder geringern Menge des Mooses. Während dieser Zeit sind die Männer aus, entweder um in den Flüssen und Seen zu fischen, oder auf dem Weg nach den Faktoreien, wohin sie reiten, um die einheimischen Produkte gegen Artikel von nothwendigem Gebrauch für den Winter einzutauschen.

Der wichtigste Zweig ländlicher Beschäftigungen in Island ist das Heumachen. Um die Mitte Juli fängt der Landmann zu mähen an und das Heu wird sogleich nach einem passenden Platz geschafft und zum Trocknen ausgebreitet; nachdem man es ein- oder zweimal umgedreht hat, wird es auf Pferde geladen und nach Hause auf den Hof gebracht, wo es in Haufen gelegt wird. Dieses Heu wird Tada genannt, um es von der geringern Sorte zu unterscheiden, welche den Namen Utheu führt und in den Wiesen oder Thälern in einiger Entfernung von den Meiereien wächst. In den ärmern Meierhöfen handhaben beide Geschlechter die Sichel; aber im Allgemeinen helfen die Frauen nur beim Heumachen, nachdem es abgemäht ist. In manchen Theilen der Insel, wo viel Heu gewonnen wird, miethen die Bauern Arbeitsleute aus den Fischereien, welche sie Kaupamenn nennen und für ihre Arbeit nach dem Werth von dreißig Pfund Butter wöchentlich bezahlen. Sie mähen nach Maaß; ein Tagewerk, Dagslatta genannt, beträgt ungefähr vierzig Quadratklafter.

Wenn die Heuernte vorüber ist, werden die Schafe und Rinder, welche den ganzen Sommer über auf den Bergen ausgewesen sind, wieder eingeholt; die Häuser werden für den Winter ausgebessert; das für den Hausbedarf nöthige Holz wird für jeden Meierhof eingebracht und die Arbeiten der Jahreszeiten enden mit der Hinschaffung von Dünger nach verschiedenen Stellen des mühsam kultivirten Bodens. Während des Winters fällt die Sorgfalt für Rinder und Schafe gänzlich den Männern anheim und besteht ausschließlich im Füttern und Tränken der erstern, welche eingehalten werden, während man die letztern bei Tage austreibt, um ihre Nahrung im Schnee zu suchen. Wenn es sich ereignet, daß der Schnee so tief liegt, daß sie ihn nicht selbst fortscharren können, so thun es die Knaben für sie; und da der Unterhalt, der ihnen auf diese Weise zu Theil wird, überaus dürftig ist, so erhalten sie gewöhnlich noch etwas Ut- oder Wiesenheu; das Tada aber wird den Kühen allein gegeben. Alle Pferde, ein Lieblingspferd vielleicht ausgenommen, werden den Winter über sich selbst überlassen und müssen allein für sich sorgen; während dieser ganzen Jahreszeit

legen sie sich niemals nieder, sondern ruhen stehend aus an irgend einem Platz, der ihnen Schutz gewährt.

Die häuslichen Beschäftigungen in dieser Jahreszeit sind vielfach und verschiedenartig. Die Männer sind beschäftigt mit der Verfertigung nothwendiger Geräthschaften von Eisen, Kupfer und Holz. Einige von ihnen sind geschickte Silberschmiede, so daß zuweilen ihre Arbeiten sich von den in Kopenhagen verfertigten bloß durch Abwesenheit des Stempels unterscheiden. Ferner gerben sie Häute für Schuhe, verfertigen Seile aus Haaren oder Wolle und walken die wollenen Zeuge, welches gewöhnlich auf folgende sonderbare Art geschieht. Nachdem sie einem Faß die beiden Boden ausgeschlagen, füllen sie es mit den Stücken, welche gewalkt werden sollen; dann wird es auf die Seite gelegt und zwei Männer legen sich nieder auf den Rücken, einer an jedem Ende, mit den Füßen im Faß, und walken so buchstäblich das Zeug, indem sie es Einer gegen den Andern stoßen. Kleinere Stücke walken sie, indem sie dieselben zwischen Brust und Knie legen, und sich dann mit dem Körper rückwärts und vorwärts bewegen, und die Stücke beständig mit den Händen umdrehen, bis sie fertig sind. Dieß erklärt die höchst linkische Bewegung, in welche die Isländer verfallen, wenn sie sitzen, eine Gewohnheit, welche einige von ihnen selbst in der Kirche nicht ablegen können. Die Fischer walken ihre Handschuhe, indem sie dieselben von Zeit zu Zeit in's Seewasser tauchen, während sie rudern. In manchen Theilen der Insel spinnen und stricken die Männer, gleich den Frauen, und einige von ihnen weben. Außer der Zubereitung der Lebensmittel beschäftigen sich die Frauen mit Spinnen, mit Stricken von Strümpfen, Handschuhen und Hemden, so wie mit dem Sticken von Bettdecken, Schabracken und Kissen, was sie mit viel Geschmack ausführen, indem sie Blumen und andere Figuren von verschiedenen Farben einstreuen.

Abendvorlesungen.

Ein Winterabend in einer isländischen Familie bietet einen im höchsten Grade interessanten und anziehenden Auftritt dar. Zwischen drei und vier Uhr wird die Lampe in der Badstofa oder im Hauptzimmer aufgehängt, welches zu dem doppelten Zwecke eines Schlafgemachs und eines Gesellschaftszimmers dient, und alle Mitglieder der Familie nehmen ihren Platz ein, mit der Arbeit in ihren Händen, auf ihren respectiven Betten, welche alle einander gegenüberstehen. Der Hausherr und die Hausfrau mit ihren Kindern oder sonstigen Ver-

wandten nehmen die Betten am innern Ende des Zimmers ein; die übrigen füllt das Gesinde aus. Sobald die Arbeit begonnen hat, nähert sich einer aus der Familie, welchen man zu diesem Behufe gewählt hat, einem Sitz in der Nähe der Lampe und fängt die Abendvorlesung an, welche gewöhnlich in irgend einer alten Sage oder andern ähnlichen Geschichten besteht, wie man sie sich auf der Insel verschaffen kann. Da die Isländer nur schlecht mit gedruckten Büchern versehen sind, so befinden sie sich in der Nothwendigkeit, diejenigen abzuschreiben, die sie durch Leihen erhalten können: ein Umstand, welcher hinreichend die Thatsache erklärt, daß viele von ihnen eine Hand schreiben, die an Schönheit mit der der besten Kalligraphen in andern Theilen von Europa wetteifern könnte. Einige Proben ihrer gothischen Schrift geben wenig dem Kupferstich nach. Der Vorleser wird häufig unterbrochen, entweder von dem Haupte oder von irgend einem einsichtsvollen Mitgliede der Familie, welche Anmerkungen über verschiedene Theile der Geschichte machen und Fragen vorlegen, in der Absicht, die Geisteskräfte der Kinder und des Gesindes zu üben. In manchen isländischen Häusern werden die Volkssagen von solchen Personen erzählt, die sie auswendig gelernt haben, und Beispiele von wandernden Geschichtserzählern, welche sich während des Winters ihren Lebensunterhalt dadurch verschaffen, daß sie in den verschiedenen Meierhöfen so lange verweilen, bis sie ihren Vorrath an Erzählungen erschöpft haben, sind nichts Ungewöhnliches auf der Insel. Es ist sehr zu bedauern, daß ein Volk, so ausgezeichnet durch seine Liebe zu den Wissenschaften, und welches so viel Muße hat, sich damit zu beschäftigen, so ganz der Mittel beraubt seyn muß, diese Muße gehörig zu benutzen. Gewiß, den Gelehrten in Europa, die so viel Vortheil von den früheren Arbeiten der Isländer gezogen haben, und jetzt im Besitze ihrer schätzbarsten Manuscripte sind, liegt die Verpflichtung ob, ihnen diese Wohlthaten zu vergelten und sie mit solchen Büchern in ihrer eigenen Sprache zu versehen, welche sie mit den wichtigsten Zweigen der menschlichen Kenntnisse bekannt machen würden. Jene Abendvorlesungen übrigens scheinen seit undenklichen Zeiten unter den Skandinaviern Statt gefunden zu haben. Die Person, welche zum Erzählen gewählt wurde, führte den Namen Thulra; ein solcher Rhapsode war immer wegen seiner Bekanntschaft mit den Begebenheiten der Vergangenheit berühmt, so wie er sich durch die Würde und den Ausdruck auszeichnete, mit welchem er sie erzählte. Auf ihn, und auf den erhöhten Sitz, auf welchem er seinen Platz hatte, beziehen sich folgende Worte Odin's im uralten Gedichte Havamal: „Es ist Zeit zu erzählen, herab von dem Sitze der Beredtsamkeit, dicht neben der Quelle Urth; ich saß

stillschweigend und sah und dachte nach und horchte auf die wundervollen Sagen, die der Thulra erzählte.“ Unter der Quelle Urth aber versteht hier der Dichter die Quelle des Wissens, und gibt zu verstehen, daß, da er lange gesessen und auf die Erzählungen der Vorzeit gehorcht habe, er jetzt selbst im Stande sey, den Sitz des Erzählers einzunehmen. An die Stelle der Volkssagen setzen gegenwärtig einige der frömmern Einwohner der Insel die historischen Bücher der heiligen Schrift, und da sie der Verskunst stets den Vorzug geben, so sind die meisten dieser Bücher, blos dieses Gebrauchs wegen, metrisch übersetzt worden. Nach dem Schlusse der Abendarbeiten, welche häufig bis gegen Mitternacht verlängert werden, vereinigt sich die Familie, um ein oder zwei geistliche Lieder zu singen, worauf ein Kapitel aus der Bibel, oder, wenn keine im Hause vorhanden ist, aus irgend einem andern geistlichen Buche vorgelesen wird.

Ein Korsisches Volkslied.

Unser kleines Fahrzeug glitt schnell davon. Seine Segel flatterten in der Luft, wie die Flügel eines Vogels, der auf der Oberfläche eines Teiches spielt, dann schwollen sie auf, und ich sah Porto Ferraio, an dem wir vorüber eilten. Sanft gewiegt von den Wellen des mittelländischen Meeres hatte ich jenes Gefühl, welches uns immer beherrscht, wenn man sich zum ersten Mal auf dem ungeheuren Elemente befindet; aber andere Gedanken verscheuchten die der Gefahr. Meine Phantasie schweifte über die Unendlichkeit, die mich umgab, und bei jedem Segel, das ich erblickte, erinnerte ich mich jener Brigg, welche von Elba entfloh, um die ungeheuersten Projecte nach Frankreich zu tragen.

Endlich unterschied ich, wie ein am Horizont schwebendes Wölkchen das Geburtsland Napoleons; das Land seiner Verbannung verschwand in der Ferne, das seiner Wiege schien uns entgegen zu kommen. Korsika breitete sich vor uns aus, seine Pics stiegen terassenförmig auf zum Himmel, und die untergehende Sonne färbte mit ihren glänzenden Tinten die hohe Gebirgskette, deren Gipfel mit ewigem Schnee bedeckt sind. Endlich näherten wir uns der östlichen Küste, auf deren Abhange Bastia gebaut ist; indem ich langsam seinem Amphitheater folgte, stiegen meine erstaunten Blicke von der Terra nuova bis zu dem schlafenden Löwen hinab, den die Natur aus dem Felsen geformt hat.

Wir landeten in Bastia. Indem wir die kleine Insel betraten, welche Frankreich jenen Mann gegeben, dem Europa nicht genügte, konnte ich mich nicht enthalten, die physische Beschaffenheit dieses Landes zu bewundern. Diese zerrissenen Felsen, deren Seiten mit dichten Wäldern bedeckt sind; diese engen Thäler, so finster und tief, wo Bergströme donnern und dem Meere zustürzen; diese Hütten, wie das Nest der Raubvögel auf dem einsamen Gipfel der grauen Klippe gebaut; dann darüber hinaus diese kühnen Spitzen mit Schnee bedeckt, und tiefer in der mittleren Region, jene Massen von Pflanzen, welche, wie ein buntfarbiger Mantel, die Hügel bedecken, wo die Orange, die Olive und die Traube reifen. Ich umfaßte mit einem einzigen Blicke diesen Boden, den die Macht des Schöpfers so hoch aufthürmte, und den der Mensch fruchtbar machte, der König der Schöpfung.

Indem ich den Augenblick erwartete, wo wir nach Ajaccio abgehen sollten, folgte ich eines Tages dem Weg am Meeresufer bis nach Porticiole; ich gewahrte auf der Höhe des Pics von Uri die Ruinen des Seneca-Thurms. Ich war vom Pferde gestiegen, und schickte mich

an, den Schlangenpfad hinaufzusteigen, der zu dem Thurme führt, in welchem Kaiser Claudius den Philosophen einsperren ließ, der durch einen Tod, welcher des muthvollsten Stoikers würdig gewesen wäre, die feigen Bittschriften wieder gut machte, die er an seinen Verfolger gerichtet hatte. Ich hatte kaum diesen schmalen Pfad betreten, als ich neben mir die athletische Gestalt eines jungen Burschen bemerkte, der seinen lebhaften und neugierigen Blick auf mich richtete; er war mit der Carchera *) umgürtet und bewaffnet, wie es gewöhnlich die Einwohner der Insel sind.

„Gruß dem Fremden,“ sagte er mir mit italienischem Accente, dann fuhr er in seinem Dialekt fort, worin sich arabische und spanische Ausdrücke mischten. „Man muß die Flügel eines Adlers oder die krummen Füße eines Teufels haben, um ohne Gefahr auf diese Spitze zu gelangen; wenn Ihr nicht gewohnt seyd, die Tiefe eines Schlundes zu messen, oder einem Maulthier nachzuklettern, so rathe ich Euch nicht, diese Lustreise zu unternehmen.“

„Glaubt Ihr, daß mir der Muth dazu fehlen würde?“

„Muth hilft nicht gegen Schwindel; doch da Ihr Lust bezeugt, so versucht's einmal. Ich will Euch begleiten, wenn Ihr es wünschet.“

Ich nahm das Anerbieten des jungen Korsen an, und folgte ihm, nicht ohne eine leichte Anwandlung von Furcht zu spüren, die seine Warnung in mir erregt hatte; ich hatte erst vor Kurzem die Schweizer Alpen bestiegen, und dies war der Grund, daß der Weg, den wir eben zurück legten, mir weniger gefahrvoll erschien, als mein Führer geglaubt hatte. Wir langten auf dem Gipfel an; bei dem Geräusch, das unsere Schritte verursachten, flogen die Bewohner der Ruine auf und kreisten lange Zeit um unsere Köpfe, indem sie ängstlich schrieen, ungewohnt eines menschlichen Besuches. Mein junger Führer lud seine Flinte, sah mich lächelnd an und rief dem schreienden Schwarme, der uns ganz eingehüllt hatte, die Worte zu:

„Wer von uns wird lauter singen und den Andern zum Schweigen bringen? Ihr alten wilden Freunde mit krummen Schnäbeln, Ihr wißt ja wohl, was ich meine!“

Der Schuß folgte seinem letzten Worte und ein zwanzigstimmiges Echo gab ihn wieder. Die lebendige Wolke senkte sich zu unsern Füßen, gleitete längs des Kegels hinab, und verlor sich auf der Erde; der Korse hob einen jungen Adler auf, der getroffen war, blickte ihn an und sagte: „Wir waren nicht in Vendetta **) mit einander, wie ich glaube.“

Wir traten in die Ruine und setzten uns auf eine Art von Plattform, von wo man den weiten Golf und die ganze Ausdehnung der Insel überschaute.

„Ihr müßt wissen,“ sagte mein Führer, „daß die Korsen neugierige Examinatoren sind, und daß die ersten Fragen, die sie an den Fremden richten, folgende zu seyn pflegen: Wer seyd Ihr, woher kommt Ihr und was wollt Ihr hier?“

*) Eine Art Waidtasche, die an dem Gürtel hängt.
**) Die Blutrache der Korsikaner.

Ich begriff diese direkte Weise, zur Sache zu kommen, und befriedigte die Neugier meines Führers.

„Ich bin Künstler," antwortete ich, habe Italien durchzogen und wollte, bevor ich in meine Heimath zurückkehre, das Haus sehen, wo Napoleon geboren wurde, und dieß ist der Beweggrund, der mich hieher führt."

Der Korse seufzte und sprach mit einer nachdenkenden Miene:

„Das Haus, wo er geboren wurde! Es ist sehr klein; aber man sagt, daß sein Grab noch kleiner ist; er erblickte den Tag auf einer Insel mitten im mittelländischen Meer, und er ist gestorben auf einem einsamen Felsen im atlantischen Ocean."

Wir saßen einige Sekunden stumm und nachdenkend. Ich brach zuerst das Stillschweigen, und der junge Korse antwortete mit Freundlichkeit auf alle Fragen, die ich an ihn richtete; er entwarf mir eine schnelle Beschreibung aller Orte, die mein Blick entdeckte. Neben Barettali zog eine Gruppe hoher Bäume, die symetrisch gepflanzt waren, meine Aufmerksamkeit auf sich.

„Was bedeutet jene grüne Masse, die fast einem Denkmale ähnlich sieht," sagte ich.

„Unter diesen Bäumen, die bereits zwei Jahrhunderte alt sind, ruht die Asche von Vanina d'Ornano."

Ich hatte schon von dieser Geschichte gehört, und bat ihn um die näheren Details derselben, die er mir mittheilte.

„Als im sechszehnten Jahrhundert Heinrich II. durch Toskana die Hülfstruppen marschiren lassen wollte, um den italienischen Krieg fortzusetzen, bildete er den Plan, sich Korsika's zu bemächtigen, welches unter genuesischem Joche seufzte; er verband seine Flotte zu diesem Ende mit Dragut und seinen ottomanischen Galeeren, und setzte, mit deren Hülfe, seine Soldaten bei uns an's Land; die Einwohner unterstützten die Anstrengungen ihrer Befreier, und verstärkten ihre Anzahl. An der Spitze des Korps, welches aufstand, um die Genueser zu vertreiben, erschien plötzlich ein Mann aus dem Volke, mit Namen San Pietro.

„Umsonst wollte der alte Doria Korsika wieder unterjochen, welches die aufgehende Sonne der Freiheit begrüßte; nach einigen Jahren eines blutigen Kampfes, sahen sich meine Landsleute der genuesischen Tyrannei entrissen, mit Hülfe eines von Frankreich garantirten Traktats. Neben dem Steine, den jene schattigen Bäume umgeben, feiern die jungen Leute der Insel alljährlich das Gedächtniß von Vanina's Tode, singen Verse zu ihrem Lobe, worin sie das Opfer dieses Heldenweibes und den Muth San Pietro's, ihres Gemahls, ihren Landsleuten verkünden."

Hier veränderte der Korse plötzlich den Ton, und begann den Gesang zu Ehren Vanina's, den ich hier in Prosa, doch wörtlich, übersetzen will.

„Tod den Genuesern! ist Pietro's Schlachtruf.

„Tod den Genuesern! erwiedern die Echo's der Insel, und die zehntausend Stimmen, die sich mit den Echo's vereinigen.

„Für uns die Freiheit! den Genuesern die Sclaverei!

„Geboren aus dem Volke, muß auch das Volk San Pietro gehorchen.

„Er wird den stolzen Purpur der Doria mit Füßen treten.

„Er wird mit seinen mächtigen Händen das schwere Joch zermalmen, womit der genuesische Despot uns belastet.

„Wir wollen uns in die Reihen unserer Befreier mischen; das Blut, das sie vergießen, fließe mit dem unsern zusammen, und dieser Bund ende nur mit der Welt.

„Frankreich säe aus auf korsikanischen Boden; er wird Dir mehr tragen, als Du hoffen magst.

„Schneller als die Lavine, die vom Felsen stürzt, und in ihrem Sturze wächst, eilt San Pietro durch die bewohnten Thäler, ruft die Söhne Korsika's auf, um sie zum Kampfe zu führen, und sie strömen ihm zu.

„Schon erblickt man die französische Flotte; tausend Signale glänzen an der Küste und erheben sich von den spitzen Zacken der Felsen.

„Es lebe Frankreich! es lebe Korsika! Dieser verwirrte Ruf schallt tausendstimmig gen Himmel.

„Die Genueser erbeben davor, und die Krieger Karl's V. schließen ihre Glieder, und halten sich kampffertig.

„Sie warteten nicht lange.

„Paul de la Barthe und San Pietro d'Ornano stürzen auf sie an der Spitze ihrer vereinten Schaaren. Die Sclaven Doria's und Karl's V. weichen entsetzt zurück.

„San Pietro führt und befehligt abgehärtete Gebirgsbewohner, die geübt sind zu hängen an dem Felsenkamme, zu klettern in den Schluchten, zu lagern in den Sümpfen; sie überfallen, verwirren, schmettern nieder und vernichten den Feind.

„Die Genueser sehen den Tod über ihren Köpfen schweben, hören ihn pfeifen an ihrer Seite, donnern zu ihren Füßen; der Rückzug ist abgeschnitten, das Vordringen unmöglich gemacht.

„San Pietro ist überall; überall, wo ein Genueser ist.

„Doria schleudert ein Todesurtheil gegen Pietro; der aber antwortet mit seinem Feldgeschrei: Tod den Genuesern!

„Ein Preis wird auf den Kopf San Pietro's gesetzt: fünfzig Mark Goldes, dem, der ihn mir bringt! sprach Doria, der alte Doge von Genua; aber Pietro, der Korse, gibt ihn umsonst, dem, der den Muth hat, ihn zu holen.

„Vanina d'Ornano, von Liebe beseelt für ihren Gatten, wirft sich dem Despoten Korsika's zu Füßen, und bittet ihn, das Todesurtheil zurückzunehmen, welches er gegen seinen furchtbaren Feind geschleudert hat.

Pietro erbleichte, als er hörte, daß Vanina's Thränen die stolzen Füße benetzten, welche den Boden seines Vaterlandes unterjocht hatten.

„Er erbleichte bei dem Gedanken der Schande, welche die Liebe seiner Frau an seinen Namen heftete.

„Er erbleichte bei dem Gedanken an das einzige Mittel, das ihm blieb, um das Zeichen der Schande von seiner Stirne zu vertilgen.

„Wie aber soll er den Verdacht des Verrathes von sich entfernen ....

Es ist nur ein Mittel — es ist schrecklich! San Pietro würde lieber sterben, als es anwenden, aber er würde entehrt sterben!

„Die irdische Liebe muß schweigen vor der Liebe zum Vaterlande, Vanina muß sterben!

„Thränen kamen ihm in's Auge; aber das Feuer seiner Blicke trocknete sie bald.

„Die Nacht hatte ihren dicken Schleier über die blutigen Reste des letzten Kampfes geworfen; durch tausend Gefahren erreichte Pietro seine Wohnung; er zittert, bevor er ihre Schwelle betritt.

„Im nächsten Augenblicke steht er mit ernster und drohender Stimme vor Vanina, die, in Gebeten versenkt, kniet, um das Leben ihres Gatten vom Himmel zu erflehen.

„Vanina nicht für mich, mußt Du zu Gott flehen, sondern für Dich, schwaches Weib, für Dich schicke Gebete empor.

„Stehe jetzt auf und höre mich an: Du hast den Henker Korsika's um Gnade gefleht: eine Gnade, die Doria ertheilt, ist ein Brandmark, das nur der Tod vertilgen kann.

„Ich darf noch nicht sterben, mein Land ist noch nicht frei.

„Verstehst Du mich, Vanina! einer von uns muß als Opfer fallen, um jene schreckliche Stimme zu sühnen, welche Ehre genannt wird .... Du mußt sterben, Vanina! Und ich will Dich opfern.

„Du zitterst nicht! Du wirst nicht bleich, also hast Du mich verstanden! Du warst meiner würdig; jetzt muß ich zu Deinen Füßen, niedergestürzt vor Dir, Vergebung des Verbrechens erflehen, das ich zu begehen gezwungen bin.

„Engel des Himmels, den der Himmel mir gab, um mein Leben zu erheitern, Du wirst um wenige Tage früher jene Regionen betreten, wo wir uns wiedersehen — vergib mir, Vanina — und gib mir den Abschiedskuß.

„Es war ein langer, süßer Kuß.

„Am andern Tage fand man in Pietro's Hütte Vanina's Leichnam; ihr schöner Hals war mit Pietro's seidenem Tuche zugeschnürt.

„Bis hieher war Pietro nur ein muthvoller Soldat gewesen, jetzt war er ein Tiger, der ohne Mitleid Alles zerriß, was ihm entgegen trat; oft hörte man ihn die Worte rufen: Rache! Vanina! Endlich erstickte der Dolch eines Meuchelmörders seine Vaterlandsliebe, wie seinen Rachedurst.“

Der junge Korse schwieg hier; eine ausdrucksvolle Stille folgte, seine Züge färbten sich höher, seine Augen schossen Blitze. Er stand auf, stieg den engen Weg hinab und ich folgte ihm, ohne es zu wagen, seine Gedanken zu unterbrechen; als wir schon lange hinabgestiegen waren, schritten wir noch immer stillschweigend neben einander her.

Endlich sagte er, indem er mir eine einsame Wohnung zeigte: „Seyd willkommen! Das Haus San Pietro d'Ornano's steht jedem Reisenden offen. Die Kinder haben nichts von der Gastfreundschaft ihrer Väter verloren.“

Ein unwillkührlicher Schauder ergriff mich, indem ich eintrat.

Feuilleton.

Kleine Zeitung.

Weimar, 22. Januar.

Das neue Jahr hat uns ein vortreffliches Repertoire gebracht, an dessen wackerer Ausführung nicht zu zweifeln war. Zwar wenig Neues, denn dieß wird bis zu den hohen Doppelgeburtsfesten im Februar aufbewahrt — (der Maskenball, in veränderter Form, und das eherne Pferd) — aber das Alte neu einstudirt und rühmlichst dargestellt. — Wir heben nur zwei Stücke vom ersten Rang besonders hervor. — Die Vestalin von Spontini, eine hier ungemein beliebte Oper. Herr Knaust, erster Tenorist, behauptete seinen alten Ruhm. Er weiß in diesem Licinius seiner an sich kleinen Figur, seiner mehr lyrischen als tragischen Stimme, eine Hoheit, Kraft und berechnete Modulation zu geben, die ihm als denkenden und geschickten Künstler überall die reinste Anerkennung sichert. Sein Streben nach der möglichsten Kraft war indessen öfter zu sichtbar und fast in das Extrem getrieben, so z. B. war es sehr störend, daß er die R zu stark betonte, eine leicht zu besiegende Manier, die in Wortfügungen, wie »der Purpur verwelkt,« und »der Lorbeer verblüht,« einer schnurrenden Karrikatur nahe kam. — Die reinen, vollen, getragenen Brusttöne der Mad. Streit (Julia) wirkten, besonders im Ensemble, zauberisch. Die kurzen Tonsätze dagegen scheinen für diese Künstlerin eine unübersteigliche Klippe zu seyn. Hier fehlt es meistens an sanftem Uebergang, an zarter und reiner Verbindung. Ihr Spiel war edel. — Auch »Preciosa« hat ungemein gefallen. Unsere umsichtige Intendanz hatte versucht, die Preciosa einer jungen, blos dramatischen Schauspielerin (Dlle. Gebhard), ohne Gesang zu übertragen. Dieses Experiment gelang vortrefflich und möchte auch anderen Bühnen, denen vielleicht der Mangel jene Maßregel gebietet, sehr zu empfehlen seyn. Nur muß dann diese Rolle auch, wie hier, mit der Frische, Grazie und Anmuth, mit dem Talent versehen seyn, mit welchem Dlle. Gebhard sie gibt. Ihr steht Jugend und eine schöne Gestalt zur Seite. Ihre melodische, richtig accentuirte, getragene Sprache ersetzt vollkommen den Gesang, und bringt in manchen Scenen rein tragische Effekte hervor. Ueber eine Stelle ihrer Rolle entstand in unserem feingebildeten Parterre ein Zischeln, eine Art von Streit. Sie hatte nämlich, durch den Zuruf der Zigeunerbande aus träumerischem Sinne erwachend, die Worte zu sagen: Ruft ihr mir! Im Parterre hielt man diese Wendung für berlinisch und wollte mich statt mir gesprochen wissen. Beides kann jedoch sprachlich richtig

seyn, und es kommt nur auf den Zusammenhang der Rede an, welches von beiden gewählt werden muß. Jemandem (mir) rufen heißt: rufen, damit er höre (zurufen); Jemanden (mich) rufen heißt: rufen, damit er komme. In jenem Sinne hatte also Dlle. Gebhard sehr richtig gesprochen: Ruft ihr mir!

A. P.

Literarische Uebersichten.

FRANCESCA CARRARA.

Aus dem Englischen von C. W. Geisler.

Bremen. 1836. Verlag von A. D. Geisler.

* Dieser Roman, ohne gerade zu der Klasse der historischen gezählt werden zu dürfen, zeichnet doch historische Personen, übrigens mehr in ihren Privatverhältnissen, als im öffentlichen Leben. Ludwig XIV., der in einer schönen Summe von Romanen figurirt, tritt hier auch auf, liebend, viel liebend, aber stets in den Schranken englischer Decenz gehalten. Ein ängstliches Tapeziren, das der Verfasser der Francesca Carrara mit vielen Schriftstellern seines Landes gemein hat, wird auch hier zum Ueberdrusse bemerkbar. Wie kann man glauben, der Leser interessire sich für alle Kleinigkeiten bis zur letzten Federspule, die sich zufällig unter dem Tische findet? Die Schilderung der Charaktere ist lebendiger, schärfer, freier und die Novelle spinnt sich in buntem Wechsel fort. Die allgemeinen philosophischen Bemerkungen, die jeder Thatsache und Erscheinung angehängt sind, dürften wohl auch gedrängter seyn, um sich des schlagenden Effektes versichert halten zu können; so ausgedehnt wird man sie in jedem Romane, dessen Tendenz sich nicht von vorne herein als eine philosophische ankündigt, überschlagen und zur Erzählung hinübereilen. Die deutsche Bearbeitung unterliegt keinem Tadel.

PARVULUS.

Novelle von L. Wolfram.

Leipzig. Weygand'sche Verlagshandlung. 1836.

*** Es ist ein groß Glück, in dem Rufe eines verständigen Menschen zu stehen. Es ist jetzt an der Zeit, wo die sogenannten Gescheidten Narrenfreiheit haben. Da steht einer und macht ein erzdummes verblüfftes Gesicht, oder er radotirt stundenlang, aber er hat euch einmal imponirt, und alsbald wird euch sein tölpelhaftes nichtssagendes Gelächter zum infernalischen oder allwissenden Lächeln, die Rodomontaden=, Sprach=, Schreib= und Druckfehler müssen eine esoterische Bedeutung haben. Ironie! köstliche, tiefe Ironie, ruft dann die sich weise denkende Menge, froh, ein Mysterion gefunden zu haben; und der Autor (wenn er noch so viel Selbsterkenntniß hat, sein verfehltes Streben einzusehen) lacht sich in's Fäustchen, hüllt sich vornehm großthuerisch in den Mantel, und prononcirt sich als den leibhaften Sarkasmus. — Vorliegendes Büchlein wird gewiß von den meisten seiner zufälligen und offiziellen Leser (denn andere wird es gewiß nicht finden) durchgehends für ironisch gehalten werden. Was wollte aber der Verfasser ironisiren? etwa den Magnetismus, die Naturkunde, die Medizin? Er weiß vom Magnetismus sonst nichts, als daß der Magnetismus mit den Daumen manipulirt, im Reiche der Natur kennt er z. B. die unbekanntesten Pflänzchen, als da sind: Rosen, Primeln und Veilchen, von der Medizin weiß er, daß die Leute blaß werden, wenn sie sterben. — Wollte er aber jene Manier oder Manie bekämpfen, die jeden neuen frischen Gedanken nach Gestalt und Gehalt in das abgetragene Gewand literarischer Reminiscenzen einklammern will? Referent hielte die Durchführung dieser Idee für wirklich poetisch und zeitgemäß, aber in der vorliegenden Novelle ist weder markiges Leben, noch feste Zeichnung, noch irgend eine leitende und das Ganze bewältigende Idee. Im günstigsten Falle könnte Herr W. als ein Mensch erscheinen, der lange in einer Leihbibliothek fungirt, sich die zehnfach bestellten abgegriffenen Nummern gemerkt, aus jedem sich eine Phrase gestohlen, und aus allem diesem ein Ragout zusammengekocht, und mit einer sauersüßen Novellensauce überkleidet. Vor Allem aber legte er ein dunkelgrünes Lorbeerblatt, ein Hegel'sches Motto, als Reizmittel auf den Rand der Terrine. Nun, wer Hunger hat zu lesen, der komme und lese: wie ein Doktor (Parvulus) zwei Mädchen vom Tode auferweckt (Exorcismus und Magnetismus sind hier meist verwechselt), diese beiden müssen ihn lieben, er aber liebt eine dritte, und diese Quadrupelallianz stirbt eines unerklärlichen Todes, in der St. Veits Kapelle. — Zwischen hinein ist viel von Aesthetik, von den »Brüsten der Mutter Natur«, von »dunkel und dunkler« von »Gegenständen für Callot's Pinsel« ꝛc. ꝛc. die Rede. — Aber es ist ja Alles nur Ironie? — Hier die Schilderung einer Matrone S. 137: »Waldburg, Baronin von (Adelaide, Amande, Anastasia) fünfundzwanzig Jahre alt, Wittwe, aus einer Emigrantenfamilie, spricht französisch wie Wasser, englisch wie Punsch, und deutsch wie Biersuppe. Aber dabei eine vortreffliche Frau, eine herrliche Mutter, eine göttliche Dame. Eine Dame, wie sie Gustav Schilling in seinen siebenundsiebenzig Romanen kaum zweimal geschildert hat, eine Mutter wie Friederike Lohmann, und eine Frau wie Caroline Pichler. Sie trägt sich nicht rosa in ihren alten Tagen, wie Louise Brachmann, auch keine schwefelgelben Schleifen, wie Malvolio in »Was ihr

wollt«; sie trägt sich weder concret wie Preciosa, noch abstrakt wie Mey Meartelles, sondern sie trägt sich aschgrau; aschgrau! Die solide Farbe des Wittwenstandes, wie sie Holtei schildert in einem herzigen Lustspiel, das ich nicht auf dem Königsstädter Theater sah. Und diese liebe aschgraue Baronin ꝛc. ꝛc.« — S. 257: »Wohl denen, die im Himmel sind — das ist das einzige Wort — womit wir, der Novellist, diese kleine, dürftige Dichtung beschließen.« Ja, wohl denen, die im Himmel sind, daß sie von solchen Dürftigkeiten nicht mehr berührt werden.

Musik.

Hummel ist in Brüssel, wo er Konzerte gibt, und wird in Paris erwartet.

— Konzert der Mad. Milder in Wien: Der Sängerin Wirkung auf das Gefühl der Zuhörer beschränkt sich auf den ursprünglichen, unfehlbar zum Herzen dringenden Ton ihrer Stimme und auf die imponirende Art, mit der sie die einfach großartigen Meisterwerke des älteren Kirchen- und Opernstyles vorzutragen weiß. Von beiden gab die Künstlerin in ihrem heutigen Konzerte Proben, indem sie die bekannte Stelle aus Händel's „Messias" (Tröstet Zion), und die berühmte, durch ihren Vortrag einst noch berühmter gewordene Tempelscene aus Gluck's „Alceste" sang. Die Wirkung des zuerst genannten Musikstückes mag wohl durch die anfängliche Befangenheit der Sängerin und durch die wenig übereinstimmende Lokalität eines beschränkten, modernen Konzertsaales geschwächt worden seyn; desto siegreicher dagegen trat die rührende Gewalt der Stimme, der einfache, aber um so tiefer ergreifende Vortrag, kurz die ganze, einst so bewunderte Meisterschaft der Künstlerin in der Gluck'schen Scene hervor. Bei der genannten Stelle braucht man wohl kaum die Erinnerung an die Vergangenheit zu Hülfe zu rufen, um einen Genuß hoher, seltener Art zu haben, und überzeugt zu werden, daß ein Vortrag, ein Gesang solcher Art, wirklich der letzte Ueberrest einer guten, der wahren Kunst geheiligten Zeit sey. Von den beiden kleineren Musikstücken, mit welchen die Sängerin ihre Zuhörer erfreute, nämlich ein Lied von Sophie (?) Reichardt*), und Klopstock's Ode: „Herrmann und Thusnelda" nach Schubert's geist- und phantasiereicher Komposition, machte besonders das letztere durch die tiefe, das Ganze beseelende Empfindung der Künstlerin Eindruck.

(Wiener Zeitschrift.)

*) Anm. Soll wohl heißen: Luise Reichardt.

Theater.

Othello wird die den hiesigen Theaterfreunden verheißene Reihe von Shakespear-Dramen für diesen Winter eröffnen. Dann werden Lear, Richard III. und Heinrich IV. folgen. Dies Alles soll uns noch vor den Ferien zu Theil werden. Die Aufführung des Othello steht in den nächsten Tagen bevor: Moritz spielt die Titelrolle, Seydelmann Jago, Maurer Brabantio, Mamsell Stubenrauch Desdemona. Man darf sich mit Recht der Hoffnung eines ausgezeichneten Genusses hingeben.

— In Paris wurde ein neues Vaudeville gegeben unter dem Titel: „1814" oder „die Pensions-Anstalt von Montereau", eine neue Art von „Sieben Mädchen in Uniform", doch etwas weniger unsinnig, als diese.

— Der Stoff zu Mercadante's neuer Oper ist aus Schillers Räubern

genommen; sie führt den Titel: „I Briganti.“

— In Mailand erregt die Malibran als Desdemona Enthusiasmus. — Der Tenor Paganini entzückt Genua in der Ines di Castro von Persiani. — In Florenz erkrankte eine Sängerin der Pergola, und eine Dame von Ansehen, Madame Forconi, übernahm die Cenerentola und zog sich glänzend aus der Affaire. Die Tadolini wird nächstens in der Pergola als Sonnambula debütiren.

M o d e.

Wir sind wieder zu den gemalten Fensterscheiben und den gothischen Möbeln, zu dem sächsischen und chinesischen Porcellain zurückgekehrt. Der Graf von Schomberg in Paris besaß ein reiches Kabinet kostbarer Möbeln aus dem 15., 16., 17. und 18. Jahrhundert; schöne Spiegel aus der Zeit Ludwig XIII., Spieluhren von Ludwig XV., zierliche Kredenztische von Heinrich IV., kupferne Kronleuchter, flamändische Schenktische, Schweizer-Sessel, deutsches und italienisches Fayance, flandrische und deutsche Töpferwaare, spanische Wände, wie sie die La Vallière und die Herzogin von Burgund liebten, Geschirre aller Art, Manuscripte, Tabaksdosen und was dergleichen Kuriositäten mehr sind. Alles dieses wird jetzt in Paris versteigert. Ein guter Fund für Künstler und Liebhaber.

Faschings-Neuigkeiten.

Ein Stabs-Offizier, der sich neulich auf den Ball begeben wollte, den Herr Thiers gab, wird plötzlich von Argwohn erfüllt, daß seine Frau ihm untreu seyn könne, nachdem er öftere Warnungen, die ihm zugekommen waren, in den Wind geschlagen hatte. Er kehrt sogleich zurück und findet die unwiderlegbarsten Beweise, daß sein Argwohn gerechtfertigt sey. Er ergreift zwei geladene Pistolen und stürzt damit in den Salon. Er schießt nach dem Schuldigen, trifft ihn aber nicht; seine Frau verwundet er hingegen am Arm. Er selbst hat die Sache den Gerichten übergeben. Die Frau ist fünf und zwanzig Jahre alt, ihr Mitschuldiger zwanzig.

— Auf dem letzten Ball in den Tuilerien fiel Herr de la Villegontier mit der Fürstin Belgiojoso im Tanzen. Dieses Ereigniß machte einen widerwärtigen Eindruck in der glänzenden Versammlung, um so mehr, da der Tänzer sich den Arm ausgefallen hatte und fortgetragen werden mußte.

— Ungeachtet der zahlreichen Einladungen war die Versammlung auf dem Balle bei Thiers glänzend und ohne Gedränge. Schon früh waren die Säle angefüllt. Die Herzoge von Orleans und Nemours waren in der ersten Quadrille. Das Charakteristische bei diesem Feste war ein Souper, das mit großem Luxus servirt wurde und mit einer Ordnung, die bei diesen Gelegenheiten selten ist. Die Gäste wurden immer zu Hunderten zur Tafel gelassen; es war die Einrichtung getroffen worden, daß jeder Cavalier bei seiner Dame bleiben konnte. Herr und Madame Thiers präsidirten beständig dieser ganzen Reihe von Soupers. Die Gesellschaft zerstreute sich erst mit anbrechendem Tage.

— Bei dem neulichen Ball, den Herr Thorn, der amerikanische Botschafter in Paris, gab, und der sehr

glänzend war, erregte die Nachricht des Polizeipräfekten Gisquet, daß er in Erfahrung gebracht habe, es cirkulirten fünfundsechszig falsche Einladungsbillete in Paris, einige Unruhe. Diese officielle Botschaft mußte natürlich jeden Gast, der ein Sacktuch und eine Uhr bei sich hatte, besorgt machen; allein das Fest wurde, da sorgfältige Vorkehrungen getroffen wurden, nicht gestört. Herr Thorn spendete übrigens hunderttausend Franken für die Abgebrannten von Neu-York und vierundzwanzigtausend Franken für die Armen der zwölf Arondissements von Paris. Die Pariser Armen freuten sich, als sie den Glanz der amerikanischen Kronleuchter bei Herrn Thorn erblickten.

Akademische Scene.

Alle Pariser Blätter sind voll von der Aufnahme des Herrn Scribe als Mitglied der französischen Akademie. Die Versammlung war glänzend, das Publikum hatte sich so zahlreich eingefunden, daß selbst die Akademiker Mühe hatten, zu ihren Plätzen zu gelangen. Scribe erschien in seinem neuen Kostüm, das mit frischen grünen Palmen gestickt war. Er hatte zwei Dekorationen; die Ehrenlegion und das Kreuz des Rosenordens, das ihm Don Pedro ertheilt hatte. Viennet und Segur waren ihm zu beiden Seiten, Beide mit Orden geschmückt; über ihm saß Casimir Delavigne im schwarzen Frack, unter ihm erblickte man Jouy; Meyerbeer und Auber, die beiden Tonsetzer, welche die berühmtesten Libretti Scribe's komponirt hatten, deckten beide Flügel dieser Ehrengarde. Scribe's Rede war geistreich, er fing mit dem Lobe Arnault's an, dessen Sitz er einzunehmen gekommen war; er gedachte der Preise, die er selbst als Zögling des Lycée Napoléon aus den Händen desselben erhalten hatte. Hierauf ergoß er sich in das Lob des französischen Liedes, der Chanson, und kam dadurch auf das Vaudeville zu sprechen, das er sehr erhob, während er die Komödie herunter setzte. Er wollte beweisen, daß sie in keiner Epoche weder der wahre Ausdruck der Sitten, noch der treue Spiegel der Geschichte gewesen ist. Nach seiner Behauptung kommt dieser Vorzug nur der Chanson zu. Am Uebelsten kam die Presse weg, gegen die er sich sehr bitter vernehmen ließ, welches die Pariser Journale ihm natürlich sehr verdachten. — Nachdem er gesprochen hatte, war die ganze Versammlung der Meinung, er habe ein niedliches Vaudeville vorgelesen. Selbst sein deklamatorischer Vortrag bereitete diese Illusion. Das Beifallklatschen, die geputzten Damen, selbst viele Gesichter, die man nur im Theater zu sehen gewohnt ist, ließen die Akademie ganz vergessen, und man glaubte einer ersten Vorstellung im Gymnase beizuwohnen. Herr Villemain, der Scribe antwortete, überschüttete ihn mit Rosen, deren Stacheln ihn verwundeten. Indem er von Arnault sprach und von der ernsten und gelehrten Literatur, fiel jedes Wort scharf und schneidend auf den Theil der Literatur, dem Scribe angehört. Als er aber die Komödie, die Scribe herabwürdigen wollte, wieder in ihre Würde einsetzte, und dabei der Bastard-Art erwähnte, die sie zu verdrängen suchte, da saß der arme Vaudevillendichter wie ein Delinquent vor dem Richter. Er nahm nach einander Alles von ihm, was Glanz verbreiten konnte, er bestritt seine Originalität,

als das erste aller Verdienste, die Erhabenheit der Gedanken, den werthvollen Zweck seiner Arbeiten, und zeigte so, wie schlecht er die Komödie begriffen hatte, und durch welche Reihe von leichten Siegen er sein Glück und die Huldigung erreichte, womit er sich heute überschüttet sah. Dabei stets höflich, schmeichelnd, verbindlich, alle Vorwürfe durch ein höchst graziöses Lächeln gemäßigt und Sarkasmen in Lob gewickelt. Es war die Katze, die mit der Maus spielt. Scribe war ganz zerkratzt von dieser Höflichkeit. Am Tage vor seiner Aufnahme gab er allen seinen Mitarbeitern ein großes Diner; den Tag darauf konnte er sie einladen, um ihren Theil an dieser literarischen Mystifikation in Empfang zu nehmen. — Unter den Zuschauern befand sich Demoiselle Mars und die ersten Schauspielerinnen der verschiedenen Theater, auch das furchtbare J. J. fehlte nicht, Jules Janin, der Scribe fortwährend mit seinen scharfen Waffen im Feuilleton des Journal des Debats bekämpft. Diese ganze Feierlichkeit, die heute noch Paris in Athem erhält, wird, wie alles Andere, bald vergessen seyn, nur Eines wird bleiben, das kann man mit Bestimmtheit annehmen, die Benennung nämlich, die Villemain dem Scribe-schen Theater ertheilte: La Comédie d'affaires.

Börne's neue Wage.

Seit dem neuen Jahre gibt Börne bekanntlich ein französisches Journal unter dem Titel: la Balance, in Paris heraus. Sein Zweck ist, die Franzosen mit unseren Dichtern und Prosaikern, im Vergleiche mit den ihrigen, bekannt zu machen. So hat er zu Anfang gleich Uhland und Beranger gewählt. Ein französischer Kritiker sagt bei dieser Gelegenheit: „Ganz Europa kennt Beranger; Niemand in Frankreich kennt Uhland. Von allen Völkern der Erde sind die Franzosen am gleichgültigsten gegen fremden Ruhm. Erst seit einiger Zeit fühlen sie einige Sympathie für fremde Dichter, bloß weil es Mode ist. Von Studium und Kenntniß ist hiebei nicht die Rede. Man hört Schakespeare loben von Leuten, die ihn nur aus Guizot's Uebersetzung kennen, und Göthe von andern, die ihn nur aus dem travestirten Werther im Variétés-theater zu kennen vermeinen. Selbst unsere Gelehrten würden nicht ein Wort von fremden Literaturen wissen, wenn gelehrte Engländer, Deutsche, Spanier und Italiener sich nicht die Mühe geben wollten, unsere Sprache zu erlernen, und uns über Werke Aufschluß geben zu wollen, die wir ohne sie nie kennen lernten. Ich weiß nicht, was größer ist, unsere National-Eitelkeit, unsere Ungelehrigkeit oder unsere Faulheit." — So sprechen die Franzosen selbst von dieser Angelegenheit, die Viele in Deutschland ganz anders zu verstehen glauben. Janin, Hugo und alle die Neueren verstehen nicht ein Wort deutsch. Spaßhaft ist, was jener französische Kritiker seiner Behauptung noch hinzufügt: „Im Jahr 1831 sah ich hier den Dichter Saphir aus München. Er wunderte sich sehr, daß ihn Niemand in Frankreich kenne (!). Um sich nun bekannt zu machen und um zu zeigen, daß er ein Mann von Geist sey, kam dieser vortreffliche Baier auf den Einfall, eine Menge Calembours und Wortspiele zu machen. Man fand dieß sehr lächerlich. Im Bairischen würde

es sehr geistreich gewesen seyn. Wer aber versteht bei uns Bairisch?“

(Pour se faire connaître et pour montrer qu'il était homme d'esprit, cet excellent Bavarois imagina de faire force calembours et jeux de mots. On le trouva fort ridicule. En bavarois il eut été fort spirituel. Mais qui est ce qui fait le bavarois?)

Fieschi.

Die politischen Blätter werden ihre Leser von diesem Prozesse unterhalten, wir ziehen ihn daher nicht in unser Bereich; jedoch sey es uns gestattet, einige charakteristische Züge hier hervorzuheben, die wir unsern besondern Quellen verdanken. Der greise Talleyrand wurde in die Sitzung getragen. Hier nahm er, von Alter und Krankheit mürbe gemacht, mit der Krücke in der Hand, den dritten Sitz vom Präsidenten ein. Er hatte die Augen während der vollen Dauer der Sitzung geschlossen, wahrscheinlich um besser der Verhandlung folgen zu können — oder um zu schlummern! — Alle Portraits, die bis jetzt von Fieschi in Umlauf kamen, lügen, aus dem einfachen Grunde, weil kein Künstler sich ihm bis jetzt mit gehöriger Muße nähern konnte. Er ist klein und mager und seine Züge zeigen den lebendigsten Abdruck von List und Schlechtigkeit. Sein Kopf ist klein, die Stirne breit, und der Untertheil des Gesichts endet fast wie eine Schnauze. Es liegt etwas von der Hyäne und dem Marder darin. Er lacht und spricht so unbefangen, und sieht sich dabei so neugierig im Saale um, als ginge ihn die ganze Verhandlung nicht näher an. Seine Kleidung ist schwarz und sehr anständig. Ein Theil der Kopfhaare ist seiner Wunden wegen geschoren; unter dem Kinne trägt er einen modischen Backenbart. Als Fieschi bemerkte, daß ein Künstler auf einer der Tribünen ihn zeichnete, schlug er die Arme zusammen und nahm eine Stellung an. Morey ist sehr schwach. Er ist ein Greis von 71 Jahren. Boireau, 25 Jahre alt, trägt ein Schnurrbärtchen und hat ein angenehmes Aeußere. Der Unbedeutendste von Allen ist der Mitangeklagte Bescher. Er ist 41 Jahre alt, gleich Fieschi.

Die Siamesen in Paris.

Keine groteske Aushängeschilde, keine Bureaux, keine Billets — es ist ein Besuch, den man zweien aus fremden Ländern angelangten Reisenden abstattet. Man wird in einen Saal eingeführt, in welchem die Gesellschaft vertrauliche Unterhaltung mit den jungen Leuten pflegt, die, wenn die Reihe an ihnen ist, uns begrüßen und unsere Frage beantworten. In ihrer Erscheinung bietet sich der Neugierde nichts Widerstrebendes. Anfangs sieht man sich von einem unheimlichen Gefühle befangen, aber bald erkennt man, daß Nichts auf Leiden oder Kummer in diesen zwei unzertrennlichen Wesen schließen läßt, und findet sich dann nur noch von der Aehnlichkeit der Züge und dem Ausdrucke überrascht, der unverändert dieselben Empfindungen, dieselben Gedanken, dieselben Begierden, denselben Willen verräth. Es sind zwei Brüder — gesetzt aber, eine Eigenheit der Natur hätte dieses Band zwischen einem Bruder und einer Schwester gebildet — welche Verwirklichung der schönen griechischen Fabel der Androginen!

Eine Masse von Voraussetzungen und Vermuthungen wird die Einbildungskraft bestürmen, hat man dieses mysteriöse Phänomen einige Minuten vor Augen gehabt. Ist man Philosoph, Dichter, so wird man von diesem Besuche eine Welt von Ideen mit nach Hause bringen. Der Anatom dagegen wird sein Wissen bald ausgekramt haben.

In diesen Zwillingen mit dem chinesischen Typus in der Gesichtsbildung, mit den sanften, zuweilen sehr belebten Augen, scheinen Herz und Sinne noch zu schlummern. Sie könnten wohl eines Tags lieben! Werden sie dann gemeinschaftlich, werden sie eine Frau lieben? Bis hieher waren alle ihre Gedanken Gemeingut — ihre Begierden sind zu gleichem Antheile befriedigt worden; sie genießen dieselbe Freude, und leiden an demselben Kummer; ihre Seelen sind noch inniger verbunden, als ihre Körper.

Wird einst eine Trennung stattfinden? Wird nicht Jeder sein Geheimniß haben.

Herr Ed. L. Bulwer hat die Siamesen zu einem Gedichte benützt; aber von der Wahrheit sind am Ende blos die Namen Chang und Yeng übrig geblieben, und das ganze Werk ist nur als Satyre gegen die englische Gesellschaft zu betrachten. Bulwer präsentirt die Zwillinge allen literarischen und politischen Celebritäten Londons, und läßt dann, nachdem er genug satyrisirt hat, Chang verliebt werden, und das Band, das ihn an seinen Bruder knüpft, mittelst einer chirurgischen Operation trennen, damit Chang die Hand der Geliebten erhalten kann.

Ein Schiffskapitän brachte die Zwillinge zuerst aus dem Königreiche Siam nach Amerika; als diese aber den großen Nutzen bemerkten, den er aus ihrer Erscheinung zog, verlangten sie ihre Freiheit bei den Behörden, und ließen sich auf eigene Rechnung sehen. Man glaubt, sie haben bereits über 800.000 Fr. zurückgelegt. Sie leben anständig, aber ohne Verschwendung; sie sind allerdings Spekulanten, aber es zeugt von gutem Geschmacke, daß sie sich in diesem Jahrhunderte der Ankündigungen und Prospekte ohne Trompete und große Trommel zeigen.

In ihren Geberden, in ihren Stellungen und Bewegungen, in der Weise, wie sie alle Fragen beantworten, liegt etwas Schaamhaftes. Sie befriedigen Jedem die Neugierde für sein Geld, aber mit genauer Festhaltung des natürlichen Anstands. Sie haben allen Hang wahrer Gentlemen; sie lieben die Jagd und wissen mit vieler Geschicklichkeit das Gewehr zu handhaben; der Zwilling der linken Seite kann nur mit dem entsprechenden Arme schießen. Sie bewegen sich außerordentlich leicht, was wohl von dem unter ihnen herrschenden vollkommenen Einklang herrühren mag.

Verweilt man einige Zeit in ihrem Saale, so hört man über alles Mögliche sprechen; der Eine fragt über Religion, der Andere über Politik; kein Stoff bringt sie in Verlegenheit, aber sie setzen auch keinen Ehrgeiz darein, Alles wissen zu wollen, und halten es für keine Demüthigung zu sagen: »ich weiß nicht.« Zuweilen antworten Beide zu gleicher Zeit, zuweilen begnügt sich der Eine, die Lippen zu bewegen, während der Andere die Worte artikulirt; manchmal spricht man mit Chang und Yeng antwortet, im Einverständnisse mit seinem Bruder, aber im Namen von Beiden; es läßt sich keine Geberde, kein Wort erhaschen, aus denen nicht die Untheilbarkeit ihrer Gedanken hervorginge.

Dichter, Philosophen, Weltmänner, Alles drängt sich in Paris zu den Siamesen.

Vermischtes.

Der Komiker Odry in Paris gab kürzlich folgende Definition: »Verse sind Zeilen, die nicht bis an den Rand gehen.«

— Mancher Zufall ist so erschütternd an und für sich, daß es nichts als der einfachen Erzählung bedarf, um die tiefste Wirkung hervorzubringen. Ein Postillon, des Mordes ohne Vorbedacht angeklagt, steht vor Gericht, mit ihm erscheint eine Frau, welche mit zitternder Stimme und Thränen im Auge Folgendes aussagt: »Ich wohne an der Landstraße neben der Brücke von Ivry. Ich kam so eben von der Wiese, und führte mein Kind bei der Hand. Ich lasse es neben der Straße und trete in meine Hütte, um das Gras, das ich geschnitten hatte, aus meiner Schürze zu schütten. Im Augenblick kehr' ich zurück und erblicke vor meiner Thürschwelle die Pferde der Diligence neben meinem Kinde. Ich stürze laut schreiend hinzu, und will mein Kind wegreißen, allein ich verfehle es; die Pferde gehen drüber weg und verschonen es; aber das Vorderrad naht, kracht und mein Kind liegt mit zerschmettertem Kopfe da...« Die unglückliche Mutter zieht sich weinend zurück. Mehre Leute geben dem Postillon das beste Zeugniß, der schon seit dreizehn Jahren fährt, ohne daß er sich jemals eine Nachläßigkeit hat zu Schulden kommen lassen. Zugleich wird die Unachtsamkeit der Mutter in Betracht gezogen und der Postillion zu fünfzig Franken Geldstrafe verurtheilt.

— Der Todestag Ludwig XVI. wurde in allen Kirchen von Paris feierlich begangen. Viele Personen in Trauerkleidern waren gegenwärtig; auch das Sühnungs-Monument in der Straße von Anjou wurde besucht. Guizot gab an dem Tage keine Audienz.

Die artistischen Beilagen.

Mit dem heutigen Hefte übergeben wir unsern Lesern:

1) Das Portrait: Abdel Kader's.
2) Eine Ansicht der Vorstadt Babazuhn in Algier.
3) Faschings-Lied. Eine französische Komposition.

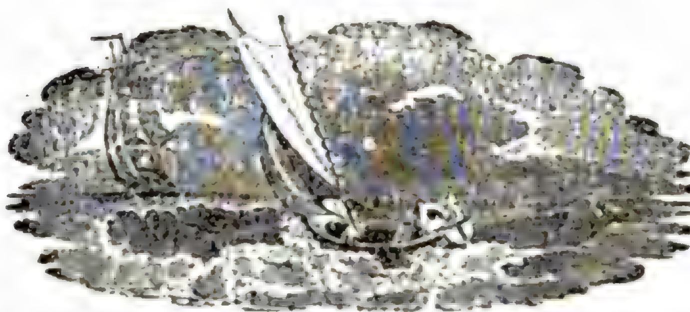
Herausgegeben von August Lewald.

Telegraph von Deutschland.

Beilage zur Zeitschrift Europa.

Nro. 6. 10. Februar. **1836.**

Unglücksfall.



Am 17ten sank beim sogenannten Dollewort, am Ende des Köhlbrandes, Altona gegenüber, ein großer beladener Milchkahn, der vom Eise durchschnitten war, so schnell, daß es den Hülfebringenden nur mit der größten Anstrengung möglich war, die auf dem Kahn befindlichen Menschen, es waren deren 40, bis auf einen jungen Mann, erst 22 Jahre alt, zu retten.

Musikal. Literatur.

Ein Kenner der musikalischen Literatur und Besitzer vieler und seltener Schriften, der als Componist für die Orgel und durch sein Orgelspiel rühmlichst bekannte Organist an der Peterskirche zu Leipzig, Hr. Carl Ferd. Becker, hat ein Werk unternommen, das nach 43 Jahren, seit Forkel in diesem Fache der Literatur die Bahn gebrochen (Leipzig 1792), eben jetzt ein wahres Bedürfniß der musikalischen Schriftenkunde geworden ist. Höchst erfreulich ist daher die Erscheinung der lange vorbereiteten und mit trefflichen Hülfsmitteln ausgeführten „Systematisch-chronologischen Darstellung der musicalischen Literatur von der frühesten bis auf die neueste Zeit. Nebst biographischen Notizen über die Verfasser der darin aufgeführten Schriften, und kritischen Andeutungen über den Werth derselben.“ Von Carl Ferdinand Becker. (Leipzig, bei Rob. Friese 1836. 1. Lief. 264 S. Fol. Gutes Papier und gefälliger Druck mit Raum-Ersparniß, von Hirschfeld.) Anerkennung und Theilnahme wird diesem Werke nicht fehlen, das von dem rechten Manne glücklich unternommen, einem ähnlichen Werke des Auslandes, der Pariser Bibliographie musicale, weit voransteht, und die Bibliografia della Musica (vom Dr. Lichtenthal in Mailand; Uebers. und Forts. Forkels bis z. J. 1825) vielfach berichtigt und ergänzt. Hr. Becker hat Alles bisher Gesammelte und noch Zerstreute nicht blos verbunden und geordnet, sondern auch einer strengen Prüfung unterworfen, und selbst Vieles aus der ältern Zeit, was Forkel entgangen war, durch eigne Anschauung seltener Schriften sorgfältig nachgeholt.

Reiseliteratur.

Der auch in diesem Werke gehörig zurechtgewiesene Herr von Haussez, Minister Carls X.,

sagt von Tyrol unter Anderem: „Trifft man aber in Tyrol, als Ersatz für den Mangel guter Sitten, mindestens häusliches Glück, Gemächlichkeit und Familienanhänglichkeit? Nein — das Glück kann nicht verweilen, wo es nichts als Entbehrung gibt, die Bequemlichkeit läßt sich mit einem unzureichenden Besitzstande nicht vereinigen. Man ist zu arm, um sich gegenseitig zu lieben. Denn, man sage, was man wolle, der Trieb der Nächstenliebe kann sich nicht entwickeln, bevor nicht die Hindernisse entfernt sind, die ihm die Sorge für das eigene Ich und dessen nächste Umgebung in den Weg legt, und eigene Leiden heben das Mitleiden auf. Was die Freundschaft anbelangt, so ist dieselbe nur dort anzutreffen, wo die Erziehung das Ihrige dafür thut; in Tyrol würde man sie vergebens suchen. Die Tyroler würden daher sehr unglückliche Menschen seyn, wenn nicht ihr Charakter, ihre Gebräuche und ihre Unwissenheit den Gedanken des eigenen Unglücks von ihnen fern hielten, und sie unfähig machten, betrübende Vergleichungen anzustellen.“ Der Tyroler Bote, von dem ebenso wackern als kenntnißreichen Dr. Schuler redigirt, ruft in gerechtem Unwillen bei dieser Stelle aus: Man ist nicht reich genug, man hat zu wenig feinen Ton, um sich lieben zu können! Siehe da! Einer, der in seinem Egoismus so ganz allen Glauben an menschliche Tugend verloren, daß er Liebe und Freundschaft zu Luxusartikeln herabwürdiget, der kommt von einem Lande, das ihn ausgespien, gleichsam als ein neuer Jonas aus dem Bauche des Meerungeheuers, um dem Ninive der Alpen die Religion und die Sitten von Paris zu predigen. Ein Mensch, der in Geschichte, Geographie und Statistik die unverzeihlichste Unwissenheit verräth, der nimmt sich heraus, ein Volk, das von jeher den Wissenschaften und der Kunst, dem Staat und der Kirche berühmte Männer geliefert, und unter dem Schutze einer weisen Regierung sich der blühendsten Anstalten erfreut, als eine Horde von unwissenden Bettlern darzustellen. Endlich ein Franzose, und damit ist Alles gesagt, ein Franzose getraut sich Tyrolern Undank gegen ihr Regentenhaus vorzuwerfen. Pfui! dreimal Pfui solcher Unverschämtheit!

Faschings Neuigkeiten.

Die Mediziner der Münchner Universität gaben am 8. Februar einen großen Ball im königlichen Odeon. Es ist kein Zweifel, daß dieser Ball sehr glänzend gewesen ist.

Berliner Maskerade. Der zweite Maskenball im Colosseum war noch besuchter und lebhafter als der erste. Ein ungefährer Ueberschlag ergiebt etwa 1500 anwesende Personen. Die heitere und oft witzige Erfindungsgabe der Berliner zeigte sich wiederum in mancherlei artigen Masken. Außer der gewöhnlichen Schaar von Türken, Polen, Kosaken, Matrosen, Gärtnern und Gärtnerinnen, Bauern und Bäuerinnen, sah man viele glänzende Charaktermasken. — Arlequin und Pierrot fehlten nicht. Ein kleiner Arlequin saß sogar in einem Tragkorb auf dem Rücken eines Alten. Pierrot war unermüdlich. Ein alter Dorfschulz, ein Wunder-Doktor, ein Jude, trieben lebhaften Scherz, und Verkehr. Auch ein Abkömmling des Riesen Goliath, mit einem Turban von wenigstens 12 Fuß, und einem Kopf von entsprechendem Durchmesser, machte sich bemerkbar. — Um Mitternacht wandelte eine zauberische Bude umher, ohne daß man einen Besitzer darin entdeckte. Plötzlich aber etablirte sie sich mitten im Saal, klappte auf, und man sahe, daß sie ein reiches Sortiment von Pfefferkuchen enthielt, die sie freigebig unter die Anwesenden auswarf, was vielen Jubel erregte. — Die Tafeltische waren stets so besetzt, daß es Mühe kostete, Platz zu finden, kurz man sieht, das Colosseum löst die Aufgabe, den Carneval im Integrum bei uns zu restituiren.

Neuere Dichter.

An den Frühling. Dlle. Frl. — r in S — g, zur Verehrung.

Frühling, kommst du nicht bald wieder?
Schöner Frühling komm doch bald;
Schmücke durch die Minne Lieder
Unsern öd' gewordnen Wald.

Selig wird die Hirtin weiden
An der Aue Silberbach.
Ach, ja hoch beglückt mit Freuden
Folgt sie ihren Lämmern nach.

Komm du edler Amorflügel,
Fächle mit der Zauberkraft.
Lös' der Erde goldne Riegel,
Es entsprudle ihr der Saft,

Daß die Farben wieder keimen
Aus der Blume kühlem Schooß;
Daß bald Blätter an den Bäumen
Wachsen flatternd, grün und groß.

Wirf den mildern, süßen Schatten;
Wenn die Abendsonne glüht,
Ruh' ich auf den Rasenmatten,
Singe Ihm ein Abendlied.

(Voß. Zeit.)

Theater.

In Leipzig wurde zum ersten Male gegeben: Die Feuerbraut, oder: Das Schloß am Aetna, romantische Oper in 3 Aufzügen von A. Klingemann. Musik von Heinrich Marschner.

Bei Ludwig Oehmigke in Berlin ist so eben erschienen: Tancred und Klorinde. Eine romantische Tragödie in 5 Aufzügen von August Mila.

Am 21. Jänner gab man zum ersten Male in dem Theater an der Wien: „Die Gesandtschaftsreise nach China." Charakter-Lustspiel in vier Aufzügen mit einem Nachspiele: „Die Zusammenkunft auf Makao." Nach van der Velde's Erzählung von Dr. Gustav von Frank, welches kein Glück machte.

Die „Mitternacht-Zeitung" enthält über die Oper: „Der Lastträger," Musik von Gomis, frei nach dem Französischen bearbeitet von J. Cornet, das Nachstehende: „Das Poem würde sich ohne eine geschickte Bearbeitung, seiner vielen Mängel wegen, zu einer Deutschen Aufführung nicht geeignet haben. Herr Cornet, der zum erstenmale als Bühnen-Dichter auftritt, hat jene Aufgabe mit vielem Talent gelöst. Die Musik des Herrn Gomis erhebt sich an vielen Stellen über den Styl der neuern Französischen Schule, worin sie hin und wieder gehalten ist. Zu den werthvollsten Musikstücken gehören die erste Arie Peblo's, welche voll von neuen harmonischen und melodischen Wendungen ist. So auch ist die Ballade Peblo's: „Eine Prinzessin von Granada," welche er in der Trunkenheit den Maulthier-Treibern singt, in ihrer Erfindung neu. Mit vieler Kunstfertigkeit hat der Componist diese später in ein Quartett mit Chor verwebt. Ein Trio ohne Begleitung und mehre Frauen-Chöre beweisen die Gewandtheit des Herrn Gomis in einer regelrechten Stimmführung; sie machten eine herrliche Wirkung. Es würde uns zu weit führen, wollten wir die Nüancen dieser schönen Oper herausheben. Dem gebildeten Publikum werden sie bald von selbst auffallen, und sind wir im Voraus überzeugt, daß die Oper stets eine angenehme Erscheinung auf dem Repertoire seyn wird. — Die Ausführung war überaus gelungen und bis zu einem Grade befriedigend, der wenig zu wünschen übrig ließ. Die Hauptpersonen des Stückes verdienen besondere Auszeichnung. Herr Cornet (Peblo) spielte und sang mit wahrer Meisterschaft. Das Publikum bewies durch Applaus und Hervorrufen des Künstlers, seine Anerkennung. Ebenso wußte Madame Cornet (Gemahlin des Gouverneurs) ihre schwierige Rolle glänzend durchzuführen. Der Fleiß, mit welcher die Chöre einstudirt und ausgeführt wurden, verdient lobend erwähnt zu werden. Das Orchester schloß sich dem Ganzen durch nüancirtes Accompagniren würdevoll an.

Nekrolog.

In Mannheim starb nach einem mehrmonatlichen Unwohlseyn, in einem Alter von 64 Jahren, der Kunsthändler Johann Marius Artaria, Chef des Handlungshauses Artaria u. Comp.

Allerlei.

Im Verlaufe des Jahres 1835 sind in der Provinz Tyrol und Vorarlberg

nachstehende Raubthiere erlegt worden:

1) Im Kreise Trient: 14 Bären und 3 Wölfe.

2) Im Kreise Botzen: 4 Bären und 1 Wolf.

3) Im Kreise Imst: 4 Wölfe und 1 Bär.

4) Im Kreise Roveredo: 2 Bären und 2 Wölfe.

5) Im Kreise Schwatz: 2 Bären.

Im Ganzen: 23 Bären und 10 Wölfe, wofür von der Landesstelle an Taglien 945 fl. C. M. W. W. oder 1134 fl. R. W. angewiesen wurden.

Im Jahre 1833 wurden 27 Bären, 6 Wölfe, 2 Luchse, im Jahre 1834 16 Bären, 5 Wölfe, 1 Luchs erlegt.

Das Müchner Tageblatt enthält folgende bescheidene Anfrage: In der „Erneuerten Strassenreinigungs-Ordnung für München" Polizei-Anzeiger Nro. 76. vom 30. Sept. v. J. heißt es §. 8. so: „Wenn es gefriert, sind täglich in der Früh um 8 Uhr die Kandeln aufzuhauen ꝛc." Man bittet nun gelegenheitlich erklären zu wollen: was man denn unter „Kandeln" versteht, da hier sehr viele Hausbesitzer Deutsche sind, welche nicht wissen, was „Kandeln" sind, und die Angabe einer Unkenntniß bei der Obrigkeit nicht entschuldiget.

Von einem bayerischen Deutschen, der nicht weiß, was „Kandeln" heißt.

Das Gespräch des Tages in Bremen ist der Neubau eines Theaters, der am 1. März d. J. begonnen wird. Die Geldmittel, durch Actien von 100 Rthlr. Gold, schnell zusammengebracht, sind disponibel. Eine Deputation der Actionäre sieht von hiesigen und auswärtigen Architekten Baurissen entgegen. Das Gebäude soll 30,000 Rthlr. Gold kosten.

Neues Volksfest. Das Leipziger Tageblatt enthält: Ergebenste Einladung zum Pfannenkuchenfest, morgen, den 24. Januar, wozu ein verehrtes Publikum um zahlreich gütigen Besuch gebeten wird.

Pröbchen einer Theater-Recension. In Beziehung auf die Darstellung konnte man nur zufrieden seyn. Der große Eßlair war wieder ganz — Eßlair und Herr Hölken (Sultan) war mehr als der gewöhnliche Hölken, ich sah ihn noch nie so gut; Mad. Frieß ist ganz dieselbe wie vor 12 Jahren, sie hat an Gemüth und Leben der Zeit nichts verloren und das ist gut, denn sie hat davon wahrlich nichts zu verlieren. Dem. Schöller (Recha) verdient gerechterweise rühmlich erwähnt zu werden. Sie hat Eigenschaften, welche zu den schönsten Hoffnungen berechtigen; Fleiß und Ernst und — groß ist der Lohn. Auch bei Herrn Dahn ist das rühmliche Streben nach Vervollkommnung nicht zu verkennen. Wir befreunden uns immer mehr mit ihm.

In diesem Jahre soll eine regelmäßige Postverbindung zwischen Wien und Athen über Salonichi eingerichtet werden. Es fehlt nur noch an verzweifelten Leuten, die ihre Kasten und Packete dieser Post anvertrauen wollen; auch fürchtet man einen zu großen Andrang von blinden Passagieren, als: Servier, Albanier, Bosnier und die Pest.

Homonyme.

Wir sind's gewiß in vielen Dingen,
Im Tode sind wir's nimmer mehr,
Die sind's, die wir zu Grabe bringen
Und grade diese sind's nicht mehr.
Und weil wir leben,
Drum sind wir's eben
An Geist und Angesicht;
Und weil wir leben,
Drum sind wir's eben
Zur Zeit noch nicht.

(Bresl. Zeit.)

Digitized by Google

Memoiren des Friedensfürsten.

(Der Buchhändler Ladvocat hat diese Memoiren zu gleicher Zeit in Paris, London und Madrid erscheinen lassen. Die Herausgabe ist durch die bekannte Feuersbrunst in der rue Pot de fer verzögert worden. Dieses Werk eines Mannes, der erster Minister, Generalissimus und Groß-Admiral war, enthält, wie es scheint, Aufklärungen von großem Interesse; sein Buch ist die vollständige Geschichte der Halbinsel von 1792 bis 1808; Don Manuel Godoy, Vertrauter und Freund Karl IV., erklärt hier die Ursachen, die ihn zu seiner hohen politischen Stelle führten, und ihn davon herabstürzten. Er macht den Leser vertraut mit allen politischen Intriguen, welche sein Vaterland zerfleischten. Die Memoiren waren ursprünglich von dem Fürsten spanisch geschrieben, und sind dann unter seinen Augen von Herrn d'Esmenard übersetzt worden. Drei Porträts, welche die erste Lieferung des Werkes begleiten sollten, sind ein Raub der Flammen geworden; sie werden nun von Neuem gezeichnet, in London in Stahl gestochen, der zweiten Lieferung beigegeben werden. Die Eintheilung des Ganzen ist sehr zweckmäßig von dem Fürsten veranstaltet; der erste Theil nämlich ist ganz politisch und liefert den Schlüssel zu großen und ernsten Begebenheiten; der zweite, der mit Ende Februars erscheinen wird, enthält Details des Innern, pikante Anekdoten und andere interessante Skizzen. Wir beeilen uns, zwei Kapitel aus dem so eben erschienenen ersten Theil dieses Werkes, das, in diesem Augenblicke, für einen großen Leserkreis gewiß von hohem Interesse ist, hier mitzutheilen.)

I.

Meine Geburt. Haus Godoy. Meine ersten Lebensjahre.

Ich bin in Badajoz, der Hauptstadt der Provinz Estramadura den 12. Mai 1767, nicht 1764, wie die Biographen sagen, geboren. Mein Vater D. Josef von Godoy und meine Mutter Donna Maria Antonetta von Faria waren Adelige von mittlerem Vermögensstande, der sich auf ein altes Familien-Erbgut gründete, welches in den langen Jahren nach und nach vermindert, statt vergrößert worden ist. Ich weiß wohl, daß man auf alte Adels-Pergamente nicht stolz seyn soll, und das besonders in einem Jahrhundert, wo so viele Männer von neuem Ruhme sich rasch auf den Gipfel der Größe emporgeschwungen haben. Und doch bleiben die Erinnerungen an unsere Ahnen nicht ohne Bedeutung; sie geben uns Ueberlieferungen und Beispiele von

Denk= und Handlungsweise, die uns zu Erhaltung und Vermehrung des ehrenvollen in unsere Hände niedergelegten Guten ermuthigen. Das alterthümliche Haus, das von meinen Ahnen auf uns überging, durch die Zeit beinahe zur Ruine geworden, sieht man noch in Castuera, wo sich meine Voreltern väterlicher Seite anfangs niedergelassen hatten: von da kamen sie nach Badajoz. Meine Nichte, die Tochter meines verstorbenen ältern Bruders, D. Luis von Godoy, besitzt die Güter, welche der Erbfolge meines Vaters zugehörten. Meine Mutter war auch in Badajoz geboren, aber von portugiesischer Abstammung aus hoher Familie mit glänzender Verwandtschaft. Als mir die erhabene Großmutter der Fürsten, die sich in diesem Augenblicke um den Thron von Portugal bekämpfen, die Ehre erzeigte, mich zum Grafen von Evoramonte zu ernennen und mir das große Band des Christus=Ordens zu verleihen, hatte sie die Gnade, in dem Diplome der hohen Relationen der Familie meiner vortrefflichen Mutter zu erwähnen. Als der gnädigste Herr Karl IV. mich mit dem Kreuze des militärischen St. Jacobs Ordens beehrte, wo kein Ritter zugelassen wird, der nicht acht ununterbrochene Adels=Grade nachweisen kann, wurden die meinigen mit der gewöhnlichen Strenge untersucht; man fand, daß mehre von meinen Ahnen dieselbe Dekoration und die ersten Komthureien erhalten hatten; Einer von ihnen, Pero Muniz, Großmeister des Ordens vom heiligen Jacob, ist der Einzige in der Geschichte Spaniens, welcher in seiner Person mit dieser Würde andere hohe Würden verband.

Als ich zum Granden erhoben wurde, konnte der oberste Rath von Castilien, dem ausschließlich die Ordnung meiner Titel zum Behuf der Aufnahme in diese Klasse zukam, nicht umhin, in seiner Konsultation an den König zu erklären, daß seit langer Zeit keine so vollständige Adelsproben, als die meinigen beigebracht worden seyen. Bei jeder neuen Auszeichnung, der mich der König würdigte, wurde denselben Erfordernissen mit der vorgeschriebenen Feierlichkeit Genüge geleistet.

Ich gebe diese Einzelnheiten wahrlich nicht wegen des inneren Werthes, den ich ihnen beilege. Wer in dieser Welt kann von diesen elenden Eitelkeiten freier seyn, als ich? Ich wollte nur davon sprechen, um einmal denen zu antworten, welche mich beschuldigt, ich habe mir fälschlich Genealogien und mythologische Kindschaftsrechte angemaaßt. Jede Waffe, selbst die des Lächerlichen war willkommen, um mich anzugreifen und meinen Charakter zu verdächtigen.

Ich appellire ganz einfach an den gesunden Menschenverstand meiner Leser. In welcher unbegreiflichen Verirrung des Geistes hätte

ich einen beinahe fabelhaften oder halb barbarischen Ursprung aufsuchen sollen, ich, der ich hoch genug geboren war, um offen am Hofe meiner Fürsten erscheinen zu können, der ich ihr Verwandter geworden bin, weil es ihnen so gefiel und sie für ihre erhabene Familie ein Gesetz daraus machten. Niemand lachte mehr über die angeblichen Entdeckungen, womit man meine Geduld ermüdete, womit diese trefflichen Geisterseher, diese leeren hungerigen Professoren der heraldischen Wissenschaften oder vielmehr heraldischen Künste meiner Eitelkeit schmeicheln wollten. Nicht minder fühlte ich Verachtung (und es fiel mir oft schwer sie zu verbergen), wenn hohe Personen, deren Geschlecht nichts mit dem meinigen gemein hatte, wenn nicht die Abstammung von Adam, zu dem wir Alle hinaufsteigen können, in feiger Fuchsschwänzerei, in unersättlichem Durste nach Hofgunst, mich von einem alten oder neuen Verwandtschafts-Zusammenhange mit mir unterhalten wollten, der bis jetzt beiden Seiten unbekannt gewesen war. Wenn zuweilen mein Erröthen nur schwach die Bewegung verrieth, der ich mich zu erwehren hatte, wenn es mich Mühe kostete, diejenigen nicht mit aller Härte zurückzustoßen, welche meine Bescheidenheit auf diese Art auf die Probe stellten, darf man mich darum beschuldigen, daß ich einen großen Werth auf dergleichen Kleinlichkeiten gelegt habe? Welcher Mensch, der eine Stufe der Gewalt erreicht hatte, sah sich nicht von Schmeichlern und ehrgeizigen Plattköpfen umgeben? Oh! Ich kannte sie sehr wohl. Mehre von ihnen wollten sich an mir wegen ihrer eigenen Gemeinheiten rächen, und um diese dem Auge der Welt zu entziehen, stellten sie sich in den ersten Rang meiner Feinde.

Dem, was ich über die Existenzmittel meiner Familie gesprochen habe, bleibt mir wenig beizufügen. Allerdings besaß sie nur ein mittelmäßiges Vermögen; aber meine Verleumder in Spanien, und nach ihnen die fremden Biographen belegten sie mit dem Vorwurfe der Armuth. Welcher Widerspruch bei Schriftstellern, die sich größten Theils des Liberalismus rühmen und nichts desto weniger, wenn es sich nur um Beurtheilung eines Mannes handelt, sich dabei aufhalten, leere Adelstitel und die Rente seiner Familie zu untersuchen. Ja, meine Familie war arm, wenn man damit eine ehrbare Mittelmäßigkeit bezeichnen will.

Unsere Vorfahren hinterließen Ehre, glorreiche Titel, aber keine Reichthümer; wir waren aber nicht arm im strengsten Sinne des Worts. Das Haus, in dem ich geboren bin, fand man anständig genug, um von der königlichen Familie bei ihrer Reise nach Sevilla im Februar 1769 als Wohnung benützt werden zu können. Sie brachte einige Tage in Badajoz zu und geruhte in unserem Hause zu verweilen.

Waren meines Vaters Mittel zum Unterhalte auch mäßig, so konnte er doch leben, ohne Jemand zur Last zu fallen; auch reichten sie hin, seine Kinder nach ihrem Range zu erziehen, ja selbst mit einem gewissen Luxus die Privatlehrer zu wählen, die mit unserer Erziehung beauftragt waren.

Hier halte ich einen Augenblick an.

Die Leute, die mich durch groteske Anschuldigungen niederbeugen und demüthigeu wollten, bezeichneten mich als einen Mann, der jeder Bildung baar nur die Zither zu spielen und Nationallieder zu singen wußte. Ein moderner Orpheus, sagen die Herren Jay, Jouy und Arnault, ehrenwerthe Mitglieder der französischen Akademie. Einen großen Flötenspieler nennt mich General Foy. Wohin führt am Ende die Manie zu sprechen, ohne sich die Mühe zu geben, Denjenigen im geringsten kennen zu lernen, von welchem die Rede ist. Lächerliche Lügen zu sammeln, und sich zum verantwortlichen Herausgeber der albernsten Verläumdungen, aller Arten von Lappereien zu machen! ..... Ich habe in meinem Leben kein Instrument gespielt, die Musik ist mir ganz fremd, was ich aufrichtig und von ganzem Herzen bedaure. Der Neid ist erfinderisch und geschickt; bei dieser Gelegenheit hat er sich aber ungeschickt gezeigt, denn er schreibt mir ein Talent zu, von dem Niemand die geringste Spur bei mir bemerkt hat ... Und ernste Leute befassen sich mit solch' abgeschmacktem Gewäsche und verbreiten es unter ihrem Namen! Auf diese Art schreiben sie die Geschichte ihrer Zeitgenossen! Die Kompilatoren und die biographischen Wörterbüchermacher ergreifen alle diese Aermlichkeiten und bringen sie in Umlauf! ... Ein zukünftiges Jahrhundert wird nicht wissen, was es glauben soll, gewahrt es den umfaßlichen Leichtsinn der Schriftsteller unserer Zeit.

Unsere Eltern waren im Punkte guter Sitten sehr streng. Von den Künsten des Luxus oder des reinen Vergnügens durften meine Brüder und ich nur so viel erlernen, als für die Gesellschaft, der wir angehörten, unumgänglich erfordert wurde. Wir waren zur militärischen Laufbahn bestimmt und widmeten unsere Erholungsstunden nur den Waffen und der Reitkunst; solche Uebungen stärken die physische Organisation und bewahren vor den Gefahren der Trägheit. Mein Vater leitete unsere Studien und war beständig dabei anwesend; er zog es vor — sey es aus eifersüchtiger Zärtlichkeit, sey es aus weiser Besorgniß — uns unter seinen Augen und, so zu sagen, in seinem eigenen Hause unterrichten zu lassen.

Allerdings besuchten wir die öffentlichen Schulbänke nicht, wo die peripatetischen Spitzfindigkeiten und die unvergänglichen Kommentare

des römischen Rechts besonders begünstigt wurden (das waren damals nämlich die einzigen Studien, welche zu Ruhm und Vermögen führten), aber wir lernten von unserem natürlichen Verstande guten Gebrauch machen, und benützten die ganze Zeit, die wir sonst verloren hätten. Meine Lehrer waren nach und nach D. Francisco Ortega, Don Petro Munez de Mena, D. Alonso Montalvo und D. Matheo Delgado; der Letztere wurde in der Folge Bischof von Badajoz; ob er noch lebt, weiß ich nicht. Im Jahre 1832 stand dieser gelehrte und ehrenwerthe Prälat von allen seinen Diözesanen geachtet und geliebt, seiner Kirche kräftig vor. Sein Vetter D. Alonso Montalvo, der vor ihm meine Erziehung leitete, für die ich beiden dankbar bin, starb vor einigen Jahren als Domherr der Metropolitan-Kirche von Granada. Als mein Unterricht in den Elementen vollendet war, widmete ich mich acht Jahre hinter einander mathematischen Studien, den schönen Wissenschaften und der modernen Philosophie nach allen ihren verschiedenen Richtungen, die man mit dem allgemeinen Namen Ideologie bezeichnet. Die genannten Professoren schloßen sich gern allen geistigen Fortschritten des Jahrhunderts an, ohne zurückbleiben, oder zu weit gehen zu wollen. Sie hatten die griechische und römische Literatur vollkommen inne; frühzeitig ließen sie mich ihre Vorliebe für die lateinischen Klassiker, unsere Meister in der Geschichte, Moral und Politik, theilen. Die Lieblings-Schriftsteller waren mir von großem Nutzen in den verschiedenen Lagen meines Lebens; noch jetzt verdanke ich ihnen meine süßesten Tröstungen.

Das war das bescheidene Bildungs-Kapital, mit welchem ausgerüstet ich in einem Alter von siebenzehn Jahren nach Madrid abreiste. Wiederholt hat man behauptet, ich habe kaum schreiben und lesen können, als ich in den Dienst trat. Man hat gesehen, wer meine Lehrer waren, keiner von ihnen kann der Obscurität bezüchtigt werden, keiner ist ohne Ruf in der Provinz geblieben. Es gibt noch Personen, die mich zu jener Epoche und seit dem gekannt haben.

Als ich im Jahre 1784 unter der Regierung Karl III. in die Garde des Königs getreten war, vermochten die Zerstreuungen des Hofes meinem Geschmacke für Literatur und Kunst keinen Eintrag zu thun. Hier traf ich zwei meiner Kameraden, die Brüder Jaubert, Franzosen, die in Frankreich ihre Erziehung erhalten hatten, beide unterrichtete Männer von dem liebenswürdigsten Charakter, die den Studien mit dem größten Fleiße oblagen. Gern führe ich den Namen der Herren Jaubert an, denen ich die Kenntniß der französischen und italienischen Sprache verdanke. Lektüre mit Nachdenken und Ueberlegung, lange, befruchtende Gespräche füllten alle unsere Freistunden;

ich war so glücklich, Nutzen daraus zu ziehen. Mit unauslöschlichem Dankgefühle nenne ich auch den ehrwürdigen Pater Enguid, und andere Gelehrte seines Ordens, wahre christliche Philosophen, die mir trefflichen Unterricht ertheilten; vor Allem lehrten sie mich, wie ich mich nicht solle von der Hitze des Streites hinreißen lassen, dann, daß ich mich vor Vorurtheilen und Sophismus zu hüten habe. Das waren meine ersten gesellschaftlichen Verbindungen, die für mich um so angenehmer seyn mußten, als ich sie nach meinem Gefallen wählen konnte. Selten sah man mich im Theater, noch seltener bei den Vergnügungen des Hofes oder den Festen der Stadt. Gegen das Spiel hegte ich stets einen Widerwillen; sich damit abzugeben, heißt Zeit tödten, statt sie gebrauchen.

So vergingen meine ersten Dienstjahre beim Hofhalte des Königs.... Habe ich nicht Ursache, mich einigermaßen über die Herren Jay, Jouy, Arnault und ihre Mitarbeiter auf dem Felde der Biographie zu beklagen? An die Stelle der Geschichte haben sie den Roman gesetzt. Sie verweisen mich in die Dachstube, in die dürftigste Lage, wie einen armen Minnesänger, wie einen Gaukler, der nur von seiner Zither lebte und seinen Wirth mit einigen Bolero Couplets bezahlte? Wie steht es um den historischen Ernst, wie um den Verstand, die Unterscheidungsgabe, die gesunde Kritik, wie um die Rücksichten, die man dem Leser und sich selbst schuldig ist. Die illustern Herren Akademiker sollten meines Erachtens weniger Leichtsinn an den Tag legen; von den französischen und auswärtigen Kompilatoren wird all' dieses alberne Gewäsche nachgebetet. Seit dem ersten Tage meiner Ankunft in Madrid wohnte ich mit meinem Bruder, der mir auf der Laufbahn, welche ich betrat, zuvorgekommen war, im Hotel der Leibgarde. Unser Vater zahlte uns eine unsern Bedürfnissen angemessene Pension; und ich sage es noch einmal, nie, nicht einmal als Liebhaber besaß ich die geringste Anlage für Musik, noch das Talent, Zither oder irgend ein anderes Instrument zu spielen.

Meine Feinde wollten mir auf jedem Wege durch Verbreitung aller möglichen Geschichten schaden. Sie gaben sich den Anschein, als schrieben sie die Gunstbezeugungen, mit denen mich meine Souverains überhäuften, der Galanterie und gewissen frivolen Unterhaltungen zu: Ich will mich nicht ausführlich hierüber erklären; die Achtung, die ich ihrem Andenken schuldig bin, ist für mich eine heilige Verpflichtung.

II.

Wahrhafter Grund meiner Ernennung zum Minister.

Das ist der Kampfplatz, auf dem mich meine Feinde am leichtesten angreifen zu können glaubten.

Ich will nicht sagen, mein persönliches, bereits anerkanntes, erprobtes Verdienst habe meine schnelle Erhebung zum Minister zum Voraus gerechtfertigt. Zu allen Zeiten sind viele Andere dahin gelangt, welche keine früheren Rechte und Titel als Ursache oder wenigstens als Entschuldigung ihres Glückes geltend zu machen hatten. Die Geschichte liefert tausend Beispiele; meine theuren Landsleute haben vor und nach meiner Zeit manche gesehen; ich habe keine Lust, sie hier anzuführen. Ich behaupte nur, und das mag hinreichen, daß ich nicht zum Ministerium berufen worden bin, um gegen das Land feindselige Entwürfe auszuführen, Karl IV. warf sein Auge nicht auf mich, um ein Werkzeug der Unterdrückung oder einen Parteiführer aus mir zu machen. Ich darf es kühn behaupten, und werde es in diesen Memoiren beweisen: wenn meine jüngeren Jahre nur eine schwache Grundlage für die Höhe boten, auf die ich mich in der Folge gestellt sah, so war mein ganzes ferneres Benehmen ein fortwährendes Bestreben, mich nicht als einen Unwürdigen betrachten zu lassen. Was die besondern Beweggründe betrifft, welche den König bestimmten, die Zügel der Regierung in meine Hände zu legen und mir sein volles Vertrauen zu schenken, so wird sich der unparteiische, gewissenhafte Schriftsteller, gebricht es ihm an genauen Nachweisungen, doch nicht erfrechen, unwürdige, höchst zweideutige Sagen zu sammeln, um einen so ernsten Beschluß von Seiten eines Monarchen zu erklären, dem es weder an Bildung, noch an gesundem Verstande, noch an einer gewissen Erfahrung mangelte. Prüft ein solcher Geschichtsschreiber das Leben Karls IV. bis zu seinem Tode, so wird er sich sagen:

„Die Achtung und die Gunst, welche dieser Minister genoß, erlitten nie eine Aenderung. Man bemerkt hier keinen von den Wechselfällen, welche der Eigensinn der Fürsten, die Intriguen der Höflinge, gemeine Leidenschaft, die natürliche Unbeständigkeit des menschlichen Herzens, der Ekel, der Ueberdruß, längere Zeit dasselbe lieben zu sollen, gewöhnlich in allen Palästen herbeiführen. Der König Karl IV., die Königin Marie Louise beriefen diesen Minister im Einklange in den Schooß ihrer Familie, und gaben ihm eine Enkelin Ludwig XIV. zur Lebensgefährtin. Sie schufen für ihn Ehrenstellen, die ihn hoch

über ihre andern Unterthanen erhoben. Die Gewogenheit, die sie für ihn bewiesen, war nicht nur gleich auf Seiten der Königin Marie Louise und des Königs Karl IV., sondern dieser ging noch weiter in den Proben seiner Huld. Eine so vollkommene, beständige, bei Fürsten so seltene Freundschaft mußte natürlich auf andern Grundlagen beruhen, als man aus den gemeinen in das Publikum geschleuderten Geschichten entnehmen sollte. König Karl IV. hörte bis zu seines Lebens Ende nicht auf, seinen Minister mit derselben Zärtlichkeit zu lieben. Er nannte ihn mündlich und schriftlich seinen wahrhaften Freund, und was von einem Monarchen noch mehr ist, seinen einzigen Freund. Weder Glück noch Unglück konnten dieser großherzigen Freundschaft Abbruch thun; der allmächtige König liebte seinen Minister; verbannt, entthront liebte er ihn noch inniger; er sah in ihm das Opfer einer fleckenlosen Loyalität, die Stütze, den Trost seines sorgenvollen Alters. So viele Beharrlichkeit ehrt den Minister und muß zum voraus für ihn einnehmen. Was war aber die erste Veranlassung zu so seltener Gunst, als er eben erst in das Leben eintrat?“

Ich selbst habe es aufangs nicht gewußt; folgendes mag vielleicht zur Erklärung dienen. Jede neue Nachricht über die Vorgänge in Frankreich brachte bei König Karl IV. und Marie Louise einen lebhaften Eindruck, gleichsam einen moralischen Contrecoup hervor; es war die bange, unglücksschwangere Epoche für Ludwig XVI., die Königin Marie Antoinette und ihre unglückliche Familie. Karl IV. und Marie Louise schrieben die unseligen Ereignisse, die ihnen sehr nahe gingen, zum Theile — und darin mochten sie sich nicht täuschen — dem ewigen Ministerwechsel dieses schlecht berathenen, von Intriguen und entgegengesetzten, traurigen Einflüssen seines Hofes hin und her geworfenen Königs zu. Die unmittelbare Nachbarschaft der beiden Königreiche ließ jeden Augenblick befürchten, der Brand möchte sich vom einen auf das andere hinüberwälzen. Karl IV. sah um sich her; er wagte es nicht, auf seine eigenen Mittel zu bauen, und wußte nicht, welcher Seite er sein Vertrauen zuwenden sollte. Er suchte Licht und sah nur trügerische Finsterniß. Er zauderte.....

Ich will diese Unentschlossenheit hier weder vertheidigen, noch schmähen; ich führe nur die geistige Verfassung ihrer Majestäten an. Sie wollten einen Mann finden, der ihr eigenes Werk war, einen wahrhaften Freund, Einen, der in treuer Anhänglichkeit an ihre Personen, an ihr Haus, eifrig im Dienste des Staates über dessen Wohl wachte; einen Unterthan endlich, dessen Privat-Interesse sich mit dem seiner Herren identifizirte. Die Natur meines täglichen

Dienstes mußte ihre Aufmerksamkeit auf mich lenken, und ich sah mich mit einer Art von Vertraulichkeit zugezogen, die in den Palästen der spanischen Souverains gewöhnlicher ist, als man es im Auslande glauben mag. Die wohlwollende Leichtigkeit des Umgangs, die Gelegenheit durch meinen Dienst gestatteten mir zuweilen eine Meinung über die öffentlichen Angelegenheiten zu geben, die damals den Gegenstand aller Besorgungen, aller Gespräche im Palaste und an anderen Orten ausmachten. Bekamen ihre Majestäten vortheilhafte Begriffe von meiner Fähigkeit und der Loyalität meines Charakters, glaubten sie in mir den gesuchten Mann für ihr Vertrauen gefunden zu haben, so war diese gut oder schlecht begründete, endlich mir so unheilvolle, Neigung für meine Person gewiß nicht das Resultat eines entschiedenen anmaßenden Ehrgeizes von meiner Seite. Allerdings wünschte ich, wie jeder Andere, Etwas zu werden; aber alle meine Glücksträume beschränkten sich auf mein natürliches Avancement in der militärischen Laufbahn; und ich darf wohl versichern (und man sollte mir auf mein Wort glauben), daß ich, ehe ich die Absichten des Königs in Betreff meiner kannte, mit einer gewissen Unruhe und Schüchternheit die Auszeichnungen und Gnaden empfing, mit denen man mich in wenigen Jahren beehrte.

Die Unruhen in Frankreich wurden indessen jeden Tag bedeutender, die Gefahr der Ansteckung jeden Tag drohender. Einem alten unentschlossenen Minister *) folgte ein anderer Greis **), der durch ein entgegengesetztes Extrem an Nichts zweifelte und Alles wagen wollte. Die Kleinmüthigkeit des Einen und die Verwegenheit des Andern flößten dem König ein gleich starkes Mißtrauen ein. Von der französischen Tribüne erschallten Ausforderungen, direkte Beleidigungen; Ludwig XVI. Thron war umgestürzt, die Republik installirt; man sprach nur davon, daß die Nachbarstaaten aufgewiegelt, Krieg und Propaganda hinüber getragen werden sollten. Im Norden hatte die Invasion schon stattgefunden; das Haupt der Bourbonen-Familie Ludwig XVI. sollte mit der Königin und den im Thurme des Temple eingekerkerten Kindern vor Gericht gezogen werden. Was thun? Welches politische Verfahren wählen? Wie dem unseligen Geschicke entgehen? Der Sturm brauste, der Donner rollte von allen Seiten. So, gleichsam mitten unter einem Erdbeben, am Rande eines Vulkans, dessen schwarze Wolken den unmittelbaren Ausbruch verkündeten, als der Schrecken vor unseren Thüren hauste und alle Geister

*) Graf Florida Blanca.
**) Graf Aranda.

starr machte, sah ich mich — o mein Gott! plötzlich an das Ruder des Staats gestellt.

Meine Souverains erkannten den Werth einer Hingebung, die den Gefahren einer solchen Lage Trotz bot. Die Geschichte wird mir den gebührenden Platz einräumen; sie wird von meinen Anstrengungen, von den Erfolgen, mit denen sie gekrönt waren, von meiner unbestechlichen Loyalität sprechen, die ich erhielt, so lange die Gewalt in meinen Händen lag, so lange ich Freiheit zu handeln hatte. . . . .

Spanien war die einzige von allen Frankreich benachbarten Nationen, welche während fünfzehn sich folgender Jahre der heftigsten Erschütterungen, die Kaiserthümer und Königreiche bis in ihren Grundfesten erbeben machten und ihrer schönsten Provinzen beraubten; Spanien, sage ich, war die einzige, welche standhaft blieb, ihre legitimen Fürsten, ihre Religion, ihre Gesetze, ihre Sitten, ihre Rechte und den vollen Besitz ihrer weiten Ländereien auf beiden Hemisphären erhielt.

Ich bin, so wahr mir Gott helfe, innerlich überzeugt, glücklich zu diesem unläugbaren Erfolge mitgewirkt zu haben. Die Ereignisse konnten meinen frechsten Verläumdern die Augen öffnen. Ohne die treulose, unpolitische, grob angesponnene Konspiration von Aranjuez bot sich uns noch ein Rettungsanker, trotz der Annäherung des Kolossen, der unter der Hand eine Uneinigkeit nährte, von der er Nutzen zu ziehen hoffte; ohne den unnatürlichen, ehrgeizigen Wahnsinn, der, das Gebäude untergrabend, dem zum Angriffe bereiteten Feinde eine Breche öffnete, ohne diesen abscheulichen Verrath hätte der erhabene Karl IV. die doppelte Krone von Spanien und Indien unangetastet auf seinem Haupte erhalten können. Er hätte sein bis zum Tode fleckenloses Leben nicht in alten Tagen dürftig, beinahe allein, von Schmerz erfüllt, von Verbannung zu Verbannung, von Reich zu Reich, von Thüre zu Thüre schleppen müssen. Ja fleckenlos, ich erkläre es im Angesichte von ganz Europa, mit der festen Ueberzeugung, jetzt selbst von den Spaniern nicht Lügen gestraft zu werden; ich wiederhole es noch einmal, das fleckenlose Leben dieses Königs, der ein Freund des Friedens und der Menschlichkeit war, kein Blutvergießen wollte, menschliche Schwächen beklagte und dem Irrthume vergab, unter dessen Regierung kein Unterthan sein Brod vom stolzen Mitleiden des Fremden erbetteln mußte. . . . .

Sie mögen sich freuen, sie mögen sich über den Erfolg ihrer Bemühungen Glück wünschen, die Menschen, die bis dahin unbekannte Leiden über uns verhängt haben. Sie mögen sich brüsten, die den Thron entehren, und nicht anstehen, das Geschick ihres Vaterlandes

auf eine so schlechte Karte zu setzen! Spanien konnte sich nach fünfundzwanzig Jahren noch nicht aus dem bodenlosen Abgrund aufarbeiten, in den es von diesen Leuten mit seinem alten Ruhme und allen Wohlthaten einer weisen, vorsichtigen Verwaltung gestürzt worden ist.

Diese bösen Menschen waren aber viel früher die Feinde Spaniens, als die meinigen. Ich war ihnen nur ein Hinderniß bei Ausführung ihrer schlechten Absichten; mein Name wurde nur zum Deckmantel genommen, um schwarze Treulosigkeit zu verhüllen und den Völkern die Augen über ein vatermörderisches Attentat zu schließen. Diese Leute schrieben mir das Uebel zu, welches sie selbst begangen hatten; um das Maaß ihrer Ungerechtigkeit voll zu machen, schrieben sie mir sogar alle Uebel zu, deren unglücklicher Keim, in vergangenen Jahrhunderten entstanden, zu unserer Zeit emporwuchern mußte. Unermüdliche Verläumder! die Stunde hat geschlagen; ich fordere sie vor die Schranken der öffentlichen Meinung. Sie mögen von ihren Werken Rechenschaft ablegen, wie ich von den meinigen ablege.

Ein seidener Strumpf.

Eine Winter-Novelle.

Die Marquise von Sablonville war eine jener vor der Zeit gealterten Damen, wie sie Katharina von Medicis um sich hatte. Der Hof Heinrich IV. sah nicht mehr in ihr jene berühmte Schönheit, die einst in den galanten Annalen des Louvre glänzte. Wie eine weiße Orangenblüthe, die zu schnell sich im Treibhause entfaltete, hatte sich ihre Jugend zu schnell entwickelt in dieser von Wollust glühenden Atmosphäre. Sie hatte einen prächtigen Wuchs, der aber geknickt war durch Bälle und rauschende Vergnügungen der Italienerin; herrliche schwarze Haare beschatteten ein schmerzliches bleiches Gesicht; vor lauter Schmachten starr gewordene Augen; so war sie eine bewundernswerthe Statue, aber doch nur ein Marmor, den nichts beseelte, das Herz war Eis, man konnte keine Adern mehr wahrnehmen.

Und dennoch hatte die Marquise von Sablonville zahlreiche Anbeter.

Die Hof-Chronik nannte sie kalt und gleichgültig und ihr Gemahl hielt sie für zu tugendhaft, um untreu zu werden. Allein der Hof und der Gemahl täuschten sich. Der Baron von Bressieux erwies ihr Aufmerksamkeiten mit einer für Zeit und Ort bewundernswerthen Beständigkeit. Er vergaß an ihrer Seite seine alten Thürme in der Dauphiné, Mademoiselle de Bressieux, seine Mutter, seine hochstämmigen Forste und den muntern Hörnerklang, so angenehm beim Jagen zur Winterzeit. Er vergaß das Caroussel, welches man am Arsenal vorbereitete, die Kriegsgerüchte, die Hofintriguen, die neu angekommenen Gascogner, die Heldenthaten auf dem Pré aux clercs, das Ballspiel, kurz Alles vergaß er! Und die er so liebte, vergaß nichts, als ihre Liebe. Immer in Träumen verloren, gleichgültig scheinend vor aller Welt, glaubte man, sie warte, warte auf einen Augenblick, der niemals erschien.

„Nein,“ sprach sie zum Baron, der an einem vergoldeten Pfeiler der Tuilerien lehnte, und sie mit überschwenglichem Glücke anschaute, „nein, mein Herz ist nicht von Eis; einst vielleicht wird es gleich dem Euren schlagen, aber noch ist der Augenblick fern; ich fürchte es für Euch.“

„Eine solche Hoffnung, Madame, ist so süß, daß sie ein ganzes Leben des Harrens aufwiegt.“

„Baron, Ihr liebt mich zu sehr, wenn Ihr die Wahrheit sprecht: meine Liebe ist nicht von gestern; ich war dreißig Jahre alt, er zwanzig.“ Hier schwieg die Marquise.

„Ihr habt das nicht vergessen,“ erwiderte Bressieux bewegt. „Es war der erste Traum unserer Kindheit; wir waren damals glücklich.“

„Und noch sehr jung,“ seufzte die Marquise.

„O Marguerite, warum sind wir älter geworden! Warum blieben wir nicht allein am Ufer der Isère!“

„Sehen Sie hier, Baron,“ sprach sie schnell, indem sie aufstand und nach dem Fenster zeigte, wo Schnee und Reif die Bäume der Tuilerien bedeckten; „dieses ist das Bild unseres Daseyns. Wie lange ist es her, daß diese jetzt so kahlen Bäume grün waren?“

„Sie werden wieder grünen, Marguerite, so bald die milde Jahreszeit beginnt.“

„So wollen auch wir nicht verzweifeln,“ sprach Madame de Sablonville, indem sie ihm die Hand reichte, die er zitternd an die Lippen führte; „auch glaubt der ganze Hof, daß wir im Einverständnisse sind, und das ist Euer Fehler, Baron, denn Ihr vernachläßigt zu offen Eure Pflichten als Kavalier.“

„Und was soll ich thun, Madame?“

„Was Alle thun, wenn Ihr mich liebt.“

Kurz darauf war Bressieux in dem Garten der Tuilerien. Der trübe und neblige Himmel machte die Kälte schneidend. Der lange Graben, in dem Rohr und Binsen wuchsen, würde jetzt gefroren, einen schönen Spiegel abgegeben haben, ohne die krystallisirten Pflanzen und die Schneeflocken, die hin und wieder auf seiner Oberfläche zu sehen waren. Ein dickes Schneelager ruhte in der großen Allee. Die Hofschranzen warteten müßig, die Hand in das Wams gesteckt, bis Heinrich IV. sein Diner mit Mathurine, der Tollen, geendet haben würde. Aber sie mochten sich lange in die Hände blasen, oder sich zur Unterhaltung mit Schneeballen werfen oder sich Geschichtchen erzählen. Die Kälte wurde immer heftiger, und der König kam nicht.

„Wer will tausend Pistolen verlieren? — Tausend Pistolen,“ rief schnell der junge Balagny, indem er seinen grauen Filzhut in die Höhe

warf; „tausend Pistolen, wer ihn zuerst haben wird, das heißt, vom andern Ende der Allee angefangen.“

Der Baron von Bressieux trat aus der Gruppe.

„Ich habe diese Summe nicht bei mir, aber ich will sie in Schmuck oder Geld holen lassen, und sie gern auf's Spiel setzen.“

„Nein,“ sagte ein alter Edelmann, Namens La Planio, „wettet nicht um Pistolen; lauft um irgend einen Preis, der dem Besiegten zu bewilligen beliebt, vorausgesetzt, daß es kein ehrenrühriger sey.“

Dies wird angenommen und sie laufen. Ihr Lauf ist rasch aber beschwerlich. Lange bleiben sie neben einander. Das Geräusch ihrer Tritte, das Schlagen ihrer Herzen, der Hauch ihrer Lungen, Alles vermischt sich. Schon sind sie nahe am Ziel, und nicht Einer hatte um ein Haar breit Vortheil. Ihre Freunde ermuntern sie durch Zuruf; La Planio klatscht in die Hände; noch eine Minute, und Beide sind Sieger. Schon strecken sie ihre Hände nach dem Filzhute aus, aber Balagny ist zu heftig; er berechnet nicht gehörig die Entfernung, strauchelt und Bressieux ist am Ziel.

Großer Widerspruch! Einige wollten die Wette ungültig machen; Andere behaupten, daß vor Balagny's Sturz Bressieux ihm schon vorgekommen war. Der großmüthige Baron will dem Zufall nichts zu danken haben, und bietet sich an, ein zweites Mal zu laufen; aber Balagny, indem er den Schnee von seinen Kleidern schüttelt, gebietet Stillschweigen.

„La Planio hat die Bedingungen festgestellt,“ spricht er; „ich habe verloren, und will bezahlen; und weil die Wahl des Preises mir zusteht, so wähle ich diesen hier, mit welchem der Baron zufrieden seyn wird; Bressieux, hier nehmt diesen seidenen Strumpf!“

Die Höflinge, die schon ihren Mund zum Lachen spitzten und Sieger und Besiegten verspotten wollten, wurden plötzlich von der Todtenblässe ergriffen, die in diesem Augenblicke Bressieux Züge bedeckte. Auch begriffen sie nicht, warum Balagny so hämisch lachte, als sein Gegner ihn bei Seite nahm.

„Weiberhändel, nichts weiter!“ sagte La Planio hingeworfen. „Es ist mir nur leid, daß der Schwarze gestorben ist, der wäre ein trefflicher Sekundant.“

Aber Bressieux, noch immer todtenblaß und Balagny mit den Blicken durchbohrend, fragte: „Wer gab Euch den Strumpf?“

„Sie!“

„Auf Eure Ehre?“

„Auf meine Ehre!“

„Das lügst Du, Elender!“ und bei diesen Worten flog seine Hand nach Balagny's Wange.

Man stürzt hinzu, man trennt sie.

„Bei den Thürmen von Nerac!“ rief La Planio. „Junge Leute, Ihr seyd zu heftig. Doch auf wann der Tanz?“

„Auf morgen!“ sprach Balagny. „Auf diesen Abend,“ fügte Bressieux leise hinzu. Und der Andere nickte bejahend mit dem Kopfe. Hier sah man von Ferne die blitzenden Röcke der königlichen Trabanten; der König begab sich nach Fontainbleau.

„Beim Himmel, meine Herren! ich liebe diese alten Thürme des Thores Bordelle. Unser Herr zeigt sie uns oft genug, Gott sey Dank! Aber ich sehe sie nie, ohne mich jener merkwürdigen Feuersbrunst während der Belagerung zu erinnern, als wir auf Befehl Seiner Majestät die Vorstadt St. Marcel anzündeten. Es war lustig zu sehen; der König kam eigens dahin geritten und nie in meinem Leben befand ich mich bei einem ähnlichen Feuerwerke, besonders als der Wind den mächtigen Funkenregen nach Paris trieb.“

So sprach der Marquis von Sablonville an der Spitze seiner Kompagnie, die er nach Fontainebleau führte. Als er an den Gräben von St. Viktor vorüber kam, hielt der Fähnrich plötzlich sein Pferd an, und blickte scharf nach der Ebene. Die ganze Kompagnie hielt. Der Marquis erkundigte sich nach der Ursache, und man zeigte ihm neben der Schleuse der Mühle von St. Marcel zwei halbentkleidete Männer mit den Waffen in der Hand. Querfeldein auf sie zusprengen, um sie zu trennen, war die Sache eines Augenblicks. Der Marquis erstaunte sehr, als er Balagny und Bressieux erkannt hatte.

„Zum Henker, meine Braven! Euer Blut muß heiß seyn, sich um diese Zeit, bei dieser Kälte und im Mondschein zu schlagen; Allons, Allons, das ist eine Arbeit für den Tag. Ihr sollt Euch morgen schlagen.“

Und nach einem langen Wortwechsel und einem langen Widerstande von beiden Seiten gelang es ihm, ihnen das Ehrenwort zu entreißen, ihre Sache am andern Morgen auszumachen. Bis dahin, dachte der gute Marquis, werde ich sie unter Aufsicht stellen können.

Balagny wandte sich nach Paris. Bressieux mußte ein freundliches Verhör bestehen, was diesen Zwist herbeigeführt habe, und nicht ohne heftige Bewegung fühlte er sich von den Armen des alten Reiters umfaßt, der mit Thränen im Auge ihn seinen Sohn nannte, ihm seine

grauen Haare zeigte, ihn an seine Mutter erinnerte, und ihn beschwor, nicht eher wieder in dieser Sache den Degen zu ziehen, bis daß er von Fontainebleau zurückgekehrt seyn würde. Bressieux versprach Alles; dann sprengte er auf dem Wege fort, den Balagny genommen hatte, so schnell, als sein Pferd es vermochte.

Vergebens rief ihm der Greis wohlmeinende Worte nach, vergebens machte ihn der Schnee blind, den der Wind ihm gerade in's Gesicht peitschte; sein Pferd bäumte; er spornte es mit Wuth, und so rannte es bis auf einen Flintenschuß von den Gräben von St. Viktor. Da hielt es inne im Lauf.

„So spät, schöne Dame, kommt Ihr noch zum Ballspiel in der goldenen Kugel? Womit kann Euch der alte Jakobé dienen?“

„Hier ist ein Goldthaler mit dem Bilde des Bearners; geh' mit Deinem Naquet zur Schleuse von St. Marcel; ich will Dich hier erwarten.“ — Das Uebrige wurde mit leiser Stimme gesprochen.

Naquet und Jakobé entfernten sich. Die Dame öffnete ihren beschneiten Mantel und enthüllte ihr bleiches Gesicht. Es war die Marquise von Sablonville. Ihre Augen blickten stier, ihre Hände waren auf der Brust gekreuzt und blau, vor Angst mehr als vor Kälte. So blieb sie eine Stunde unbeweglich. Dann wurde geklopft. Die Marquise schauderte plötzlich aufgeschreckt, dann fuhr sie krampfhaft mit der Hand über die Stirne, und öffnete. Es war Balagny. Er setzte sich zum Heerde und sprach kein Wort. Beide betrachteten sich mit einer mißtrauischen und finstern Neugierde, gleich zwei Feinden.

„Warum hast Du mich um diese Stunde holen lassen, Marguerite?“

Die Marquise antwortete nicht.

„Was wolltet Ihr von mir, Madame?“

„Wo ist der Baron von Bressieux? — Wo ist er, Balagny?“ setzte die Marquise mit einer dumpfen Stimme hinzu.

„Ich weiß es nicht,“ erwiderte finster der Höfling.

„Balagny, bei Deiner Seele! bei der Ehre Deines Stammes! beschwör' ich Dich, mir zu antworten. Wie starb jener Edelmann?“

„Madame, ich verstehe Euch nicht.“

„Warst Du es nicht, der den Baron getödtet? . . .“

„Ich!“

„Du, Balagny!“

„Ich schwöre bei allen Heiligen des Himmels . . . .“

Es wurde von Außen geklopft. Die Marquise befahl ihm, zu öffnen. Jakobé und Naquet schleppten einen blutigen Leichnam herein.

„Erkennst Du ihn, Balagny? Vermagst Du jetzt noch, zu schwören?“

Er war wie vom Blitz getroffen.

„Der Elende hat ihn ermordet,“ schrie die Marquise im höchsten Abscheu; denn der Degen des Barons ruhte noch in der Scheide.

„Madame,“ sprach Jakobé, „diesen blutenden Lappen haben wir in seiner Hand gefunden.“

Die Marquise erkannte den seidenen Strumpf, den sie einst getragen, blickte nach dem Mörder und sank auf die Bank, bleicher noch, als sie es gewöhnlich war.

Da trat ein Mann von hohem Wuchse, der sich bis dahin, in seinen Mantel gehüllt, im Hintergrunde gehalten hatte, auf die Marquise zu, und führte sie am Arme hinaus, indem er den Degen Bressieux mitnahm.

Andern Tages schrieb l'Estoile in sein Journal: „Am Freitag, den 30. Dezember 1605, schneite es den ganzen Tag, und wurde getödtet bei der Mühle von St. Marceau durch den jungen Balagny ein Baron aus dem Dauphiné, der nackt mit dem Degen in der Faust zwei ganzer Stunden auf benannten Balagny gewartet hatte, so sehr verlangte ihn darnach, daß dieser ihn tödte, wie er denn auch gethan, ihn todt auf dem Platze niederstreckend, und war die Fehde aus einem Nichts entstanden.“

Am folgenden Freitag wurde Balagny in der Straße des petits champs vor dem Hause getödtet, das zu den vier Winden heißt; Abends ging ein prächtiger Leichenzug mit Fackeln unter den Fenstern des Louvre vorüber nach der Kirche St. Germain l'Auxerrois.

Es waren zwei Bahren dabei.

Unter den Leidtragenden ging der Marquis von Sablonville voran.

Die Theater von London.

(Des King's- oder Königs-Theaters ist bereits im Feuilleton S. 43 Erwähnung geschehen; wir lassen hier die andern Theater London's folgen.)

Gehen wir vom Theater des Königs zu Drury-Lane, dem bedeutendsten unter den großen königlichen Theatern über, so finden wir andere Sitten, andere Gewohnheiten, einen andern Anblick. Wir sehen uns in eine ganz andere Atmosphäre, in das eigentliche London versetzt. Denken wir, wir haben uns beeilt und kommen noch zum Aufziehen des Vorhangs. Eine anständige Façade bezeichnet den Eingang zu einem öffentlichen Gebäude. Das innere Vestibule ist mit minder glücklichem Geschmacke verziert.

Zwischen den beiden Statuen von Kean und Garrick sehen Sie die von Shakespeare vor sich, aber wer sollte das glauben? Im Fußgestelle der letzteren hat man einen Kamin angebracht, in welchem ein gemüthliches Steinkohlenfeuer brennt! Welch bedauerlicher Gedanke. Und so opfern die Engländer das Schöne überall dem Comfortabeln. Es ist eine vergnügliche Sache, beim Eintritte eine brennende Flamme zu finden, hat man sich durch den kalten dicken Nebel geschlagen, aber Shakespeares Statue in einen Ofen zu verwandeln, zu dem der Dichter selbst die Röhre zu bilden scheint, das ist eine empörende Entheiligung, die man nicht wohl in einem anderen Lande dulden würde. Gehen wir weiter. Sie sehen große, wohlgebaute Treppen, breite Corridors, zu ihrer Rechten ein weites Foyer, Alles ist aber noch düster und schlecht gehalten. Der geräumige Saal war sonst reich verziert, jetzt erscheint er traurig und schmutzig. Sein Gas-Luster und die doppelte Reihe von Girandolen, welche um die Logen läuft, reichen nicht zu gehöriger Beleuchtung hin. Der Sammet und der amaranthrothe Stoff der Tapeten sind geschwärzt oder zerrissen. Ueberall gewahrt

man einen ärmlichen, gealterten, welken Luxus — doch unser guter Stern führte uns in ein volles Haus. Betrachten wir dieses Publikum genau, das wegen seiner scharfen Nuancirungen und seiner verschiedenartigen Zusammensetzung unsere Aufmerksamkeit wohl verdient. Der Instinkt aristokratischer Zügellosigkeit der Reichen offenbart sich hier deutlicher als im King's Theater obgleich dieses das privilegirte Theater der Aristokratie ist. Dort ist die Aristokratie zu Hause. Nicht Alle, die sie empfängt, gehören zu ihren Auserwählten; es besteht nur ein gemeinschaftliches Niveau der Toilette. Hier zeigt sich nicht mehr jene scheinbare Gleichheit, nicht mehr jener allgemeine Zusammenhang zwischen den Logen und den Gallerien, oder dem Parterre. Parterre und Paradies sind mit Interdikt belegt; die Logen leiden keine Berührung, keinen Rapport mit ihnen; sie haben ihre eigenen, dunkeln, geheimen Eingänge. Der Zugang zum Foyer ist diesen untersagt. Für sie gibt es kein Umherwandern, keinen Spaziergang in den Corridors und auf den großen Treppen. Zur Entschädigung für Männer und Frauen vollkommene Freiheit, in das Parterre zu gehen, und zwar in so vernachläßigtem Anzug, als es Einem immer gut dünken mag — auf der obersten Gallerie in der Jacke, oder sogar ohne Jacke. Dagegen streng sorgfältige Kleidung in den Logen, und an den Thüren ihres Dress-Circle (ihres ersten Rangs) unbarmherzige Zurückweisung aller Oberröcke bei den Männern, aller Hüte bei den Frauen.

Wer vermag die seltsamen Widersprüche in den englischen Sitten zu erklären? Bekanntlich ist es in den meisten Theatern von London gebräuchlich, nach der ersten Hälfte der Vorstellung Billets zum halben Preise abzugeben. Kaum hat nun gegen neun Uhr der half price begonnen, so werden Corridors und Foyer von Drury-Lane, wo es bis zu dieser Stunde so still und verlassen war, von einer lärmenden Menge von Freudenmädchen überschwemmt. Sie breiten sich in den Logen aus (die des Dress-Circle ausgenommen, wo sie nicht zugelassen werden), und entwickeln auf schamlose Weise ihren frechen Putz. Die empfänglichen Gentlemen, die es nicht wagen würden, einen grob gekleideten Arbeiter mit dem Ellbogen zu berühren, stehen mit dem Auswurfe der Courtisanen auf dem Fuße der Galanterie und trinken in ihrer Gesellschaft in den Buffets G r o g und Thee. Die Familienmutter, die erröthen würde, käme sie neben eine arme, ehrbare Frau in einfachem Hute zu sitzen, sträubt sich nicht, ihre Kinder nach dem Dress-Circle durch die Hecke dieser unglücklichen, in Seide gekleideten, geschminkten Personen zu führen, die hier die Rolle und den Anzug vornehmer Damen parodiren. Man darf den Stein nicht allein auf die Direktoren werfen, weil sie diese elenden Geschöpfe zu offizieller

Anwesenheit in ihren Sälen bevollmächtigen; ein Direktor ist ein Kaufmann, der die Menge nach ihrem Geschmacke bedient, und ihr natürlich Alles bietet, wodurch er sie anlocken zu können glaubt. Aber daß die Polizei eine so auffallende Schaustellung von Liederlichkeit gestattet, daß sie dieselbe in gewisser Beziehung durch ihr Dazwischentreten sanktionirt, daß sie sie regelt, daß sie ihre Konstables zum Schutze aufstellt, und in dieser ekelhaften, scandalösen Unordnung Ordnung halten läßt, das ist unbegreiflich. Am verdammlichsten ist dabei das Publikum selbst. In jedem andern Lande würde die allgemeine Zucht solcher Schamlosigkeit ihr Recht angedeihen lassen. Aber die Engländer haben ihre eigene Art von Civilisation; sie haben, scheint es, das Mittel gefunden, Alles zu vereinen. Die strenge, allgemeine Festhaltung der Gebräuche eines unerträglichen, engherzigen Cultus, die äußerste Unterwürfigkeit bei dem Zwange der Familiengesetze führen bei ihnen keine Entrüstung über die empörenden Mißbräuche eines eingefleischten Cynismus herbei. Die so sehr verfeinerte, Alles geringschätzende, ausschließende, dem Armen und Gemeinen feindlich gegenüberstehende Mode läßt sich nicht durch die Nachbarschaft der schmählichsten Sinnlichkeit verscheuchen.

Die beiden großen Theater, die sich nationale nennen, Drury-Lane und Covent-Garden, stehen dicht beisammen, diese Nachbarschaft war ihnen stets gegenseitig sehr schädlich und unbequem. Um die Gefahren der Konkurrenz kurz abzuschneiden, versuchte es Herr Bunn, als wahrer Wucherer, einige Saisons hindurch, die beiden rivalen Bühnen unter einem Scepter zu vereinigen, und mit einer und ebenderselben Truppe auszubeuten. Die doppelte Spekulation hatte einen doppelten F i a s c o zur Folge. In Ermanglung von Einsicht und freier Uebersicht hat Herr Bunn Kühnheit, Hartnäckigkeit und Geschicklichkeit; eines Falles wegen hält er sich nicht für vernichtet; er hat das bessere Theil ergriffen, und erhebt sich wieder. Die Erfahrung ist ihm eine heilsame Rathgeberin geworden; er wird seinem Ehrgeize Zügel anlegen, und die Grenzen seines Reiches enger ziehen. Er hat seine Kräfte in Drury-Lane conzentrirt; hier wußte er eine, wenigstens der Zahl nach furchtbare, Armee von Schauspielern zu versammeln; London hat wohl noch nie einen so reichen Zusammenfluß zur Deklamation, wie zum Gesange und Tanze geeigneter Mittelmäßigkeiten gesehen. So durch sein Personal stark verschanzt, und darauf rechnend, daß es keine haltbare Stellung in Schußweite von seiner Kanone mehr gebe, beginnt der beharrliche Direktor seine Saison. Kaum hat er indessen die Thüren vierzehn Tage geöffnet, so öffnet auch Covent-Garden kühn die seinigen. Ein Unternehmer stand auf,

und bevölkerte mit einem Schlage seines Stabes die Coulissen mit einer Truppe Schauspieler, die zwar an Zahl der von Drury-Lane nachsteht, und selbst nicht diese befriedigende Mittelmäßigkeit bietet, die aber doch gewisse, dem großen Haufen willkommene, Namen aufzuweisen hat, welche wohl im Stande sind, dem Melodram, wenn auch nicht der Oper Eintrag zu thun. Nun herrscht also abermals Krieg zwischen den beiden alten, rivalen Sälen, und dießmal handelt es sich nicht um einen ehrlichen anständigen Kampf, sondern um einen hinterlistigen Vertilgungskrieg. Die zwei Direktionen sahen gleichmäßig ein, daß es nicht hinreichend geneigtes Publikum gebe, um ihre doppelte Existenz zu unterhalten, und daß der Eine nur durch den Tod des Andern leben könne, darum beschloß Jeder, seinen Feind zu tödten; alle Waffen, selbst die unedelsten, schienen diesen Herren zu Erreichung ihres Zweckes dienlich. Herr Oldbadiston, der neue Unternehmer von Covent-Garden, eröffnete den Kampf allerdings mit einem schändlichen Verfahren. Er gab seine Plätze unversehens zu sehr herabgesetzten Preisen, d. h. zu vier Schilling in den Logen, wo man zuvor, wie in Drury-Lane, sieben bezahlte. Herr Bunn aber kann seinen Vorhang keinen Abend aufziehen, ohne vorher zweihundert Pfund für die reinen Kosten ausgegeben zu haben. So beruht die eben nicht sehr billige, gegen ihn gerichtete Verminderung auf der perfiden Berechnung, daß er außer Stande sey, durch Erniedrigung seiner Preise jene Machination zu Nichte zu machen. Diesen Feindseligkeiten wußte er aber eine ihrer würdige Vertheidigung entgegenzusetzen. Als älterer Direktor in den Gaukelkünsten der puffs und in erbärmlichen Mitteln wohlgeübt, nahm er seine Zuflucht ganz einfach zu der kleinen, injuriösen, käuflichen Presse, die stets bereit ist, Jeden zu zerreißen, der ihr den Mund nicht mit Kuchen schließt. Demzufolge wurde nun fortwährend durch die erkauften Blätter der unvermeidliche, nahe bevorstehende Bankerott des Herrn Oldbadiston geweissagt, während man das unerhörte Glück des Herrn Bunn bis in die Wolken erhob. Der Letztere mag wohl wissen, was es ihm gekostet hat, so glücklich zu seyn. Da weder der Eine noch der Andere von diesen Schauspielhändlern die Kunst nur im Geringsten in sein Interesse zu ziehen bemüht war, so interessirte sich die Kunst auch nicht mehr um den Erfolg des Einen, als um den des Andern. Wir werden bald sehen, daß sowohl in Drury-Lane als in Covent-Garden die Kunst in der That ganz außerhalb der Frage liegt.

Kein Theater in London besitzt das ausschließliche Privilegium, Stücke aus diesem oder jenem Genre aufzuführen; das alte nationale Repertoire gehört Jedem, der es ausbeuten will; die Benützung kommt

indessen hauptsächlich Drury-Lane und Covent-Garden zu, beide denken aber nicht daran, die Anmaßung nationaler Titel zu rechtfertigen. In pomphaften Programmen hatten sie für diesen Winter Shakespeares feierliche Widerbelebung angekündigt — das war aber nur die Sprache ihrer Prospekte. Sie wußten wohl, daß sich die Leute nicht zu Vorstellungen drängen würden, durch die ihnen die Dichtung so schlecht erklärt werden dürfte, deren tiefen Sinn man tausendmal klarer fühlt, wenn man die Werke allein liest, als wenn man sie so elend darstellen sieht. Nichts destoweniger widerholten sich in Drury-Lane die Versuche der Shakespear'schen Auferstehung beinahe einen Monat lang. Macready trat nach und nach in den Hauptwerken des großen Dramendichters auf. Ich gebe zu, dieser tragische Schauspieler ist von Werth; einige Theile seiner Rollen zeugen von Studium, vielleicht sogar von zu ängstlichem gelehrtem Studium, denn sein Gefühl steht in keinem Verhältniß zu seinem Wissen, und so kann er nie ganz genügen. Er ist kein vollendeter Schauspieler, der das ganze, ideale Leben eines poetischen Gebildes wiederzugeben vermag. Er hat Hamlets bittere Trauer, aber nicht seine tiefe Philosophie begriffen, von Macbeth gibt er nur die vorherrschenden Nuancen, den furchtsamen Ehrgeiz, die ersten Gewissensbisse und die wilde Trunkenheit im letzten Akte. Die unscheinbaren Umstaltungen dieses schwachen Geistes, dessen Energie nur körperlich ist, der sich nur durch Blutvergießen zu begeistern und zu erheben vermag, stellt er schlecht und ohne Vermeidung von grellen Farben dar. Es gibt kein Stück, in welchem Macready's Spiel nicht mehre verwundbare Seiten böte; dabei steht er bei der tragischen Gesellschaft allein, wozu nicht viel gehört. Miß Tree, die erste tragische Schauspielerin, soll ihn unterstützen, aber ihre Unterstützung hat durchaus keinen Werth. Alles Talent dieser jungen Dame besteht in den unmäßigen Kontrasten einer Stimme, die sie unaufhörlich mit der höchsten Kraft hervorbrechen läßt, um sogleich wieder zum schwächsten Tone herabzusteigen. Sie bedient sich des plumpen Mittels schlechter Vignetten-Stecher, die alle ihre Effekte in den schroffen Gegensatz von Schwarz und Weiß legen. Herr Cooper, der Regisseur der Truppe, führt einige stumme Rollen ausgezeichnet durch; er hat schöne, ausdrucksvolle Züge. Seine Pantomime in Macbeth, wo er Banquos blutigen Schatten als wahre Geister-Erscheinung darstellt, ist in der That angreifend; das Sprechen gelingt ihm weniger; er ist dabei immer voll melodramatischer Emphase. Was das Anmuthige der Gesellschaft betrifft, so möchte Herr Harley durchweg ergötzen, würde er in seinen Bouffonnerien weniger übertreiben. Er läßt sich jedoch den unverzeihlichen Fehler zu Schulden kommen, fortwährend

den Rath zu vergessen, den Shakespeare den Clowns seiner Zeit ertheilt, daß sie sich nämlich an den Text des Dichters halten und nichts von dem ihrigen beifügen sollen. **Let those that play your clowns speake no more, than is set down for them.**

Die Versuche mit Wiederbelebung des alten Lustspiels fielen in Drury-Lane nicht glücklicher aus, als die mit dem alten Trauerspiele. Man könnte behaupten, Macready, dem zu Ehren man the **Provoked Husband** wieder ausgegraben, habe durch seine Erscheinung nur seine völlige Unbrauchbarkeit außer der Tragödie darthun wollen; denn im modernen Costume sinkt er zur völligen Null herab. Farren, ein in London gefeierter Schauspieler, füllt seine Stelle auf eine ermüdende, widerwärtige Weise aus. Unter der ganzen traurig komischen Gesellschaft besitzt Mademoiselle Jones allein ausgezeichnete natürliche Anlagen. Alter und Körperfülle konnten ihr keinen Eintrag thun; denn bis heute hat sie noch nichts von ihrer reizenden Naivetät verloren. Schade, daß dieses liebenswürdige Talent weder eine ausgedehntere Verwendbarkeit erhalten, noch besser benützt werden kann.

In Covent-Garden ging man bei dem ernsten Drama mit noch geringerem Ernste zu Werke. Der alte Charles Kemble erschien daselbst bis jetzt nur als Zugvogel; um die Eröffnung unter den Auspicien eines klingenden Namens einzuweihen, hatte man ihn anfangs für sechs Vorstellungen engagirt; man verspricht, ihn für eine weitere Anzahl von Abenden zu gewinnen, aber wüßte man Kemble auch entschieden an Covent-Garden zu fesseln, so möchte er doch wohl nicht von größerem Nutzen seyn, als für Drury-Lane Macready, vor dem er nur im feineren Lustspiele einen Vorzug hat; überdieß wäre seine Umgebung noch viel elender, denn nach ihm läßt sich kaum noch Miß Taylor anführen, die, abgesehen von einer verdrießlichen, ärgerlichen Miene, welche sie für den Ausdruck von Schwermuth hält, doch noch zuweilen einige leidenschaftsvolle Blitze durchschießen läßt.

Eine nützlichere Erwerbung wäre es, wenn man Herrn Pawer bleibend, und nicht blos auf kurze Zeit zu engagiren vermöchte. Dieser abenteuerliche Schauspieler ist vor Kurzem aus den Vereinigten Staaten zurückgekehrt, wo er drei Jahre zugebracht hatte; bei dem Publikum in London steht er in hohem Credit, und keiner verdient diese Auszeichnung mehr, als er. Sein Genre ist weder sehr ausgedehnt, noch sehr erhaben; er begnügt sich mit der Farce, und überdieß noch mit einer sehr beschränkten Farce, nämlich der irländischen; aber dieser kleine Winkel des Drama's gehört ganz sein; er ist zugleich Dichter und Schauspieler, und theilt seine Herrschaft mit Niemand. — Meister-

schaft, wo und in was sie bestehen mag, hat doch wohl immer ihre Bedeutung. Pawer ist auf der englischen Bühne die geistreiche Personifikation von Irland, dieser Gascogne der brittischen Inseln. Es gibt besonders zwei Stücke, Teddy the Tiler (Edward, der Dachdecker) und Born to good luck (Zum Glücke geboren), worin sich die anmuthreichen Quellen seines begeisterten, originellen, unerschöpflichen Humors entwickeln. Er darf sich nur in einer von seinen unterhaltenden Bouffonnerien zeigen, und man verlangt kein anderes Schauspiel mehr; seine Umgebung verschwindet, er besteht allein noch auf der Bühne; seine Laune wirkt elektrisch; ohne fremde Zuthat vermag er das unauslöschliche Gelächter des ganzen Saales zu erregen.

Indessen konnte die seltene Erscheinung von zwei oder drei Lieblingsschauspielern, weder der einen, noch der andern Direktion eine anhaltende und einträgliche Vogue sichern. Die Unzulänglichkeit ihres Personals zwang Beide, das alte, komische und tragische Repertoire sammt den alten Dekorationen wieder in die Magazine zu verweisen. Zu was aber bei gänzlichem Mangel an neuen Produkten seine Zuflucht nehmen? Zum Melodram und zur Oper. Eigentlich sollte man sagen, zum Oper-Melodram oder zur Melodram-Oper; denn Melodram und Oper sind hier ein und dasselbe Ding; es ist ein neues Genre von Erfindung der Engländer, oder vielmehr eine Vervollkommnung in ihrer Art. Das Rezept dazu soll dem Leser nicht vorenthalten werden.

Der Grundstoff ist in der Regel den Franzosen gestohlen, wobei man folgendermaaßen zu Werke geht: Hat man eine Oper genommen, so verwickelt man die Handlung, chargirt die Schauscenen, transponirt, nagt die Musik ab, ja man streicht sie sogar bis auf einige Stücke ganz weg; so hat man es in Drury-Lane mit der Jüdin gemacht, wovon kaum zwei Finale beibehalten worden sind; dagegen hat man die Anzahl der Pferde, der Harnische und der festlichen Züge verdoppelt. Ist ein Melodram dem Ambigu-Comique entlehnt, so wird es stets in eine Oper verwandelt; man bestreut es ganz einfach mit einigen Arien, die ebenfalls aus den Partituren der italienischen oder französischen Oper in Paris gestohlen sind. Es ist zu bewundern, wie diese englischen Anordner mit Musik und Text der Franzosen umgehen. Da die Herren Scribe und Auber die großen Lieferanten des Tages sind, so müssen diese natürlich vor Allen beraubt und gemißhandelt werden. Bekanntlich hat Scribe in seinen letzten Opern die Verschwörungen nicht sehr gespart; aber dieser Schriftsteller hat Takt und Geist; seine Verschworenen sind Leute von Discretion und gutem Geschmack; sie verkünden es nicht jedem Vorübergehenden und schreien nicht über

alle Dächer, daß sie Empörung im Schilde führen; haben sie ein Stilet bei sich, so wissen sie es schlau zu verbergen. Hier dagegen sind die Verschworenen von Lestocq und Gustave eine Art von Pelzmännchen geworden, mit denen man den Kindern Schrecken einjagt; die Gallerie wird alle Augenblicke auf das Komplot aufmerksam gemacht, und der Dolch ohne Anlaß in der Luft geschwungen. Ein Beispiel in Beziehung auf die Musik: Man erinnert sich der Arie: Amis, la matinée est belle, welche Masaniello in der Stummen singt; von den ersten Scenen ist dieses das vorherrschende Motiv; einen Theil dieser Arie wiederholt der Fischer in seinem Wahnsinne, unwillkürlich von Erinnerung ergriffen. Der englische Umarbeiter des Stückes hat daraus einen Trinker-Chor gemacht, den er am Schlusse des fünften Aktes einlegt, das hindert ihn aber nicht, Masaniello in seinem Wahnsinne sagen zu lassen, der Morgen sey so schön, als erinnerte er sich, dieses früher schon gesagt zu haben. Aus diesem Pröbchen mag man den Stand der Melodram-Oper von London ersehen: In Drury-Lane werden diese unsinnig verunstalteten Stücke mit einem gewissen Aufwande, und, so viel als möglich, mit glänzender Begleitung endloser Tänze und prachtvoller Schlachten dargestellt, wobei die Cavallerie die Hauptrolle spielt. In Covent-Garden mußte man wegen außerordentlicher Armuth an tanzendem und singendem Personal die Kanonen- und Musketen-Schüsse und die Schwertstreiche vervielfachen; der musikalische Theil aber ist bedeutend vereinfacht, und beschränkt sich in der Regel auf vier oder fünf Arietten oder Duetten, welche zwischen den Akten in Gestalt von Zwischenspielen abgeleiert werden; die Ballette sind vollends schülerhaft und bestehen nur aus ein paar Menuets und Rondes. In Covent-Garden nimmt das Ding wenigstens schnell ein Ende; die wahren Musik- und Tanz-Freunde sind aber hier wohl am meisten zu beklagen.

Ein Umstand darf nicht übergangen werden, weil man ihn in London mit so gewaltigen Trompetenstößen verkündet hat. Ein original-englischer Komponist, der ersehnte, so lange erwartete Messias ist so eben erschienen; endlich ist eine große nationale Oper geschaffen worden, die Belagerung von Rochelle von Herrn Balfe, welche seit einem Monate nach dem kürzlich noch verlassenen Saale von Drury-Lane eine erstaunte Menge lockt. National- und Original-Oper? Nun wohl, die unschuldigen Bewunderer mögen mit dieser Illusion ihren brittischen Stolz kitzeln; sie sind dabei interessirt, die erste Ankunft einer eigenen Oper zu bestätigen. Shakespeare hat denjenigen, der keine Musik in sich trägt, mit hartem Vorwurfe belegt, the man coho has not music in himself. Dieses Anathem könnte sich vom Einzelnen

auf die ganze Nation erstrecken. Wie dem sey, ich habe die originale und nationale Partitur des Herrn Balfe aufmerksam und unparteiisch angehört, und bei jedem Stücke ergriff mich die Lust, nach und nach le Philtre, le Serment, la Muette und Gustave von Auber zu begrüßen. Ich war höflich genug, mich nicht aus der Fassung bringen zu lassen, und würde mich auch wohl von ganzem Herzen hingegeben haben, hätte ich einer Ausführung dieser Musik von Derivis, Nourrit, Mademoiselle Falcon und Madame Damoreau beigewohnt.

Von den singenden und tanzenden Truppen in Covent-Garden und selbst in Drury-Lane brauche ich nicht im Einzelnen zu sprechen. Von den Männern und Weibern, von denen man sagen kann, daß sie ungefähr auf diesen Theatern tanzen oder singen, ist nicht Einer ein Engländer, wenn nicht vielleicht Philips von Drury-Lane. Die übrigen Mittelmäßigkeiten nach ihm sind Italiener und Franzosen, die man außerhalb England nicht kennt.

Dieß ist die gewissenhafte Darstellung des doppelten Standpunkts von Covent-Garden und Drury-Lane. Es erhellt daraus unwiderlegbar, daß das Drama in London todt, und die Musik daselbst noch nicht geboren ist.

Lassen Sie uns jetzt einen weiten Marsch unternehmen; setzen wir über den Fluß, sind Sie vom Marsche nicht erschöpft, so gehen wir nach Viktoria und Surrey. Es handelt sich um keine kleine Pilgerfahrt. Surrey und Victoria liegen mitten in Southwark, und wir gehen vom West-Ende aus. Wir haben uns über die Waterloo-Brücke durch den dicksten Nebel gearbeitet, und wandern jetzt in der weiten, auf dem rechten Ufer der Themse ausgebreiteten Vorstadt, in welcher das zahlreiche Volk der Arbeiter von den mechanischen Werkstätten und Zimmerplätzen lebt. Treten wir zuerst in Southwarks glänzendes, zunächst auf unserem Wege liegendes Theater, Victoria, ein. Der Saal ist nicht geräumig, aber mit besonderer Verschwendung beleuchtet; achtzehn nahe am Plafond aufgehängte Lustres stralen ein glänzendes Licht von sich. Das Innere ist im Uebrigen eingetheilt wie bei den andern Theatern von London; man findet stets Logen mit einem besondern Foyer, ohne Zusammenhang mit Parterre und Gallerie, und einem Dress-Circle, in welchem die Toilette strengen Gesetzen unterworfen ist; denn man trifft zwar überall hier Unabhängigkeit, aber nirgends Gleichheit; durchgängig bis in die niedersten Rangstufen zeigen sich die ängstlichen Rücksichten für Etikette, die Unterschiede nach Klassen- und Vermögens-Umständen; auf den untersten Sprossen der gesellschaftlichen Leiter, wo Alles vermischt und vermengt seyn sollte, gibt es noch scharf gezogene Abstufungen und Kategorien. So sieht man

in dem Vorstadt-Theater Victoria im Dress-Circle die kleine Welt, mag sie zum Handelsstande gehören oder nicht, die reich genug ist, die Damen geputzt und mit frisirten Haaren einzuführen; auf dem Parterre erscheinen die Arbeiter in anständiger Kleidung, und ihre Weiber mit Hauben oder Hüten; auf der Gallerie erblickt man den ganzen Ueberschuß des Publikums, der für einen Platz Sixpence (4 Groschen) bezahlen kann, in Hemden oder ohne Hemden. Hier rechtfertigen die Zuschauer vom Paradies den glorreichen Namen, den man ihnen verliehen hat; hier sind sie die wahren Gottheiten, die furchtbar donnernden Gottheiten. In Covent-Garden und Drury-Lane haben Sie die gods brummen hören, ohne sie in ihren Winkeln hinter den Wolken des verfinsterten Olymps erblicken zu können; in Victoria hat man sie strahlend von der Glorie des über sie verbreiteten Gas-Lichts vor dem Antlitz. Sehen Sie über dem Geländer des Amphitheaters diese beschmutzten, zerlumpten Kleider, diese entblößten, von Kohlen geschwärzten Arme, all' diese blassen, von gin (Branntwein) illuminirten und entstellten Gesichter. Das ist die Elite und Quintessenz vom Pöbel aus Stadt und Vorstadt. Das sind die Pfeiler der Schenken von Black-Friars-road, die Fischhändler von Billingsgate, das ist der Schaum von Saint-Giles und den Docks. Im Grunde ist dieses gemeine Volk nicht schlimmer, als das irgend einer andern Hauptstadt; wohl aber ist es das streitsüchtigste, tobendste, gröbste, durch unmäßigen Genuß starker Getränke verhärtetste. Wie tosen auch die Wellen, wie schlagen sie unablässig an einander, während der Stücke, die man ihm spielt. Wie drücken sich Zufriedenheit oder Ungeduld in rohen Unterbrechungen oder zügellosem Beifallssturme aus! Wie viele Streitigkeiten entspinnen sich, wie Viele liegen bis zur Bewußtlosigkeit, bis zu Convulsionen betrunken ausgestreckt! Welcher Zuwachs von Händeln in den Zwischenakten, welche Vermehrung des Getöses durch das immerwährende Knallen beim Oeffnen der soda-water und ginger-beer Flaschen, welche die Lebensmittel-Verkäufer des Theaters vom Parterre auf die Gallerie tragen. Die stürmischsten Freitheater-Abende in Paris geben kaum einen Begriff von den täglichen Stürmen in den Sälen der Vorstadt von London.

Wie aber diese rohe Menge unterhalten? Nur mit wenig mehr Barbarei und Unordnung als in Covent-Garden und Drury-Lane. So beutete Victoria im vergangenen Monate ebenfalls Shakespeare aus; ein amerikanischer reisender Schauspieler, Herr Jones, spielte dort nicht ohne Verstand, den Hamlet, den Macbeth und den Othello; aber, mein Gott, welche Ophelia, welche Lady Macbeth, welche Desdemona stand an seiner Seite. Nachdem man das gottlose Opfer des

heiligen Werkes gebracht, erschien der berühmte Ramo Samee mit seinen Escamotage- und Behendigkeits-Stücken. Diese Vorstellungen hatten in der That mehr Werth; das Spiel dieses Equilibristen war tadellos. Aber der große Dichter und der Gaukler Rippe an Rippe! Welch' himmelschreiende Profanation.

Wie seine Genossen über den Brücken schöpft der Unternehmer von Victoria seine Hauptvorräthe an den Quellen der französischen Bühne. Er hat ebenfalls seine Fabrikanten, die ihm die französischen Dramen, Melodramen und neue Opern nach seinem Maaße zuschneiden. Lucrèce Borgia, Angelo, Latude sind nach und nach aus den Händen dieser Herrn, als ganz der Bewunderung der Vorstädte würdige Stücke hervorgegangen. Nun ist die Jüdin an der Tagesordnung; die Jüdin ist nämlich eine Nothwendigkeit der Londoner Theater geworden. Jede Scene will mit aller Gewalt eine Travestirung des Stückes bilden, während man in Rüstungen, Festzügen und Cavallerie allgemein den größten Eifer entwickelt. Allerdings ist Scribe's letzte Oper in Victoria nicht lächerlicher parodirt worden, als in Drury-Lane.

So entbehrt Victoria auch ebensowenig des Gesangs und Tanzes, als des Trauerspiels und Lustspiels. Einzelnheiten über diesen Theil der Produktionen und die individuellen Verdienste der Truppe mögen uns erlassen werden. Ein Stück, interessanter als das ganze übrige Repertoire dieser Bühne, ist ein Vorhang von Glas, der mitten im Schauspiele vor den gemalten Vorhang fällt. Ich sage ein Stück, weil der Zettel jeden Tag in vollem Ernste die Vorstellung des Glass-Curtain anzeigt, als wäre das ein Melodrama. Dieser Vorhang könnte übrigens eine unvergleichliche Wirkung hervorbringen, wäre er nicht zu drei Viertheilen hinter der häßlichen Verzierung eines Tempels von farbigen Gläsern versteckt, der ihm gleichsam um den Hals liegt. Was für Parures, welch' schreckliche Schönheiten möchte sonst dieser ungeheure Spiegel zurückwerfen und verdoppeln.

Haben Sie Muth, so dringen wir nun tiefer in die Vorstadt; laufen wir zu dem Ende der langen Blackfriars-Brücke; es wäre doch Schade, über den Fluß zurückzukehren, ohne Surrey besucht zu haben. Halten wir uns nicht bei Betrachtung des Saales auf; er ist minder reich verziert, als der von Victoria; Publikum und Eintheilung sind ähnlich; nur erblickt man mehr Seemannshüte auf Parterre und Gallerie zerstreut. Die Seeleute sind hier betheiligte Zuschauer; hier spielt man Seestücke und wir sind nur zwei Schritte von dem Hafen entfernt, der in seinen Docks Raum genug hat, alle Handelsflotten der Welt aufzunehmen. Surrey ist gleichsam das nautische Theater von London; nicht als hätte sich seine Direktion von einer unseligen Einbildung

verführen lassen, diesen Titel ausschließlich anzunehmen und, wie es der Saal Ventadour in Paris gemacht hat, durch Aushöhlung eines Teiches rechtfertigen zu wollen; aber es ließ sich von dem glücklichen Gedanken leiten, sich durch best mögliche Darstellungen von Männern und Ereignissen der See eine Eigenthümlichkeit zu verschaffen. Warum ist in England nicht ein Funke von dramatischem Genie übrig geblieben. Der Dichter hätte diesem Theater durch seine Unterstützung Ruhm und Nationalität erwerben können. Denn gibt es ein Volk auf der Welt, dem eine populäre See-Literatur zukommt, so mußte es dieses England seyn, das auf dem ganzen Ocean, wie am Bord seiner Schiffe Groß-Britannien bleibt. Der Keim des zu befruchtenden Werkes lag schon in den bewunderungswürdigen naiven Balladen des englischen romancero. Welches Drama hätte man der darin enthaltenen politischen Geschichte der Matrosen entnehmen können. In früher Jugend wird er durch die Presse weggenommen. Man entreißt ihn den Seinigen, den Armen seines Weibes, oder des Mädchens, das einst sein Weib werden sollte. Wie viele Jahre zwingt ihn das Geschick unter tausend Wechselfällen umherzuirren, gefangen zu seyn, ferne von Allem, was er liebt, und der arme unbekannte Collingwood hat in seinem Exile nicht einmal den unzulänglichen Trost, einst durch Ehre und Ruhm entschädigt zu werden. Und kann er nicht vielleicht eines Tages, mißmuthig durch Leiden, durch die Härte eines Chefs zur Verzweiflung getrieben, die unerbittliche Disciplin aus den Augen lassen, die den geringsten Ungehorsam gegen das Gesetz mit schmachvollem Tode bestraft? Der Krieg sey zu Ende, er werde frei, durch ein Wunder entkomme er dem Schiffbruche oder der Insel, auf der man ihn gefangen gehalten, mit freudig klopfendem Herzen kehre er zu seinem Geburtsorte zurück — was wird er finden? Seine Mutter ist todt, seine Braut hat seinen Freund zum Manne genommen, oder seine Frau ist wieder verheirathet. Und ihn hat die Anstrengung seines abenteuerlichen Lebens bis zur Unkenntlichkeit verändert. Kaum wird ihn sein Hund wieder erkennen. — Das sind die Fragmente der Epopöe des Küstenvolkes, welches die Stücke von Surrey und besonders ein ganz neues: My Poll and partner Jo! in die Scene gesetzt hat. Leider gebricht es diesen Entwürfen an Kunst und Styl, wogegen Uebertreibung und Gemeinheit überall durchbrechen; indessen sind sie wenigstens Früchte des Bodens, auf dem sie zur Aufführung kommen; ermangeln nicht gerade der Originalität, und manchen ihrer Situationen darf die Wahrheit nicht abgesprochen werden. Ueberdieß ist das Schauspiel dieser nautischen Melodramen häufig neu und imposant; es bietet gut gegebene Effekte von der See, schöne Darstellungen des Inneren der

Schiffe; Seegefechte und fürchterliches Gemetzel beim Entern. Zwei Personen greifen der Mittelmäßigkeit dieser Werke kräftig unter die Arme: einmal Herr Cooke, der sich besonders durch Darstellung von Gang und Haltung, von Gewohnheiten und Gebräuchen, und durch ein den Seemann bezeichnendes, lebhaftes, freimüthiges Wesen hervorthut; sodann Miß Macarthy, eine seelenvolle Künstlerin, die sich um hundert Grade über die vorgeblichen tragischen Schauspielerinnen Englands in der jetzigen Zeit erhebt. Man frage aber die fashionabeln Gentlemen von rein attischem Geschmacke, was sie von Miß Macarthy halten, so werden sie ohne Zweifel antworten, daß sie nie über die Themse kommen, und darum auch nichts von Miß Macarthy wissen. Haben sie dieselbe aber auch zufällig gesehen, so werden sie mit verächtlichem Tone bemerken, ihr Accent sey irisch — ganz richtig, da sie wahrscheinlich eine Irländerin ist; kann das aber im gegebenen Falle ein bündiger Grund zur Verwerfung ihres Genie seyn?

Es muß bedauerlich erscheinen, daß das sonst schätzenswerthe Surrey-Theater sich von dem übeln Beispiele der rivalisirenden Bühnen verlocken ließ, universal seyn zu wollen. Ich wollte es ihm nicht zum Vorwurfe machen, würde es das etwas beschränkte Gebiet seiner nautischen Stücke zuweilen verlassen, und sich dann aber weislich mit den Ueberresten des Melodrama, und mit dem begnügen, was von Lustspiel und Farce in seinen Kreis taugt; das ist aber lächerlich, daß es seine kleine Gestalt so unbeholfen auf die Stelzen des Trauerspiels erheben will, und noch unverzeihlicher muß es genannt werden, daß es zu höchster Ausschmückung der Saison eine große Oper ankündigt. Was läßt sich dagegen thun? Das Uebel ist unheilbar. Die musikalische Wuth hat in London ihren höchsten Gipfel erreicht. Durch Zauberei ist so eben ein neues Theater erbaut worden, als dürfte die gewiß beträchtliche Zahl der alten Bühnen für die unbändige Melomanie der Hauptstadt bald nicht mehr zureichen. Säulen und Kapitäle des Peristyls schoßen in einer Nacht wie Pilze auf, und die Begierde der Liebhaber war so unmäßig, daß sie sich in den neuen Saal stürzten, ehe er vollendet war, daß man ihnen die Ouverture der Eröffnungs-Oper mit Begleitung des Tischlerhammers spielen mußte, womit die Thüren an den Logen vollends genagelt werden sollten. — Ueber dieses neu errichtete Theater von Saint James, so wie über die ganze Masse der kleinen Theater für komische Oper und Vaudeville mit den Weihnacht-Pantomimen in einem weiteren Berichte.

Briefe aus München.

I.

Die Nachricht von der glücklichen Ankunft des Königs in Griechenland begrüßte freundlich das neue Jahr und erregte allgemeine und wahre Theilnahme bei Hohen und Niedern. Die erfreuliche Kunde verbreitete sich mit Blitzesschnelle in der Stadt, und man konnte leicht wahrnehmen, daß auch der gemeine Mann sich lebhaft dafür interessirte. Möge es dem König auch gelingen, in Griechenland das gesunkene Vertrauen wieder herzustellen und eine Ordnung der Dinge zu begründen, die Zukunft haben kann. Bisher vernahmen wir wenig Gutes von jenem Lande, am allerwenigsten von den von dort zurückgekehrten Landsleuten, die sich indessen mit großer Zurückhaltung und mit der hier so nöthigen Vorsicht darüber äußern, und sonderbar genug, Personen, deren Briefe aus Griechenland vom Lobe der dortigen Zustände überflossen, sprechen sich unter vertrauten Freunden ganz anders darüber aus, seitdem sie zurückgekehrt sind. Persönliche Rücksichten und getäuschte Erwartungen bestimmen indessen so oft solche Urtheile, daß man sie nicht als sehr zuverläßig betrachten kann. Daß der Aufenthalt dort für den Deutschen jetzt nicht behaglich seyn und es nach Jahrzehnten kaum werden kann, konnte jeder Verständige im Voraus wissen, aber es fragt sich nur, ob etwas für die Zukunft zu erwarten ist, und darüber werden wir wohl erst nach der Rückkehr des Königs Aufschluß bekommen. In den höhern Kreisen der Gesellschaft bespricht man seit einigen Tagen zwei Neuigkeiten aus Wien, die, wenn sie sich bestätigen, von Wichtigkeit sind. Man glaubt nämlich, jetzt annehmen zu können, daß das Gerücht, die Kaiserin von Oestreich befinde sich in gesegneten Leibesumständen, nicht ungegründet ist. Wenn Kaiser Ferdinand keine männliche Nachkommen bekommt, succedirt bekanntlich der Erzherzog Franz Karl, dessen Gemahlin eine Prinzessin von Baiern ist, und es ist begreiflich, daß jene Nachricht unsern Hof lebhaft interessirt. Ferner heißt es, die Unterhandlungen wegen einer Heirath des Herzogs von Orleans mit der Erzherzogin Theresia von Oestreich verspráchen Erfolg und fänden Anklang am Wiener Hofe. Ueber diese Nachricht ist man in einigen Salons wie erstarrt, denn wir haben noch immer einige, wenn auch wenige, gestrenge und unerbittliche Politiker, die von der Legitimität des Königs der Franzosen nichts wissen wollen, und die müßten es nun erleben, daß eine Heirath mit dem Erzhause solche

Gräuel sanctionirte? Es wäre entsetzlich, und man kann sich nur mit der Möglichkeit trösten, daß die Nachricht falsch ist. Die Politik des östreichischen Kabinets huldigt dem Bestehenden und auch dem Neuen, wenn es sich als bestehend ausgewiesen hat. Der Vorgang wäre leider nicht ohne Beispiel, denn mancher Kavalier erinnert sich noch recht gut, mit dem großen Cortège an der Kaiserstiege gestanden zu haben, um Marie Louise zu empfangen, die als Französische Braut durch München nach Paris eilte. Die Zukunft wird uns belehren, so viel ist gewiß, daß beide Nachrichten mehr als eine unterbrochene Whistpartie veranlaßt haben. — Der Karneval ist nun auch da. Die Abwesenheit des Königs wird die Hofbälle nicht verhindern, einer hat bereits statt gefunden und war sehr glänzend. Viele Fremde von allen Nationen, die sich den Winter über hier aufhalten, und bei Hofe vorgestellt sind, waren dabei gegenwärtig, die vielen bunten Uniformen und einige geschmackvolle Damen-Anzüge gewährten ein glänzendes Bild. Ich sah auch eine Dame mit engen kurzen Aermeln, die, in alter Form bis beinahe an den Ellbogen, Mode zu werden streben. Es ist höchst verdienstlich, dazu beizutragen, damit die geschmacklosen und entstellenden Schinkenärmel aus Gebrauch kommen. Die modische Mannskleidung, die bürgerliche, wie die Uniformen, ist ohnedies widersinnig und unmalerisch genug, die Frauen allein können noch etwas für den guten Geschmack thun, aber dann müssen sie alle weit vom Körper abstehende Formen verbannen. Das Unmalerische der modernen Tracht fällt natürlich am meisten auf bei so großen und schimmernden Versammlungen, wie ein Hofball sie veranlaßt — aber nun gar in der Kunst! Wir haben vor nicht lange ein lebhaftes Beispiel davon vor Augen gehabt in dem großen Bilde von Peter Heß, den Einzug Königs Otto in Nauplia darstellend. Das Bild ist meisterhaft gemalt, aber Heß hat viele Uniformen machen müssen und nur wenig Griechen malen können. Der geniale Künstler hat sich zwar nicht verläugnet, er hat eine Gruppe griechischer Hirten hingestellt, mit einem Ausdruck und in einer Ausführung, wie nur ein solcher Meister es kann; wie rührend protestiren die flehenden Blicke der frommen Naturmenschen gegen diese Invasion von Uniformen, in denen meistens lauter gute alte Bekannte aus München stecken, die sich nun größtentheils selbst betrachten können, da die Meisten zurückgekehrt sind und gar nicht wieder dahin verlangen. Es ist nicht zu sagen, wie trocken und kalt diese uniformirten Erscheinungen werden, die ganze Kunst des trefflichen Malers hat diese widerspenstige Alltäglichkeit nicht überwinden können. Es ist überhaupt kläglich, wie die Uniformsucht um sich greift. Ich habe Tscherkessen, Baschkiren und Mingrelier in Uniform sehen müssen. Die göttlichen Janitscharen — pittoresk gesprochen nämlich — sind ersetzt durch stramme Gardepuppen mit dem Nachtmützenartigen Fes, die egyptischen Krieger sind uniformirt, die Persischen, die des Runjet-Sing sogar! Der Universalismus der despotischen Civilisation verbreitet überall hin Uniformirung und damit Uniformität der Menschen. Höhere Weltzwecke werden dadurch gefördert, ich weiß es wohl, aber diese Schneiderzeichen der Zeit führen uns mit den bunten und doch eintönigen Lappen die Massenherrschaft der Dinge vor Augen,

die Individualität bedeutet nichts mehr, wir sind Zahlen! Wundern Sie sich etwa über diese Gedankenausschweifung von einem Hofballe, so muß ich Ihnen sagen, daß man bei einem Hofballe sich oft nach ablenkenden Betrachtungen sehnt. Die höhere Gesellschaft ist ausschließlicher wie sonst; es ist freilich schwer zu sagen, woher sie frische und belebende Elemente, deren sie so sehr bedarf, in sich aufnehmen sollte, da man außer dieser Coterie keinen Sinn für häusliche Geselligkeit hat und sich scheu zurückzieht. Man fühlt übrigens in der Gesellschaft empfindlich genug das Drückende des ewigen Einerlei, Behutsamkeit waltet mehr als jemals vor und bannt das Gespräch in einen engen Kreis geringfügiger Gegenstände, darum sehnt man sich nach Abwechslung, und Fremde werden ohne viel Wahl aufgenommen; oft verräth das Auftreten solcher Gäste wenig Bekanntschaft mit der großen Welt, aber wenn nur kein gar zu arger Schnitzer vorkommt, so sind es doch neue Gesichter, und man hat sich mit den Leuten aus der Stadt nicht gemein gemacht. Unsere Klubbs, deren Zahl Legion ist, haben ihre Karnevalsfreuden begonnen, die sich alle Jahre gleich sehen. Einer der größeren Vereine gibt alle Sonntage Unterhaltungen, die hauptsächlich in kleinen musikalischen Vorträgen bestehen, wobei denn das schöne Geschlecht nicht fehlt; dem Fremden, der dieß mitgenießen will, muß es sonderbar genug vorkommen, daß die ganze Unterhaltung in eine dicke Tabakswolke gehüllt ist. Im Museum merkt man nichts von Bier und Tabak, beide Artikel finden sich nur vor in einem Zimmer, das außer aller Verbindung mit dem übrigen Lokale ist. Während nun der Karneval mit seinen alten Spässen da ist, und uns schwerlich einen neuen Witz zu bieten hat, sind wir überrascht worden von einer Trauerbotschaft aus Landshut. Das dortige Appellationsgericht hat nämlich einige Todesurtheile in politischen Sachen eingesendet. Es ist hier Gebrauch, daß ein solches Todesurtheil nur dem Anwalte publicirt wird, der die Berufung an die höchste Instanz veranlaßt, ohne dem Inquisiten das Urtheil mitzutheilen. Die humane Absicht ist dabei nicht zu verkennen. Ein Advokat hat indessen bei dieser Gelegenheit geglaubt, in Bezug auf seinen Klienten von diesem Gebrauche Umgang nehmen zu müssen, und hat ihm das erfolgte Urtheil mitgetheilt. Er hat seine Gründe, die ihn zu dieser Abweichung von dem gewöhnlichen Verfahren veranlaßten, vor einer Versammlung aller Advokaten unter dem Vorsitze eines Oberappellationsgerichtraths entwickeln müssen, und wahrscheinlich wird das Justizministerium darüber entscheiden. Ein anderer Vorfall in Justizsachen hat auch hier viel Aufsehen gemacht. Bekanntlich ist die höchste Instanz für die Rheinprovinz auch in München, indem in solchen Sachen das Oberappellationsgericht sich als Cassationshof konstituirt, wobei mündliches Verfahren vor offenen Thüren statt findet. Der Anwalt in einer Civilsache gegen den Fiscus erschien nun vor dem Cassationshofe und bat um Vertagung des Termins. Die Sache betrifft ein Besitzthum von sehr bedeutendem Werthe, worauf der Fiscus Anspruch macht. Der Anwalt führte als Grund seines Begehrens an, daß er zwei Inquisiten zu vertreten habe, die eben auch durch die aus Landshut eingelaufenen Todesurtheile betroffen sind, und da er nun gesetzlich für

diese binnen einer Frist von 16 Tagen Berufung einlegen muß, so könne er gleichzeitig nicht so wichtige Sachen führen, worin es sich um Leben, Ehre und Vermögen handle. Dagegen erhob sich der Staatsprokurator und suchte die Unzuläßigkeit der Bitte des Anwalts darzuthun; dieser erwiederte sehr lebhaft, das Gericht aber bewilligte den Aufschub, und ertheilte dem Anwalt einen Verweis wegen einiger Ausdrücke in Betreff des Staatsprokurators. Es ist traurig, so oft auf die unglückseligen politischen Processe stoßen zu müssen, die in gleichem Grade Alle affiziren, denn wahrlich nicht bloß die Unglücklichen, um deren Schuld oder Unschuld es sich handelt, sondern auch die Richter und das Publikum leiden dabei. — An dem neuen Universitätsgebäude wird so fleißig gearbeitet, als es die Witterung gestattet, und es wird zuverläßig in möglichst kurzer Frist erstehen. Die Universität blüht still fort, hebt sich aber in manchen Zweigen merklich. Wie Sie wissen, haben wir berühmte Lehrer in der Philosophie, die aber von ganz verschiedenen Ansichten ausgehen, obschon sie alle nach einem Ziele streben, das sich aber wie das Bild zu Saïs verbirgt, und noch hat Keiner den Isisschleier gehoben, obschon Jeder versichert, daß er es allein vermöge, es aber doch immer nicht thut. Jeder Meister hat sein Schiboleth für das Schleiergeheimniß, das Keiner verräth, das Absolute, das objectivirende Subject, das nicht Nicht-Seyende, der esoterische Magus, die Potenzialität — lauter Katheder-Götzen, vor denen alte und junge Schüler sich tief verneigen. Man vergißt auch nicht die älteren Systeme, selbst die Scholastiker Scotus Erigena, Bernhard und Abälard kommen zum Vorschein, die Lehre von der Tincture erschallt, und dann Descartes, Spinoza, Jakob Böhm und St. Martin, und dann die Kirche mit ihrer starren Positivität und die Gegenwart mit ihren zermalmenden Spaltungen! Wie kaleidoskopisch es wohl in manchen jungen Köpfen aussehen mag, wenn sie eine Zeitlang in diesem Drehstuhle wirbliger Gegensätze herumgeschleudert sind! Wenn ich die blühende, vertrauensvolle Jugend mit sehnsüchtigem Verlangen in den Hörsälen Schellings, Schuberts und Baders sich drängen sehe, so tröstet mich der Gedanke, daß Viele gedankenlos auf die Denker horchen, daß bei Manchen von dem nicht gefahrlosen Studium eine Anregung zum Streben nach höheren Ideen als unbewußtes Residuum bleibt, und daß mancher leuchtender Funke in edlen Gemüthern glühende Liebe zu ächter Wissenschaftlichkeit entzündet. Dann merken sich die guten Jungen auch, daß alle Theorie grau ist, und suchen den grünen Baum mit ächtem Lebenssaft, und das Bier rectifizirt Vieles und ist kein zu verwerfender Ballast im Luftballon des transcendentalen Aufschwungs. In München greift man in der Regel nicht schnell nach neuen literarischen Erscheinungen, noch haben sie ein zahlreiches Publikum, um so auffallender ist es, wie allgemein die Kunde von Strauß Leben Jesu sich verbreitet hat, die Neugierde ist ungemein gespannt, und das Buch hat eine Celebrität, als wäre es verboten. Gutzkow's Sache hat hier ihre Nummer unter den Tagesneuigkeiten, die kleinen Blätter haben sogar davon gesprochen, noch mehr Glück aber würde Gusikow machen, ich meine den Stroh- und Holz-Virtuosen, dessen Töne hier Anklang finden müßten. Platens

Tod hat nicht viel Aufsehen gemacht, weil der Dichter nur einem sehr kleinen Kreise persönlich bekannt war, und seine Werke kein großes Publikum hier haben können. Dagegen erregte des ehrwürdigen Plank's Tod große Theilnahme, weil der greise Lehrer aus beinahe drei Generationen unzählige Schüler hatte. — Unter den Malern gehört Kaulbach unstreitig wie zu den geistreichsten, so auch zu den fleißigsten. Er arbeitet an dem großen Gemälde für den Grafen Raczinsky in Berlin, die Hunnenschlacht vor Rom darstellend, welches mehre Jahre hindurch seine Thätigkeit in Anspruch nehmen wird; außerdem hat er ganz vortreffliche Zeichnungen entworfen zu Schillers Verbrecher aus Ehrsucht, die im Stich herauskommen, und einen Carton vollendet zu einem Gemälde, welches Beduinen in der Wüste darstellt. Der Landschaftsmaler Rottmann hat aus Griechenland ein Skizzenbuch mitgebracht, dessen gehaltreiche Fülle Alle in Erstaunen setzt, die es gesehen haben. Mit dem Februar beginnt die Uebersiedelung der Gallerie in die Pinakothek, wahrscheinlich wird man darauf im Sommer gleich anfangen, den neuen Flügel der Arkaden unter der alten Gallerie in Uebereinstimmung mit den bereits vollendeten zu setzen — in diesen neuen Arkaden werden Griechische Landschaften von Rottmann in Fresko gemalt. Bis Monat Juni werden die Vorarbeiten im Innern der Ludwigskirche so weit gediehen seyn, daß man anfangen kann, den Grund aufzutragen zu den Freskobildern von Cornelius, wozu die Cartons bereits ausgestellt waren. — Unter den Neuigkeiten, die das Hoftheater in der letzten Zeit brachte, hat der „Glöckner von Notre Dame“ entschiedenen Erfolg gehabt, das Stück ist in kurzer Zeit viermal bei vollem Hause und mit gleichem Beifalle gegeben, jedesmal wurden die Darstellenden und die Verfasserin gerufen. Auch die „Wahnsinnige“ von Melesville hat mit Recht sehr gefallen, Herr und Mad. Dahn haben mit großer Auszeichnung darin gespielt. Nicht in gleichem Grade gefiel „der Ball zu Ellerbrunn“ Lustspiel von Blum. Der erste Akt ist sehr lebendig und gut, und machte vollen Eindruck; Hr. Forst, der einen lebenslustigen jungen Mann sehr gut spielte, wurde nach dem Akte gerufen, aber die beiden letzten Akte entsprachen den Erwartungen nicht. Es wird eine Posse von Nestroy „zur ebenen Erde und über eine Stiege“ einstudirt, und soll noch in diesem Monate gegeben werden. Die jetzige Intendanz hatte hauptsächlich durch glänzende und gelungene Operndarstellungen Vertrauen zu ihrer Leitung erregt, und doch haben auch gerade herbe Verluste in der Oper ihr große Schwierigkeiten bereitet. Wie gleich Anfangs Mad. Sigl-Vespermann und später Mad. Schechner wegen Kränklichkeit abtreten mußten, so nun auch Mad. Spitzeder und Dlle. Deisenrieder, der zweite Tenorist Hr. Hoppe ist auch über ein halbes Jahr krank. Der „Maskenball“ von Auber wird einstudirt und soll bald gegeben werden. Hoffentlich wird es bald der Intendanz gelingen, Ersatz für die abtretenden Mitglieder zu finden, denn jetzt haben wir nur eine erste Sängerin und einen Tenorist, und ein Katharr kann die ganze Oper verstummen machen.

M . . .

Napoleon,

Skizze nach Edgar Quinet.

Das Theater im olympischen Cirkus, welches seit einem Jahre am Tode lag, hat plötzlich alle seine Glücksdramen im Stich gelassen; es hat einen neuen Feldzug begonnen, es hat das einzige ihm zusagende Drama ergriffen, das Kaiserreich, den einzigen Helden, welchen sein Publikum begreift, den Kaiser. Der olympische Cirkus that wohl daran.

Früher einmal hatte ich von diesem Drama berichtet, wie ich es mitten durch den Staub der Schlachtfelder gesehen, und wie es nur durch das Wiehern der Rosse, durch das Geheul der Kanonen, durch das Getöse sinkender Wälle unterbrochen wurde. Heute will ich das Drama Napoleon erzählen, wie ich es noch höre, wie ich es gestern am Kaminfeuer geschaut, und wie man mir es vor ein Paar Tagen erzählt hat.

Die Scene beginnt. Es sitzt eine Frau da und dreht ihre Spindel unter einem Gebüsch zu Ajaccio. Ihr Gatte ist neben ihr, und Beide fragen sich über die Bestimmung, welche sie für ihr Kind geträumt haben. Wird er ein Page des Königs werden? wird er ein kühner Matrose? wird er ein Jäger auf dem Gebirge? Wer weiß es? — Alsbald tritt eine Zigeunerin hinzu, die Alles weiß. Sie ergreift die Hand des Kindes; diese Hand wuchtet wie Erz schon. Sonderbares Geschick ist hineingegraben, und schon kann man unter diesen tiefen Furchen das ganze Heldengedicht, das künftige lesen. Der Olivenbaum von Lodi, die Palme von Abukir, und selbst Leipzigs Ulmen beschatten schon die Wahrsagerin. Bald schifft sich der Knabe ein: Leb wohl, meine Mutter! Lebt wohl, meine Schwestern! Die Wage steigt, das Segel schwillt, das Schiff scheidet. Der Stern des Helden erhebt sich am Horizont, aber Niemand gewahrt ihn noch, nicht einmal Der, der ihn doch vor Allen geschaut, seinen schönen Stern! Dieß ist der Prolog des großen Drama's, das sich vor euch aufrollen wird.

In der That, bald genug beginnt das Drama. Die bestaubten Bataillone der Republik schreiten an uns vorüber, ohne Kleider und nackten Fußes. Sey gegrüßt, Marceau! Gegrüßt, Jaubert! Gegrüßt, Hoche, Desaix! Gegrüßt all' die ruhmwürdigen Fragmente unserer Geschichte. Alle Herzen schlagen bei ihrer Ankunft, ihre langen Haare fliegen über ihre Schultern, die Völker folgen ihnen und klatschen in die Hände. Aber wer ist da droben, auf dem Gipfel des Apennin, der junge Korse mit der edlen Stirn? Er beherrscht schon die Welt, wie ein Gewitter, das am Horizonte aufsteigt.

Jetzt blickt nach den Sümpfen von Arcole, der junge Korse ist auch hier. Die hölzerne Brücke, die ihn noch vom jenseitigen Ufer trennt, ist die Brücke, welche die alte Welt von der neuen trennt. Er überschreitet sie; er reißt die Völker mit sich fort nach den Ufern der Zukunft. Da fällt Venedig, die auf den Grund des adriatischen Meeres gebaute Stadt. Jedes Jahr vermählte sie sich dem Meere, und feierte ihre Hochzeit; aber eine Trommete erscholl, stärker als die von Jericho, ein Mann nahete sich dem Strande, und diese tausend Jahrhunderte des Stolzes und der Ueppigkeit, diese langen Herrscherstämme der Dogen, diese so lebhafte und herrliche Hochzeit, das Alles stürzte sich mit einem Mal in die Wogen. Venedig ward in einem Augenblick unter die Seufzerbrücke hinabgesenkt, gleich einer vom Ewigen Verurtheilten.

Da kommt eine Botschaft. Sie bringt an die genußreichen Ufer der Brenta, auf jenes Grab Venedigs und Italiens, einen Brief von Josephinen, einen Brief, wie ihn alle Frauen im Herzen schreiben, eifersüchtig, verzweifelnd und die Schlachten verwünschend. Die Botschaft kehrt zurück und bringt einen Brief, geschrieben unter'm Zelte, von Dem, der schon den Königen und Kaisern sein Schlachtwort diktirte. Einen Augenblick später und ihr schreitet aus dem Ungestüm italischer Kriege in die Wüste Aegyptens. Das Echo der sieben Pyramiden ertönt und erstaunt, die orientalische Welt ist erschüttert bei dem Nahen ihrer neuen Bestimmung. Der Pascha von Damaskus schreibt an seine Beys und an seine Agas, die Masse stürzt sich dem Franken=Sultan entgegen, dann steigt der Iman auf das Minaret und erzählt den in den Moscheen knieenden Völkern die Schlacht bei den Pyramiden. Der Abend bricht herein, der Chor orientalischer Frauen erhebt die Stimme, er klagt über Asiens Fall. Vernehmt ihr den langen Seufzer, der sich über jenes ganze Land von Tyrus, von Babylon und von Jaffa erhebt? Vernehmt ihr jene unendlichen Klagen aller asiatischen Staaten, einen nach dem andern, einen über den andern vernichtet und zertrümmert? Da tritt ein Mann in die Wüste. Es ist derselbe Mann, den ihr auf den Scheiteln des Apennins stehen sahet, der auf dem Grabe Venedigs saß. Am Fuße der Pyramiden fragt sich dieser Mann ganz leise, und die Erde vernimmt ihn. Denn für ihn ist der entscheidende Augenblick gekommen, zwischen dem Recht und der Stärke zu wählen. Wird er Brutus, wird er Cäsar seyn? — Schrecklicher Zweifel! — Es ist entschieden, er wird Cäsar seyn.

Und siehe! alsbald beugen sich vor ihm die römischen Adler und die Fasces Cäsars. Die Völker, eben noch wilde Gladiatoren, wallen seinem Siegeswagen entgegen. Der Mann der Wüste hat sich zum ersten Consul gemacht; er theilt die Staaten auf seinem Weltatlas aus. Ihr sehet ihn auf seine Karten gebeugt bei dem Scheine seiner Lampe; ihr kennet den Helden, ihr werdet den Gesetzgeber sehen.

Aber die Alpen haben wie Zelte gezittert auf den Gipfeln des Sanct=Bernhard. Die Armee hat sich auf den Gletschern gesammelt, und ist wie eine Lawine in die Ebenen von Marengo hinabgerollt. Da ist noch eine Schlacht, ohne Zweifel die letzte. Wahrlich, mitten in diesem erkämpften Frieden erhebt sich das **Te Deum** aus den uralten Cathedralen, und die Völker singen den ewigen Frieden.

Es kommt endlich der zweite Akt dieses großen Ereignisses. Es handelt sich dießmal davon, einen Kaiser zu krönen. Für dieses hohe Fest hat der heilige Vater die ewige Stadt verlassen, die Glocken erschallen, die Masse drängt sich heran und umringt ihn: Es lebe der Kaiser! — Sein Glück ist erfüllt; da plötzlich erhebt sich mitten unter dieser knieenden und schimmernden Menge die Drohung von Oben, die mit all' ihrem Gewicht auf das gekrönte Kaiserhaupt fällt.

Nachdem Alles vorüber ist, kehrt ein Jeder an sein alltägliches Geschäft zurück: der Richter an sein Tribunal, der Soldat an sein Bivouak; wir stehen am Vorabend von Austerlitz. Die Armee schläft, die Feuer röthen den Horizont, die Wachen rufen; die Sonne, die Sonne von Austerlitz, die große Sonne des Kaisers, steigt endlich empor!

Wer wird sie malen, die Schlacht bei Austerlitz? Wer wird es wagen, jene seit Homer herkömmlichen Schlachtenberichte zu Boden zu schmettern? Wer wird uns von diesen Schlachten befreien, gezeichnet nach Schlachten des Alterthums? Wer wird uns eine neue Schlacht zeigen, wer wird uns den Donner der Flinten und Kanonen zu hören geben? Nicht diesen Kampf einzelner Helden, die Brust an Brust streiten, sondern den großen Geschichtsmoment des Kampfes gewaltiger Massen, welche sich eine an der andern brechen, und in deren Mitte der Gedanke, die Persönlichkeit des Heerführers erscheint, wie die Seele sich zeigt im Körper.

Austerlitz hat Alles wieder begonnen in dem Drama, welches ich erzähle. Das Gemisch der Völker nimmt zu. Die Erde bedeckt sich mit Blut. Mitten in dieser ungeheuern Ebene von Todten, die sich, vom Ebro beginnend, bis hinauf zum Niemen ausdehnt, begegnet der Kaiser zu Pferd dem Herzog von Montebello, auf den Tod verwundet, und ihm prophetische Worte zuflüsternd. Zu gleicher Zeit bricht von fern her der Bannspruch des Pabstes, als des sichtbaren Organs der Vorsehung, hervor. Es ist geschehen; dieser dritte Akt ist gefüllt; schon berühren wir die Gipfel dieses tragischen Stoffes; die Katastrophe ist nicht weit.

Vierter Akt. — Ein königliches Fest ruft uns; der Hof strahlt von Diamanten und Freude, und mitten in dem allgemeinen Jubel spricht eine Frau zitternd mit ihrem Gemahl; es ist Josephine. — Unter dem Thronhimmel und im Lärm des Balles stählt sie ihr Herz, durch den Gedanken an die Scheidung zerrissen, die noch für alle Welt Geheimniß ist. Die Unterredung dieser beiden gekrönten Gatten, die zurückgehaltenen Seufzer Josephinens, das kurze gebieterische Wort des Herrn, und die Freude, die sie umgibt, welche Scene!

Mit Tagesanbruch wird das Fest zur Trauer; er ist ertönt, der Ruf von Spaniens Empörung! Berge, Flüsse, Städte, Alles wiederholt ihn; Spanien zuerst gehorcht dem Bannfluch, von Rom gesendet; seine Stimme erhebt sich über die Pyrenäen. Hört ihr die Litaneien der Mönche? Spanien wird die Arena, wo der castilianische Torreador den gallischen Stier bedroht. Kommt heran! Kommt heran! Die Völker von Abend, von Morgen, von Mitternacht reihen sich aneinander, wie Zuschauer auf ihrem Amphitheater. Schon ist der Ruf Saragossa's, von Echo zu Echo, bis zum Kremlin herangedrungen.

Blickt empor! Wir sind in Moskau: Moskau, die öde Stadt, erbaut von den Gnomen des Ural, sie schwitzt unter ihrem Schneedach.

Ein Wanderer klopft an die Pforte; ihr wißt schon, wer der Wanderer ist; die Pforte öffnet sich und schließt sich wieder; da plötzlich — beim Anblick des neuen Gastes — wanken die Thürme; der Hauch Gottes zündet den Brand, und dröhnt dem Ohr des wandernden Mannes der Schlachten den Fluch des Vatikan entgegen. Drauf verlischt das Feuer, die Gestalt des Schlachtenriesen zeichnet sich in einsamen Umrissen in den Schatten dieser Glut.

Moskau ist fern, die Beresina ist nahe. Ein ganzes Heer ist verwundet und unbeweglich gebannt auf den Saum des Weges. Die Zunge ist gefroren, die Thränen sind gefroren; das ganze Volk ist ein Volk von Todten. Da sprengen im Galopp, getrieben von göttlicher Hand, die Reiter der Ukraine heran; sie schütteln die Schneeflocken von ihren Mänteln auf jene erstarrte Menge, und ein Berg von Thau überschüttet die große Armee. Die Beresina bleicht am Horizonte.

Dennoch verfolgt der Wanderer von Moskau ganz allein seinen Weg. Er gelangt ganz allein zur Schwelle seines Reiches. Die Völker sehen vom Gipfel der Thürme herab sein bleiches Pferd vorüberschreiten und erkennen ihn nicht. Die Schildwache fragt ihn nach seinem Namen, er antwortet: Napoleon! und die Welt beginnt wieder zu beben.

Später kündigt auch von Leipzig her ein Ungewitter sich an. Schildwachen rufen sich in Deutschland an im französischen Lager. — Sie haben Stimmen murmeln hören. Diese Stimmen, furchtsam und schüchtern anfangs, werden immer kühner, und am Ende brechen sie hervor, wie einer jener furchtbaren Gesänge Beethovens. So ist Deutschland, das seinerseits den Ruf Saragossa's erwidert! Es sind mit einem Wort alle jene Gesänge von 1813, die nur im Getöse und in der Wuth der Leipziger Völkerschaft verhallen konnten.

Also schreiten wir von Unheil zu Unheil. Die Woge hat sich über Poniatowsky geschlossen. Frankreichs Erde hat die Tritte des Fremdlings gefühlt. Alle ruhmwürdigen Todten von Arcole und von Marengo sind herbeigeeilt und hüten drei Tage die Grenze. Armes Frankreich! bleibt noch Blut in deinen erschöpften Adern? Nein; denn Napoleon ruft dem Rest seines Heeres von der Treppe zu Fontainebleau seinen Abschiedsgruß. Weine denn, Frankreich, und brich dir das Herz, denn es ist nur zu wahr, der Fremdling siegte!

Doch Alles ist noch nicht beendet; der Lenz ist wieder erblüht; das Märzveilchen ist aufgebrochen; ein Segel hat geblitzt von der Insel Elba her. Er ist's! Er ist's! Er ist's! Schon sind wir ganz nahe bei Waterloo!

Waterloo, ihm gebührt allein ein ganzes Drama; hier werden diese ganzen Begebnisse erfüllt; hier erliegt Alles dem Tode, und kaum, o Frankreich, bleibt dir Herz genug, um zu dem Himmel zu beten!

Wohlan! Alles ist noch nicht beendet. Unser Drama hat verschiedene Verknüpfungen; denn es ist das Drama aller Helden und des ganzen Jahrhunderts. Wir sind in Longwood. Der Kaiser liegt am Sterben! Aber ehe er auf seinem Felsen stirbt, hat Prometheus das Geheimniß seines Geschickes, und er entziffert Denen, die ihn umgeben, das Räthsel seines Lebens. Es ist vorbei, er stirbt. Seine

Armee steigt vom Himmel herab, ihn zu empfangen, und auf den Schlachtgefilden erheben sich die Schlachten selbst, wie eben soviel Riesen auf ihren Knochenhügeln. Sie rufen Lebewohl! jener heroischen Zeit, von welcher uns ein Abgrund so weniger Tage trennt.

Endlich, in der letzten Scene dieser göttlichen Komödie, die ihren Dante erwartet, umkreist ein Lärm die Welt, der Kaiser ist nicht todt. Das Grab hat sich getäuscht; Napoleon hatte sich die Säule erbaut auf dem Platze Vendome, um hier die Tage der Unsterblichkeit zu leben. Und siehe, in der That erscheint der Tod wieder, sein Herz ist von Bronze, seine Seele ist von Erz, er schreitet schweigend über die Gipfel der Säule. Zu seinen Füßen schwinden die Völker und die Reiche, Jahre und Jahrhunderte sterben rings um ihn her. Die Erde wird leer und öde, aber Er, er überlebt Alles, und allein steht er aufrecht im Chaos. —

Ihr fragt euch mit Staunen, wo ist dieses Drama, und wieviel Tage wird man brauchen, um es zu spielen? und ihr berechnet auch selbst, wieviel Heere und Schlachtfelder wird dieses dramatische Gedicht erfordern! Ihr erschreckt über diese dichterische Einbildungskraft, die also die Formen der Wirklichkeit vergrößert, ihr gleichwohl Eintrag zu thun. Beruhigt euch; — es gilt hier nicht einem Drama für den Olympischen Cirkus, noch einem Trauerspiel für das Theater Français, dieß ist keine überströmende Nahrung für die heutigen Schauspieler; es ist ein Gedicht. Es ist das Werk eines bizarren und großen Gedankens, kühn bis zum Uebermaß, leidenschaftlich und begeistert bis zum Wahnsinn.

Der Styl dieses Gedichtes hält Schritt mit der tausendgestaltigen Erfindung, von welcher ich Euch kaum eine Idee gebe. Ein Styl, schlicht und kräftig, und oft so populär, daß er barbarisch wird; eine Poesie, von der man nichts sagen kann, als daß sie keiner Poesie in der Welt gleicht. Meinetwegen das Werk eines Riesen, meinetwegen das Werk eines Narren, aber in beiden Fällen das Werk eines Mannes von ächtem Talent. Was wird der Erfolg dieses Buches seyn? Wird es neben Ahasverus, von demselben Autor, seinen Platz nehmen in der Bibliothek einiger mehr deutschen als französischen Fanatiker? Oder wird es herabsteigen in die Hände und das Gedächtniß des Volkes, wie ein langes Trauerepos, dem nur eine Melodie fehlt, um an allen Straßenecken gesungen zu werden? Keiner vermöchte es weder zu sagen, noch vorauszusehen. Dieses Buch kann Alles erleben. Es scheint mir eben so nahe dem Vergessen, als dem Ruhme; es ist wie der Held, welchen es besingt, es ist in gleicher Entfernung vom Siege zu Arcole und von der Schlacht bei Waterloo.

Aber wer weiß? Herr Edgar Quinet hat für sich seine Ueberzeugung, seine dichterische Glut, seinen edeln Unwillen, seine großen Gefühle für Freiheit und Vaterland, seine süße, ehrenvolle Schwermuth bei dem Anblick menschlichen Hochsinnes, dieser glänzenden Geißel; endlich hat er für sich den unübertroffenen Ruhm, das Glück ohne Gleichen, die wundervollen Ereignisse und den großen Namen seines Helden. Das Gedicht Herrn Edgar Quinet's heißt — Napoleon!

(Janin.)

Feuilleton.

Kleine Zeitung.

Kassel, im Februar 1836.

Jerrmann's Schlaftrunk, der hier vor einigen Wochen zur Aufführung kam, ist von dem hiesigen Publikum weniger mit Theilnahme, als in der Spannung entgegen genommen worden, die die romantische Schule so vortrefflich hervorzurufen weiß. Wir hielten uns an den Effekt und übersahen die poetischen Motive und die innere Wahrheit des Trauerspiels, indem wir, nach dem Fallen des Vorhangs, uns gegenseitig daran erinnerten, es sey doch gar zu gräßlich, was wir gesehen. Kassel ist wirklich noch immer ein guter Ort für den Iffland'schen Familienjammer. — Katharina Howard — so viel Fleisch und Bein und menschliche Leidenschaft auch an diesem Charakter bemerkt wird — schien dem Publikum doch ohne alle christliche Gesinnung, oder, wie meine Nachbarin im Theater glaubte, ohne weibliche Zartheit. Jerrmann's Bearbeitung des französischen Originals ist vortrefflich. Die Diction ist fließend, rein, wohlgefällig und oft voll ächten poetischen Aufschwungs. Der Schluß war deutsch, doch ohne alle Motivirung — wir sprechen hier nicht von dem Original, sondern von der Uebersetzung. Herr Jerrmann hatte diesen Schluß eigens für die sentimentalen Nerven des Kasseler Publikums gedichtet, er sollte versöhnend seyn. Daher viel Worte von Liebe und Verzeihung, eine Scene à la Maria Stuart, wie diese Abschied nimmt, zwischen Katharina und ihrem Gatten. Mad. Ahrens, Katharina Howard, konnte sich nicht zur Leidenschaft erheben, sie spielte sehr bürgerlich einfach und von einer poetischen Unabhängigkeit, die die persönliche Individualität in die Idee des Dichters erklärt, war hier keine Spur zu finden. Das Weib ist hier meisterhaft gezeichnet, aber auch nur das Weib. Wir erblickten es auf verschiedenen Stufen, von dem Stillleben der Liebe an bis, durch alle Nummern der Eitelkeit, des Stolzes hindurch, zum Falle. Das Weib muß hier dargestellt werden, erst als Veilchen, dann als Feuerrose, hierauf als Kaiserkrone, aber in allen Verhältnissen mit dem Schierling im Kelche, mit dem Gift der Eitelkeit im Herzen, mit der Eitelkeit des Weibes, endlich als Passionsblume, durch das Leid gereinigt, und duldend. — Mad. Ahrens hat keine Poesie der Darstellung. Die Rolle der Howard in den Händen einer dem Charakter gewachsenen Darstellerin, und das Stück müßte — trotz aller Bürgerlichkeit unsers Publikums — Furore gemacht haben. Herr Bolzmann, Ethelwood, war ausgezeichnet.

B. —

Meran.

(Siehe die Abbildung.)

In einer traulichen, heimlichen Ecke des schönen Tyrolerlandes, nach Norden, Osten und Westen von hohen Bergen eingeschlossen und nur nach dem goldenen Süden hin geöffnet, liegt das Städtchen Meran, von allen Thalwohnern weit und breit nur »die Stadt« genannt. Das obere Etschthal erstreckt sich von ihr in einer Ausdehnung von fünf Stunden bis nach Hoheneppan und Kaldern, auf der Straße nach Trient, und von beiden Seiten desselben ziehen sich von dem Vintschgau und dem Passeyerthale her, mächtige, mit Schlössern und Burgen gezierte Bergrücken, von denen der Erstere den hohen Gampen trägt, der sich östlich nach dem Val di Non niedersenkt, der letztere aber bis zum Groß-Iffinger hinansteigt, dem bedeutendsten Gipfel dieser Alpen, der seine Felsenglieder aus dem hochgelegenen Sarnthale erhebt und in das Etschthal herüberragt. Den Beschluß macht gen Süden die Mendel oder Mendola, die mit ihren kolossalen Porphyrblöcken, den Lauf der Etsch bis zum Lägerthale begleitet und später erst vom Monte-Baldo abgelöst wird. Hinter den Häusern des Städtchens erhebt sich sanft der Küchelberg mit den trefflichsten Weingütern, über den das hohe Muttgebirge sich schützend emporthürmt, um die furchtbaren Gletscher und Seen, die dahinter sich ausdehnen in Schranken zu halten, damit sie diesem lieblichen Thale kein Verderben bringen. Ich habe sowohl früher in der Allgemeinen Zeitung, als auch später in meinem Buche über Tyrol, von dem Aufenthalte in Meran gesprochen, so daß es mir hier vergönnt seyn mag, darauf hinzudeuten. Auch ist mir die Freude geworden, daß im vorigen Jahre, zum Theil durch meine Schilderung angeregt, eine große Anzahl von Fremden jene Gegend besuchte. Briefe meiner dortigen Freunde brachten mir übereinstimmend diese erfreuliche Botschaft.

Auf dem beiliegenden Blatte ist das große, weiße Haus rechts, das Posthaus, »zur Rose« genannt, wo man bei dem Herrn Wenter freundlich und gut aufgenommen wird. Die Zimmer haben eine herrliche Aussicht, und darin zeichnet sich dieser Gasthof vor den Andern, ebenfalls guten, aus, die sämmtlich keine so freie Lage haben. Die Fensterreihe, die wir hier erblicken, ist dem Etschthale zugekehrt und man übersieht die Orte: Ober- und Untermais, die Schlösser Winkel, Knillenberg, Rametz, Rubein, Katzenstein, Neuberg, Fragsburg, Löwenberg, Brandeis, bis hin nach Hoheneppan, das Dörfchen Marling und die Orte Ober-, Mittel- und Unterlana, nebst einer Menge von Häusern und Villen rings herum auf den Bergen bis zur Höhe. Man findet in dem Posthause reinliche Zimmer, Alles neu und mit gefälliger Einrichtung, dabei einen guten, tüchtigen Mittagstisch, mit Fischen, Braten und Mehlspeisen reich versehen, Wein, wie ihn die Gegend hervorbringt, der für Gaumen, welche aus dem Norden kommen und künstliche oder feine Weine gewöhnt sind, zwar etwas herb schmeckt, allein jedenfalls als gesund empfohlen werden kann. Vor dem Hause sehen wir ein Muttergottesbild aus Marmor, als Dank für die Vertreibung des Feindes errichtet und mit frommen Inschriften geschmückt; die Ecke des größern Gebäudes links gehört dem Kloster der englischen Fräulein; das hohe Dach hinter der Post ist das Thor, das in die hügelige Gasse des eigentlichen Städtchens führt, denn dieser Platz liegt vor dem Thore. Der hohe Berg, der sich über dem Thor erhebt, ist die Abdachung des Muttgebirges, wo wir hinter dem Postgebäude das alte Stammschloß Tyrol mit dem gleichnamigen Dorfe, die Weingelände des Küchelberges, und eine Menge von Häusern und Häuschen, das Schloß St. Zenoberg und den Eingang in's Passeyerthal uns denken. Der waldigte Theil dieses Abhanges, den wir sehen, enthält viele liebliche Dörfer und Kirchlein, unter Andern St. Peter, wo man herabsteigt, wenn man das Schloß Tyrol besucht hat. Unter diesem Abhange, wo unser Zeichner nur andeutete, liegen das freundliche Algund, das hier zum ersten Male italienischer Sitte huldigt und seine üppigen Weinranken zu Lauben über die Straße zieht, und Gratsch, wohin wir so gern unsern Abendspaziergang machten und in froher Gesellschaft bei dem »schönen Bauern« Milch und Früchte aßen. Das Dörfchen, das sich deutlicher präsentirt, ist Partschins, hoch gelegen, wo die Meraner ihre Sommerfrische halten, dort rechts im Gebirge stürzt der Wasserfall nieder und unten in der Tiefe braust tosend die Etsch, aus ihrer Wiege, dem Vintschgau, das zwischen den Bergen rechts seinen Anfang nimmt. Die Ruine, die wir vor uns sehen, soll wahrscheinlich Forst seyn, das sich jedoch nicht ganz so hoch zeigt. Die Berge, welche die Aussicht schließen, ziehen sich in weiter Ausdehnung zwischen dem Vintschgau und dem Ultenthale, mit Spitzen und Jöchern bis zum wilden Martellthale und den Fernern Zufall, Sulden bis zum riesigen Ortles. Ersteigt man die Mutt, hinter dem Posthause, was bei einiger Uebung selbst für Damen nicht zu beschwerlich ist, so sieht man alle diese Herrlichkeiten vor sich, und wendet man die Blicke zurück, so hat man das größte Eis-Amphitheater Tyrols, das bis zu den Oetzthaler Fernern reicht, als nächsten Nachbarn. Ein wahrhaft erhabener Standpunkt.

Was die Gegend um Meran noch besonders interessant macht, ist bei dem Grandiosen ächt deutscher Alpennatur, der durchaus südliche

Charakter derselben; der gerundetere Baumschlag der Nüsse und Kastanien, ihr frischeres Grün, die dunkeln Zypressen und Granaten, die Citronen und Orangen, die den Sommer über frei in den Gärten stehen und nur im Winter überdeckt werden, die offenen Häuser, Alles dies zeichnet die Landschaft bedeutend aus; und dabei sind doch die Bewohner liebe, freundliche Menschen von deutscher Sitte und Art, ächte biedre Tyroler; hiedurch wird uns und jedem unserer Landsleute der Aufenthalt unter ihnen doppelt angenehm.

A. L.

Stuttgarter Theater.

Norma wurde bereits zweimal in Stuttgart aufgeführt; das erste Mal zum Benefiz der Dem. Haus. Bellini hat einen Schatz der edelsten und rührendsten Melodien, woran er so reich war, in dieser Oper niedergelegt. Das Land, das ihn gebar, dessen Küste die Fata Morgana sieht, und dessen Thäler der Siciliano durchtönt, das glühendste, wunderbarste und zugleich unwirthbarste und uncivilisirteste Land Europa's, dient zur Erklärung dieses musikalischen Charakters. Man thut ihm Unrecht, wenn man ihn einen Nachahmer Rossini's nennt; er tändelt nicht in ernsten Augenblicken wie dieser, er ist breiter und ausgeführter, und huldigt nicht dem Modegeschmack durch beständigen Wechsel der Rhythmen. Rossini findet man bei uns leichtsinnig und seicht, aber nie lang; Rossini fürchtet nichts mehr — dieß ist sein eigenes Geständniß — als langweilig zu werden, nämlich in seinem Vaterlande; Bellini ist oft ernst, einfach, seine Melodien gehen zum Herzen, und er kümmert sich nicht darum, ob er Diesem oder Jenem zu lang währen könnte, er folgt seiner Eingebung, und opfert nichts der Laune der Zuhörer. Die moderne Form, wie sie jetzt in Italien üblich, adoptirte er; schon die Libretti zwangen ihn zum Theil dazu; allein er vermied die modernen Fehler seiner Landsleute, und wenn gleich sein eigenthümlicher, sicilianischer Geist in allen seinen Opern wiederkehrt, so wiederholt er sich doch nicht wie der große Maestro in langen Sätzen Note für Note. Bellini's Musik ist schwermüthig und schwärmerisch; es ist, als ob der junge, liebenswürdige Mann, im Vorgefühl seines frühen Todes, in den einsamen Momenten des Schaffens, zurückgezogen von der rauschenden Gesellschaft, die ihn umgab, sich gern in tief gefühlten Klagen ergoß. Bei ihm ist nicht von jener Charakteristik die Rede, wie sie vor Allem in Mozart's Opern sich kund gibt, und wie sie in so manchen heitern Werken der ältern Italiener angetroffen wird, auch die dramatische Individualisirung Gluck's, Spontini's und Anderer ist es nicht, die uns hier begegnet. Bellini's Helden sind nicht nur Helden, sondern, weil sie verliebt sind, sehnsüchtig schmachtende Sicilianer, die uns himmlische Lieder vorsingen, und sich nur dann und wann zu etwas Heldenmuth ermannen. So wollen nun diese Sachen auch vorgetragen seyn. Rubini, mit der weichen Stimme, der die Kunst des Gesangs im höchsten Maße besitzt, der lange auf Sicilien lebte, der dort seine Jugend hinbrachte, ist der beste Dollmetsch für Bellini's Noten. Trägt er sie vor, so widerstehen ihm bekanntlich die Herzen und die Augen der Damen nicht; man sieht Pariserinnen in den Logen des théatre-italien weinen, die sich in der großen Welt wiegen, und denen man wahrhaftig keine übergroße Sentimentalität vorwerfen kann. Herr Rosner, dessen Ton mit Rubini's einige Aehnlichkeit hat, ist

für diese Composition manchmal zu heftig; er wirkte am meisten, wo er sanft wurde. Dem. Haus als Norma hatte viele sehr gelungene Stellen; ihr wäre etwas mehr innere Leidenschaftlichkeit zu wünschen, obgleich es ihr an Heftigkeit nicht gebrach. Dieß ist wohl zu unterscheiden. Die Malibran ist durch und durch Glut und schreit doch nie. — Mad. Wallbach als Adalgisa machte ihre vortreffliche Schule in dieser Partie geltend. Die Bildung der Stimme verläugnet sich nie und macht sich selbst dann noch bemerkbar, wenn diese selbst einen Theil ihrer Reize eingebüßt hat. — Dieß hat sich erst vor Kurzem noch in Wien, in dem Konzert der Mad. Milder, und in Hamburg bewährt, wo die sechszigjährige, einst so berühmte Sängerin Mariane Sessi auf den Einfall kam, sich wieder hören zu lassen. Auch die Mara, die ich noch in ihrem hohen Alter in einem Konzerte hörte, bewährte dasselbe. Doch dieß nur beiläufig; Mad. Wallbach hat noch schöne Mittel, und um so erfreulicher ist es, sie mit guter Ausbildung in Verbindung gesetzt zu sehen. Herr Dobler sang den Oberpriester vollkommen. Die Chöre und das Orchester waren so trefflich, wie sie die Dilettanti der Oper in Paris nie zu hören bekommen. Diese Oper war bis jetzt die bedeutendste Erscheinung unseres Theaters, seit dessen Eröffnung nach den Ferien. — Von deutschen Künstlern eine solche Aufführung vollkommen zu verlangen, hieße Unmögliches fordern; ihnen gebührt Dank, daß sie sich mit Liebe derselben hingeben; Italiener würden es nie für ein ursprünglich deutsches Werk thun.

A. L.

Theater.

Amsterdam. Das französische Theater, das den 15. August v. J. eröffnet wurde, gab nur früher gesehene Opern, Gustav III. von Auber ausgenommen, die aber nicht gefallen wollte. Die erste Sängerin Mad. Roche erkrankte, und Mad. Albert vom Vaudeville in Paris ersetzte ihre Stelle und gefiel sehr, aber sie mußte bald nach Paris zurückkehren, und als nun Mad. Roche wieder auftrat, zeigte sich's, daß sie ihre Stimme eingebüßt hatte. Der Direktor ist jetzt nach Paris abgereist, um eine Prima Donna zu engagiren, und wir müssen uns einstweilen mit Dramen und Vaudevilles behelfen. Mit der deutschen Oper sieht es noch schlimmer aus. Herr Amelung, ihr Direktor, ist nach Deutschland gereist, um Mitglieder zu engagiren, und kehrt nicht mehr zurück. Einige Künstler, die hier zurückgeblieben sind, kommen dadurch in nicht geringe Verlegenheit. Auf der holländischen Bühne ist nichts Bedeutendes erschienen. Erwartet wird eine neue Oper: Constantia, von A. ten Cate. Die Dilettanten-Concerte haben glänzenden Fortgang. Moscheles ist angekommen.

Musik.

Ignaz Ritter von Seyfried hat die Oberleitung des Chores und Orchesters in den Wiener Concerts-spirituels übernommen. Von noch nicht in Wien gehörten Sachen kommen zur Aufführung: Die Preis-Symphonie von Lachner, eine Fuge von Worzischek, die Krönungshymne, ein Trauerchor, und Anthem zur Krönung Georgs II., sämmtlich von Hän-

del, Schlußfuge aus einer Litanei von M. Haydn, Finale aus Spohr's neuestem Oratorium, des Heilands letzte Stunden, Choral und Fuge aus einer Litanei von Mozart, Festouverture von Lindpaintner u. s. w.

— Herr v. Thalberg aus Wien hat in Paris sein Concert gegeben, worin unser Täglichsbeck eine Symphonie aufführen ließ, welche die Franzosen in die Haydn'sche Schule rangirten und sie mit Beifall aufnahmen. Von dem Concertgeber heißt es: Ein junger blonder Mensch von 24 bis 25 Jahren und eben so angenehmer Gesichtsbildung als Manieren. Sein Spiel ist niederschmetternd (foudroyant), er affectirt nicht die fieberhafte Begeisterung Listz's, die kleinliche Eleganz Bertini's, noch die brillante und doch trockene Execution von Herz, noch die Gelehrtheit Kalkbrenners; er ist ganz Original; er singt so gefühlvoll, wie man es selten auf dem Piano hören kann, und löst die ungeheuersten Schwierigkeiten mit einer Leichtigkeit, der man vielleicht ein wenig zu starkes deutsches Phlegma vorwerfen könnte. — Rossini, der den jungen Künstler sehr schätzt und selbst ein tüchtiger Klavierspieler ist, wollte Einiges in Thalberg's Weise zu spielen versuchen, kam aber dabei mit dem Finger zwischen die Tasten und zerriß sich einen Nagel.

Leonore von Meyerbeer.

Nach dem, was die Eingeweihten uns darüber meldeten, ist dieses der Titel der neuen Oper des Meisters. Jedoch wollen Einige noch daran zweifeln und nennen sie Valentine. So geringfügig dieß an und für sich ist, wollen wir uns doch verwahren, wenn man daraus später die Unzuverlässigkeit unserer Berichterstatter folgern wollte. Dieses gigantische Werk, woran nun schon so lange gearbeitet wird, erforderte eine Verstärkung von 20 Choristen, 8 Harfen und 25 Instrumentisten überhaupt. Die interessante Geschichte, die Merimée unter dem Titel einer Chronik vor einigen Jahren herausgab, lieferte Scribe den Stoff. Die Liebe einer Katholikin zu einem Protestanten bildet den Hauptknoten der Intrigue. Der Diener eines protestantischen Edelmannes, Namens Marcel, ist eine der Hauptpartien. Levasseur wird ihn geben. Es ist ein naiver Bursche vom Lande, voll religiöser Inspiration; bald komisch, bald ernst und sehr populär gehalten. Was er zu singen hat, ist aus alten einfachen Volksmelodien zusammengesetzt. Selbst das Recitativ, das Marcel zu singen hat, unterscheidet sich von den andern; es ist ganz einfach, während selbst die Chöre in dieser Oper reich verziert sind. — Das Hauptmotiv in der Partie Marcels und seiner Glaubensgenossen ist ein Choral, von Luther selbst componirt. Dieser geht durch die ganze Partitur und verlischt gleichsam am Schlusse in der Kirche in einem Frauenchor. — Außer dieser schönen Idee finden sich noch im vierten Akte eine Passage gleich einer Beethoven'schen Symphonie, ferner ein Urlo, von fanatischen Mönchen gesungen, womit sich in der Wirkung der Teufelssabbath im Robert nicht vergleichen läßt. Man darf hinzufügen, daß ganz Paris in der regsten Spannung ist, dieses Werk erscheinen zu sehen, um einen neuen Zweig in des Componisten lyrische Krone zu flechten.

Mordversuch im Théatre italien zu Paris.

Der junge Mensch, welcher kürzlich die Signora Grisi während der Vorstellung des Marino Falieri auf dem Theater durch Zudringlichkeiten belästigte, dann, als man ihn hinauswerfen wollte, einen Stockdegen zog und damit den Direktor der Oper am Ohr verwundete, ist nach den neuesten Berichten ein armer Teufel, dem die Liebe zur Sängerin den Kopf verrückt hat, und gehört einer angesehenen Familie in der Provence. Er hat Einiges herausgegeben, wie z. B. die Legende der Jeanne d'Arc, in der Sprache des fünfzehnten Jahrhunderts abgefaßt, und ein anderes Werkchen, betitelt: der Dämon des Sokrates. — Er glaubte, die Grisi aus einer tyrannischen Macht befreien zu müssen, folgte ihr überall, und man fand ein Papier bei ihm, wo Alles aufgezeichnet war, was die Sängerin den Tag über unternommen hatte. Er ist übrigens von sanften Sitten und wohl erzogen; man wird jedoch ernstlich daran denken müssen, die Ruhe der Sängerin zu sichern, die bereits seit zwei Jahren von dieser seltsamen Neigung viel zu dulden hatte.

Lustfahrt nach der Levante.

Den 10. April macht das Dampfschiff Leopold II. diese interessante Lustfahrt von Marseille aus, trifft den 14. in Genua, den 17. in Livorno, den 19. in Civitavecchia und den 26. in Neapel ein. Der Aufenthalt in Genua begreift 2 Tage, in Livorno 3, in Civitavecchia 1, auf Malta 2, in Athen 5, auf Syra 2, in Smyrna 5, in Constantinopel 6; dann zurück nach Smyrna, wo wieder 2 Tage verweilt wird, von hier nach Rhodus, wo man 2 Tage bleibt, dann in Jaffa 6, in Alexandria 8, zurück nach Malta, wo man 1 Tag bleibt, nach Neapel, Civitavecchia und Livorno. Die Fahrt dauert im Ganzen 26 Tage, während welcher man 5000 englische Meilen zurücklegt. Der Aufenthalt währt nach obiger Angabe 53 Tage, mit Ausnahme der Quarantaine, die nach Umständen auf Malta oder in Livorno gehalten werden wird. Der Aufenthalt in Athen ist hinreichend, um zu Lande über Megara, Eleusis und Salamis nach Korinth zu gehen, ebenso kann man von Smyrna aus die Schule Homers besuchen, und von Constantinopel eine Fahrt nach dem schwarzen Meere machen. Die 6 Tage in Jaffa genügen, um einen Abstecher nach Jerusalem zu unternehmen, und von Alexandria aus besucht man Kahira. Die Kosten für diese so höchst interessante Reise sind keinesweges außerordentlich. 1500 Fr. zahlt man auf dem ersten Platz von Livorno bis Livorno; 1100 Fr. auf dem zweiten. Ein reichliches Gabel-Frühstück mit Thee und Caffee kostet 2 Fr.; das Diner mit Caffee 3½ Fr.; Thee und Souper 2 Fr. Man kann für die ganze Reise seinen Unterhalt für 500 Fr. accordiren. Während der Rasttage in den verschiedenen Häfen können die Passagiere nach ihrem Wunsche am Bord des Dampfschiffes essen und schlafen. — Ein Musik-Corps, eine Apotheke, ein Arzt, nichts wird fehlen, um diese Reise in jeder Hinsicht sowohl angenehm als beruhigend für die Passagiere zu machen. — Wer hätte vor zwanzig Jahren eine solche Lustfahrt wohl für möglich gehalten? Welche Kosten, welcher Zeitaufwand,

welche Gefahren hätten sich dem Reisenden entgegen gethürmt?

Reglement für die Omnibus in London.

Diese Verordnung gibt einen deutlichen Begriff, wie die Engländer in allen Stücken ihren Comfort bewahren. Wir geben hier die treue Uebersetzung:

Man lege die Füße nicht auf die Sitze. — Man nehme keine Ecke für sich allein in Beschlag und öffne kein Fenster, wodurch der Nordwind den Nachbar incommodiren könnte. — Man halte sein Geld bereit, wenn man aussteigen will; denn wenn man auch Zeit übrig hat, so könnten andere Leute sie nöthiger haben. — Man setze sich regelmäßig hin, damit die Beine keinen Winkel von 45 Graden beschreiben, weil man sonst den Platz zweier Personen einnimmt. — Man spuke nicht auf das Stroh, als wäre man im Stall, sondern man denke daran, daß man sich in einem Omnibus befinde, in einem höflichen und gebildeten Lande. — Man fordre nicht von dem Conducteur, daß er Geld wechsle, denn ein Omnibus ist kein Wechsel-Bureau. — Man bezeige den Damen Achtung und mache kein junges Mädchen erröthen, die keinen Beschützer hat und sich nicht den Impertinenzen entziehen kann. — Wenn man einen Hund hat, so muß er klein seyn und am Strick geführt. — Man bringe keine großen Päcke mit, denn ein Omnibus ist kein Frachtwagen. — Man warte mit Plaudern oder Streiten bis zum Aussteigen, weil die eigene Stimme den eigenen Ohren eine sehr angenehme Musik seyn, Andern aber sehr überlästig werden kann. — Wenn man über Politik oder über Religion spricht, so übe man Mäßigung, denn Jeder hat seine Meinung für sich und Alle haben das Recht, sie geachtet zu sehen. — Man vermeide jede Anmaßung und spreche nicht in vornehmem Tone; man bedenke, daß man für sechs Pfennige eine Fahrt mache, die in einem Fiaker vielleicht zwanzigmal mehr kosten würde, und wenn Euer Stolz Euch sagt, daß Ihr über dem plebejischen Fuhrwerk erhaben seyd, so muß Eure Börse Euch daran erinnern, daß Ihr Euch keiner aristokratischen Equipage zu bedienen im Stande seyd.

Narren-Statistik.

Die Doktoren Pariset und Pinel überreichten der General-Spital-Verwaltung folgende Notiz über den Zustand der Irren in der Salpetrière während des Jahres 1835: Es fanden 662 Aufnahmen Statt; 361 wurden geheilt entlassen und 294 starben. Die zahlreichsten Aufnahmen waren im Juni und September; in dieser Zeit herrschten auch am meisten Tobsucht und Exaltationen aller Art; religiöse Schwärmereien und Selbstmorde kamen am meisten im April vor; die periodischen Manien ereigneten sich im März, Mai und August; Fälle von Schwermuth im Mai.

Numismatik.

Thiollier, der bekannte Medailleur, dessen Namen man fast auf allen Münzen des französischen Kaiserreichs unter Napoleons Bildniß findet, hat in diesen Tagen einen Theil seines reichen Münzkabinets verkauft. Eine große Anzahl von Liebhabern war zugegen.

Vermischtes.

Es ist sehr auffallend, daß die Revue de Paris seit einiger Zeit Partei gegen Victor Hugo nimmt, dem sie früher sehr bedeutende Artikel verdankte. So las man neulich darin ein Bruchstück aus dem neuesten Buche der Madame Trollope, und jetzt wieder einen langen, ziemlich starken Artikel des Herrn Nisard, der es zu beweisen bemüht ist, daß Hugo im schnellen Rückschritt begriffen, eigentlich nicht mehr weiß, was er schreiben soll. Wir glauben jedoch eher, daß dieses bei Herrn Nisard der Fall ist.

— Die Schüler des berühmten englischen Sprachlehrers Robertson in Paris führen in der Salle Chantereine englische Schauspiele auf.

— Kürzlich ist der Hofnarr des Sultan Mahmud, der seit 40 Jahren dieses Amt bei verschiedenen Herrschern bekleidete, gestorben. Er hinterließ ein Vermögen von 150,000 Pf. St.

— Acht böhmische Musikanten sind in Paris angekommen. Man freut sich dort über diese neuen Karnevals-Gäste.

— Ueber die Statue, welche auf das Pantheon gesetzt und in diesen Tagen enthüllt wurde, schreibt man aus Paris: Diese Statue von 16 Fuß Höhe stellt eine von Kopf bis zu den Füßen züchtig in einen dicken Mantel eingehüllte Frau vor. Ihr Haupt schmückt das Diadem, das gewöhnlich von den Künstlern um die Stirne der Religion geschlungen wird; ihre rechte Hand hält die Krone der Unsterblichkeit: ihre linke die Siegespalme; ihre Füße endlich ruhen auf einem Sokel auf der Laterne der Kuppel. Der Architekt des Monuments nennt diese Statue den Genius Frankreichs.

— In dem Hotel eines Bundestags-Gesandten zu Frankfurt ist ein kleines Gesellschaftstheater errichtet, wobei die Gemalin des Sardinischen Gesandten, Gräfin Rossi (Henriette Sonntag), öfters mitwirkt.

— An Göthe's Bettina. So ist eine Epistel oder eine Dank-Adresse überschrieben, die bei der Redaktion des in London erscheinenden Athenäums eingegangen ist. Schade, daß wir vorläufig auf eine nähere Kenntniß dieses Aktenstückes Verzicht leisten müssen, indem die gedachte Redaktion erklärt, daß sie, so empfänglich sie auch für die zahlreichen Schönheiten desselben sey, doch befürchten müsse, das Ganze werde, als etwas zu mystisch, von Englischen Lesern nicht verstanden werden.

— Die neuesten offiziellen Angaben weisen aus, daß in Leipzig im Januar 1836 112 Buch-, Musikalien- und Kunsthandlungen bestanden.

— Durch Namenverwechslung wurde kürzlich ein reicher englischer Banquier und Parlamentsglied in seiner Wohnung zu Paris gewaltsam arretirt, weil er einem Franzosen 9000 Franken schuldig seyn sollte. Da es sich ergab, daß der Gerichtsbeamte nicht nur zu voreilig dabei zu Werke gegangen, sondern auch gesetzwidrig verfahren, so wurde er zu 200 Franken Strafe verurtheilt.

— Professor und Ritter Oehlenschläger in Kopenhagen gibt eine Uebersetzung des Meyer'schen Bilderwerks: „Universum“ heraus.

— Menzel's Geschichte der Deutschen ist in's Englische übersetzt worden, ebenso Groß-Hoffinger's Leben Joseph's II.

— Von Raumer's England im J. 1835 hat Mrs. Sarah Autin eine englische Uebersetzung besorgt.

— Mehre Personen, welche während der Revolution in Paris gelebt haben, sind in den Verhören Fieschi's von der Aehnlichkeit überrascht worden, welche derselbe mit Marat zeigt. Es ist gewiß, daß die Industrie sich des Bildes Louvel's bemächtigte, und es durch Lithographien vermehren ließ, um es bisher als Fieschi's zu verkaufen. Louvel war bekanntlich der Mörder des Herzogs von Berry.

— Talleyrand beklagt sich seit einiger Zeit bei seinen Aerzten über Eiseskälte in den Füßen. Ein Witzbold meinte: sein Herz sey ihm in die Extremitäten gesunken.

Die artistischen Beilagen.

Mit dem heutigen Hefte übergeben wir unsern Lesern:

1) Eine Ansicht von Meran in Südtyrol.
2) Ein Original-Modebild aus Paris. Maskenanzug, nach einem Costüm aus dem achtzehnten Jahrhundert; Soireetoilette.

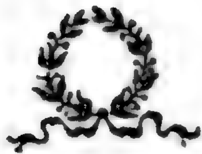
Herausgegeben von August Lewald.

Telegraph von Deutschland.

Beilage zur Zeitschrift Europa.

Nro. 7. 17. Februar. **1836.**

Ehrenbezeugung.



Der verdiente Gymnasial-Präfect, Herr Zauper zu Pilsen, Lehrer der Dicht- und Redekunst, hat von S. M. Kaiser Ferdinand I., die große, so wie der ebenso verdiente Professor des dortigen Lyceums, Hr. A. Sedlaczek, die mittlere goldene Verdienstmedaille erhalten.

Faschings-Neuigkeiten.

Dresden. Der Carneval wird zwar bei uns in Familienkreisen durch Bälle und musikalische Abendzirkel lebhaft begangen; öffentliche Vergnügungen aber sind bis jetzt noch nicht zahlreich eingetreten. Die Sitte der Maskenbälle ist nun einmal nicht mehr heimisch, und der neulich wieder versuchte erste öffentliche bot ein fast trauriges Bild dar. (Hier, in Stuttgart ist es anders!)

Fasching in Coblenz.

Die Carnevalsversammlungen sind vollauf im Gange. Mehr als 350 fröhliche Menschen, die den Alltagssauerteig ausgeschüttet, erfreuen sich in ungezwungener Heiterkeit an jedem Donnerstag Abend in dem mit allen Symbolen der Narrheit geschmückten schönen Colling'schen Saale. Muntere Vorträge von der Tribune herab wechseln mit Musik und heiteren Gesängen. Die Vorbereitungen zu dem großen Faschingsfeste werden mit Eifer betrieben und alles läßt erwarten, daß auch in diesem Jahre der frohe rheinische Sinn sich bewähren und das diesjährige Fest keinem der frühern nachstehen werde. Diesesmal haben wir es mit „der Narrenweihe" zu thun. Der immertolle Hanswurst, unser Held, hat incognito hier gelebt und als geheimer Kundschafter unser Treiben am Urquell belauscht. Er ist von unserer Anhänglichkeit so sehr durchdrungen, daß er uns einen erneuten Ausdruck seiner Liebe will theilhaftig werden lassen, indem er seine treue Jokusstadt zum „Capital-Narrenorte" stempelt.

Schon am Donnerstag vor Fasching halten bei einem glänzenden Fackelzuge eingeladene Narren-Exemplare aller Regionen ihren feierlichen Einzug. Am Faschingsonntage wird seine hanswurstliche Tollheit den lieben Gästen die Merkwürdigkeiten der so überaus merkwürdigen Jokusstadt zeigen, den Mann auf dem Kaufhause begrüßen und dabei die so beliebte Wasserkur in der Neustadt besuchen. Alle Wassersorten, namentlich Hochheimer Wasser, Johannisberger Wasser, neues 1811r Wasser, werden geboten. Für die große Promenade von Longchamps werden die herrlichsten Originale zu copiren seyn und daher werden viele Omnibus, Dames blanches, Cabriolets, Fiacres mit Pariser Kleider-Ingenieurs, Modistinnen, Petit maitres, brévetés et non brévetés, Avanturiers erwartet. Für Heizung der Neustadt wird bestens gesorgt, auch wird der beliebte Hahnemans-Walzer nicht vergessen. Nach der Wasserkur großes Freitheater. (NB. wenn alles an der Kasse abgemacht ist.) Am Montage werden die beglückten Jokusstädter zur Ergötzlichkeit seiner hanswurstlichen Tollheit und seiner närrischen Gäste eine große Kappenfahrt veranstalten und endlich am Dienstage wird die Stunde der feierlichen Einweihung schlagen. Hanswurst zu Dampfwagen, Riesen- und Zwerg-Bajazzos, Homöopathen, Allopathen, der Halley, Lumpacivagabundus, Don Juan, die Advokaten Schlich und Schlauch, Hein-

rich IV. und unser Vetter, Gabriele, Raphael und Rummelpuff, Gesandtschaften aller Narrenstaaten, Repräsentanten aller Narrengattungen, zu Roß und in Prachtkarossen, werden zugegen seyn. Nachmittags 4 Uhr ist die feierliche Einweihung; die Narrheit hat ihren höchsten Grad erreicht, die ganze Stadt ist in Bewegung, Frohsinn herrscht auf allen Zügen und Freude pflanzt sich über zu der großen Redoute, auf welcher um Mitternacht die Narrheit Abschied nimmt, um dem langweiligen Alltagsleben Platz zu machen. Mittwochs, beim Häringsessen, wird die Rechnung geschlossen und jeder kehrt ins alte Philisterium zurück.

Musik.

Der Musikdirector der Leipziger Conzerte für diesen Winter, Felix Mendelssohn, wird von dem dortigen Publikum nach Verdienst hochgefeiert. Seine herrlichen „Lieder ohne Worte“ entzücken fortwährend die Hörer.

— Die Berl. Voß Zeit. enthält: Der Virtuose Hr. Joseph Gusikow, dem ein großer Ruf vorangegangen war, bewährte denselben am Montag im Opernhause vor einem sehr zahlreichen Publikum auf's vollkommenste. Wie wir das Instrument nennen sollen, das er spielt, wissen wir nicht; auch nicht wie es beschreiben, da wir es nur aus der Ferne gesehen. Allein aus dieser oberflächlichen Ansicht mit dem was wir darüber gehört und gelesen, läßt sich abnehmen, daß es aus sehr rein gestimmten Holzstäben, die auf eine leichte Stroh-Unterlage hohl nebeneinander ausgebreitet werden, besteht und nach Art des sogenannten Hackbretts mit Schlägeln gespielt werden. Der Klang ist für die Substanz und Organisation sehr wohltönend, allein mit andern Instrumenten verglichen doch eben nur hölzern. In geringerem Grade der Vollkommenheit geben alle Stäbe von leichten, trockenen Holzarten diesen Ton, und es ist ja auch bekannt, daß das Volks-Instrument, die Strohfiedel darauf basirt ist. Nennen wir also Hrn. Gusikows Instrument geradehin die sehr vervollkommnete Strohfiedel, so werden wir wohl der Sache am nächsten kommen. — Hat sich der Erfinder hier sinnreich gezeigt, so zeigt er sich als Virtuose ausgezeichnet durch Beharrlichkeit und Geschmack. Er trug Stücke vor, deren Schwierigkeit und glänzende Rapidität der Passagen dem ausgebildetsten Klavierspieler eine schwierige Aufgabe seyn würden. Seine Sicherheit ist gewissermaßen unbedingt; wir lauschten, so scharf es uns nur möglich war, wußten aber, trotz der unglaublichen Schnelle und originellen Keckheit der Passagen nicht, daß irgend ein Fehlton vorgekommen wäre. Indessen mag dabei einige Täuschung obwalten, und die Schwierigkeit des Instruments nicht so groß seyn, wie seine Wirkung glänzend. Der Ref. erinnert sich auf dem gewöhnlichen Hackbrett herumziehende Virtuosen gehört zu haben, die auch eine große Sicherheit und Schnelligkeit auf demselben zeigten, während er doch nicht annehmen konnte, daß sie wirklich den Eifer und unermüdeten Fleiß, dessen ein Virtuose auf einem andern accipirten Instrument bedarf, auf ihr Studium verwendet hatten. Die Elastizität der Schlägel ist sehr groß, und wie schnell man dergleichen in kurzer Zeit bewegen lernen kann, zeigt uns die Trommel, deren Wirbel mit zu den schnellsten Bewegungen gehört. — Allein wenn das Instrument auch leichter zu behandeln wäre als es scheint, so bleibt dem Künstler doch sein sehr großes und wahres Virtuosen-Verdienst durch seine geistreiche Auffassung und die eigenthümlichen Zusammenstellungen von Passagen in der Composition. Er hat oft ein Feuer des Vortrags, und dann wieder eine so zarte Grazie, wie wir selbst unsern besten Virtuosen nur wünschen könnten. Im Ganzen erinnerte uns seine Vortragsweise am meisten an Hummels Art das Fortepiano zu behandeln. — Daß dem Spieler bei solchen Eigenschaften der lebhafteste Beifall nicht fehlte, wird nach dem Gesagten Niemand verwundern, und halten wir in der That dafür, daß diese Erscheinung, wenn sie auch keine wichtige für die Musik selbst, keine die zu etwas Fernerem führen wird, ist, doch eine sehr merkwürdige genannt werden darf.

L. Rellstab.

Die Sessi.

In Hamburg gab man: „Pygmalion oder die belebte Bildsäule,“ Oper in 2 Acten, nach Rousseaus Drama. Die Musik des ersten Actes von Bellini, die des zweiten von Rossini.

Madame Mariane Sessi — Pygmalion als Gastrolle. So lautete der Theater-Zettel, der schöne Erinnerungen an eine Zeit, wo man den Gesang als Kunst betrachtete, an eine Zeit, in welcher Mariane Sessi als Heroine des Gesanges glänzte. Hätte ich es gelernt die Wahrheit zu verschlucken, sagt der Ref. des Freisch., wie so manche, selbst unschmackhafte, Pille, ich würde vielleicht von dem erfreulichen Eindruck reden, den die künstlerische Palingenesie am Freitage auf mich gemacht; so aber, wie ich nun einmal bin, und von allen Damen der Dame Wahrheit am meisten huldige, kann ich nur sagen, daß der Eindruck des Pygmalions auf mich mehr ein bekümmernder, niederschlagender war. Freilich mußte ich bewundern, daß die gefeierte Künstlerin, deren Name von allen Kunstfreunden und so auch von mir stets nur mit wahrer Pietät und höchster Achtung genannt wird, die Künstlerin, die ich seit 1793, dem Anfange ihrer künstlerischen Laufbahn, so oft in ihrem seltenen Glanze zu verehren Gelegenheit hatte, heute, nach zurückgelegten 60 Jahren, noch die unverwüstlichen Trophäen der trefflichsten Schule und Methode aufzustellen vermag, bewundern ihr Portament, ihren gehaltenen gediegenen Vortrag im Cantabile, ihr meisterhaftes Recitativ, ihren vollendeten Triller ꝛc.; doch aber mußte ich mit Trauer den Sieg der allmächtigen Natur über die höchste Kunst anerkennen, welche die Mahnung gibt, daß wer 1793 die Laufbahn als kunstreiche treffliche Sängerin begonnen, nicht 1836 noch an ihrem wohlerworbenen Lorbeerkranz zerren sollte. Welche Kunst vermöchte wohl vom Alter aufgebürdete Schwäche der Brust-Organe zu bewältigen, vermöchte es, bei feinstem und sicherstem Gehör die Temperatur der Töne unangetastet sich zu erhalten. Trotz allen diesen Mißständen wurde im Recitativ und im Adagio sehr Achtungswerthes geleistet; ganz anders aber verhält es sich mit den figurirten Rossini'schen Sachen aus der Donna del Lago, die nicht genügend mehr bezwungen werden konnten. Daß das oben angeführte Gelungene mit rauschendem, Achtung vor dem Namen und den anerkannten, selbst im hohen Alter noch sich manifestirenden Verdiensten der einst so hochgestellten Künstlerin, Beifall anerkannt, und dieselbe noch durch einmüthigen Hervorruf geehrt wurde, war ein gerechter Zoll, mit dessen Abtragung die Kunstfreunde sich selbst so sehr ehrten, als es die Künstlerin an der äußersten Gränze ihrer künstlerischen Laufbahn erfreuen mußte.

Theater.

— Ein Sohn des berühmten Hofschauspielers Anschütz in Wien, hat einen ersten Versuch als Jacob Friburg in Weigl's Schweizer-Familie gemacht.

— Im Königsstädter Theater in Berlin wird Körner's Zriny als Melodrama gegeben. Die Musik ist von dem Kapellmeister Gläser.

— Von Raupach war neu im Königl. Theater in Berlin: „Prinz und Bäuerin," ein Trauerspiel in 5 A. Auch gab man daselbst zum ersten Male Bellini's Puritaner.

— Wir bemerken, heißt es in der Berl. Zeitung, daß die schöne Ausstattung des Oberon theils etwas veraltet, theils auch versäumt wird. So sind z. B. die Chöre zu schwach besetzt, und in Beziehung auf die Dekorationen fehlte manches Wesentliche. Oberon schlief nicht in der Lilie, wie es vorgeschrieben ist, sondern trat ganz bürgerlich und menschlich aus den Coulissen auf. Am Schluß des zweiten Acts, wo sein transparenter Wagen die Gruppirung so schön vervollständigt, fehlte derselbe. — Würde dergleichen wohl in einer Oper Spontinis versäumt werden? Ein Todter kann nicht für sich sprechen, deßhalb müssen wir das Wort für ihn nehmen.

Eine Pommer'sche Liebes-Erklärung.

Mien Haartens Chatrineken,
Gief mie ehn Grieneken,
Glup mie ehns ahn,
Un laht mie merken,
Mien Schaap un mien Ferken,
Wie gaut Du mie bist.

Uebersetzung.

Mein Herzens Kathrinchen,
Gieb mir ein Lächeln,
Sieh mich 'mal an,
Und laß mich merken,
Mein Schaaf und mein Schweinchen,
Wie gut Du mir bist! —

Anekdote.

Herr S.. hielt auf seinem Landsitze viel Federvieh, weil er großes Gefallen daran fand.

bekam er Besuch, so unterließ er niemals, denselben auf den Hof zu führen und seine Menagerie sehen zu lassen, wobei er gern lange verweilte.

„Ein Fremder, der einst auch zu diesem Federviehliebhaber kam, fand die Präsentation bei seinem gackernden, krähenden, schnatternden Hofvölklein etwas sonderbar und beklagte sich bei einem Bekannten darüber. —

„Entschuldigen Sie ihn," versetzte dieser: „er muß Ihnen doch zeigen, wer seine Hühner und Gänse sind."

Allerlei.

Wie weit es mit dem unseligen Dilettantismus getrieben wird, ergiebt sich deutlich aus folgender Anzeige im Leipziger Tagblatt: „Für den schönen Genuß, der uns am 31. Januar Abends in der Familie S. . . n durch das talentvolle Spiel der Kinder bereitet wurde, den herzlichsten und wärmsten Dank! K. B. R. S. H." — Lächerliche Kunstfreunde! Bedauernswerthe Eltern, die sich für solchen Dank — nicht ernstlich bedanken! —

— „Mein Leben!" wird gewöhnlich als das höchste Schmeichelwort gebraucht, womit die Männer ihren Frauen liebkosen. Ein Ehemann sprach einst zu seiner Frau: „Du bist mein geliebtes Leben; aber mein Leben ist mir zur Last."

— Die Mädchen sind übler daran, wie die Knaben; ein Knabe läuft schon im vierten Jahre, während ein Mädchen oft im 40sten noch sitzt. Ueberhaupt müssen die guten Seelen viel dulden. Sitzen sie, so sagt man, es hat sie einer sitzen lassen; stehen sie, so sagt man, es hat sie einer stehen lassen; gehen sie, so heißt es, der hat sie gehen lassen; laufen sie, so heißt es, Jemand hat sie laufen lassen; fahren sie, so heißt es, Jemand hat sie fahren lassen.

— In der dänischen Landschaft Fehrmarn ist eine Diebes- und Mordbrennerbande von 16 Personen, darunter mehre Frauenzimmer, aufgehoben worden. Die Verhaftung geschah auf die Aussage eines Burschen, der früher zur Bande gehörte, und Thaten gestand, vor denen das menschliche Gefühl zusammenschaudert. Der große Brand in Landkirchen, so wie viele Brände in der letzten Zeit, sollen von der Bande angelegt worden seyn, die eigends deßhalb Pechkränze anfertigen ließ. Bei der Haussuchung fand man 40 Thlr., so wie mehres geraubte Silbergeräth.

— Die Ameise meldet: In die Schweinschneider, welche dieses Jahr angekommen sind, ist auch der Hochmuthsteufel gefahren, sie wollen nicht mehr Schneider geheißen seyn. Da nun aber Schweinekleidermacher etwas anderes bedeuten würde, so ergeht hiermit die Preisfrage: welcher zeitgemäße Titel ihnen zu geben sey?

Auch die Stiefelknechte sind zum neuen Jahre gegen den fatalen Knechtsnamen eingekommen; allein man hat sie mit der Hinweisung auf die vielen Pantoffelknechte wieder zur Ruhe gewiesen.

— Eine Bemerkung aus Nr. 295 des Berliner Figaro:

„Aus einem Privatbriefe (also keinem öffentlichen Sendschreiben) gibt der Redakteur des Berliner Figaro unter Anderem Folgendes: „Demoiselle Jenny Lutzer, unsere prima Donna, macht auffallend'e Rückschritte. Ihr Stern ist dem Erlöschen nahe." Ganz Prag weiß es, daß diese Worte nur ein lügenhafter Ausfall auf die Person der geachteten Sängerin sind, deren Stern heller glänzt als je; und so haben wir in der angeführten Stelle wieder ein Beispiel, bis zu welcher Frechheit ein anonymer Notizenschreiber gehen kann. Es gibt vielleicht keine Stadt, in welcher an pasquillartigen Artikeln mehr in das Ausland geschwärzt wird, als Prag. Die bereits laut gewordene öffentliche Stimme bezeichnet die namenlosen Einsender so deutlich, daß man mit Fingern auf sie weisen könnte; aber eben darin, daß sie sich lächerlich und verächtlich machen, suchen sie ihre Celebrität. (Bohemia.)

Auflösung der Homonyme.

Verschieden.

Zweisilbige Charade.

Die Erste kann leicht matt dich machen;
Die zweite Sylb' erregt oft Lachen.
Was mit dem Ganzen wir benennen,
Wirst du schon längst als Tischzeug kennen.

E. Woywode.

Telegraph von Deutschland.

Beilage zur Zeitschrift Europa.

Nro. 8. 24. Februar. 1836.

Lawinen.

Am 14. Jan. d. J. Nachmittags befanden sich Georg Gander, Bauerssohn von Schluppes im Jaufenthale, und die Knechte Johann Wurzer, Peter Kofler, Bartlmä Graus und Peter Schwizer in einem nahen Bergmahde, um Heu zu holen. Peter Schwizer stand auf dem um einen Baum aufgeschichteten Heuhaufen, und die übrigen waren mit Aufladen des von ihm herabgeworfenen Heues auf die Schlitten beschäftigt. Gegen drei Uhr hörte Wurzer oben im Gebirge einen Knall, der ihn sogleich ahnen ließ, daß eine Windlawine im Anzuge sey. Kaum hatte Wurzer die andern Arbeiter hievon verständigt, und sich selbst am Baume fest umklammert, rollte die Lawine schon die übrigen Knechte einige Scheibenschüsse weit hinab; doch gelang es dem Bartlmä Graus an einer Staude, und dem Peter Kofler an einem Baume sich fest zu halten, und Georg Gander hatte sich quer an einem Baume niedergeworfen. Alle verloren das Bewußtseyn, Johann Wurzer erholte sich zuerst, bemerkte nicht weit unter sich den Bartlmä Graus, und half ihm aus dem Schnee heraus; dann hörte er den unter seinen Füßen quer am Baume im Schnee liegenden Gander schnaufen, und auch dieser wurde aus dem Schnee herausgezogen. Hierauf gingen nun diese drei weiter hinab, um die noch andern Vermißten zu suchen. Richtig entdeckten sie bald an der aus dem Schnee empor gehaltenen Hand den Kofler, und sie waren so glücklich, auch ihn unbeschädigt aus der Schneemasse los zu bringen. — Aus Mangel der Spur der Lage des letzten Vermißten konnten sie, nachdem sie über 1½ Stunde zu unterst in der Lawine im Schnee schöpften, erst nach dieser Zeit seinen Körper entdecken, allein derselbe war in Folge des Sturzes von der bedeutenden Höhe schon ganz athemlos, und alle Rettungsversuche blieben ohne Erfolg.

(Tir. Bote.)

Schulzucht.

In „Stephani's Nachweisung, wie unsere bisherige unvernünftige und zum Theil barbarische Schulzucht endlich einmal in eine vernünftige und menschenfreundliche umgeschaffen werden könne und müsse, Erlangen 1827," lesen wir, was kaum glaublich scheint, von dem vor einigen Jahren verstorbenen Joh. Jacob Haeberle: „Er hatte während seiner 51jährigen und 7 monatlichen Amtsführung nach einer mäßigen Berechnung an die ihm anvertraute Schuljugend ausgetheilt:

911,517	Stockschläge,
24,010	Ruthenhiebe,
20,989	Pfötchen und Klapse mit dem Lineal,
136,715	Handschmisse,
10,235	Maulschellen,
7,905	Ohrfeigen,
1,115,800	Kopfnüsse,
12,763	Notabene's mit Bibel, Katechismus, Gesangbuch, Grammatik; — alle 2 Jahr verbrauchte er eine Bibel, die er zur Handhabung der Ordnung in der Hand trug. —
777	Mal Knien auf Erbsen,
613	Mal Knien auf dreikantigem Holze,
5,001	Schüler hatten den Esel getragen,
1,707	Schüler hatten die Ruthe hochgehalten.

Unter den Stockschlägen waren 800,000 für nicht erlernte lateinische Vocabeln und unter den Ruthenhieben 36,000 für nicht erlernte Liederverse. Unter seinen 3000 Schimpfwörtern war ein Drittel eigene Erfin-

dung, — der sogleich aus dem Stegreife verfügten Strafen nicht zu gedenken."

Musik.

Zweites Concert der Madame Friedrichs, gebornen Holst, ersten Harfenspielerin von London, in Prag.

Aufgefordert durch die laut und vielfach ausgesprochenen Wünsche vieler Kunstkenner und Liebhaber, entschloß sich Mad. Friedrichs denselben den Genuß ihres schönen Talentes noch zum zweiten Male zu gewähren, und wir erhielten Gelegenheit, sie noch in einem Privatconcerte im Uebungssaale des Conservatoriums zu bewundern, welcher (obschon diese musikalische Kunst-Ausstellung nicht öffentlich angekündigt werden konnte, und, trotz der geringen Vorliebe des Prager Publikums für musikalische Unterhaltungen in der Mittagsstunde) die Zahl der Gäste kaum zu fassen vermochte, die auch bis vor der Thüre standen. Mad. Friedrichs entfaltete in drei von ihr vorgetragenen Piecen ihre Kunstkraft auf diesem eben so schönen und poetischen, als schwierigen Instrumente auf eine noch siegreichere Weise, und wurde in dieser Hinsicht durch manche begünstigende Umstände unterstützt. Die erste Nummer war eine höchst interessante Phantasie mit Begleitung des ganzen Orchesters von Bochsa, worin die englischen Melodien: „Rule Britannia," das „God save the King" und der englische Grenadier-Marsch auf eine eben so wahrhaft künstlerische als effektvolle, das Ohr wie das Gemüth gleich in Anspruch nehmende Weise verschlungen, und in mannigfaltigen Wendungen durchgeführt wurden. Das zweite Stück bildete eine freie Phantasie für die Harfe, ohne Begleitung, wo dieses Instrument immer seinen eigenthümlichen Charakter am besten zu behaupten vermag. Die Künstlerin beherrschte dasselbe auch auf die hinreißendste Art, und vorzüglich entzückten darin die eingewebten Variationen über die italienische Canzonetta: „Sul margine d'un rio" u. s. w." Das dritte Stück, womit sie in der That das schönste Fest des „Ende gut, Alles gut!" feierte, war großentheils eine rhapsodische Improvisation voll Begeisterung und Kunstweihe, worin alle Schwierigkeiten, wie alle Reize, dessen dieses Instrument fähig ist, gleichwie in einem ergänzenden Epilog zusammengedrängt waren.

Da die Doppel-Pedalharfe, sowohl ihrer complicirten Struktur, als auch ihrer höchst schwierigen Behandlung nach, hier zu wenig bekannt, und es daher nicht leicht ist, ein umfassendes Urtheil über die Leistungen dieser ausgezeichneten Künstlerin zu fällen, so müssen wir uns auf das Urtheil der wenigen gründlichen Kenner dieses Instrumentes stützen, welche einstimmig aussprechen, daß es hier noch nie in dieser Bravour, Zartheit, Reinheit, in so mannigfaltigen Schattirungen und mit einem so cantablen Vortrage — zumal im Adagio — gehört worden ist. Ja, man kann sagen, daß Madame Friedrichs Alles, was die Kunst des Harfenspieles seit Jahrzehenden an Vervollkommnung sich angeeignet hat, in sich vereint. (Bohemia.)

— Hamburg. Die Sängerin Mad. Mees-Masi gab ein Conzert am 9. Februar und erhielt großen Beifall, obgleich nur wenig Leute gegenwärtig waren.

Theater

Königliches Theater in Berlin.

Am 4. Februar zum ersten Male: „Der Prinz und die Bäuerin, Trauerspiel in 5 Aufzügen, von E. Raupach." — Wer den Bühnen so viel des Guten gegeben, wie Raupach, der darf auch einmal durch einen Mißgriff etwas auf die Bretter schicken, was gar zu übereilt scheint, wunderlichen Stoff, unreife Charaktere hat und noch ganz in dem Wirren liegt. Selbst die ausgezeichnete Bühnenkenntniß Raupachs hat hier meist der Ruhe gepflegt und nur in der Diktion läßt sich das Schöne vereinzelt hören. Die Liebe des Prinzen zu der Bäuerin wird einem Andern (einem Herzog) zur Intrigue, an die er Revolutions-Pläne in der Luft anknüpft, die auch in der Luft bleiben; das tragische Ende kann durchaus die Nothwendigkeit nicht finden, aber ein im zweiten Akt berührtes Giftfläschchen soll und muß doch nun einmal benutzt werden. Ein einfaches tragisches Idyll hätte entstehen können, wenn die Andeutungen, daß zum Glück der Ehe, außer dem Gluthgefühl, noch manche andere Ue-

bereinstimmung nöthig ist, und der natürliche Verstand der raffinirten Kultur gegenüber entweder sich zum Entsagen hinaufsiegen oder in dem Fehltritt untergehen muß; — aber in Buntheit, Zwang und ziellosem Drang stürzt Alles ohne rechte Motive zusammen, das Ethische und Psychologische, was sich heraussuchen läßt, scheut sich gleichsam vor jeder Klarheit. Das Stück erregte eine deutliche Mißstimmung, ob auch die Schauspieler im wachen Bemühen blieben, um ein Fehlgehen der Wirkung zu bekämpfen. (Voß. Zeit.)

— Auch in Hamburg hat das neue Lustspiel von Berger: „Die Bastille,“ welches sich in Berlin Repertoirs-Recht erworben, sehr angesprochen. Wenn die deutschen Theater doch einmal einsehen wollten, daß alles Gute doppelt gut ist, so lang es neu. Man lasse einmal die Geschichten bei Seite, die man seit Jahren zu geben versäumt hat, und höre auf nachzuholen, um uns endlich au courant zu setzen; man dankt gern für die übersetzten Herrlichkeiten, welche Die in Berlin, Wien und Hamburg schon längst kennen lernten, und wünscht mit der jetzigen Theater-Generation zu athmen und zu leben, zu wandeln und zu genießen. Und wo vollends ein Originalstück auftaucht, da sollte es eine Theater-Direktion der Andern aus den Händen reißen. Herrn Berger's Stück ist aber eine Original-Arbeit; er hat seit seinem ersten „die Bastille“ schon wieder ein zweites, mit nicht minderem Glücke, vom Stapel laufen lassen.

— In Berlin erschien „der gestiefelte Kater“ als Ballet von Hoguet. In Wien die „Sylphide,“ ohne große Sensation zu machen. Die Mees St. Romain ist aber keine Taglioni, und die Ausstattung war auch nicht befriedigend.

Faschings-Neuigkeiten.

Der Maskenball im Berliner Colosseum — der vorletzte dieses Jahres — war gefüllter als alle früheren. Die Zahl der Anwesenden wird auf 1800 — 2000 Personen geschätzt. Außer vielen sehr eleganten Damen hatten sich ganze Bauerngemeinden eingefunden, die man, nach der Zahl der Schulzen zu urtheilen, wenigstens auf sechs rechnen mußte. Die Schaar der Gärtner und Gärtnerinnen, Polen, Türken, Ritter u. s. w. war nicht minder zahlreich als früher. Charakter-Masken von Distinktion kamen indessen nicht so viele vor wie auf den ersten Bällen; nur der Eckensteher Nante, ein Jude und ein Guckkastenmann suchten ihr Publikum bestens zu unterhalten. Ein Doppelgänger hatte zwar ein Gesicht hinten und vorne, aber sein Gehirn schien sich nicht verdoppelt zu haben. Trotz dem war das Treiben in den vielfältigen Sälen sehr lebendig, und das Gedränge an den Speisetischen groß. Die Tanzenden beschwerten sich über zu geringen Raum, und es wurde der Wunsch mehrfältig laut, daß künftig in beiden großen Sälen getanzt werden möchte. Gegen 10 Uhr wurden die Räume erst gefüllt, und um 5 Uhr Morgens waren sie es noch. Das Vergnügen an diesem Feste steigt sichtlich, und zugleich damit wird die gewandte Erfindungskraft und Kunst darin steigen. In diesem Winter haben wir nur noch einen Maskenball im Colosseum zu erwarten, den am künftigen Sonnabend, indem der Fastnachtsabend, als den Familienkreisen mehr angehörig, nicht in dieser Weise gefeiert wird.

— Am 4. Febr. fand die erste öffentliche Maskerade im Saale des Ballhofes zu Hannover Statt. Sie zeichnete sich durch einige sehr schöne Damen-Masken, namentlich 2 Schweizer-Bäuerinnen und 2 Gärtnerinnen, und durch auffallende Leere aus. Es scheint, daß, wie das Publikum im Theater stets die erste Aufführung eines neuen Stückes, so auch das Maskeraden-Publikum den ersten Ball scheut; wie aber im Theater die Gallerie oft noch eine Stütze ist, so war es auch hier der Fall. Sagen wir nun, daß trotz der auffallenden Leere diese Maskerade doch noch besuchter war, als die ersten in früheren Jahren, so mag man einen Schluß daraus ziehen, was es sonst für ein Gedränge abgab. (Posaune.)

Norddeutsche Wurstzeitung.

„Warum genießt Du die ganze Woche hindurch nichts als Wurstsuppe, schlechte Blutwurst und Wurstschmalz zu den Kartoffeln?“ fragte Hinze seinen Freund Kunze.

„Nun, daß ich auf den Sonnabend noch Geld genug habe, um zum Wurstpicknick gehen zu können,“ erwiederte Kunze.

Hinze: Also Du lebst die Woche hindurch schlecht, um...

Kunze: Sonderbar! Ist das schlecht gelebt, wenn ich am Sonnabend zum Wurstpicknick gehe und am Montag früh um 7 Uhr schon wieder meine Blutwurst esse, des Mittags meine Wurstsuppe und des Abends meine Kartoffeln und mein Wurstschmalz? Ist das etwa schlecht gelebt, wenn ich am Dienstag zum Frühstück meine Knoblauchswurst esse, zum Mittag meine aufgebratene Blutwurst und des Abends meine Wurstsuppe? Ist das vielleicht schlecht gelebt, wenn ich dann etwa Mittwochs mein Gericht saure Blutwurst esse und so kontinuirlich die ganze Woche hindurch abwechselnd bald meine Wurst, bald meine Wurstsuppe genieße, bis wieder ein Wurstpicknick kommt. Hör' mal, wenn Du das schlecht gelebt nennst, so muß ich Dich sehr bedauern. (Beob. a. d. Spree.)

Allerlei.

Auch in polnischer Sprache erscheint jetzt ein dem Brockhaus'schen ähnliches Conversations-Lexikon. Nahmhaft Gelehrte besorgen die Redaktion, und es ist nicht zu bezweifeln, daß dieses Unternehmen sehr viel zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Polen beitragen werde. Die Verleger, A. E. Glücksberg in Warschau und Théophile Glücksberg in Wilna verwenden die größte Sorgfalt auf Schönheit des Druckes und der Kupfer. Bei einem sehr wohlfeilen Verkaufspreise sind die Unternehmer sicher, und verdienen es, durch günstigen Erfolg belohnt zu werden.

— Gegenwärtig erfreuen sich die hiesigen Bierfreunde einer geistreichen Unterhaltung: — das Doppelbier beim Augustinerbräu.
(Münchner Tageblatt.)

— Handelslehrprobe. Vor drei und einem halben Jahrhunderte ungefähr hatte die Hansestadt Bergen in Norwegen durch ihren ausgebreiteten Handel einen so großen Ruf erlangt, daß eine Menge junger Leute dorthin strömten. Um diesem übergroßen Anwachsen der Lehrlinge zu begegnen, beschlossen die dortigen Kaufleute, ihnen eine Lehrzeit von acht Jahren vorzuschreiben, und setzten während ihrer Dauer zu bestehende Prüfungen fest, wie sie jetzt kaum bei manchen Wilden mit Candidaten der Häuptlingswürde vorgenommen werden. Unter andern mußten sie folgende drei „Spiele“ mitmachen. Das erste war das Wasserspiel. Man band dem Lehrlinge einen Strick um den Leib, und warf ihn nackt in's Meer. So ließ man ihn drei Mal „Kiel holen“ (platt für: „den Kiel halten“), d. i. man zog ihn unter einem Schiffe durch. Beim jedesmaligen Herausholen aber peitschten ihn vier handfeste Männer bis auf's Blut, so daß er zu seiner Heilung über einen Monat brauchte. Bei der zweiten Prüfung spielte der Rauch eine Hauptrolle. Man hing den armen Lehrling in einen Rauchfang wie einen Schinken, und machte unter ihm ein Feuer von Haaren, Federn, Fischgräten und dergleichen wohlriechenden Substanzen an, und ließ ihn nicht eher herab, als bis er zu ersticken drohete, wobei er jedoch wieder mit Prügeln bedient wurde, bis das helle Blut floß. Den Beschluß machte das Peitschenspiel. In einer großen Versammlung von Männern, Frauen und Kindern entkleidete man den Lehrling ganz. Erst tanzten, zur heiteren Einleitung, einige maskirte Personen mit ihm: dann überfielen ihn vier, als Mönche verkleidete, mit großen Peitschen bewaffnete Männer, die ihn aufs Grausamste mißhandelten. Um den lieblichen Anblick dieses Spieles nicht durch des Hartgeprüften Wehklagen zu verleiden, übertönten Paucken und Trompeten dieselben. Nur wenn man in diesen drei Prüfungen acht Mal bestanden hatte, wurde man für einen zum „Handelsherrn“ tüchtigen „Kaufgesellen“ erklärt. Die meisten der anwesenden Lehrlinge verließen Bergen, andere erlagen unter den Prüfungen; der Handel der Stadt fiel durch den geringeren Zufluß an Fremden, bis mit dem Sinken der Hansa diese barbarischen Prüfungen allmählig unterblieben. (Rigaer Zusch.)

Die Luisenburg.

Mitgetheilt von C. v. M.

Nach einem Aufenthalte von sechs Wochen in dem so viele gemüthliche Ruhe darbietenden freundlichen Marienbade entschloß ich mich, den Rückweg über Alexandersbad bei Wunsiedel zu nehmen. Es war schon ziemlich spät, als ich über Eger nach Thiersheim, der letzten Poststation vor Wunsiedel, kam; der würdige Sohn jenes durch seine Höflichkeit weit bekannten Wirthes, der seinen Gästen mit „unterthänigen Forellen“ aufwartete, und auf die Frage eines Fremden nach seinem Hunde zur Antwort gab: „Euer Gnaden Herr Carro beliebten so eben die Stiege hinab zu spazieren!“ suchte mich durch die Versicherung, daß ich in Alexandersbad keine Unterkunft mehr finden würde, zu bewegen, die Nacht in seinem Hause zuzubringen; obgleich ein seit längerer Zeit vergebens auf Post- oder andere Pferde wartender, mit Damen gefüllter Reisewagen die Angabe des Wirthes hinsichtlich der großen Zahl der an jenem Tage zu seinem Leidwesen nur durchgereisten Fremden zu bestätigen schien, so trieb mich doch die Sehnsucht nach Alexandersbad weiter, und ich setzte in ruhiger Zuversicht die Reise fort, den Kutscher zur Eile aufmunternd, damit nicht andere Reisende mir zuvorkommen und mich des etwa noch vorhandenen leeren Plätzchens beraubten. Unter solchen Umständen war es keine angenehme Ueberraschung, als wir jenseits Wunsiedel auf die Frage, wie weit es noch bis Alexandersbad sey, zur Antwort erhielten, daß dieser Weg nicht dahin führe. Der Kutscher hatte in der Dunkelheit den Weg verfehlt; wir mußten umkehren und gelangten endlich gegen 10 Uhr nach dem einsamen Alexandersbad. Schon träumte ich von der süßen Ruhe, die hier nach der langen Fahrt mich erwartete, als der Wirth und Bad-Inspector an den Wagen trat, und mit

aller Artigkeit erklärte, daß er meine Frau und mich unmöglich aufnehmen könne, weil schon alle Zimmer besetzt seyen. Vergebens war die Vorstellung, daß wir so spät mit den ermüdeten Pferden nicht weiter fahren können; wir hätten uns zuletzt doch zu diesem sauern Schritte entschließen müssen, wenn ich nicht, mehr zufällig als absichtlich, den Namen eines Marienbader Gastes genannt hätte, auf dessen Rath ich den Weg über Alexandersbad gewählt hatte. Dieß wirkte wie „Elbondokani“ in der bekannten Oper dieses Namens. Jener Bekannte war wenige Tage zuvor da gewesen, und hatte mich dem Bad-Inspector besonders empfohlen; kaum hatte ich daher seinen Namen genannt, als der Inspector auf die Vermuthung gerieth, ich sey der Empfohlene, und auf die Nennung meines Namens sogleich selbst den Kutschenschlag aufmachte, und uns ein zwar kleines, doch unter solchen Umständen noch immer sehr willkommenes Stübchen einräumte. Den andern Morgen erfuhr ich, daß er selbst mit seiner ganzen Familie in jener Nacht auf die gewohnte Schlafstätte hatte verzichten müssen.

Am folgenden Tage schien ein schöner Morgen die beabsichtigte Wallfahrt der meisten Gäste nach dem hohen Kössein, dort gewöhnlich die Kascheine genannt, zu begünstigen, und der Hof füllte sich mit stattlichen Equipagen, d. h. großen, je mit vier tüchtigen Ochsen bespannten Bauerwagen, auf welchen Sitze und Polster angebracht waren. Die Plätze waren bereits alle besetzt, zudem näherten sich unerwartet schnell Regen drohende Wolken, welche bald Berg und Thal in einen dichten Nebel einhüllten, und die Hoffnung benahmen, die berühmte Aussicht vom Kössein genießen zu können; ich schloß mich daher drei Fußgängern an, welche sich mit der näher gelegenen Luisenburg begnügen wollten, und hatte es nicht zu bereuen, denn während der anhaltende Nebel den Besteigern des Kössein die Aussicht verbarg, konnten wir die Schönheiten, welche die Luisenburg noch in geringer Entfernung so bescheiden hinter ihren hohen Fichten verbirgt, um so gemüthlicher genießen, als der Blick nicht durch Aussichten in die Ferne zerstreut wurde. Unter der Anführung des durch frühere Besuche mit den Oertlichkeiten genau bekannten und überaus gefälligen Dr. F.... aus Baireuth setzten wir uns durch die von Alexandersbad dahin führende breite Allee von Vogelbeerbäumen, Birken und Balsampappeln in Bewegung, und gelangten bald zu dem ersten Vorposten der Burg, einem 35 Fuß langen und 21 Fuß breiten Granitblocke, auf welchem eine Pyramide als Denkmal der Gegenwart des königlichen Paares Friedrich Wilhelm und Luise von Preußen in dieser Gegend im Jahr 1805 errichtet worden ist. Bald darauf gelangt

man zu einer mit großen und kleinen Granitblöcken bestreuten Stelle, von welchen der 163 Fuß im Umfange haltende, oben flache Margarethenstein früher und bis in das Jahr 1764 den Schülern des Lyceums zu Wunsiedel am Margarethentage als Tummelplatz und namentlich als Bühne bei der Aufführung kleiner Stücke diente; die Zuschauer saßen auf den zahlreich herumliegenden kleineren Blöcken. Unweit dieses Felsens ist der Eingang zur Luisenburg, unter welcher man sich aber nicht etwa eine verfallene, von Menschen erbaute Burg, sondern einen bewaldeten Berg denken muß, an und auf welchem wunderbare Naturkräfte das seltsamste Gebäude, oder wie Semilasso in seinem vorletzten Weltgange richtig bemerkt, „ein Rübezahls würdiges Schloß aufgerichtet hat, mit Treppen, Gemächern, Corridoren und Altanen von so kühner Formation, daß mancher geräumige Saal nur aus vier Steinen besteht, und manches platte Dach nur aus einem.“

Bis zum Jahr 1788 war die Luisenburg beinahe unzugänglich; in jenem Jahre aber kam eine Gesellschaft in Wunsiedel auf den Einfall, dort Kaffee zu trinken. So unbequem man sich auch behelfen mußte, so beschloß man doch, einen ganzen Tag daselbst zuzubringen, erbaute auf dem Platze, der jetzt den Eingang zu den Anlagen bildet, eine Strohhütte, und speiste in derselben. Die Gesellschaft war dabei so vergnügt, daß sie beschloß, alle Jahre wieder daselbst zusammen zu kommen. Auf den Vorschlag eines Mitgliedes der Gesellschaft, des Doktors Schmidt, wurden Beiträge gesammelt, wofür der Platz geebnet und einige Rasenbänke angelegt werden sollten. Dieß war der Anfang des verdienstvollen Unternehmens, die Schönheiten, welche die Natur in dieser Burg in so reichem Maaße darbietet, genießbarer zu machen. Die Einwohner von Wunsiedel und viele Gäste des Alexanderbades unterstützten eifrig dasselbe; die Gesellschaften und die Beiträge vermehrten sich, und der erwähnte Dr. Schmidt, der die Leitung der Arbeiten übernahm, wurde dadurch in den Stand gesetzt, die Anlagen immer mehr auszudehnen. Mögen auch manche der angebrachten Verzierungen in ihrer Kleinlichkeit weit davon entfernt seyn, die erhabenen Reize der Natur zu erhöhen, wie es die Absicht ihrer Gründer war, mögen auch namentlich die vielen, meist nicht besonders sinnreichen und oft übel angebrachten Inschriften, womit mancher der schönsten Felsen verunstaltet ist, in dem Bewunderer der reinen Natur einen unangenehm störenden Eindruck hervorbringen, immerhin bleibt, was geschehen ist, um die Reize dieses wundervollen Berges mit Muße und ohne Gefahr genießen zu können, für jeden Besucher desselben des größten Dankes werth.

Links von dem oben erwähnten Eingange bilden zwei große Felsentafeln eine Grotte, welche dadurch einen besondern Reiz erhält, daß man in ihrem Hintergrunde einen lieblichen goldgrünen Schimmer erblickt, der in früheren Zeiten zu den Sagen von verborgenen bezauberten Schätzen in den Höhlen des Fichtelgebirges beigetragen haben mag. Unwissenheit und Aberglaube legten auf den Umstand, daß der Schimmer verschwindet, wenn man sich ihm nähert, großes Gewicht. Die anziehende Erscheinung ist aber ganz natürlich. Sie rührt von dem gefiederten Kahlmund, einem kaum sichtbaren Moose her, welches bei gehöriger Beleuchtung jenen Glanz von sich wirft, und daher hier Leucht=, Glanz= oder Goldmoos, von Semilasso aber „das Johanniswürmchen der Pflanzenwelt“ genannt wird. Der Umstand, daß der Schimmer verschwindet, wenn man sich so stellt, daß das Moos zu sehr in Schatten kommt, widerlegt die Ansicht Derer, welche dem Moose eine leuchtende Eigenschaft zuschreiben, während es nur eine glänzende hat. Ich sah dieselbe Grotte zweimal; einmal bei düsterem starken Nebel, und konnte den Schimmer kaum entdecken, das zweite Mal bei hellem Sonnenschein vor der Grotte, und da strahlte mir der Glanz lebhaft entgegen, so lange ich mich so stellte, daß dem Moose das äußere Licht nicht ganz entzogen wurde; bei leuchtender Eigenschaft hätte das Gegentheil Statt finden müssen.

Von dem Platze vor der Grotte, welche der um die Luisenburg sehr verdiente Baron von Carlowitz am 31. Juli 1790 „der Freundschaft und dem Vergnügen“ widmete, führen zwei Treppen zu einem andern geräumigen Platze, der theils mit Bäumen und Gesträuch, theils mit Felsen reizend umgeben ist, und häufig — namentlich an Sonntagen — von zahlreichen Gesellschaften besucht wird, wovon er den Namen „der Gesellschaftsplatz“ führt. Ein kleiner Wasserfall belebt durch sein sanftes Rauschen die freundliche Scene. Das im Jahr 1805 erbaute hölzerne Häuschen im Hintergrunde, welches geschmackvoll verziert war, steht jetzt ganz verwahrlost da, und ist durch frechen Eigennutz, dem nichts heilig ist, seiner Fenster, des Eisenwerks u. s. w. beraubt worden. Eine nicht weit davon zwischen großen Granitstücken befindliche Eremitenhütte, die einen Tanzsaal enthielt, ist nun — seltsam genug — in einen Stall verwandelt. Weiter aufwärts kommt man zur sogenannten Küche, die aus zwei im rechten Winkel fast zusammenstoßenden großen, flachen, die Wände bildenden Blöcken, einem Herde, Tisch und Bänken, Alles von Granit, besteht, und nicht weit davon ist dem oben erwähnten, 1819 gestorbenen Dr. Schmidt ein einfaches Denkmal errichtet. Von da gelangten wir über einen freien geebneten Platz zu der sogenannten großen Grotte. Ungeheure

Felsenstücke haben sich so über einander gelagert, daß das größte derselben, ein bewunderungswürdiger, oben und unten beinahe ganz flacher und auf den Seiten abgerundeter Granitblock, welcher angestellter Berechnung zu Folge 35,440 Kubikfuß enthalten und 4,430,000 Pfund schwer seyn soll, die Decke einer großen Höhle mit zwei Eingängen bildet. Gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts, als diese Gegend noch eine Wildniß und die Höhle auf einer Seite geschlossen war, wählte ein gemüthskrankes Mädchen dieselbe zu ihrer Wohnung und starb auch darin. Im Jahr 1793 fing man an, die Höhle auszuräumen, aber erst 1812 erhielt sie die gegenwärtige schöne Gestalt, in welcher sie zuweilen heitern Gesellschaften zum Aufenthalt dient. Als im Jahr 1805 der König und die Königin von Preußen den Berg besuchten, der damals eben so wie die auf demselben befindliche, jetzt ganz verfallene Ritterburg den Namen Luchsburg führte, wurden in dieser Grotte zwölf weißgekleidete Mädchen verborgen, welche bei Annäherung der Königin auf einmal hervortraten und sie bewillkommten. Eines der Mädchen hielt folgende Anrede:

Willkommen, vielgeliebte Königin! Willkommen!
Willkommen uns in diesem Felsenhain!
Nie ist ein heiß'rer Gruß der treuen Brust entglommen
Als dieser Deines Volks durch Deiner Töchter Reih'n.
Hoch auf dem Gipfel dieser Felsenschlüchte
Stieg einst der Wohnsitz einer Räuberbrut empor,
Tief trauernd zog der Nachwelt die Geschichte
Vor ihrem Namen einen Vorhang vor.
Jetzt wohnt in diesem fröhlichen Gefilde
Ein biedres Volk in sichrer Ruh,
Und heut erscheint mit eines Engels Milde
Ihm seine Königin, Luise, Du.
Da nimmt der Genius der Zeit sein Tagbuch wieder,
Das er voll Unmuth damals von sich warf,
Schreibt Deinen Namen auf die erste Seite nieder
Und streicht, wenn er es wagen darf,
Des Schlosses Schaudernamen durch —
Es heißt auf ewig nun — Luisenburg!

Seitdem führt der Berg diesen wohlklingenderen — in manchem Besucher süßere Erinnerungen weckenden Namen, als diejenigen an die Luchse, welche früher denselben bewohnten, und von denen vielleicht der frühere Name der Burg und des Berges herrührt.

Der sogenannte große Wasserfall, welcher unweit der Grotte von ziemlich hohen Felsen herabstürzt, verdient das Beiwort groß nur in Vergleich mit dem kleineren am Eingang, denn es fehlt ihm an einem Haupterfordernisse — nämlich an einer genügenden Menge Wasser; doch kann dieses durch Sperrung einer kleinen Schleuse angehäuft und der Wasserfall dadurch verstärkt werden. Seitwärts der

Grotte befinden sich noch einige hübsche Parthien, aufwärts derselben aber ein schöner großer Platz, der, wie eine an einem hohen Felsen angebrachte Inschrift sagt, im Jahr 1814 dem Könige Max Joseph von Baiern geweiht wurde. Von diesem Platze führen zwei Wege aufwärts; der eine gerade aus zwischen Felsentrümmern, die sowohl durch ihre Größe als durch ihre Gestalt die Aufmerksamkeit auf sich ziehen, zu einem geebneten Raum, der früher zu einem Theater eingerichtet war, auf dem mehre Stücke gespielt worden sind, und dann zu einem andern Platze, der zu beiden Seiten von glatt abgeschnittenen Felsen mit Bänken begränzt ist. Einer dieser Felsen ist seiner Kugelgestalt, der andere seiner Größe wegen merkwürdig, indem er sich in der Form eines Daches von 15 bis zu 50 Fuß erhebt, und 44 Fuß lang und 36 Fuß breit ist; bemerkenswerth ist an diesem und am andern Felsen, daß sie oft an Stellen, wo man kaum glauben sollte, daß sich ein Grashalm ernähren könne, mit ziemlich hohen Föhren und Fichten bewachsen sind, welche ihre Wurzeln in einzelne Spalten einschlagen, und so den stärksten Stürmen Trotz bieten. Unweit dieses Platzes thront auf ungeheuern Felsstücken der Lieblingsplatz der verstorbenen Königin von Preußen, nach ihr Luisensitz genannt, und vermöge seiner zauberischen Reize auch dieses Namens würdig, von welchem aus man eine herrliche Ansicht der nächsten Umgebungen genießt. Am Fuße des Luisensitzes gelangt man durch eine dunkle Oeffnung zwischen mächtigen Felsen, in welche Stufen eingehauen sind zu einer Stelle, wo die Inschrift: „Bis hieher und nicht weiter, 1794" in die Augen fällt. Dieselbe blieb in dieser Richtung bis zum Jahr 1805 das Non plus ultra der Wanderer. In diesem Jahre aber erschien ein neuer Bering, Cook oder Magelhaens in der Person des Hofgärtners Daupeck aus Bayreuth, der einen weiteren Weg durch die Herkules-Säulen suchte und in einer engen Spalte fand, worauf er diese Entdeckung unter obiger Inschrift mit den Worten: „Ich suchte und fand es geht weiter" verewigte. Der neue Weg führt nun vermittelst theils hölzerner theils in die Felsen gehauener Treppen mit 111 Stufen durch ein merkwürdiges Felsengewirre und zwischen ungeheuern an einigen Stellen kaum 3 Fuß von einander abstehenden, fast ganz glatten 15 bis 20 Fuß senkrecht emporsteigenden Granitwänden hindurch auf die Höhe, woselbst sich die Ruinen des alten Schlosses befinden. Sommerer vermuthet, daß jene Kluft ein geheimer Gang zu diesem Schlosse war, das sonst die Luchsburg hieß. Ob der Name dieser Burg, den man auch Lugsburg und Luxburg geschrieben findet, von den vielen Luchsen, die es einst hier gab, und wovon noch im achtzehnten Jahrhundert welche in der Gegend geschossen

wurden, von dem Wort lugen d. h. schauen, weil man von der Burg aus die Gegend weit umher überschauen kann, oder endlich von dem noch bestehenden Familiennamen Luxburg herkommt, möge dahin gestellt seyn, so viel ist aber gewiß, daß die Burg in früherer Zeit von Raubrittern bewohnt wurde. Sommerer erzählt, daß die Ritter der Luchsburg in Verbindung mit den Herren anderer benachbarten Schlösser weite Raubzüge unternahmen, Reisende plünderten und Gefangene wegschleppten, um von denselben ein starkes Lösegeld zu erpressen. Einst überfielen sie zwischen Bernstein und Rauhensteig den Ritter Wilhelm Philipp von Streitberg, dessen verfallenes Stammschloß man noch in der sogenannten fränkischen Schweiz sieht, als er mit seiner reichen Braut, der Tochter des Herrn v. Liebenstein, unweit Eger, von da nach Streitberg zurückkehren wollte, überwältigten ihn trotz seiner und seines starken Gefolges tapferer Gegenwehr, und brachten die Braut nebst ihrer Mitgift nach der Luchsburg; der Bräutigam selbst entkam, und suchte lange vergeblich die Herausgabe seiner Braut durch List und Gewalt zu bewirken, bis es endlich der Gefangenen selbst gelang, den Kerkermeister, der ihre Eltern gut kannte, zu gewinnen; dieser gab dem Vater von dem Schicksale seiner Tochter Nachricht und traf mit ihm Verabredung zu ihrer Befreiung. Mit eigener Mannschaft und einer Schaar, die ihm die Stadt Eger zum Beistand gab, rückte der Ritter von Liebenstein, zu einer Zeit als die Raubritter zu einer fernen Unternehmung ausgezogen waren, in die Nähe der Burg, verbarg einen Theil der Mannschaft am Fuße des Berges im Walde, und schickte den andern Theil, der ähnliche Rüstung trug, wie die Mannschaft der Ritter von Luchsburg, vor das Schloß. Die Wächter hiedurch getäuscht, öffneten ihnen das Thor, worauf die wenigen Zurückgelassenen schnell niedergemacht, die übrige Mannschaft herbeigerufen und die Gefangene befreit wurde. Nach einer Sage soll man nun auch die Zurückkunft der Ritter erwartet, die unbesorgt Einziehenden einzeln ohne Mühe niedergehauen und hierauf das Schloß zerstört haben; nach einer alten Chronik aber sey Letzteres gleich nach der Einnahme geschehen, und die Ritter hätten, da sie bei ihrer Zurückkunft ihren Wohnsitz zerstört fanden, zuerst Unterkommen bei ihren Verwandten in Wunsiedel gesucht, dann aber, als diese in mißliche Umstände geriethen, sich in die Gegend von Nürnberg gezogen, wo jetzt noch Nachkommen derselben unter verändertem Namen leben sollen. Jedenfalls wurde die Burg durch den Rath von Eger zerstört, und zwar wahrscheinlich im Jahr 1412, in welchem Jahre auch noch andere Raubschlösser in der Gegend dasselbe Schicksal hatten. Einer Sage nach soll sich im Keller unter einer Stufe in einem

kupfernen Kessel noch der große Schatz der Räuber vergraben befinden, der nur am heiligen Dreikönigsfest mittelst Beschwörungen durch einen Mönch, der klein seyn und hinken soll, gehoben werden könne. Mehre Bergleute, die einst den Mönch zu ersetzen suchten und eifrig nachgruben, fanden jedoch nichts. Uebrigens sind jetzt nur noch wenige Spuren der sonst auf fünf Felsenmassen ruhenden Burg vorhanden, indem unbegreiflicher Weise die früher noch vorhandenen Trümmer theils zu Erbauung mehrer Häuser in dem Dorfe Breitenbrunn und später bei der Einrichtung der Anlagen selbst verwendet worden sind. Betrachtet man die Lage dieses ehemaligen Raubschlosses, so begreift man nicht, wie sonst Pferde hinaufkommen konnten, da keine Spur eines solchen Weges vorhanden ist. Semilasso, der auf seinem vorletzten Weltgange auch hieher kam, und seinen Führer darüber befragte, erhielt von diesem zur Antwort, „daß vielleicht damals die Pferde selbst noch nicht erfunden gewesen wären.“ Das Wort erfunden scheint jedoch überhaupt hier eine andere Bedeutung zu haben, als bei Adelung; denn man findet auch auf einem Felsen die Inschrift: „Erfunden zum Denkmal meines verehrten Gönners u. s. w.“, eingegraben.

In der Nähe der Burgruine ist der ungeheure Ludwigsfels, nach dem gegenwärtigen Könige von Baiern so genannt, und durch eine, an dieser Stelle sich nicht vortheilhaft ausnehmende, goldene Inschrift ihm gewidmet, und weiter abwärts das Schiff bemerkenswerth; auf ersterem, von welchem man eine ausgedehnte Aussicht in der Umgegend genießt, stand sonst ein Wartthurm, der durch eine Mauer mit der Burg verbunden war; letzteres, nach seiner sonderbaren Gestalt das Schiff (auch der Bonaparteshut) genannt, weil es unten so abgerundet ist, daß es mit einem Kahne, der eben in's Wasser geschoben werden soll, viel Aehnlichkeit hat, ruht auf einer abhängigen und abwärts abgerundeten Masse, von ungefähr 29,520 Kubikfuß Inhalt, auf einem kaum 2½ Quadratfuß umfassenden Raume, der sich noch dazu in einem Winkel von 25 bis 30 Grad schief herab senkt. Man glaubt, es bedürfe nur eines geringen Kraftaufwandes, um den so frei und abhängig dastehenden Felsen in die Tiefe hinabzustürzen, und stößt wohl selbst zu diesem Zwecke mit den Spazierstöcken daran; dennoch liegt er so fest da, daß während eines der letzten Feldzüge in Deutschland hundert französische Soldaten mit starken Hebeln bewaffnet, sich vergebens bemühten, die Masse, deren Gewicht gegen 203,500 Pfund betragen mag, in Bewegung zu setzen.

An mehren gewaltigen Felsenwänden und Felsenstücken von den mannigfaltigsten Gestalten vorbei, die an einer Stelle ein bedecktes

Gewölbe bilden, dessen Wände und Wölbung aus Staunen erregenden Granitblöcken bestehen, gelangt man durch eine enge Kluft zur sogenannten Insel Helgoland, einem großen 22 Fuß hohen und 152 Fuß im Umfange haltenden viereckigen Felsen, der aus einem kleinen von Laub- und Nadelgebüsch bekränzten Gewässer emporragt und mit seinem oben angebrachten Häuschen eine Parthie bildet, welche den schönsten Schloßanlagen zur wahren Zierde gereichen würde. Neben dieser Insel hat der Freiherr v. Welden in München ein hübsches Gärtchen angelegt, an dessen Ende sich eine aus merkwürdig zusammengestürzten Felsenstücken gebildete Grotte befindet, aus welcher, wie aus jener am Eingang, das liebliche Goldmoos entgegen glänzt. Die Insel Helgoland und das Gärtchen mit den nächsten Umgebungen bis zum Ludwigsfelsen wird die Schweiz genannt, und bildet ein reizendes für sich abgeschlossenes Ganze, welches durch prächtige Felsenmassen, die sich bis zu 42 Fuß erheben, und durch schlanke Nadel- und Laubbäume bekränzt wird.

Von diesem Platze weg kommt man durch eine niedrige und enge Pforte. Drei große auf einander gelehnte Felsen bilden eine mächtige südlich geneigte Wand; an diese stützt sich noch schiefer, so daß unten eine weite Spalte entsteht, eine ungeheure Tafel mit einem Flächeninhalte von 1100 Quadratfuß. Darauf folgt ein Gang, auf der einen Seite durch große unordentlich aufeinander geschichtete Felsentrümmer, auf der andern durch einen einzigen senkrecht abgeschnittenen Felsen, der sich in einer Länge von 66 Fuß hinstreckt, gebildet. An diesen Block lehnt sich nur wenig aufruhend und oben um die Hälfte dünner, wie ein Dach als mächtige Riesendecke obige Tafel, welche die Pforte bilden hilft.

Es würde zu weit führen, hier alle die herrlichen Parthien beschreiben zu wollen, auf welche man von Schritt zu Schritt stößt, und wovon die meisten besondere Namen führen, wie z. B. die Luisensruhe, nach der Fürstin von Weilburg, die 1799 hier verweilte; die nur dem Auge zugängliche Thränen-Grotte bei dem Theresens-Platze, von der Fürstin Therese von Thurn und Taxis ihrer verklärten Schwester, der Königin Luise von Preußen, geweiht; der Platz der Einsamkeit oder der Beichtstuhl, ein heimliches Plätzchen hinter ungeheuern Felsen, daher von den Führern auch „das Stelldichein“, und „ein Wort unter vier Augen“ genannt; die Lisettensruh, ein freundlicher durch eine Laube beschatteter Sitz zwischen hohen Felsen, zu dem man auf mehren Treppen gelangt; der Friedrich-Wilhelmsplatz, diesem Monarchen im Jahr 1799 an seinem Geburtstage (3. August) von den Kurgästen in Alexandersbad gewid-

met; dann die Wolfsschlucht, ein langer schmaler, zwischen und unter Felsen vielfach sich wendender Gang, der mit einer kleinen Grotte beginnt; wie schon früher an einigen Stellen, so auch namentlich in der Wolfsschlucht, kommt man durch so enge Schluchten und Spalten, daß man sich kaum durchdrängen kann. Eingedenk des Ereignisses im Jahr 1650 in dem engen Gange in der Pyramide des Cheops in Egypten, worin ein fetter Mönch beim Herausgehen so fest stecken blieb, daß er weder vorwärts noch rückwärts konnte, und nur in Folge der Aeußerung eines ihm nachfolgenden Reisenden, daß man ihn in Stücken zerschneiden müsse, um sich den Ausgang zu öffnen, zu einer solchen Anstrengung vermocht wurde, daß er zwar glücklich durchkam, aber nach zwei Stunden an den Folgen des Schreckens starb — entstand an solchen Stellen zwischen zwei von meinen Begleitern, welche ziemlich wohlbeleibt waren, ein Wettstreit, wer zuerst der Gefahr sich aussetzen solle, zwischen den Felsen stecken zu bleiben. Es wurden jedoch überall alle Schwierigkeiten glücklich überwunden. Durch einen merkwürdigen Felsengang, dessen eine Seite durch ein einziges 50 Fuß langes, 25 Fuß hohes und 10 bis 12 Fuß dickes ziemlich regelmäßig viereckiges Granitstück von 15,000 Kubikfuß Inhalt und 1,875,000 Pfund Schwere gebildet ist, gelangt man zu einem andern ausgezeichneten Punkte, der Marianenhöhe, an deren Fuße sich ein anmuthiges Gärtchen zwischen eben so großen als schönen Felsen befindet. Auf vielen Stufen erreicht man erst zwischen eng zusammengerückten Felsen, dann durch ein natürliches mit einem großen Steine bedecktes, und endlich durch ein künstliches Thor die Höhe selbst; diese ist der Gipfel einer 440 Fuß über den Fuß der Luisenburg sich erhebenden Steinmasse, die über alle andere Felsen, einen einzigen ausgenommen, emporragt, und eine herrliche Aussicht sowohl über die nächsten Umgebungen, als auch in die Ferne gewährt. Oben ist eine künstliche Ruine angebracht, die nicht nur eine gute Wirkung hervorbringt, sondern auch bei dem Aufenthalt auf dem schmalen Raume gegen die Gefahr des Herunterstürzens sichert. Ein zwischen Felsenmassen und Bäumen sich durchwindender Weg führt unter einer ungeheuern Felsentafel hindurch zum Bundessteine oder dem Kreuze. Nach Ersteigung einiger hölzerner Stufen steht man erstaunt vor gewaltigen Felsenmassen, rechts fast thurmhoch sich erhebend, links tief hinabsteigend, theils abgerundet, theils in einzelnen Lagen dicht zusammengefügt. Auf einer aus fünf Stücken zusammengesetzten Felsenwand von 120 Fuß Länge und 25 Fuß Höhe ruhen wieder zwei Felsenstücke, auf dessen einem, welches sich mit seiner Spitze 64 Fuß hoch erhebt, folgende Inschrift eingehauen ist: „Findet,

ihr Freunde, je Zwist unter Euch Statt, besteiget den Felsen, blickt um Euch, und fraget Euer Herz: söhnet Ihr dann Euch nicht aus, so seyd niemals ihr Freunde gewesen. Erinnerung an den 8. Mai 1815.“ Veranlassung hiezu gab das Zusammentreffen dreier Freunde an jenem Tage auf der höchsten Stelle dieses Felsens; ergriffen von der herrlichen Aussicht und dem Anblick der erhabenen Natur, rief einer derselben: „Lasset uns hier den Bund unserer Liebe erneuern; lasset uns ewige Freundschaft schwören.“ Dieß geschah, und zum Andenken an diesen vergnügten Augenblick, ließen sie die Höhe, die sie damals nur mit Anstrengung hatten ersteigen können, leichter zugänglich machen, und ein hölzernes, hohes, weit umher sichtbares Kreuz aufrichten. Einer von den drei Freunden hatte sich mit einem vierten entzweit; auf das Zureden der zwei andern besuchte er aber nun willig denselben, worauf das alte freundschaftliche Verhältniß wiederhergestellt und von einem Bruder des Letztern die oben angeführte Inschrift gestiftet wurde. Von dieser Zeit an heißt der Fels „der Bundesstein“. Er ist noch höher als die Marianenhöhe (2741 Fuß über der Meeresfläche) und gewährt eine umfassendere und noch reizendere Aussicht. Dicht unter ihm zeigen sich große prächtige, mit Bäumen bekränzte Felsenmassen; tief unten ragt die Spitze von dem Mauerwerk der Marianenhöhe zwischen den Wipfeln der Fichten empor, und in der Ferne glänzen zahlreiche, mit größern und kleinern Waldflecken und bebauten Fluren abwechselnde, Ortschaften. Bei hellem Wetter kann man auch die weißen Häuser von Franzensbad bei Eger unterscheiden.

Am Abhange des Berges, seitwärts der Marianenhöhe und des Burgsteins befindet sich das sogenannte Labyrinth, welches mit der Teufelsstiege, einer ganz engen und steilen Schlucht beginnt, die von zwei unten kaum 1½ bis 2 Fuß von einander entfernten Felsenwänden gebildet und oben mit einzelnen Felsstücken bedeckt ist, durch die man sich auf 27 Stufen hinunterdrängen muß. Bald darauf folgt wieder ein bedeckter 57 Fuß langer Gang, der so eng und niedrig ist, daß man sich tief bücken und zusammendrücken muß, wenn man nicht den Kopf anstoßen und die Kleider beschädigen will; für Manchen von steifem Nacken, bemerkt hiebei Sommerer, eine nachdrückliche Belehrung, wie man am besten durch die Welt kommt. Uebrigens dürfen sich Damen hiedurch von einem Besuche der Luisenburg nicht abschrecken lassen, denn als ich Nachmittags noch einmal dieselben Stellen durchwanderte, kam meine Frau, die mich begleitete, überall nebst ihren modernen Plusärmeln und ihrem Seidenhute ganz unbeschädigt durch. Auf ähnliche Weise, und mehre reizende zum Theil mit Glanzmoos

geschmückte Parthien darbietend, erhebt sich der Weg auf der andern Seite wieder bis in die Gegend der Marianenhöhe.

Der entlegenste ausgezeichnete Punkt der Luisenburg endlich ist der Burgstein, eine ungeheure, aus mehren Abtheilungen zusammengesetzte Felsenmasse, die in einer Länge von 150 Fuß und in einer Breite von 20 bis 70 Fuß aus einem allmälig emporsteigenden Vorbaue, unten senkrecht abgeschnitten sich bedeutend hoch erhebt. Verschieden von den bisher vorgekommenen Felsen, bestehen die Massen des Burgsteins aus einzelnen Schichten und Stücken, die meistens 2 bis 3, seltener 4 bis 6 Fuß breit, gewöhnlich an dem Rande abgerundet, oft aber auch scharf viereckig, wie bei einer künstlichen Mauer, fest auf einander geschichtet und in einander gefügt sind. Eine steinerne, dann drei hölzerne mit Geländern versehene Stiegen führen auf den Gipfel, der als eine kleine 9 Fuß lange und 6 Fuß breite Fläche emporragt, und von welchem man eine außerordentlich schöne Aussicht genießt.

Noch weiter weg, und streng genommen, nicht mehr zur Luisenburg gehörig, erheben sich ähnliche Massen, wovon die eine der Büttnersfels heißt, weil dort einst ein Büttner ermordet wurde, der noch jetzt, wie abergläubische Landleute versichern, bei jenem Felsen sein Handwerk fortsetzen und des Nachts klopfen und hämmern soll. Rechts von diesem Felsen ist eine andere viel höhere, vorn wie durch Kunst aus einzelnen Stücken aufgebaute Masse mit einer langen viereckigen Grotte, in welcher im August 1818 durch einen Bauernknaben der Leichnam des seit dem Jahr 1812 vermißten 17jährigen Jägerburschen Jakobi gefunden wurde. Er war eines Morgens im März jenes Jahres von Alexandersbad aus auf die Luisenburg gegangen, kam aber nicht zurück, und wurde vielleicht ein Opfer der Holz- und Wilddiebe, denen er seiner Strenge wegen längst verhaßt war, und die ihn nach geschehener Ermordung in jene Höhle schleppten; eine Kugel steckte im Hirnschädel; seiner Uhr und seines Geldes aber war er nicht beraubt worden. Noch einen Büchsenschuß weiter entfernt befindet sich ein felsichter Abhang mit einer Höhle in den Klippen, welcher das Lager der Zigeuner heißt, weil sich diese sonst oft daselbst aufhielten.

Der Verfasser dieses Aufsatzes hat seinen Zweck erreicht, wenn es ihm gelungen ist, durch diese Schilderung einige Leser der Europa zu bewegen, die Luisenburg zu besuchen, wenn sie in jene Gegend kommen; er ist ihres Dankes dafür versichert, und fest überzeugt, daß kein Reisender, welcher von Bayreuth nach Eger fährt, den kleinen

und ohnedieß angenehmen Umweg über Kemnath nach Alexandersbad bereuen wird. Den Besuchern der herrlichen Luisenburg aber kann die Schrift: „Das Alexandersbad, die Luisenburg und die Umgebungen derselben u. s. w., von A. Sommerer, Wunsiedel, 1833, Verlag von F. E. Baumann“, aus welcher auch vorstehender Aufsatz, jedoch nur nach geschehener Vergleichung an Ort und Stelle, zum Theile genommen ist, nicht genug empfohlen werden. Mit dieser Schrift (die im Alexandersbad zu haben ist) und dem dazu gehörenden Plane in der Hand, kann ein lebender Führer recht gut entbehrt werden.

Der Kosak.

Erinnerung aus den Kriegsjahren.

Im Jahr 1815 brachte ich einige Tage bei Frau von Bremont, einer alten Freundin meines Hauses, zu. Die Geister, welche die politische Ungewißheit erschöpft hatte, waren jedoch noch nicht beruhigt, und Begebenheiten, welche die Einen zur Freude aufreizten, zerrissen den Andern das Herz. Um all diesem Getreibe zu entgehen, war ich zu meiner Freundin auf's Land geflohen. „Sie kommen eben recht," sagte sie zu mir, „die Melancholie fängt an, unserer Stimmung sich zu bemeistern. Wir haben hier einen interessanten Gast, einen jungen Fremden; er ist krank; ich will ihn Ihnen zeigen. Sie werden es leicht fühlen, welchen Antheil wir an dem Unglücklichen nehmen; kaum, daß er sich zur vollen Tafel setzte, und schon wird der Becher des Genusses seinen Lippen entzogen. Ich pflegte ihn um diese Stunde zu besuchen. Folgen Sie mir, liebe Adele."

Ich stieg mit ihr in das Erdgeschoß hinunter. Der Kranke befand sich in einem kleinen Salon, dessen Fenster nach einem mit tausend Blumen geschmückten Rasenplatz gingen. Ein Ruhebett stand neben dem Fenster; ein Vorhang war nur halb geschlossen und ließ einen Lichtstrahl auf den blonden Kopf des jungen Menschen fallen, der ihn wie einen Heiligenschein umgab. Diese bleiche Stirne, diese dunkelblauen Augen, dieses melancholische Lächeln, das um die entfärbten Lippen schwebte, Alles gab diesem noch so anmuthigen Gesichte einen fast himmlischen Ausdruck. Zu Füßen des Betts kauerte, gleich einem asiatischen Sklaven, ein menschenartiges Wesen, in fremder Tracht, den Kopf in beide Hände gestützt, und — wie es schien — in eine tiefe und traurige Betrachtung versunken. Unsere Ankunft vermochte es nicht zu stören, aber bei dem leichtesten Anfall von Husten erhob es

rasch den Kopf und warf einen schnellen und ängstlichen Blick auf den armen Kranken. Die wilde Physiognomie dieses Menschen bot eine Mischung von Zuneigung und Härte, die nichts zu beschreiben im Stande ist; diese beiden entgegengesetzten Eigenschaften verschmolzen in einem Augenblick, und verliehen dieser stummen Scene einen eigenen Charakter, den der Pinsel eines Künstlers wieder geben müßte, da eine Schilderung durch Worte immer unter der Wirklichkeit zurückbleiben würde. Ich wollte anfänglich als kalter Beobachter dieses Bild auffassen, aber bald war ich unwillkürlich mit ganzer Seele dabei, und als ich den Salon verließ, um dem Arzte Platz zu machen, fühlte ich mich eben so traurig und bekümmert, als Frau von Bremont.

Wenige Augenblicke später kam der Arzt zu uns: „Nun, was für Neuigkeiten bringen Sie uns?“ rief ihm meine Freundin zu. „Geht es etwas besser?“

„Nicht im Geringsten. In wenig Tagen wird Ihr Gast diese Welt mit einer ruhigeren Wohnung vertauscht haben. Seine arme Mutter! Man hat es ihr nach St. Petersburg geschrieben; aber es ist nicht möglich, daß sie zur rechten Zeit hier eintreffe, um ihren geliebten Sohn noch an's Herz drücken zu können. Die wackere Frau von Krüdener wird viel leiden! Alle russischen Offiziere, die ihren Sohn kennen, erzeigen ihm viel Liebes, und Marcow, sein Kosak, verläßt ihn nicht; nichts aber ist im Stande, ihm neue Lebenskraft zu geben; jeder neue Morgen findet weniger davon in ihm vor.

„Wir sind recht unglücklich gewesen,“ rief Frau von Bremont aus, „daß wir ihn bei uns aufgenommen haben; das bricht uns das Herz!“

„Trösten Sie sich,“ erwiderte der Doktor, „mit dem Gedanken, daß er in schlimme Hände hätte fallen können; Andere würden in dem liebenswürdigen Jüngling, der so schnell seinem Grabe zueilt, nur den Russen, den Feind, erblickt haben.“

„So ist es uns eben anfänglich auch gegangen, aber bald machte dieser Eindruck dem lebhaftesten Mitleide Platz. Unsere National-Antipathie ist vollkommen überwunden, und wir beweinen unsern Gast, wie einen Freund.“

Frau von Bremont hatte wirklich Thränen im Auge. Der Arzt ging fort, um am andern Morgen wieder zu kommen. Nach ihm kamen einige russische Offiziere, um sich zu dem jungen Baron von Krüdener zu begeben. Frau von Bremont glaubte, daß dieser Besuch, der ihr zu lang währte, den Kranken zu sehr ermüden könne, und wollte eben selbst hineilen, um sie zu bitten, ihn ruhen zu lassen, als man ihr sagte, daß ein Offizier, in einen Mantel gehüllt, sie zu

sprechen verlange. Sie ließ ihn zu sich bitten, und war hoch erfreut, in ihm ihren Bruder, den Obersten von Pressan, zu erkennen. Er war bis zu dem letzten Augenblicke treu dem Kaiser geblieben, und kam von der Armee der Loire, deren Schicksal noch nicht entschieden war. Nach den ersten Ausbrüchen des Wiedersehens fragte er sie, ob sie ihm für den Augenblick eine sichere Zuflucht bieten könne?

„Du kommst meinen Wünschen entgegen, lieber Bruder; doch halte Dich für einige Tage noch etwas zurückgezogen. Du sollst auf Deinem Zimmer essen, und ich glaube, daß diese Vorsicht genügen wird. Man spricht von einer Amnestie der Loire-Armee, und dann wird Jeder zu den Seinigen zurückkehren können.“

„Welche Großmuth,“ erwiderte Herr von Pressan mit Bitterkeit; „also glaubst Du wirklich, daß man die Gnade so weit treiben wird, um uns zu verzeihen, daß wir unser Vaterland vertheidigt haben? Ich habe hingegen von großen Politikern vernommen, daß die Gewalt nicht eher ruhig seyn kann, bis sie uns ohne Proceß hat erschießen lassen.“

„Mein Freund, Du bist durch Dein Mißgeschick übellaunig; werde vorerst ruhig. In Kurzem wird auch dieser Sturm vorübergegangen seyn, und wir werden bessere Tage sehen.“

„Ich zähle nicht darauf, allein ich will Dich nicht mit meinen finstern Aussichten betrüben, Schwester. Laß mich nach dem Zimmer führen, das Du für mich bestimmt hast.“

„Immer derselbe,“ murmelte sie und that ihm seinen Willen.

Wenige Tage später trat der Oberst eines Morgens zu seiner Schwester in's Zimmer, als ich eben bei ihr war. „Sage mir, Caroline, wer ist der bleiche, hagere Mensch, dem ich so eben unter den Akazien begegnet bin? Mein Hund, Trilby, sprang auf ihn zu, und der arme Sterbende streichelte ihn. Als ich mich ihm näherte, bemerkte ich eine bizarre Gestalt, theils Mensch, theils Affe und Bär, die sich in ehrfurchtsvoller Entfernung von jenem eleganten Gespenste hielt. Gott verzeih' mir! Es schien mir, wie ein lächelnder Engel, der noch einmal zur Erde hinabblickt, eh' er sie auf immer verläßt. Was mich am meisten überraschte, war der rührende Blick, den jenes seltsame Ungeheuer auf den schönen sterbenden Sylphen richtete: dieser Blick gehörte entweder dem Teufel oder einem Kosaken.“

„Das Letztere,“ erwiderte Frau von Bremont. „Armer Marcow! Er wird sich nicht trösten können über den Verlust seines Herrn.“

„Und wie heißt sein Herr?“

„Georg von Krüdener.“

„Krüdener? Das ist ein preußischer, östreichischer oder russischer Name.“

„Das Letztere, mein Bruder.“

„Und wie trifft es sich,“ erwiderte der Oberst sehr gereizt, „daß ich bei Dir einen dieser gehaßten Fremden, wie ein Kind im Hause finde?“

„Es ist ein Sterbender,“ sagte Frau von Bremont mit leiser Stimme, „und für mich hat er kein Vaterland mehr.“

„Und wer brachte ihn zu Dir?“

„Der Zufall; man suchte eine reine Luft für seine kranke Lunge und so wurde er hier einquartirt. Ich hätte schlimmer, aber nicht trauriger wegkommen können; denn ungeachtet unserer Sorgfalt stirbt er von Tag zu Tag hin und verursacht uns vielen Kummer.“

„Hat er keinen Verwandten, der sich seiner annimmt?“

„Leider nicht. Die Offiziere seines Corps besuchen ihn täglich. Seine unglückliche Mutter ist fern.“

„Kennst Du sie?“

„Nein, aber Marcow hat mir seine Geschichte erzählt. Baron Krüdener, der Vater, commandirte ein Regiment und bestimmte seinen Sohn auch zum Dienst. Der junge Mensch, den ein zu schnelles Wachsen zu sehr geschwächt hatte, war außer Stande, die Beschwerden des Krieges zu ertragen. Seine Mutter flehte, ihn ihr zu lassen, aber der Vater blieb unerbittlich, und der Sohn mußte mit dem Heere ziehen. Anfänglich erregte das ungewohnte Leben den jungen Menschen so sehr, daß er seine Erschöpfung nicht wahrnahm. Bald sollten jedoch die Besorgnisse der Mutter wahr werden; der Vater blieb im Gefecht, und der Sohn muß nun ohne Wunde hier in unserem Lande sterben. Noch nicht siebzehn Jahre alt, wird er von einem Leiden verzehrt, das allen Bemühungen der Kunst spottet. Ist er nicht genug zu beklagen, und soll man ihm die Theilnahme, auf die er so große Rechte hat, auch noch entziehen?“

„Er ist sehr glücklich, sie Dir einflößen zu können.“

„Du bist nicht gerecht, Bruder, und ich bin gewiß, daß Dein Herz Deinen Worten widerspricht.“

„Wohl kann ich das Gegentheil nicht behaupten.“

„Nun, so komm mit mir, wir wollen Georg besuchen. Adele, folgen Sie uns.“

Wir gingen alle Drei nach den Akazien, wo Marcow seinen geliebten Kranken hingetragen hatte. Er lächelte uns entgegen. Ich werde nie diesen fremden Gast vergessen, dessen zerbrechliches Fahrzeug schon das andere Ufer berührte; dieses reizende Gesicht, auf welchem, trotz der Schatten des Todes, noch einige fliehende Freuden der Jugend spielten. Ein Schein von Hoffnung belebte noch seine großen

Augen, aus denen von Zeit zu Zeit lange Blicke voll Zärtlichkeit schoßen, die alles Lebende um Liebe flehten. Wir wußten es Alle, daß nur noch wenige Sonnen für ihn aufgehen würden, und unsere traurigen und niedergeschlagenen Blicke waren eine trübe Antwort auf die Fragen der seinigen. Herr von Pressan sagte mir in's Ohr: „Um des Himmels willen! machen Sie, daß wir fortkommen; ich ersticke bei diesem unglücklichen Kinde." Er ging, und wir folgten ihm, indem wir den Abschied erwiderten, den Georg uns zuwinkte.

Während kurzer Zeit veränderte sich nichts in dem Zustande der Bewohner des Schlosses; nur Herr von Pressan gewöhnte sich daran, täglich Georg und seinen Kosaken zu sehen, und bemitleidete mehr und mehr den Zustand des jungen Barons. Das Fenster meines Zimmers ging nach den Akazien. Ich saß des Morgens hinter dem Vorhange, und beobachtete Marcow, der wie gewöhnlich am Ende der Bank saß, die mit Kissen und Polstern belegt war, worauf sein geliebter Kranke ruhte. Der Kosak richtete auf Georg einen unruhigen und scharfen Blick, ähnlich dem treuen Hunde, der in der Physiognomie seines Herrn den Ausdruck irgend eines Wunsches zu entdecken sucht. Plötzlich fuhr ein klagender Schrei aus seiner Brust; der Oberst war bald bei ihm.

„Was ist, Marcow?"

„Ach, Gossudar! *) mein Herr stirbt! wir wollen ihn geschwind auf das Schloß tragen."

Und ohne auf andere Hülfe zu warten, gehorchte der französische Oberst der Stimme des russischen Soldaten, dessen Uniform sein französisches Herz und Auge früher so beleidigt hatte. Unnützer Eifer! Georg hatte keine Hülfe mehr nöthig. — Das Schloß wurde jetzt sehr traurig; die Pflege dieses jungen Menschen hatte Alle beschäftigt, und trotz der bekannten Gefahr hegte Jeder noch einige Hoffnung. — Wer könnte jedoch die herzzerreißenden Klagen wieder geben, welche Marcow's stummem Schmerze folgten.

Der russische General befahl, daß das Begräbniß nach dem Gebrauche des Vaterlandes des Barons vorgenommen würde. Nach zwei Tagen wurde der Sarg gebracht — doch, wie kann ich dieß einen Sarg nennen! es sah eher einer Hochzeits-Corbeille ähnlich, mit Rosa- und weißem Atlas austapeziert. Man legte den Leichnam hinein; sie hatten ihm seine Staats-Uniform angezogen, bloß Kopf und Hände blieben unbekleidet. Man umgab dieses elegante Lager mit Blumenkränzen und setzte es dann in einen bleiernen Sarg. Die Offiziere

---

*) Gossudar auf deutsch: Herr.

des Generalstabes erschienen mit einem Flor am Arm, um Abschied von ihrem jungen Cameraden zu nehmen, und als Zeichen ihrer Zuneigung drückten sie einen Kuß auf sein Unterlieutenants-Epaulett.

Während dieser Ceremonie stand Marcow unbeweglich zu den Füßen des Sarges; sein zur Erde gekehrter Blick drückte nicht mehr jene rührende Unruhe aus, welche sonst seine Treue und Anhänglichkeit offenbarte. Alle Hoffnung hatte ihn verlassen, nur der Schmerz war ihm geblieben; er sollte lang und unheilbar seyn. Nach wenigen Minuten eines stillen Gebetes hörte man das gedämpfte Wirbeln der Trommeln, und das Gefolge mit zur Erde gekehrten Waffen setzte sich nach dem Kirchhof in Bewegung.

Frau von Bremont und ich weinten, wir armen Geschöpfe, die wir so leicht die Eindrücke des Unglücks aufnehmen. Zu unserer großen Verwunderung weinte Herr von Pressan, wie wir; andern Tages kam er nicht zum Frühstück, obgleich dieß die einzige Mahlzeit war, die er mit uns in Gesellschaft zu nehmen pflegte. Erst um zwei Uhr sahen wir ihn wieder.

„Du siehst traurig aus, mein Bruder," sagte Frau von Bremont, „was hast Du; Du machst mich unruhig."

„Ich habe so eben," erwiderte er, „eine fromme Pflicht erfüllt; ich wollte nicht, daß Georg zu seinem Schöpfer käme, ohne den Abschied eines alten französischen Soldaten mitzubringen. Ich komme von dem Kirchhof, wo sie unsern armen Freund noch nicht in die Grube gesenkt haben. Sein Sarg bleibt geöffnet, und man hat ein leichtes Dach darüber gebaut; er liegt in dem Atlas zwischen den Blumen, wie eine junge Braut, oder vielmehr wie ein Reisender, der, vom Wege ermüdet, auf einem Blumenlager einschlief, träumend von den Stunden der Freude und der Liebe, welche ihm die Zukunft versprach. Du hattest wohl recht, meine Schwester; seine Mutter muß sehr unglücklich seyn, allen Trost des Lebens, alle Hoffnung des Alters so in die Grube gesenkt zu sehen!"

Indem er diese Worte sprach, bedeckte er sein Gesicht mit der Hand, und als er sie wegzog, waren seine Augen roth von Thränen. — Auch wir ließen unsere Thränen reichlich fließen.

Einige Wochen später, am Tage des heiligen Franciscus, feierten wir den Namenstag des Herrn vom Hause. Obgleich wir Alle noch sehr traurig waren, bemühte sich doch ein Jeder, heiter zu scheinen. Mitten in unserm Feste meldete man einen Fremden, der Frau von Bremont sprechen wollte.

Wer kann es seyn? — Es ist Marcow, sagte der Diener. — Laßt ihn herauf kommen, rief Herr von Bremont lebhaft aus. Sie

sollen hier, meine Damen, eine Seltenheit von einem Kosaken bewundern; während der zwei Monate, welche er hier im Hause verlebte, hat er nie die Schranken der strengsten Mäßigkeit überschritten. Armer Marcow! Es war der Kosak unseres russischen Offiziers, des schönen Baron von Krüdener.

Alle Damen bezeigten ihren Wunsch, den Kosaken kennen zu lernen, und kurz darauf trat Marcow in den Saal. Ohne einen Blick auf die Gesellschaft zu werfen, welche eine wohlwollende Neugierde an den Tag legte, kniete er vor Frau von Bremont nieder. Er legte ihr ein Pack der gröbsten Leinwand zu Füßen von der zweifelhaftesten Farbe, öffnete es stillschweigend und sprach dann feierlich nach einer Pause:

„Gute Madame! Ihnen gehört dieses kleine Thier, das Sie immer wie Marcow lieben wird. Marcow geht fort; er wird Sie lieben aus der Ferne; und bei Ihnen er läßt den kleinen Hund. Wann Sie sehen ihn munter und lustig, er Ihnen sagen: so war Marcow, als er gehofft zu leben, bei guten Herrn Georg; und Marcow wird nicht mehr seyn munter und zufrieden, als wenn er denkt an gute Madame, die mit ihm beweint hat armen Herrn Georg.“

Hier endete die Rede des Kosaken. Das Uebrige verlor sich in Schluchzen, das er nicht mehr zurückzuhalten vermochte. Mehre der Zuhörer folgten seinem Beispiele, und ich glaube wohl, daß Frau von Bremont es bereute, ihnen diese erschütternde Scene vorgeführt zu haben.

Marcow eilte fort. Man wollte ihn bis zum andern Morgen im Schlosse zurückhalten, allein vergebens; er antwortete auf alle Einladungen: „Das Regiment! Das Regiment!“

Sein Armee-Corps kehrte nach Rußland zurück. Eben so vergebens war es, ihm Geld anzubieten: „Nein,“ erwiderte er, „ich schenken den kleinen Hund, und nicht verkaufen. Marcow seyn arm; er haben hieher gebracht Alles, was er besitzt; aber nur mit fortnehmen wollen das Andenken des Guten, was er empfangen hat.“

Bilder aus Island.

Reykiawik.

Dieser Ort, welcher vor ungefähr fünfzig Jahren bloß aus einigen Häusern bestand, ist jetzt zu Ansehen und Bedeutung gelangt, seitdem er die Residenz des Gouverneurs und des Bischofs, der Sitz des obersten Gerichtshofes und der vornehmste Handelsplatz der Insel geworden ist. Reykiawik liegt an der Südseite einer ansehnlichen Vertiefung oder Einfahrt des Fakseflord, auf einem niedrigen morastigen Grund, zwischen zwei Anhöhen, welche theilweise mit Gras bedeckt und mit einer großen Anzahl kleiner Bauernhütten besetzt sind. Die Stadt selbst besteht aus zwei Straßen, von welchen die längere, die bloß auf einer Seite Häuser hat, sich längs der Küste erstreckt und allein von Kaufleuten bewohnt ist. Die andere, welche fast in gerader Linie bis an das Ufer eines kleinen Landsees hinläuft, enthält die Häuser des Bischofs, des Landvogts und solcher Personen, die nicht unmittelbar mit dem Handel beschäftigt sind. Ungefähr in der Mitte dieser Straße, auf der östlichen Seite, liegt der öffentliche Gottesacker, welcher sauber mit einer neuen Erdmauer eingefaßt ist und zwei Thüren hat, die eine nach der Straße zu und die andere an der südöstlichen Seite, der Kirche gegenüber. Am östlichen Ende der Stadt, hinter der Reihe Wohnungen, welche längs der Küste gebaut sind, befinden sich die Häuser des Statthalters und des königlichen Obervogts. Die auf einer sanften, rasenbedeckten Anhöhe stehende Kirche ist ein schwerfälliges, aus Steinen aufgeführtes Gebäude; die Wohnhäuser, zwei bloß ausgenommen, sind alle, nach norwegischer Sitte, aus Holz erbaut und gewöhnlich sind ein oder zwei Waarenhäuser und ein kleiner Garten damit verbunden. Auf der Anhöhe, nach Westen zu, liegt die Sternwarte; auf dem Gipfel des gegenüber liegenden Hügels erblickt man

ein aus verkalkten Steinen errichtetes Monument, welches einer Gesellschaft isländischer Studenten, die einem gefeierten Lehrer ein Denkmal ihrer Verehrung und Hochachtung stiften wollten, seine Entstehung verdankt.

Reykiawik ist der Sammelplatz einer Anzahl von Fremden, welche die Insel des Handels wegen besuchen. Während des kurzen Tages besorgen sie ihre Geschäfte und der Abend verstreicht dann unter Kartenspielen, Tabak rauchen und Punsch trinken. Es werden zwei oder drei Bälle im Laufe des Winters gegeben und zuweilen führen einige gebildete junge Leute ein Schauspiel auf. Sie bedienen sich zu diesem doppelten Behuf des Gerichtsgebäudes und nehmen manchmal auch die Bänke aus der Kirche, um den Mangel der Sitzplätze zu ersetzen. Uebrigens ist die Hauptstadt von Island an demselben Orte erbaut, wo Ingulf, der erste der norwegischen Auswanderer, die sich auf der Insel niederließen, seinen Wohnsitz aufschlug. Einem abergläubischen Gebrauch zu Folge, welcher in jenen Zeiten gewöhnlich war, warf dieser Abenteurer, als er sich im Jahre achthundertsiebenzig der östlichen Küste von Island näherte, die hölzernen Hauptpfeiler seiner bisherigen Wohnung in die See, indem er gelobte, sich an derjenigen Stelle des Ufers, wohin sie getrieben werden würden, niederzulassen. Einige Zeit darauf fanden sie seine Sklaven, welche er ausgesandt hatte, sie aufzusuchen, an dem Orte, wo jetzt Reykiawick steht, und Ingulf, seinem Gelübde getreu, schlug daselbst seine Hütte auf, obgleich seine eigenen Sklaven ihm Vorwürfe darüber machten, daß er einen so rauhen und unfruchtbaren Fleck den schönen Gegenden vorzöge, die sie auf ihrem Wege von Osten her gesehen hatten.

Die Lavafelder von Garde.

An einem schönen Julinsmorgen ritt ich in Gesellschaft meines Freundes, des Herrn Petråus, nach Garde, der Residenz Seiner Hochwürden, des Herrn Markus Magnusson, Archidiakonus von Island und Dechant der Bezirke Guldbring und Kiosar. Auf unserm Wege dahin trafen wir die ersten Spuren von der Wirkung des unterirdischen Feuers, eine Strecke rauher, wilder Lava, welche beim ersten Anblick unsere Reise aufzuhalten drohte. Nach welcher Seite wir uns auch hinwandten, erblickten wir nichts, als die traurigen Ueberbleibsel von Bergen, welche so vollständig von dem wechselseitigen Streit der Ele-

mente erschüttert wurden, daß, nachdem sie eine unermeßliche Menge Lava ausgeworfen, ihre Grundgestelle nachgegeben haben und das ganze Gebäude zusammengestürzt ist, und so lange fortgebrannt hat, bis die mehr schmelzbaren Theile gänzlich verkalkt waren. Große Felsenmassen, von welchen man kaum glauben sollte, daß das Feuer auf sie habe wirken können, liegen untermischt mit der Lava, welche mit der furchtbarsten Heftigkeit gebrannt haben muß. Nach allen Richtungen hin liegen Ruinen zerstreut, und bieten den traurigsten und schrecklichsten Anblick dar. Als wir die Spitze des Hügels erreicht hatten, welcher westlich von der Lava liegt, zeigte sich uns eine angenehme Aussicht. Das Städtchen Garde lag gerade vor uns, und weiter zur Rechten die schmale Halbinsel Alftaneß, welche sich in den Hafnafiord erstreckt, und mit der Kirche und Schule von Bessastad, so wie mit einer Anzahl schöner Bauerhütten, geschmückt ist. Außer der Kirche, welche ein ziemlich großes Gebäude von Holz ist, besteht Garde aus verschiedenen kleinen Häusern, von welchen die meisten dem Archidiakonus zugehören. Dieser empfing uns bei unserer Ankunft an der Thüre, und hieß uns herzlich willkommen. Nach einer ziemlich langen Unterredung, in welcher wir von einem Gegenstand zum andern schweiften, kamen wir auch auf Theologika zu sprechen, und ich freute mich zu erfahren, daß die Exemplare des neuen Testaments, welche ihm zugeschickt worden, sehr bald vergriffen gewesen, und daß der Wunsch, sich welche zu verschaffen, zuletzt so heftig geworden, daß die Landleute gern den doppelten Preis dafür bezahlt hätten, wenn sie nur neue Exemplare dafür hätten erhalten können. Er legte uns eine Probe von dem hohen Ansehen vor, in welchem die heilige Schrift bei den Isländern steht, und von dem Fleiße, mit welchem sie sich dem Studium derselben widmen. Es war dies ein Exemplar der Bibel in Folio, von welchem der Zahn der Zeit einen großen Theil zerstört hatte; aber die fehlenden Blätter waren alle wieder eingelegt und der Text auf das sorgfältigste ergänzt. Die Handschrift war von der Art, daß sie jedem Schreibmeister in England oder Deutschland Ehre gemacht haben würde. Als ich die Frage aufwarf, ob sie nicht von einem Geistlichen oder irgend einem andern, in einem öffentlichen Amte stehenden Mann herrühre, erhielt ich, zu meinem nicht geringen Erstaunen, zur Antwort, daß sie das Werk eines schlichten Landmanns sey, und daß solche Beispiele von Kalligraphie in Island durchaus nicht ungewöhnlich wären.

Nachdem ich von dem Archidiakonus wiederholt Versicherungen seines Beistandes zur Fortsetzung meines Geschäfts erhalten hatte, verließen wir Garde und ritten über einen Lavastrom nach Hafnafiord, welches an der Nordseite und nahe am Ende der Bai gleichen Namens

liegt. Als wir uns dem Hafen näherten, und auf den scharfen Krusten zerbrochener Lavastücke, von welchen einige über fünfzehn Fuß hoch waren, uns mühsam fortbewegten, gewährte mir der Anblick eines kleinen Weilers, der sehr zierlich aus Lava gebaut war, und eines in voller Blüthe stehenden Gartens, der mitten in der Lava lag, einen hohen Genuß. Dieser schöne Fleck ist durch die hohen Mauern, welche die ihn umgebenden Lavakrusten bilden, vor den scharfen Nordwinden geschützt, und dabei ist dieses isländische Eden auf eine sehr vortheilhafte Art gegen Mittag offen. Die Verzierung dieser Scene war auf eine sehr auffallende Weise grotesk und der Kontrast zwischen der grünen Farbe und der Regelmäßigkeit des Gartens und der düstern Schwärze und den unregelmäßigen Gebilden der Lava war unnachahmlich erhaben und gewiß einzig in seiner Art. Hafnafiord besteht bloß aus zwei Kaufmannshäusern mit ihren Waarenlagern und einigen wenigen Hütten, welche von Handwerksleuten bewohnt werden. Es ist merkwürdig wegen seiner trocknen Docke, welche ihr Entstehen dem Unternehmungsgeiste des Herrn Siwertsen verdankt. Wir wurden von diesem Herrn sehr gütig aufgenommen, auch gastfreundlich zu Tische geladen und mit köstlichen Seefischen bewirthet. Herr Siwertsen theilte uns noch manche Specialia über die Lavastrecken von Garde mit. „Erst neulich mußte auch ich sie passiren,“ sagte er, „und noch denk' ich mit Beben an jene nächtliche Fahrt. Ein dumpfes Krachen ertönte zuweilen aus den zerrissenen Schluchten und die Landstraße, die an manchen Stellen nicht breiter war, als ein gewöhnlicher Fußsteig, war mit so scharfspitzigen Lavastücken angefüllt, daß unsere armen Pferde nur mit großer Mühe, und indem sie sorgfältig einen Stein nach dem andern überschritten, fortkommen konnten; dabei wurden wir von Zeit zu Zeit durch große Massen aufgehalten, die aus den Seiten des Weges entsprangen und unsere Füße wund zu reißen drohten. Hie und da stießen wir auch auf große und gefährliche Oeffnungen, zwischen welchen kaum Raum für unsere Thiere war. Die Dunkelheit der Nacht erhöhte das Schreckliche dieser Scene: Raubvögel flatterten über unsern Häuptern, und aus den Felsenspalten ertönte das Aechzen Unheil verkündender Eulen. Es war ein Wunder, daß wir nicht verunglückten und in ziemlich kurzer Zeit die entgegengesetzte Seite der Lavafelder erreichten.“ Also erzählte unser freundlicher Wirth. Er that es nicht anders, wir mußten bei ihm auch den Abend zubringen und in seinem bequemen Wohnhause übernachten. Bei einem herrlichen Punsch, den er uns bei Kerzenschimmer zum Besten gab, wurde viel über die Geschichte, die Bewohner und über die Wunder der Natur auf Island gesprochen. Des Morgens

nahmen wir herzlichen Abschied und kehrten vergnügt nach Reykiawik zurück.

Thiegwalla.

Der Weg nach diesem Orte führte uns mitten über eine Fläche, welche ebenfalls ganz mit Lava bedeckt war; da letztere aber viel ebener und weniger zerstückelt war, so ritten wir ohne große Schwierigkeit über dieselbe hinweg. Die Spur, welcher wir folgten, brachte uns plötzlich an den Rand der furchtbaren Kluft, welche den Namen Almannagia führt, weil fast alle Mannen von Island hier ihre Zelte aufschlugen, wenn sie sich nach dem Althing oder der großen Volksversammlung hinbegaben, welche in der Gegend von Thiegwalla gehalten wurde. Die ausgebrannten Felsmassen sind in dieser Region dergestalt geborsten, daß eine Kluft von nicht weniger als hundert achtzig Fuß Tiefe entstanden ist; die Breite derselben ist an manchen Stellen fast eben so beträchtlich und die Länge erstreckt sich auf mehr als drei Meilen. Lange betrachteten wir die Schrecken erregenden Abgründe und die schauerlich tiefen Klüfte, mit welchen unser Weg parallel hinlief. Alle zehn Minuten gelangten wir zu einer solchen, durch vulkanische Ausbrüche entstandenen Schlucht, die theilweise mit großen Felsstücken angefüllt ist, über welche der Reisende sich entschließen muß hinabzusteigen. Nachdem wir die Zäume unserer Pferde aufgebunden hatten, ließen wir sie vor uns hinabsteigen, während wir mit Verwunderung Zeugen von der furchtlosen Behendigkeit waren, mit welcher sie von einer Stufe dieser natürlichen Treppe zur andern setzten. Als wir die unermeßlich hohen Felsstücke, die über unsern Häuptern aus der Kluft hervorsprangen und nur sehr lose an den Wänden des Abgrundes befestigt zu seyn schienen, mit den Augen maßen, da ergriff uns ein Schauer und nicht ohne Regungen der Furcht setzten wir unsere in der That gefährliche Wanderung fort. Endlich erreichten wir einen Durchgang in dem östlichen Felsenriß, welcher vermöge des sich senkenden Bodens beträchtlich niedriger ist und einen überaus leichten Ausgang gewährt. Bald befanden wir uns in der Mitte eines schönen grünen Rasens und gelangten nach einer halben Stunde in das Thal von Thiegwalla, in welchem das Oertchen gleichen Namens liegt. Zwanzig Familien wohnen hier mit ihrem siebenzigjährigen Pfarrer, an welchem würdigen Greise Alle mit inniger Liebe hangen. Schon hat er einen Sarg für sich verfer-

tigen lassen, der in der Kirche auf einem kleinen Gerüste neben dem Altare steht und den er, einem alten Aegypter gleich, oftmals betrachtet, um sich zu einem gottseligen Ende vorzubereiten. Da der alte Mann unfähig war, uns auf unseren Ausflügen zu begleiten, so bat er uns, seinem Sohne zu erlauben, als Führer vorangehen zu dürfen, damit er uns die Wunder der Umgegend zeigen könne. Wir folgten demnach dem jungen blondgelockten Isländer, einem frischen muntern Jungen, welcher uns eine etwas nordwestliche Richtung von der Kirche nehmen ließ; dieser Weg führte uns auf einen langen und schmalen Strich fester Lava, welcher mit der reichsten Vegetation bedeckt ist; aber die Felsen zu beiden Seiten des Weges bilden Tiefen, die an einigen Stellen ganz grundlos sind. Als wir hinabblickten in den furchtbaren Abgrund, ergriff uns Angst und Entsetzen und wir gedachten jener schrecklichen Momente, wo die Felsen bersten und die Berge zusammen stürzen. Nach einer Stunde erreichten wir eine ziemlich bedeutende Höhe, Lowbergit oder Gesetzberg genannt, weil hier das ganze Mittelalter hindurch und noch bis in's siebenzehnte Jahrhundert gerichtliche Verhandlungen gepflogen, auch zweimal jedes Jahr die Landesgesetze dem versammelten isländischen Volke von einer Gerichtsperson vorgelesen wurden. Die Sitte, Gericht zu halten auf Hügeln und Anhöhen, war nicht nur durch ganz Scandinavien allgemein verbreitet, sondern galt auch in Deutschland, Frankreich und auf den britischen Inseln. Daher ist das Wort Law (Gesetz) noch gegenwärtig mit dem Namen mehrer Hügel in Schottland verknüpft, z. B. Largolaw und Beorilaw in der Grafschaft Fife. Auf diesen Hügeln ließen Caledonia's Themispriester ihre Richtersprüche ertönen, und manches Schwert ward hier gezogen zu gerichtlichem Zweikampf. Auch der Name Thiegwalla bezieht sich auf die Jurisdiction, denn Thieg hieß bei den alten Germaniern ein Gerichtshof und Walla ein Feld oder eine Ebene. In einem Teiche bei Thiegwalla, welchen der Exerafluß bildet, wurden vor Zeiten diejenigen isländischen Frauen ersäuft, welche eines Kindermordes überführt worden waren. Die wegen anderer großer Verbrechen Verurtheilten wurden auf Thorleifsholm, einer kleinen wüsten Insel in der Mitte des Exeraflusses, durch das Schwert vom Leben zum Tode gebracht.

Also wurde ein ganzes Jahrtausend hindurch auf der Ebene von Thiegwalla über öffentliche Angelegenheiten gemeinsame Berathung gepflogen, und die Gerechtigkeit verwaltet unter Gottes freiem Himmel und in der Mitte einer Naturscene, welche die wildeste und schrecklichste ist, die man sich denken kann, und die durch den feierlichen Eindruck, den sie auf die Gemüther machen mußte, ganz dazu geeignet

war, neue Schrecken zu denen der strafenden Gerechtigkeit hinzuzufügen. Uebrigens war Thiegwalla nicht bloß der Sitz der Civiljurisdiction; das Consistorium oder der geistliche Gerichtshof, unter dem Vorsitze des Bischofs von Skalholt, wurde ebenfalls daselbst jährlich gehalten, und zahlreiche Schaaren von Einwohnern, welche an keinem dieser beiden Höfe irgend ein sie betreffendes Geschäft abzumachen hatten, eilten nach Thiegwalla, bloß um Gelegenheit zu haben, ihre Freunde zu sehen. Dieser Ort nimmt demnach eine ausgezeichnete Stelle in allen Sagas oder alten Erzählungen und Ueberlieferungen ein, und ist auch noch deßwegen merkwürdig, weil hier vor achthundert und fünf und dreißig Jahren, Anno tausend nämlich, das Christenthum als Religion der Isländer anerkannt wurde.

Hungersnoth auf der See.

Wir befanden uns auf offener See Portugal gegenüber. Ein frischer Nord-West trieb unsere Corvette mit vollen Segeln auf dem atlantischen Ocean. Die Nacht senkte sich herab, aber leicht, dunstig, durchsichtig, wie sie in diesen mittäglichen Gegenden zu seyn pflegt. Unvermuthet trat gänzliche Windstille ein.

Jetzt belebte sich das Deck, die Matrosen nahmen die Arbeiten des Abends vor. Dann sprach der Capitaine d'armes, gemeinhin Polizei-Commissair vom Bord genannt, das Gebet. Es bestand nur in einem Vaterunser und in einem Ave, aber er verlängerte es ein wenig:

„Unser Vater, der Du bist im Himmel; Dein Name .... Donner und .... Grosse-Chique und Jolivet, schweigt, oder das Wetter soll Euch leuchten. Dein Name werde geheiligt, Dein Reich komme zu uns, Dein .... Du alter Kielhobel (Freundschafts-Ausdruck), willst Du wohl Deine Zunge anbinden .... Dein Wille geschehe auf .... Biroteau, Biroteau, ich schlage Dir den Schädel ein ....“ Und sofort bis zum Schlusse.

Dann nahmen unsere Leute ihre Hängematten auf die Schultern, defilirten in Ordnung, und entfernten sich, um sie an den verschiedenen Pfosten zu befestigen; und die Mannschaft vom Dienste gesellte sich in verschiedene Gruppen von Erzählern, Sängern und Stockspielern zusammen.

Nach und nach verklangen die Stimmen; die Seeleute legten sich längs den Netztauen nieder; selbst Meister David setzte sich und verlor sich in der Raa Tau-Tonne. Das einzige Lebenszeichen, das man noch bemerkte, war das glimmende Feuer einiger Cigarren auf dem Vorderkastell; und die Corvette lag fest, die untern Segel gegeint, unbeweglich, schwarz, todt, wie ein großer Leichnam. Mein Officier

von der Wache und ich unterbrachen allein die Stille durch das gleichmäßige Getöse unseres monotonen Spazierganges vom Besanmast zum großen Mast und vom großen Mast zum Besanmast.

Bekanntlich hat am Bord der Schiffe, auf denen sich hinreichend Zöglinge befinden, jeder Officier einen zur Unterstützung im Dienste bei sich. Bei dem beschränkten Raume, den das Innere eines Fahrzeuges bietet, lernt man sich bald auswendig, wenn man dazu noch lange Stunden der Nacht zusammen zubringt. So erfuhr ich auch in ihren kleinsten Details die Liebschaften, Hoffnungen, Geheimnisse, Reisen aller meiner Wache-Officiere, bis ich selbst ein solcher geworden bin — um der Jugend ebenfalls ein wenig zu erzählen.

Zuerst träumten wir von der Zukunft; für uns wird unser Ehrgeiz stets befriedigt; unsere Entwürfe sind durchaus keine spanischen Schlösser. Darin besteht der Vortheil unseres Standes: bei einer andern Laufbahn braucht man Rangstufen und Geld, während bei der unserigen ein grandioser Meeres-Horizont, ferne Länder, fremde Dinge die Perspective bilden, zu denen Jeder von uns unaufhörlich, wenn die Reihe an seinem Alter ist, ohne die Wechselfälle der Bittstellerei, ohne die schwierigen Berechnungen des Handels und der Industrie gelangt.

Endlich knüpften wir ein Gespräch an und Herr G. erzählte mir, nachdem er die Leute von der Wache angerufen, damit sie sich nicht einem gefährlichen Schlafe unter dem Thau hingeben und für jedes Ereigniß bereit halten möchten, folgende Geschichte, welche sich trefflich zur düsteren Nachtstunde und der ringsum herrschenden Todesstille eignete.

„Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich im Jahre 1815 Adspirant erster Klasse war und zu dieser Epoche wegen meiner Meinungen vom Korps entfernt wurde. In der Zeit, die zwischen meine Ausstoßung und meinen Wiedereintritt im Jahre 1817 fiel, reiste ich als Unterlieutenant auf einer Handelsbrigg ab, die von Marseille nach Bourbon segelte. Bald hatten wir die Meerenge von Gibraltar passirt und die Küsten des alten Europa aus dem Gesichte verloren. Auf der Höhe der kanarischen Inseln fassen wir den regelmäßigen Wind — kurz der Sylphe streicht mit vollen Segeln über das atlantische Meer ....

Bei dieser Fahrt verfolgt man nicht den geraden Weg; um den Aequator zu durchschneiden, steuert man ungefähr gegen den zwei und zwanzigsten Grad der Länge, weil die Erfahrung gezeigt hat, daß man hier weniger Gefahr läuft, von der fürchterlichen Windstille heimgesucht zu werden, von der man sich mitten im brennenden Raume

der heißen Zone festgehalten und bald der Hungersnoth, dem Aufruhr und dem Tod preis gegeben sieht.

Als wir aber an den Inseln des grünen Vorgebirges vorüber waren, die uns eine gute Höhe gaben, verschmähte der Kapitän, auf den anhaltenden Wind vertrauend, meinen und aller Schiffer Rath, welche diese Gegenden durchsegelt haben, und weigerte sich, den genannten Weg zu nehmen. Von der Schnelligkeit seiner Reise, sprach er, hänge sein Glück ab. Er wolle daher keinen so großen Umweg machen, um sich unter alte unerklärliche Schiffer-Sagen zu schmiegen. Das war ein Jeune-France, welcher glaubte, die ewigen Gesetze des Weltalls laufen mit unsern elenden Fortschritten von Pygmäen, Atomen, Thierchen, nach Maaßgabe der unendlichen Größe vorwärts. Sein Vertrauen stand so fest, daß bei der bekannten Ceremonie, als wir die Linie passirten, die Cambuse der Plünderung überlassen wurde, und der Erbsenhagel, den man dem gewöhnlichen Gebrauche gemäß, vom Maes herab warf, um den Sturm nachzuahmen, hätte hingereicht, die Mannschaft mehre Tage zu ernähren.

Der Kapitän fing an, mich wegen meiner ängstlichen Weissagungen zu verlachen; wir liefen in der Stunde immer noch acht Knoten an der Logleine. So lange wir noch in den vier Breite-Graden zunächst dem Aequator segelten, vermochte ich mich nicht zu beruhigen.

In der That verließ uns auch der Wind nach und nach, bald nachdem wir in das australische Meer eingelaufen waren; wir schleppten uns mühsam hin, dann bewegten sich unsere Segel nur noch, wie die letzten Flügelschläge eines sterbenden Vogels — und unser Schiff stand unbeweglich.

Der Kapitän wandte allerdings eilig alle Vorsichtsmaaßregeln an; die ganze Mannschaft wurde auf strenge Ration gesetzt; den Schlüssel zu den Lebensmitteln hing man am großen Maste auf und ließ ihn von einer Schildwache bewachen, daß die Matrosen nicht glauben könnten, wir haben mehr Nahrung als sie.

Die Sonne, welche ohne Morgendämmerung auf und ohne Abenddämmerung unterging, schoß ihre Flammen-Garben senkrecht auf uns herab. Sie schien sich zu kräuseln und röstete uns durch unsere Zelte hindurch. Diese Strahlenglut stand in seltsamem Widerspruche mit dem Nachtthau, der unsere Glieder durchdrang und uns in lähmende Schläfrigkeit versetzte. Die See war glatt, wie ein Spiegel und warf jedes Bild rein und ohne Divergenz zurück; man hätte Sonnen-Höhe Beobachtungen wie auf einem künstlichen Horizonte anstellen können.

Wir lagen sehr weit auf hoher See, dem Golf von Guinea gegenüber, in beträchtlicher Ferne von allem Lande. Und dazu noch welche Küste! Wo uns Sklaverei, Qualen, Tod, ein schmählicher Tod von Negerhand erwartet hätten.

Ein Tag nach dem andern verging und keiner brachte eine Aenderung unserer Lage. Trotz aller Sparsamkeit nahmen unsere Lebensmittel gewaltig ab; nicht einmal Hayfische, welche man sonst in diesen Gegenden so häufig trifft, ließen sich sehen; ihr Fleisch, wenn auch lederzähe, wäre uns von großem Nutzen gewesen. Endlich mußte es zum Aeußersten kommen — die Wuth des Hungers, die Wuth des Durstes brach aus.

Ich will das Gemälde dieser schrecklichen Leiden nicht im Einzelnen entwerfen; andere Seeleute haben ähnliche Verhältnisse häufig und besser beschrieben, als ich es zu thun im Stande wäre. Oft sahen wir in der Ferne Winde vorüberstreichen, die uns nicht berührten; in Verzweiflung bugsirten wir dann mit unseren Barken unsere Brigg gegen sie, aber sie verschwanden und wir hatten durch die Abmattung nur den Tod beschleunigt. Dann segelten auch Schiffe mittelst dieser Winde am Horizonte hin, aber sie verloren sich aus unsern Blicken, ohne uns zu gewahren, oder sich um unser Unglück zu kümmern.

Alles griff man an, selbst das Schaafleder an den Stühlen. Unsere Augen schleuderten hungrige Blicke und erglänzten in gräßlicher Gier.

Der Kapitän unterlag mit den ersten, und überließ mir das Kommando; die Folgen seines Eigensinnes und seiner Unvorsichtigkeit hatten ihn niedergeschmettert. Fluchen wir seinem Andenken nicht, denn sein Verfahren in diesen schrecklichen Augenblicken steht über allem Lobe, und gleicht seine Verblendung wo möglich aus.

Mein Herr und Gott, die Sterbenden waren vom Feuer des Himmels und des Hungers eingeschrumpft und ausgetrocknet, ehe der Tod sie hinwegnahm; man glaubte erhaltene Leichname vor sich zu sehen, denen man durch elektrische Erschütterung eine künstliche Existenz mitgetheilt.

Ich will nicht sagen, daß man vor dem Mißgeschicke die Arme unthätig kreuzen soll. Hilf Dir, und der Himmel wird Dir helfen. Aber in diesen Stunden der Todeskämpfe ist die Religion von unaussprechlichem Troste. Vergebens treibt man sich umher, steigt auf und ab, so lange die Kraft ausreicht, man sucht am Horizont und ruft aus dem leeren Raume eingebildete Schiffe herbei; unnütze

Bewegung, die, unmächtiger Wuth zum Trotze, mehr und mehr Schwäche herbeiführt.

So lange der, welcher glaubt, die Hoffnung bewahrt, daß von einem Augenblicke zum andern seine Bitten um Linderung der Leiden Erhörung finden würden, sind seine Anstrengungen nicht fruchtlos, denn am Ende kann er Den erreichen, welcher bis jetzt gegen seine Stimme taub geblieben ist.

Ich versuchte nun den Glauben meiner Matrosen wieder zu beleben, die Aussicht auf eine bessere Welt versüßt manches Röcheln, hält von manchem Verbrechen, manchem Morde zurück, den ein Heißhunger, vor welchem ich jetzt noch erbebe, veranlaßt haben möchte.

Welche Erinnerung!

Es war eines Tages — die aufgehende Sonne zerstreute das durchsichtige Blau der Dünste, hinter denen die Sterne verschwanden, als plötzlich eine Barke, deren halbnackte Führer unbeweglich an den Rudern standen, wie ein Blitz aus der starren, düsteren Unermeßlichkeit, ohne Segel, ohne eine sichtbare bewegende Kraft an uns vorüberfuhr. Ich rief sie vom Hackborde an, wo ich mich sterbend, nachdem ich die Planken zuvor mit einigen Eimern Wasser befeuchtet, niedergelegt hatte, und die vier Männer, die noch am Leben geblieben waren, vereinten ihre schwache Stimmen mit der meinigen.

Aber Fluch und Verzweiflung! Die Pirogue lief und lief immer, ließ phosphorescirend einen feurigen Streifen zurück, und rief uns unter wahrhaft satanischem Gelächter schallende Hurras zu.

Alle Scenen des fliegenden Holländers, der sich dem Seemann in seiner letzten Stunde zeigt, traten vor meine geschwächte Einbildungskraft.

Der Schall der Schreienden weilte noch einen Augenblick, wie jene seltsamen, verworrenen Töne, die man in heiterer Sommernacht vernimmt, dann verlor er sich gänzlich.

Und plötzlich erhob sich im Sonnenscheine, aus dem Meere eine röthliche, hohe, durchsichtige Wassersäule inmitten von quer durchdringenden Licht-Garben, aber bald sank sie wieder und Alles kehrte zur alten Unbeweglichkeit zurück.

Nach einem Augenblicke der Stille riefen verzweifelte Stimmen von dieser Seite her und mittelst des Fernrohrs entdeckte mein halberloschenes Auge ein Ding, das sich bewegte und den Spiegel des Oceans durchfurchte.

Mit Mühe machte ich einen Nachen los, und da meine entkräfteten Matrosen außer Stand waren, mich zu unterstützen, ließ ich mich allein hinab und raffte alle meine Kräfte zusammen, um das

seltsame Ding zu erreichen; es war eine Barke zwischen zwei Wassern, auf welcher mehre Menschen patrouillirten und ruderten, die sogleich nach meinem Kahne trieben. In einiger Entfernung schwamm ein langer schwarzer Körper, den ich für einen todten Wallfisch hielt.

Die Sklaven-Brigg der Sphynx war von Nantes nach der Küste von Guinea abgesegelt. Er steuerte mit gutem Winde rasch der hohen See zu, um den Kreuzern zu entgehen, als plötzlich am Ende einer klaren Nacht unter tropischem Himmel der Matrose, der am Anker-Balken Wache hielt, einen Felsen signalisirt, an dem sich das Meer bricht. Der Kapitän lief schnell auf das Vorderdeck und erkannte bald einen ungeheuern schlafenden Wallfisch.

Er hatte zwei Wallfischfänger-Kähne bei sich, die er wegen der Leichtigkeit dieser Art von Piroguen gekauft hatte, um damit schneller die Einschiffung seines Ebenholzes zu bewerkstelligen. Nachdem er beigelegt hatte, ließ er die Kähne losbinden, Harpune hineinbringen, mit denen man sich zur Vorsicht bei so weiten Reisen wohl versieht, und bemannte sie mit den ersten besten Matrosen. Sklavenschiffe sind für alle Arten von Diensten geeignet.

Sie kennen den Fischfang, der hier mit zwei Kähnen vorgenommen werden soll; der eine war zum harpuniren, und der andere, um ihm beizustehen, wenn er umwerfen sollte.

Bald taucht der Wallfisch getroffen unter und zieht den einen Kahn so gewaltig nach sich, daß er eine große Strecke mit fortläuft; ein dicker Nebel fällt ein; die zweite Pirogue verliert die erste aus dem Gesichte und kann nicht mehr folgen. Die Brigg verschwindet auch im Dunste; die Leute im zweiten Kahne mußten wieder an Bord zu kommen suchen, da sie den Harpunirern jetzt unnütz werden, mit denen sie nicht mehr zusammen zu treffen wissen.

Der Sphynx hätte gern seinen verlorenen Kahn wieder aufgesucht. Aber nach welcher Seite soll er sich wenden? Jedes Manoeuvre war gefährlich und durfte ihn nur noch mehr von den Schiffern entfernen. Bei Sonnenaufgang konnte er nichts mehr entdecken; und nachdem er lange gewartet, beschloß er, seinen Weg fortzusetzen; denn eine Zögerung konnte für ihn sehr nachtheilig werden, ja seinen Verlust veranlassen, weil die englische Regierung eine Kriegs-Corvette ausschicken wollte, um die Küste zu untersuchen, nach der er sich zu begeben im Begriffe stand, und den Sklavenhandel zu verhindern.

Indessen liefen unsere Fischer stets im Zuge des Wallfisches fort, der häufig auf das Wasser kam, um Athem zu holen, und legten so eine beträchtliche Strecke zurück. Vorn im Kahne stand ein Mensch

mit einem Messer, um das Tau der Harpune in dringlichem Falle abzuschneiden.

Schon wurden die Wassersäulen, welche der Fisch auswarf, röthlich; das war ein Zeichen des herannahenden Todes. In diesem Augenblicke fuhren die Fischer (die von der Anstrengung erhitzt, weder an die Entfernung dachten, welche sie bei ihrem reißenden Laufe von ihrem Borde trennte, noch an die Vereinzelung, der sie sich auf weitem Ocean aussetzten), ganz nahe mit freudigen Hurras an uns vorüber, wie ihn die Wallfischfänger bei dieser Gelegenheit auszurufen pflegen.

Und plötzlich tauchte das Thier so rasch und tief unter, daß der Matrose mit dem Messer nicht mehr Zeit hatte, das Tau abzuschneiden. Der Kahn schlug um, blieb aber, wie gesagt, zwischen zwei Wassern, weil der Wallfisch sogleich wieder auftauchte, um zu enden.

Mit einigen Ruderschlägen führten mich die sieben Männer zu meinem Schiffe, indem sie mir in Eile ihr Abenteuer erzählten; sobald wir an Bord waren, suchten wir emsig den Sphynx. Aber ich konnte auf dem spiegelhellen Meere mit meinen scharfen Gläsern nichts gewahr werden.

So versahen uns die Leute vom Sklavenschiffe mit Lebensmitteln und wir gaben ihnen dafür einen Zufluchtsort. Anfangs hatte ich mich mit meinen Leuten bewaffnet, aber unsere Vorsicht war unnöthig, denn unsere neuen Gefährten waren gute, gelehrige Matrosen. Wir machten uns sogleich daran, den Wallfisch zu zerschneiden, wobei wir uns gewöhnlicher Messer, statt der üblichen Werkzeuge bedienten. So zähe, öhlicht und ekelhaft diese Speise auch schien, so konnten wir doch nicht erwarten, bis sie gekocht war, und ich mußte meine Leute mit Gewalt von Excessen abhalten, die ihnen so schädlich gewesen seyn möchten, als die Hungersnoth selbst.

Die Windstille hielt noch mehre Tage an und ließ uns einen gehörigen Vorrath räuchern. Das Blut stillte unseren Durst und nun waren wir gerettet, denn es gelang uns, mehre Hayfische zu fangen, die vom Leichname des ungeheueren Wallfisches angelockt, zum Schiffe herankamen.

Es war ein schrecklicher Fang im unermeßlichen Fischteiche.

Endlich erschien der so sehr ersehnte Wind am Horizonte. An den Furchen, die er auf dem Ocean zieht, sahen wir ihn nahen. Zuerst ist es nur ein Lufthauch; dann schlägt die Brigg mit den Segeln, wie der Vogel mit den Flügeln, wenn er den Flug anhebt; jetzt legt sie sich ein bischen auf die Seite, nun geht sie ein wenig,

dann mehr vorwärts..... Jetzt sind wir flott..... Ich steuerte auf Sanct Helena, um Wasser und Lebensmittel einzunehmen.

Glücklich gelangten wir in den Hafen, und versahen uns tüchtig mit Lebensmitteln. Gern ließen sich die Leute vom Sklavenschiffe bei mir anwerben und ich konnte nun meine Reise nach Bourbon fortsetzen, wo ich unsere Sendung zu großer Zufriedenheit des Rheders ausführte."

Als G. seine Erzählung geendigt hatte, erhob sich der Wind auch wieder für unsere Corvette, was mich nicht wenig freute, denn in der Beschreibung der Windstille lag wahrlich nichts Beruhigendes. Man zog die Smyten straff an; ich lief an meinen Posten. Dann signalisirte der Patron mit der Pfeife die Ablösung.

Der Steuermann schlug mit dem Schlägel der Glocke acht, und drehte die Sanduhr für die erste der acht halben Stunden unserer Stellvertreter; nun war unsere Schlafstunde gekommen.

Bilder aus Sachsen

von

F. Stolle.*)

Ein Flug durch's Gebirge.

Wenn man an einem heitern Sommertage eine der vielen anmuthigen Anhöhen der Dresdner Umgegend ersteigt und die Blicke über das weite schöne Elbthal dahinstreifen, sieht man den südlichen Horizont auf ferne nebelhafte Berge herabsinken. Das sind die blaugrauen Wolken des Erzgebirgs. Märchenhaft weht es aus jener Gebirgsgegend in das lachende Thal herüber, und das Erzgebirge allein genießt in der Phantasie der Dresdner mehr Kredit, als der blühendste Märchenalmanach. Denn in jenen Gebirgen rauschen geheimnißvoll die dunkeln Bergwasser in unergründlichen, waldumnachteten Tiefen; da steigen in nächtlicher Stille die Silbereimer in die schwarzen Eingeweide der Erde; irren die Grubenlichter in zweideutigem Nebel und einsam nur klingt das Glöcklein der Hüttenwerke durch die todtstille Gegend. Da blüht kein Frühling, lacht keine Rose, da ist der Gnomen und Erdgeister märchenhaftes Reich und die Armuth wohnt zwischen Silberhaufen. Die einzigen Silberblicke, die der Himmel den armen Gebirgsbewohnern verlieh, heißen Gottvertrauen und Zufriedenheit.

Der Gedanke an das kalte Erzgebirge an einem heißen Sommertage in Dresden, wirkt so erquickend, wie das erfrischenste Glas Erdbeereis bei Baldini auf der Brühl'schen Terrasse.

Ich saß an einem schönen Sommerabende auf genanntem Vergnügungsorte; die untergehende Sonne, welche kaum eine Handbreit über den Rebenbergen der Lößnitz stand, warf ihren Rosaschimmer verklärend über das reizende Abendbild. Die Fenster der Loschwitzer Weinberghäuser strahlten in prachtvoller Erleuchtung, über mir dufteten die Lindenblüthen, das Musikkorps spielte das süße Duett aus Jesonda: Laßt uns dorthin, dorthin ziehen 2c., als plötzlich ein poetischer Freund

*) Siehe Seite 175.

zu mir trat und mit demosthenischer Beredtsamkeit mir die Reize eines Flug's durch's hohe Erzgebirge in den jetzigen warmen Sommertagen auseinander setzte.

Bedenke nur, rief er begeistert, heute noch sitzen wir hier im reizenden, sonnigen Elbthale, inmitten der glockenreichen Königstadt, inmitten von süßen Melodien, leuchtenden Rosen, und morgen schon hören wir die Urquellen rauschen im hohen Gebirg, sehen den einsamen Raubvogel über starren Felsen kreisen; Alles ist todt und erstorben —

»Das Glöcklein klingt, der Morgen graut,
Es wird im Bergmannshüttchen laut.«

Ich lasse nie gern eine Gelegenheit vorüber, wo es gilt, eine poetische Idee auszuführen. Es sind solche Zeiten Silberblicke, und je reicher das Leben an ihnen, desto reicher ist das Leben selbst zu nennen. Meine Scrupel und Zweifel waren daher bald niedergeschlagen und bereits am andern Morgen selbanderten wir frei und glücklich auf der Straße gen Freiberg dahin.

Das reizende Tharand ist der letzte südliche Stern der schönen Dresdner Umgegend. Darüber hinaus wird die Gegend waldstiller, ernster und höher. Je weiter wir vorwärts schreiten, desto mehr Berge wälzen sich zwischen uns und das zurückgebliebene Elbthal. Selbst der Himmel verliert bald sein erquickendes Blau, dann noch einige Stunden Wegs, und hie und da steigt die einförmige Rauchsäule der Hüttenwerke zu den Wolken. Wir sind in das Reich des Plutus getreten. Das ist aber ein eben so unliebenswürdiger Gott, wie sein Herr Vetter Vulkan. Aschgrau und Schwefelgelb brütet er wie der leibhaftige Geiz über Silberhaufen.

Die Bergstadt Freiberg, acht Stunden von Dresden, ist so alt wie die ältesten sächsischen Spezies. Hier wird jene Kunst, die Erde auszubeuten, methodisch gelehrt; denn hier befindet sich die berühmte Bergakademie, welche von Scholaren aus aller Herren Ländern besucht wird. Selbst Spanier studirten noch vor Kurzem hier. Nachdem für Spanien die Silberblicke Amerikas erloschen waren, kein Herz und keine Silberader der neuen Welt mehr für die kastilischen Könige schlug und keine Silberflotte mehr einlief unter dem Donner der Karthaunen und dem Hurrah der Equipage in den Hafen von Kadix, sah man eines Tags fremde südliche Gestalten mit stolzen Schritten und tiefkatholischen Gesichtern einherwandeln in den Straßen eines unscheinbaren sächsischen Bergstädtchens. Spanien wollte nämlich nach dem Verluste beider Indien in den eigenen Busen greifen und aus den Tiefen seiner Sierras die Gold- und Silberquellen sprudeln lassen in nie gesehener Schöne. Ich weiß nun nicht, wie weit die Sache gediehen ist; doch scheint mir,

daß Freund Toreno und Mendizabal bei den karlistischen Händeln die Freiberger Studien vor der Hand haben dahin gestellt seyn lassen, indem sie es für gerathener fanden, zuvor den schönen Hamsterbau der spanischen Klöster bergmännisch zu bearbeiten.

An der Freiberger Bergakademie lehrte noch vor wenig Decennien der große Bergmann Abraham Werner, der Linné der Unterwelt, und noch heute lebt und wirkt ein gefeierter deutscher Name in der kleinen Bergstadt — der Oberberghauptmann Freiherr v. Herder, Sohn des Verfassers der Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit.

Bevor ich die Bergstadt, die nächst ihrer Alterthümlichkeit wenig Bemerkenswerthes vorzeigt, verlasse, muß ich noch eines kleinen musikalischen Meisterwerks gedenken, das innerhalb Freibergs düstern Mauern gedichtet und in Musik gesetzt ward. Ich weiß nicht, ob das liebe Musikstück: „der Bergmannsgruß“, Text von Döring, componirt von Anaker, außerhalb Sachsen so bekannt und beliebt ist, wie innerhalb unserer bescheiden gezogenen Gränzen. Es erhält dieses Tonwerk hauptsächlich dadurch einen eigenthümlichen Reiz, daß Dichtung und Töne inmitten des Bergwerklebens entstanden, den Zauber und den Duft der Berge gleichsam in sich gesogen und treu bewahrt haben.

Wenn man von Dresden nach Freiberg heraufgewandert ist, denkt man wunder wie hoch man sich befindet, während sich im Süden neue, höhere Bergmassen gen Himmel wälzen. Immer öder und trauriger wird die Gegend, die Vegetation sparsamer, bald bleibt Flora's und Pomona's Reich ganz zurück, und man vernimmt nur das einsame Rauschen finsterer Tannenwälder.

Wir beschlossen, das gewerbreiche Chemnitz, diese Lebenspulsader des Gebirgs, rechter Hand liegen zu lassen, und wanderten über das freundliche Bergstädtchen Annaberg schnurstracks auf jene vom Himmel verlassene Gegend zu, die man unter dem Namen des sächsischen Siberien begreift.

Man kann das sächsische Erzgebirge füglich in drei Gürtel theilen. Aehrengolden wogt es auf den südlichen Abhängen, der üppige Saum ist mit Blumen durchwirkt, fruchtbelastete Aeste beugen sich im Herbste zur Erde, und der dankbare Boden nährt den fleißigen Bebauer. Noch baut sich der Landmann sein solides räumliches Wohnhaus, und die innere Einrichtung zeigt von dem behaglichen Auskommen des Eigenthümers. Aber ein schneidender Luftzug durchweht bereits die mittlere Region, und verbietet manchem reizenden Kinde Florens, die goldenen Augen aufzuschlagen. Der Fleiß der Menschenhand muß hier nachholen, was der Erdboden versagt. Unermüdlich schwirrt das

Weberschiffchen in den zahlreichen, großentheils ärmlichen Wohnungen. Tausend und abertausend Hände regen sich in geschäftiger Eile wie ein Ameisenhaufe, vom armen Löffelschmidt und Korbflechter bis zur blassen Spitzenklöpplerin, die bei dürftigem Lampenlicht von früh bis zum späten Abend an ihrem kunstreichen Gewebe sitzt.

Steigen wir aber beherzt noch höher in die Berge hinein, in den dritten Gürtel, da schweigt alsbald die Gewerbthätigkeit, das Fabrikleben; Alles wird stiller, rauher; auf der Erde ist für den Menschen Nichts mehr zu haben, und er steigt wieder in die Erde hinab, in das Reich der Gnomen und Metalle. Die Hütten werden ärmlicher, die Gesichter blässer; die kräftigen Fichten, die muntern Tannen, die wenig Stunden tiefer im Lande noch stolz und majestätisch zum Himmel streben, verlieren allen Muth und werden zwergartiger. Dürftig nur noch gedeiht der einsame Ebischbaum mit seinen blutrothen Beeren am Wege, endlich erlischt auch dieser, und so weit der Blick trostlos die todtkalte Gegend durchstreift, trifft er auf Nichts, als auf einen theilnahmlosen Himmel und graues Elend.

Fast wie Ironie sieht es aus, wenn die armen Bewohner hier und da auf einem sonnig gelegenen Plätzchen die unfruchtbare Erde umgewühlt und ein goldenes Saatkorn darin verborgen haben. Ich durchwanderte vor einigen Jahren im Anfang Oktober diese Gegend, da stand das armselige Korn mit seinen federleichten Aehren noch auf dem Felde und der Hafer war noch ganz grün.

Die Armuth in dieser, von allen Göttern verlassenen Region nimmt von Jahr zu Jahr zu. Beim angestrengtesten Fleiße verdient jetzt — im vollsten Sinne des Worts — eine Spitzenklöpplerin nicht das trockene Brod, denn sie muß ihren Hunger großentheils mit Kartoffeln stillen. Dazu kommt noch, daß der Bergbau immer mehr in Verfall geräth. Auf der Erde Nichts, unter der Erde Nichts, sind die Armen auf den Himmel verwiesen, wovon sie leider nicht satt werden. Es ist ein Jammer, wenn man in den Gegenden des höchsten Gebirgs, in Johann Georgenstadt, Eibenstock, Schönhaide, den blassen Leidensgestalten begegnet, die mit seltsamer Trauer zu dem durchwandernden Fremdling aufschauen, der von glücklicheren Himmeln zu erzählen weiß.

Was helfen hier oben in dieser Stiefmutter von Gegend alle Deklamationen von Heimath, Patriotismus und Vaterlandsliebe. Der Boden, der seine Kinder beim angestrengtesten Fleiße verhungern läßt, hat auch keinen Anspruch auf die Liebe derselben, und ist irgend deutschen Landsleuten eine glückliche Ueberfahrt nach Amerika zu wünschen, so sind es diese armen Bewohner des sächsischen Siberien.

Auf der Grenze zwischen Sachsen und Böhmen beim Dorfe Wildenthal steigt ein gigantischer Berg zu den Wolken; es ist dieß der Auersberg, und wer ihn erstiegen, kann von Aussichten erzählen. Man muß aber einen heitern Nachmittag wählen, denn die Vormittage sind selten von Nebeln frei. Da liegt ein mächtiges Stück von Böhmen, wie eine frisch colorirte Landkarte, zu unsern Füßen. Ein gut bewaffnetes Auge soll die Zinnen von Prag erkennen. Wenden wir uns, so überschweift unser Blick die beiden kalten Gürtel des Erzgebirgs und ganz am Horizonte dämmert in lieber bläulicher Ferne das Reich der Blumen und seidenen Lüfte. Zur Linken breitet das Vogtland seine reichen Getreidefluren in endlosen Flächen aus bis zur bairischen Grenze; rechts aber verbauen die himmelhohen böhmischen Grenzgebirge fast jede Aussicht.

Auf diesem höchsten Gebirge standen wir und schauten wie Könige auf die große Welt zu unsern Füßen. Dort in weitster Ferne, hinter jenem blassen Nebelstreif, lag das Elbthal, Dresden, die lindenumblühte Brühl'sche Terrasse, wo wir noch ehegestern saßen, von lieblichen Melodien umwogt. Hier in der erhabenen Einsamkeit tönte ein anderer Choral in den Kronen der dürftigen Tannen. Da unten lag Schönhaide, eine der traurigsten jener sächsisch-sibirischen Kolonien mit seinen ärmlichen Hütten voller Hunger und Elend.

Kalt strich der Wind aus Böhmen herüber. Mein Freund hatte eine Flasche guten Medoc mit heraufgeschleppt. Wir tranken auf das Wohl der armen Hüttenbewohner und auf das schöne Mitleid, daß es einkehre in die Paläste und die Herzen der Reichen.

Klirrend flog die geleerte Flasche in den Abgrund. Eine Schaar schwarzes Geflügel stieg erschreckt hervor und umkreiste mit heiserm Geschrei unsere Häupter; der Wind aus Böhmen pfiff schneidender; immer unheimlicher ward es auf der kalten Bergeshöh'. Da faßte mich der Freund am Arme.

»Laß uns dorthin, dorthin ziehen,
Wo die Blumen schöner blüh'n.«

sang er, und unter der Spohr'schen Melodie eilten wir den Berg herab.

Am andern Tage ging die Reise zur Post von Schneeberg aus, über Stollberg, Chemnitz, nach dem lachenden Elbflorenz, aus dem Winter in den Frühling zurück. —

Feuilleton.

Literarische Uebersichten.

CHRISTOPH WALTER, NOVELLE.

Zwei Bändchen.

Stuttgart, Hallberger'sche Verlagshandlung. 1836.

*** Wenn auch »die Leser dieser Novelle freundlich gebeten werden«, ihrem zeitlichen und örtlichen Ursprunge nicht nachzuspüren, so hat das Ganze doch nur an bestimmten Verhältnissen ein näheres Interesse und fordert also dennoch dazu auf. Von dem Ganzen mag der Verf. recht haben, daß es »keiner Geschichte irgend eines Landes eigenthümlich angehöre«, aber Einzelnes ja der größte Theil des Ganzen ist mit einem Wort bloß Würtembergisch und näher sogar Stuttgartisch; daß aber Dichtung mit Wahrheit verknüpft ist, versteht sich von selbst.

Ein ansehnlicher Gutsbesitzer auf dem Schwarzwalde, Namens Christoph Walter, lernt bei der Herbstfeier zu H. ein liebenswürdiges »Waldblümchen«, Elise, die Tochter des Pfarrers Born in seiner Nähe kennen. Auf sein Gut zurückgekehrt, besucht er dieselbe öfters, singt häufig mit ihr, er liebt und wird geliebt, und der Vater willigt in die Heirath. Unterdessen wird W., der durch seine Loyalität und Leutseligkeit sich das Vertrauen und die Achtung der ganzen Umgegend erworben, nach manchen Kämpfen mit der Regierungspartei zum landständischen Abgeordneten gewählt. Nach einigem Widerstande nimmt er dies Ehrenamt an, und belehrt in einer populären Fabel seine Wähler über seine volksfreundlichen aber auch gemäßigten Grundsätze. Der Landtag wird eröffnet, W. weicht frei und offen allen Anerbietungen der antikonstitutionellen Regierung aus, und hält sich in der Kammer an das strenge Recht, nicht aber an die Partei. Elise besucht ihren Oheim, den Geheimen-Kabinetsrath Born in der Residenz, ohne dessen Einwilligung sie nie zu heirathen versprochen. W. besucht sie öfters, der Onkel will mit seiner Einwilligung warten, bis er einen entschiedenen Beweis von der Ergebenheit W.'s für die Regierung hat. Der Finanzminister wird wegen unverantwortlicher übermäßigen Ueberschreitung der Etats in Anklagestand versetzt. W. wird in die dazu niedergesetzte Kommission und zu deren Berichterstatter gewählt. Wieder Collisionen zwischen Liebe und dem Gefühl von Freiheit und Recht. W. widersteht allen Anerbietungen des unbeholfenen Ministers wie des Herzogs selbst. Nach vorurtheilsfreier reiflicher Einsicht der Akten ist er von der Schuld des Ministers vollkommen überzeugt. Den Tag vor der Berichterstattung

besucht ihn Finkbein, ein Mann, der weder die gewöhnlichen Wirthshausdeklamationen noch die schützende Schürze einer Amtmännin verschmähte, um zu seinem Ziele zu gelangen, als Abgeordneter gewählt zu werden; dieser übergibt nun W. unter vier Augen ein Dokument, das die eclatantesten Beweise von der Schuld des Ministers enthält. Der Tag der Berichterstattung ist da. W. entledigt sich seines Amtes mit Glanz und Würde, und um alle etwaigen Bedenklichkeiten mit einem Schlage zu heben, legt er das von Finkbein empfangene Aktenstück vor. Große Sensation. Die Kammer wird aufgelöst. Walter wird noch Nachts verhaftet und auf die Festung abgeführt, denn er kann zu jenen Aktenstücken nicht auf rechtmäßigem Wege gelangt seyn. Finkbein ist indessen mit Eclat zur Regierungspartei übergegangen, und wirbt nun um Elise, die aber ihrem Geliebten treu bleibt. W. beruft sich stets darauf, jenes Aktenstück von Finkbein erhalten zu haben, dieser aber leugnet standhaft auch bei der Confrontation und W. hat keinen Zeugen. Endlich entdecken Freunde W.'s auf einer Kirchweih in den Reden eines betrunkenen Schreibers, der Finkbein das corpus delicti eingehändigt, den vollen Hergang der Sache. Unterdessen stirbt der verschwenderische und anticonstitutionelle Fürst, W. tritt von allen Flecken gereinigt wieder in die Kammer ein, lehnt es jedoch ab, die Staatsstelle des entsetzten Finkbeins anzunehmen, und heirathet — mit vollkommener Einwilligung des Onkel Geh. Kabinetsraths — die treue Elise.

Sollten wir zu dieser Novelle eine Parallele in unserer schönen Literatur suchen, so erinnert schon der Titel beinahe unwillkürlich an Lorenz Stark von Engel, aber auch ihre beiderseitige Tendenz bietet Vergleichungspunkte dar, wie dort die Collisionen im Innern des damaligen Familienlebens, so hier die Collisionen des konstitutionellen Staats- und Bürgerlebens, wie wir dort einen schätzbaren Beitrag zur innern Sittengeschichte vergangener Zeit, so haben wir hier einen solchen für das Leben unserer Jetztwelt, und es mag dieß um so dankbarer seyn, da es der Nachkommenschaft, die vielleicht durch andere Hebel in Bewegung gesetzt wird, ein treues Bild der konstitutionellen Maschinerien eines süddeutschen Staates darbieten kann. Die heutigen Leser werden, da das Tableau nur klein ist, überall nur Portraitirungen erkennen wollen; zwar ist bei einem großen Theile des lesenden Publikums jene Periode vorüber, wo man nach den Verwandten von Werther's Lotte sich erkundigte. Niemand fragt, in welcher Stadt, in welchem Hause der weibliche Werther unserer Tage, die verfehmte Wally sich erdolcht, aber doch sucht man noch immer hier und dort Beziehungen zu dem sog. wirklichen Leben. So auch hier. Die Wahl W.'s zum ständischen Abgeordneten wird jeder Stuttgarter für ein Porträt der Wahl Uhlands ꝛc. halten, um so mehr ist es zu loben, daß der Verf. diesen Parallelen dadurch begegnete, daß er die verschiedenartigsten poetisch und prosaisch wirklichen Verhältnisse in einander verschmolz. Der Verfasser steht ganz inmitten der geistigen Athmosphäre, wie sie Schwaben noch hie und da eigenthümlich ist, er eignete sich also vollkommen dazu, uns in dieselbe zu versetzen; man würde aber ein falsches Bild von dem heutigen Schwaben erhalten, wenn man den hier gezeichneten Bildungsgrad als die Durchschnittsbildung des gesammten Schwabens ansehen wollte. Es ist zwar unrecht, wenn der Verf. angibt, sein Held sey in Paris und London gewesen, denn er konversirt im 4. Kap. mit Weltdamen so abstrakt, wie ein Stiftler, ist oft butterweich, smollirt im höchsten Enthusiasmus (Kap. 25) mit Haller, aber als bloßes Genrebild genommen, ist treue Zeichnung unverkennbar. So, um noch ein Beispiel anzuführen, ist es ganz eigenthümlich, wenn wir bei Bier und Tabak (Kap. 10) die jungen Leute auch an Romanzen schneidern sehen.

Ich weiß nicht, warum sich die praktischen Juristen noch immer einzugestehen geniren, daß sie sich nicht nur mit der Novelle 101 ꝛc., sondern auch mit andern nicht juridischen beschäftigen. Wie wir hören, ist der Verf. vorliegender Novelle ein hier sehr ehrenvoll bekannter Rechtsgelehrte.

Mode.

Wir geben hier einige Nachrichten über die Toiletten eines ministeriellen Balls, wo sich die eleganteste Welt von Paris eingefunden hatte. Es ist hier von den Salons des Herzogs von Broglie die Rede. Enge und weite Aermel stritten sich um den Vorrang. Es scheint, daß mehre Damen nur im äußersten Falle zu den engen Aermeln greifen werden. Man sah Jeanne de France, Madame de Sevigné, Isabelle oder Madame Dubarry, so, daß die bals parés kaum von den Maskenbällen zu unterscheiden sind; und nie wurde der Phantasie ein weiterer Spielraum gelassen. Die Gräfin von M. trug eine Robe von himmelblauem Sammt ohne Garnirung; enge garnirte Aermel, die von vier Reihen seidener Spitzen fast ganz bedeckt waren. Ein gleicher Besatz lief um den Rock, der hie und da von einer blaßrothen Rose empor gehalten wurde. In den Haaren Rosen, in der Hand einen prächtigen Fächer à la Scarron. Madame L. d. V. trug eine Robe von weißem Atlas mit Silber brochirt, enge Aermel mit zwei Reihen Spitzen, kleine weiße Blumen in den Haaren, welche zwei Guirlanden bildeten, von denen die eine

auf der Stirne, die andere oben auf dem Kopfe saß. Der obere Theil des Leibchens war mit einer Reihe Diamanten besetzt, und ebenso wurde die offene Robe auf dem Atlasrocke durch Diamanten-Agraffen gehalten. Die Vicomtesse von B. trug eine kurze Tüllrobe mit einer Reihe Hyazinthen besetzt, und ein weißes Atlasmieder, kleine Brillanten auf der Stirne und mit den dicken Seitenlocken vermischt. Die Herzogin von C. trug eine Robe von Rosa-Sammt mit Silber besetzt und mit Perlen-Agraffen zurückgehalten. Sie hatte eine antike Binde von Perlen, die oben durch einen gravirten Smaragd geschlossen war. Die Aermel waren offen auf dem Arm und in Zwischenräumen durch Perlen-Agraffen gehalten. Man sah einen weißen Atlas-Aermel darunter; der Handschuh, mit einem gefältelten Bande eingefaßt, bedeckte nur den halben Arm. Die Robe der Madame Thiers zeichnete sich vor allen aus; sie war von weißem Atlas, mit Streifen von Jasmin in Gold brochirt; das Mieder war mit einer Reihe von Rubinen besetzt und die weiten Aermel hingen fast bis auf den Ellenbogen. Der Kopfputz war mit Rubinen und Diamanten geziert, und an der Seite ein Bouquet von weißen Blumen mit rothen Tupfen. Madame C. trug eine Robe von Organdy, worin sich Goldstreifen schlängelten, die mit schwarz und ponceau eingefaßt waren; das Mieder war griechisch drappirt; der Kopfputz mit goldenen Flechten und Korallen-Cameen. Dieselben Steine falteten die Epaulets der Robe und schlossen den Gürtel. Madem. de L. hatte ein Kleid von Rosatüll mit einer schmalen Reihe von Maslieben eingefaßt. Das glatte Mieder war mit denselben Blumen besetzt, und eine gleiche Doppel-Guirlande zierte ihr Haar.

Was endlich die engen Aermel betrifft, so stehen sie einer großen Frau mit breiter Büste vollkommen gut; aber eine hagere in engen Aermeln spricht gewiß jeder Anmuth Hohn; es ist sicher ein großer Feind, der die Damen mit dieser neuen Mode bedroht, denn wenige nur werden widerstehen können, und sich so tragen, wie es sie kleidet. Nichts ist vortheilhafter, als ein weiter Aermel; wir wollen jedoch damit nicht Gigot-Aermel sagen; eine Frau, die sich auf's Gefallen versteht, wird nie die Ungeschicklichkeit gehabt haben, sich mit zwei Gigot's zu behängen; eine elegante Frau wird stets einen weiten Aermel getragen haben, der aber weich ist, und die Schultern vollkommen frei läßt. Die anliegenden Aermel, allgemein eingeführt, sind eine eben solche Ungeschicklichkeit, als die kurzen Beinkleider für die Herren. Wenn es mit den Silber- und Goldstoffen so fortgeht, so wird man bald wieder zu den Stickereien in Flittern zurückgekehrt seyn.

Theater.

Italien. Bellini's Opern von älterem Datum werden in Italien seinen neueren vorgezogen. Madame Malibran, die kürzlich in I Capuletti e Montecchi brillirt hatte, erregt nun in Mailand Enthusiasmus mit der Sonnambula; und in eben dieser Oper debutirte Mad. Tadolini in der Pergola in Florenz. Man kann sich kaum vorstellen, welche Fortschritte diese Sängerin seit einiger Zeit gemacht hat. Vor vier Jahren war sie noch in Paris seconda Donna. Die Florentiner konnten nicht aufhören, ihr Beifall zu zollen; der Tenor Patti unterstützt sie sehr gut. Auch in Ferrara gefiel die Sonnambula, von dem Tenor Bianchi und Mad. Riva-Aspes gesungen. Donzelli und die beiden Schwestern Grisi singen die Capulets in Turin. Der Tenor David, der Baß Mariani und die Pasta werden in Wien erwartet. Madame Boccabadati singt in Parma die Cenerentola mit Petrazzi. Die Fenice in Venedig mußte einige Tage geschlossen bleiben, weil ein Buffo fehlte; die Ungher singt im Barbier. Eine neue Oper von Donizetti, Belisar, wird erwartet. Die Schütz-Oldosi hat zu Rom in der Norma Enthusiasmus erregt. Jetzt ist sie für das königliche Theater in Neapel engagirt. In Cagliari hat die Ricciarda von Gonella allgemein gefallen, und die Prima Donna, Dem. Gned, lärmenden Applaus geerndtet.

— In Italien empfängt einen jeden zum ersten Mal auftretenden Künstler eine zweimalige Bravosalve. Er wird durch diesen Beweis einer guten Gesinnung beruhigt, vermag seine Kräfte zu sammeln und beginnt

unter einem glücklichen Einflusse. — Dieser Empfang rettet ihn indeß nicht, wenn er sich als schlecht bewährt. Verdient er es, so wird gepfiffen, aber man hat sich nicht vorzuwerfen, ihn eingeschüchtert zu haben, man kann vielmehr sagen: er fiel trotz unseres guten Willens, ihm Muth einzuflößen. In Florenz nimmt man sich nicht einmal die Mühe, zu pfeifen, wenn ein Sänger mißfällt. Man läßt ihn singen, um sein Gewissen zu beruhigen, und stattet sich in den Logen Besuche ab, und geht Arm in Arm im Parterre auf und ab, wie man es an der Börse oder auf der Redoute zu thun gewohnt ist. Das Pfeifen erbittert. Diese schnelle, launenhafte, unhöfliche und gemeine, oft unüberlegte und ungerechte Critik ist einer Ohrfeige zu vergleichen, die ein Paar tausend Menschen einem armen Teufel geben, der sich dafür nicht rächen kann.

— Gomis, dessen Oper „der Lastträger" jetzt auch in Deutschland in Cornet's geschickter Bearbeitung Glück zu machen anfängt, wird nächstens zwei Opern dem Theater der Opera comique liefern, und im September ein großes Werk in der Academie royale auf die Scene bringen, woran er schon lange arbeitet.

Der Schauspieler Knowles.

Um das Jahr 1804 sah ich Knowles zum ersten Mal. Ich erinnere mich seiner dünnen Taille und seines lustigen Aussehens, als er Fähnrich im zweiten Miliz - Regiment war. Die jungen Offiziere waren damals gewohnt, Beinamen zu ertheilen, und so wurde Knowles Jeremiah genannt. Der junge und hübsche Bursche wurde von Allen geliebt, die ihn kannten; er verließ jedoch die Miliz zu der Zeit, als Jenner mit seiner Entdeckung so viel Aufsehen machte, und etablirte sich als Kuhpockenimpfer bei dem Institut von Dorset - Street. Ein oder zwei Jahre später ging er zum Theater, allein gar bald erhielt er eine Kanzel der Redekunst zu Aberdeen. Reisen und Jahre hatten den Namen des Fähnrichs Knowles in Vergessenheit gebracht, und keiner seiner Kameraden wußte vielleicht mehr, wer der Schauspieler und Schriftsteller sey, dessen Doppel - Triumphe vor drei bis vier Jahren so viel von sich sprechen machten. Man erinnerte sich wohl noch Jeremiah's, denn ein lächerlicher Spitzname dient prächtig dazu, das Andenken eines Freundes festzuhalten; wer konnte aber errathen, daß Jeremiah so viele Metamorphosen durchgemacht haben könnte? Im J. 1832 verabredeten sich einige alte Kameraden nach einer reichlich genossenen Mahlzeit, „den Buckligen" zu sehen, eines der besten Dramen von Sheridan-Knowles. Einer von ihnen wurde sogleich durch Stimme, Gesicht und Manieren des Schauspielers überrascht; er konnte nicht der Versuchung widerstehen, sich zu überzeugen, ob denn dieß wirklich der gute Jeremiah sey, der zwanzig Jahr früher sein Stubenkamerad in der Miliz gewesen war. Plötzlich unterbricht er einen pathetischen Dialog mit dem Rufe: „Jeremiah, ah!" Diese Unschicklichkeit brachte den ganzen Saal in Aufruhr. Allein dem Fremden war es gelungen, die Augen des Schauspielers auf sich zu ziehen, und als der Blick und die Bewegung desselben ihn überzeugten, daß er sich nicht getäuscht habe, schrie er von Neuem: „Ich sage Euch, daß

dieß Jeremiah ist. Guten Abend, Jeremiah!" — Diese seltsame Scene würde schlecht geendigt haben, wenn die Begleiter des alten Milizen ihn nicht aus der Loge gedrängt und seinen Rückzug gedeckt hätten. Am andern Morgen gestand Knowles, daß dieser freundschaftliche Zuruf ihn außer Fassung gebracht habe, und daß er mit Sehnsucht den Besuch seines alten Kameraden erwartete. — Dieser wagte jedoch nicht, zu erscheinen, weil er sich durch den von ihm angerichteten Scandal schämte.

Rubini auf der Messe von Bergamo.

Das reiche Bergamo hat alljährlich eine große Messe. Um die dießjährige zu verherrlichen, haben die Autoritäten den ehrwürdigen Vater des berühmten Sängers ersucht, diesen aufzufordern, dort zu singen. Zugleich haben sie selbst ihm eine höfliche Einladung zugeschickt. Folgendes ist die Antwort Rubini's: „Mein sehr geliebter Vater, ich habe kein ähnliches Glück noch gefühlt, als in dem Augenblicke, da ich Ihnen erwidere, daß ich es annehme, während der nächsten Messe in Bergamo zu singen. Es wäre mir schwer geworden, der Ehre zu widerstreben, die der Herr Podesta und seine Collegen, die Deputirten, mir durch ihre Einladung erweisen; es wäre mir vollends unmöglich gewesen, den Bitten meiner Familie zu widerstehen und besonders den Ihrigen, mein geliebter Vater! Ich werde also nach meinem Vaterlande reisen, ich werde en famille singen; die Ermunterungen, die Ehren, die ich in fremdem Lande empfangen, werden durch den Beifall, den ich von meinen Mitbürgern zu erhalten hoffe, verstärkt werden, und auch Sie werden Ihren Theil daran haben. Stellen Sie sich dem Herrn Podesta und den Herren Deputirten vor; grüßen Sie sie in meinem Namen und sagen Sie ihnen, daß Sie einen ehrfurchtsvollen und ergebenen Sohn haben, der es nie vergessen hat, daß er in Romano, in der Provinz Bergamo, geboren wurde. Das Einzige, was mir nicht zusagt, ist, daß ich nicht mehr als zehn bis zwölf Vorstellungen werde geben können, da ich bis zum Ende des nächsten Juli in London eintreffen muß. Es versteht sich von selbst, daß ich diese Vorstellungen ohne irgend eine Bedingung noch Bezahlung geben werde, und daß ich mich reichlich entschädigt halte durch das Vergnügen, welches ich empfinde, für Sie und für diese Herren einen Schritt thun zu können, der, wie Sie mir sagen, Ihnen angenehm ist. Ich umarme Sie von ganzem Herzen u. s. w. Paris, u. s. w. Johann Baptist Rubini."

Franz Listz.

Die Leipziger Zeitschrift für Musik enthält unter obiger Aufschrift einen langen Artikel über diesen Musiker, aus dem Französischen übersetzt, worin es unter Anderm heißt: „Man muß ihn sehen, wenn er mit wallendem Haar von einem Ende des Claviers zum andern seine Finger der Taste entgegenwirft, welche in kreischendem oder silberhellem Tone klingt, wie eine Glocke, auf die ein Ball aufschlägt; seine Finger scheinen sich durch eine Feder zu verlängern und auszudehnen, und oft von den Händen abzulösen. Man muß seine Augen sehen, wenn er sie erhaben aufwärts schlägt, um

eine himmlische Eingebung zu empfangen, und wenn er sie düster wieder auf die Erde heftet; seine strahlende, gotterfüllte Miene, welche der eines Märtyrers gleicht, der sich in der Freude über seine Martern groß fühlt; diesen schrecklichen Blick, welcher bisweilen den Zuhörer durchbohrt, betäubt und in bezaubernden Schrecken versetzt, und wiederum diesen matten Blick, der glanzvoll verlöscht. (! ! !) Man muß ihn sehen, wenn er seine Nasenlöcher aufbläst, (wie schön!) um der Luft Eingang zu verschaffen, die in ungestümen Strömungen aus seiner Brust wogt, dem Schnauben des Wettrenners vergleichbar, der über den Plan hinfliegt. O man muß ihn sehen, man muß ihn hören und schweigen, (das wäre freilich besser!) denn hier fühlen wir zu wohl, wie sehr die Bewunderung unsere Ausdrücke schwächt!" — Wir und die meisten Leser dieser Stelle fühlen dieß gewiß nicht mit. Welche Uebertreibungen in jedem Satze! Das nimmt sich im Französischen schlecht genug aus, aber im Deutschen noch schlechter. Und wenn man bedenkt, daß hier nur von einem modernen Klavierspieler die Rede ist, der, wie es weiter heißt, von einem gewissen Charlatanismus in Manier und Spiel nicht frei ist, kokett brillant wie Herz und Aehnliche. Das Wahre an der Sache ist: Listz hat die Hoffnungen nicht erfüllt, die er als Kind, gleich allen sogenannten Wunderkindern, bei Manchen erregte, und sucht jetzt auf alle mögliche Weise Das zu erreichen, was ihm doch stets unerreichbar bleiben wird, nämlich sich einen großen Namen zu machen. Er war Anhänger der St. Simonisten, dann Mystiker, und hatte oder hat noch ein Verhältniß mit der Mad. Dudevant, die als Georg Sand so bekannt ist. Dieß scheint ihm ganz den Kopf zu verdrehen und die Pariser Witzblätter aller Farben überbieten sich darin, ihren Spott über den armen Klavierspieler ausströmen zu lassen.

Aus der Gesellschaft.

Vor einigen Tagen gab der türkische Botschafter in Paris ein großes diplomatisches Diner. Die Minister, das diplomatische Corps und mehre Personen von politischer Bedeutung waren eingeladen. Der Herr Gesandte brachte einen Toast auf den König der Franzosen und die Fortschritte der Civilisation aus. Der Pilau, von Safran, Rosinen, Hühnerfleisch, Reis, Knoblauch und andern Ingredienzien bestehend, soll nicht gefehlt haben, und die Gäste nicht wenig erstaunt gewesen seyn, als der Wirth sich einmal vergaß, und nach türkischer Sitte mit den Fingern in die Brühe fuhr.

Biographische Notiz.

Wir verdanken einer werthen Hand nachstehende interessante Mittheilung:

Bisher ist man noch immer von jedem Künstler- oder Conversationslexikon, so wie bei jeder andern Veranlassung über Gluck's Geburtsort und Geburtszeit falsch berichtet.

Ritter Christoph Gluck wurde den 25. März 1700 in Neustadt an der Waldnaab, einem Städtchen im Obermainkreis Baierns, geboren. Im Taufbuch dieser Pfarrei heißt es buchstäblich:

»Anno 1700. Mart. 25. natus, baptizatus est a me Andr. Dotzler, coop., *Joannes Christophorus*, Joannis Adami *Gluck*, venatoris aulici, et Annae Catharinae filius legitimus, tenente praenobili dom.

Joanne Christophoro Pfreimbder de Bruckenthurn et Altenstein.*

Der Ausdruck „venator aulicus" erklärt sich so: Se. Durchlaucht der Fürst Ferdinand Lobkowitz, Prinzipal-Commissär bei dem Reichstag zu Regensburg, hielt jährlich im Frühlinge, Sommer und Herbst zahlreichen Hof in seiner Residenzstadt Neustadt an der Waldnaab, wo unser Gluck geboren wurde, dessen Vater noch öfter in den dortigen Pfarrbüchern als Pathe und Trauungszeuge unter der Standesbezeichnung „venator aulicus" vorkommt. Im Klerikal-Seminär zu Regensburg befindet sich ein Porträt des berühmten Tondichters, der bekanntlich zu Wien den 17. Nov. 1787 an einem Schlagflusse starb. Sein Bruder, Alexander Gluck, war schon früher, um das Jahr 1770, als fürstlicher Forstmeister zu Eisenberg in Böhmen verstorben.

Vermischtes.

Preßburg. Die magyarische gelehrte Gesellschaft hat in ihrer Sitzung vom 11. v. M. die von Hrn. Alexander Csoma von Körös, der fortwährend in Asien verweilt, als Geschenk für die vaterländischen gelehrten Anstalten eingesandten zwanzig Exemplare seiner Grammatik der tibetanischen Sprache und seines tibetanisch-englischen Wörterbuchs, deren Vertheilung der Verfasser dem Gutdünken der Gesellschaft anheimgestellt, an verschiedene öffentliche Bibliotheken in Ungarn und Siebenbürgen vertheilt. Beide Werke sind unter brittischer Protektion im Jahr 1834 zu Calcutta gedruckt worden, und führen den Titel: 1) A Grammar of the tibetan language in english, und 2) Essay towards a Dictionnary tibetan and english.

— Der Kirchen-Componist Drobisch in München. Im Advent wurde in München eine große Messe von Drobisch aufgeführt. Sehr ergreifend begann das Kyrie eleison; ein zartsinniges Flehen einer freudig zitternden Seele um Gnade und Erbarmen an den Stufen des Allerheiligsten. Das Gelungenste war unstreitig das Sanctus. Die Kunst des gelehrten Harmonikers hatte hier ein Tempelgebäude der Polyphonie geschaffen, das die Bewunderung immer mehr steigerte, je tiefer die Blicke in seinen inneren Bau einzudringen vermögen. Gewiß ist Drobisch einer der talentvollsten Kirchen-Componisten unserer Zeit. Im Augenblick arbeitet er an einem Passions-Oratorium, um es, wie wir glauben, zu Ostern in Leipzig aufführen zu lassen.

— Der baierische Zapfenstreich, den man während der Ostertage und auch bei Landestrauer u. s. w. in München hört, hat eine nicht geringe Celebrität erhalten. Es ist eine eigenthümliche Composition, die einen wunderbaren Eindruck hervorbringt. Man fabelte bis jetzt allerlei von ihrem Entstehen, und sagte unter Anderm, daß dieser Zapfenstreich noch aus den Zeiten Carl Emanuel's herstamme. Der Componist desselben lebt jedoch noch, und ist Hr. Legrand, Musikdirektor sämmtlicher baierischen Regiments-Musik-Chöre. Der bescheidene Mann hat es bis jetzt unterlassen, sich diese ruhmwürdige Autorschaft öffentlich anzueignen.

— Die silbernen Bestecke der Pariser Restaurants werden nicht mehr gestohlen, sondern umgetauscht. Hier folgt das Recept, welches einer dieser ehrbaren Erfinder den Verhörsrichtern

der siebenten Kammer vertraut hat. Man bestellt drei oder vier Schüsseln zugleich, das stößt Respekt ein; man ißt schnell, das gefällt dem Garçon; man scheint Geschäfte zu haben; man zieht ein Portefeuille aus seiner Tasche und bedeckt den Tisch mit Papieren. Plötzlich wischt man den Mund und bricht beim Dessert ab; man fordert ein Glas Madeira und die Karte. Während dieser letzteren Evolution des Garçon wird der Umtausch bewerkstelligt.

— In Limoges hat sich kürzlich ein unbegreiflicher Fall ereignet, den die Gazette des Tribunaux mittheilt. Mezi und Beaudu waren verurtheilt, der eine zu lebenslänglichen Ketten, der andere zur Einsperrung und alle Beide zur Ausstellung. Beaudu beruhigte sich bei seinem Urtheil, Mezi kam beim Cassationshof um Begnadigung ein. — Dessenzufolge wurde Beaudu in das Centralgefängniß von Limoges abgeführt, während Mezi in seinem Arreste das Resultat seines Doppelgesuchs abwartete. Den 4. Februar erscheint die Gendarmerie auf Befehl des Generalprokurators in dem Arreste, um zwei Individuen zur Ausstellung zu begleiten. Der Kerkermeister, der von Mezi's gemachten Schritten nichts wußte, und der auch Beaudu nicht ausliefern konnte, weil er sich schon lange im Centralgefängniß befand, liefert Mezi den Gendarmen aus, und dieser wird an der Stelle und unter dem Namen Beaudu's zum Pranger geführt. Das Gerücht verbreitet sich bald im Publikum und man kann denken, welchen Eindruck dieß machte. Wie konnte in einem Gefängnisse ein Mensch für den andern genommen werden? Was wäre geschehen, wenn das Brandmal noch nicht abgeschafft worden wäre, und wenn Mezi, dessen Urtheil kassirt werden oder den der König begnadigen kann, gebrandmarkt worden wäre? Wie schrecklich, wenn man bedenkt, daß wenn Beaudu zum Tod verurtheilt wäre, Mezi statt seiner das Schaffott hätte besteigen müssen, wo eine Gutmachung des Irrthums total unmöglich gewesen wäre!

Nekrolog.

Den 31. Januar starb die regierende Königin beider Sicilien, Marie Christine, nachdem sie dem Reiche den Thronerben geboren hatte. Sie war die Tochter des verstorbenen Königs Victor Emanuel von Sardinien, geb. den 14. Nov. 1812, vermählt den 21. November 1832.

— Den 2. Februar Nachts 2 Uhr starb die Mutter Napoleons, Madame Maria Lätitia Bonaparte, geborene Ramolini, in dem Alter von 86 Jahren.

Die artistischen Beilagen.

Mit dem heutigen Hefte übergeben wir unsern Lesern:

1) Ein Genrebildchen: Calabresische Kesselflicker.
2) Ein Lied von Peucer.

Herausgegeben von August Lewald.

Nummer 23.

Englisches Novelletto.

„Ich möchte wohl wissen, mein lieber Baltie, was Dir die Nummer 23 zu Leid gethan hat? Hast Du nicht so eben in der Oxford-Straße ein ziemlich unansehnliches Haus mit einer Aufmerksamkeit betrachtet? und antwortetest Du nicht, als ich Dich von der Stelle bringen wollte: „„Ich betrachte nur die Nummer!““ Du bist weder närrisch, noch enthusiastisch; hielt ich Dich für einen Spieler, so könnte ich mir eher etwas dabei denken. Du liebst aber die Karte nicht, seitdem Du alle Abend bei Deiner Tante in Liverpool ein forcirtes Whist mitmachen mußtest. Ueberdieß bist Du Arzt und nothwendiger Weise nicht abergläubisch. Also heraus mit der Sprache! Welchen Einfluß kann diese magische Zahl auf Dich üben? Erkläre Dich.“

Wie ich diese Worte geendigt hatte, traten wir gerade in den Clubb der Kunstfreunde ein, wo noch Niemand zugegen war, und mein Freund Baltie, der nicht aufgelegt schien, mir eine bestimmte Antwort zu geben, griff zerstreut nach einem Journal und sagte: „Ja, ich verbinde seltsame Ideen mit dieser Nummer 23.“

Damit war ich aber noch nicht abgewiesen. Nichts reizt mehr die Neugier, als die erkünstelte Gleichgültigkeit, welche den Fragen ausweicht. Ich ließ ihn sein Journal lesen und näherte mich dem Kamin, um die Flamme anzublasen. Jetzt erschienen einige Ueberlästige. Ich war entschlossen, das Geheimniß der 23 zu durchdringen, und bemühte mich also, Baltie dem Clubb und der Unterhaltung, die jetzt allgemein wurde, zu entreißen. Es war Nacht; im December. Ein blasses Fragment des Mondes, wie aus Eis geschnitten, an einem Crystallhimmel aufgehängt, beleuchtete die Straßen, und vernichtete den Schein der Laternen. Ich sagte nichts von Nummer 23, obgleich

es der Gedanke war, der mich beherrschte, und ich that Baltie den Vorschlag, einen Augenblick bei mir einzutreten, um sich an meinem Kamin zu wärmen. Hier erwarteten uns einige Gläser jenes sympathetischen Liquors, Grog genannt, welcher das Feuer des Rhums mit der Frische des Eiswassers verbindet, und durch die Milde des Zuckers vermittelt, in kalten Wintertagen einen so glücklichen und lebhaften Einfluß ausübt.

Mein Freund willigte ein.

Eine Kutsche rollte hinter uns her; sie hielt. Zwei Lakayen in glänzender Livree sprangen herunter, ließen den Tritt nieder, und hoben zwei Frauen in Pelzmänteln heraus, welche in eins der schönsten Häuser von Berners-Street traten. Mein Begleiter blieb wie versteinert, die Augen auf das Haus gerichtet, stehen, über dessen Portal eben jene Ziffern glänzten, welche seine Einbildungskraft beständig gefangen hielten. Als die Thür geschlossen worden war und der Wagen fortfuhr, denn die Remisen sind in London immer von der Wohnung des Eigenthümers getrennt, ließ Baltie den Kutscher halten und hatte mit ihm eine kleine Unterredung, die ich nicht hörte. Dann setzten wir unsern Weg fort. Er war trauriger und melancholischer als früher. „Drei und zwanzig! und immer drei und zwanzig!“ rief er aus, „und das dauert nun schon ein Jahr. Und reiste ich nach Jamaika oder nach Ostindien, so wäre es mir unmöglich, vor einer Nummer 23 vorüberzugehen, ohne stehen zu bleiben. Du hältst mich wohl für einen Narren? Und doch ist es eine ganz natürliche Geschichte, die einem Jeden passiren kann.“

Ich beschleunigte meinen Schritt, so sehr stachelte mich die Neugierde. Mein Freund war einer jener kalten Menschen, welche lange die Eindrücke aufbewahren, die sie empfangen haben, die sie so zu sagen nach und nach ausbrüten, die endlich in ihre Gedanken und Gefühle eine unerschütterliche Beharrlichkeit legen und mit einer undurchdringlichen Schweigsamkeit überdecken.

Nachdem wir uns gesetzt hatten, im Kamine das Feuer lustig brannte, während draußen der Schnee fiel, und die Grog-Gläser vor uns standen, kurz Alles zu freundschaftlichen Ergießungen sehr geeignet war, fing ich an: „Jetzt, mein lieber Baltie, gib mir Deinen Roman der Nummer 23 zum Besten. Ich brenne vor Begierde, ihn kennen zu lernen.“

Er lachte.

„Du wirst sehr enttäuscht werden,“ sagte er, „denn er ist weder poetisch, noch romantisch, und meine wahrhafte Geschichte würde höchstens zu einer medicinischen Bemerkung die Veranlassung seyn können.

Einige Beiträge zur Geschichte des Herzens sind die Hauptsache dabei. Ich war, wie Du weißt, mit heftigen Migränen geplagt, die mir keine Ruhe ließen, und noch jetzt von Zeit zu Zeit ein eisernes Band um mein armes Hirn legen. Wenn ich nach durchwachter Nacht jenes zarte Instrument mit tausend Saiten, welches unser Organismus umschließt, und das die Aerzte, da sie keinen bezeichnenderen Namen dafür haben, die Nerven nennen, verstimmt fühle, so ist mir das Leben unerträglich. Es ist jetzt ein Jahr, als ich von Holy-Head kam, um nach London zurückzukehren. Ermüdet von der Reise, langte ich in Shrewsbury an, von wo ich am andern Morgen um vier Uhr meine Reise fortsetzen wollte. Es leben die Reisen, wenn man darauf ausgeht, neue unerwartete Begegnisse zu haben und fremde Gegenstände kennen zu lernen! Sich aber vor Sonnenaufgang auf den Weg machen, das warme Bett verlassen, um es gegen die kalte Diligence zu vertauschen, seine Nachtruhe in diesem rollenden Gefängnisse zu beendigen, das ist wohl die schmerzlichste unter allen den kleinen Foltern, von denen der Mensch geplagt wird. Es gehört Heroismus dazu. Ich kleide mich eiligst an, bezahle den Kellner, der immer gierig und immer unzufrieden ist, wickle um Kopf und Hals dreifache seidene Tücher, und drücke mich mit meinen Schmerzen in den Wagen, der nur mich zum Bewohner hat. Alles ist fertig! der gewöhnliche Refrain der englischen Kutscher erschallt mit einem Accompagnement von Peitschengeklatsch, und so geht es fort. Kalte Füße, Schmerzen im Kopf, Magenweh und vor Allem der nervöse Schauer, wodurch sich die Krankheit in allen Gliedern kund gibt; ich versuchte zu schlafen. Eine Viertelstunde vergeht, die Pferde halten, der Schlag wird geöffnet. „„Welch' fataler Zufall!““ sagte ich zu mir, „„da kommt noch Einer in den Wagen!““ Und ich wünschte den Gast zu allen Teufeln.

Aber ein leichter Fuß schwang sich herein, der Schlag wurde zugemacht, und im Halbdunkel errieth ich die Gegenwart eines weiblichen Wesens. Mein fünf und zwanzigjähriger Instinkt verrieth mir sogar, daß weder Häßlichkeit noch Alter sich an meine Seite placirt hatten. Nenn' es ein Errathen, wenn Du willst, ein Vorgefühl, einen magnetischen Rapport; wie dem nun sey, ohne eben den Grad der Jugend und Schönheit meiner Reisegefährtin bestimmen zu können, so zweifelte ich doch keinen Augenblick daran, daß sie diese Eigenschaften besitze. Ich erwachte aus meiner Erstarrung, ich richtete meine Kleidung zurecht, schob meine Mütze aus den Augen und löste ein wenig die dreifache Fortification meiner Halstücher. Das eiserne Band der Migräne fing an, nach und nach los zu lassen, und einige sanftere Tinten mischten sich in meine schwarzen Gedanken.

Nun wirst Du fragen, was hat dieß Alles mit Nummer 23 zu schaffen? Ich sagte Dir aber gleich im Anfang, daß hier von keinem großen Abenteuer zu Wasser und zu Lande die Rede sey, Du sollst Dich nicht beklagen, daß ich Dich betrogen habe; mache Dich daher auf die kleinlichste Umständlichkeit gefaßt, und denke daran, daß dieß Alles nur für mich von Interesse seyn kann.

Die Finsterniß wich nur nach und nach, und ich erschöpfte mich in Vermuthungen über das mysteriöse Wesen, das sich neben mich gesetzt hatte. Ich spreche selten in Wagen, besonders in Diligencen; eine solche Unterhaltung ist eine Fatigue auch für die stärksten Lungen. Hier jedoch strengte ich mich an, meine Stimme zu erheben, in der Hoffnung, einige Worte von der Fremden zu vernehmen, und aus dem Symbol, welches stets den Zustand der Seele verräth, der menschlichen Stimme, meine Folgerungen ziehen zu können. Allein Alles war umsonst! Die Kürze und Gewöhnlichkeit ihrer Antworten erlaubten mir fast keine neuen Fragen zu thun. Von Zeit zu Zeit hörte ich das Geräusch eines dicken Seidenstoffes, der ohne Zweifel einer zarten Hand gehorchte, die stets besorgt war, diesen Wall, der sie schützte, in gutem Stande zu erhalten. Alles, was eine Conversation zu beleben vermag, blieb ohne Resultat. Sie schien eben so entschieden stumm bleiben zu wollen, als ich das Gegentheil wünschte.

Zu meinem Trost drückte ich mich in meine Ecke, und dachte sie mir häßlich, alt, gemein, unangenehm. Die undurchdringliche Schranke ihres Mantels, ihres Kleides und ihres Blondenschleiers bildete ein finsteres Sanctuarium, wohinter sie sich zu verschanzen schien. Ich schuf mir nun einen Commentar über das Wenige, was ich von ihr kannte. In ihrer Kleidung war keine schreiende Farbe sichtbar; schwarz herrschte vor; Seide und Blonde waren daran verschwendet; es war unmöglich, die Reisende für etwas Gewöhnliches zu halten. Ihre Stimme, trotz der Kürze ihrer Accentuation, schien ausdrucksvoller Modulationen fähig zu seyn; zwar verrieth sie nicht den Silberton der ersten Jugend, aber das Sanfte und Weiche des reiferen Alters. Ihre Bewegungen und Haltung zeigten keine schamhafte Blödigkeit, sondern einen gewissen Aplomb, mit Anstand und Ernst vermählt. Doch was halfen alle diese Voraussetzungen? Sie blieb fest in ihrer unverrückbaren Stellung. Welcher Mann wäre nicht ein wenig Thor? Denke Dir, mein Lieber, ich war pikirt, als wenn ich ein Recht dazu gehabt hätte. Du hättest mich sehen sollen mit nobel ausgestreckten Beinen, die Arme unterschlagen, mit einer leichten Nuance von Würde und ein wenig Verachtung, und mich stellend, als wenn ich eben einschlafen wollte.

Eine Stunde lang blieb ich so; aber beim ersten Sonnenstrahl, als es in unserem Gefängnisse hell zu werden anfing, konnte ich mich nicht enthalten, meine Augen nach meiner Reisegefährtin zu richten, und jetzt gewahrte ich die Schönheit und den Reichthum der Stoffe, den weichen Glanz eines herrlichen Pelzwerks und die Feinheit eines Blondenschleiers, den die Dame mit Sorgfalt dichter zog, um meinen Blicken zu entgehen. Aber dennoch sah ich zwei Rosenlippen und die Blitze schwarzer Augen durch die Falten des feinen Gewebes. Dieß waren aber auch alle Entdeckungen, die der Morgen brachte. Endlich aber, als die Sonne höher stieg, und die Atmosphäre der Diligence unerträglich zu werden anfing, mußte man wohl den Schleier ein wenig lüften und die Hand ausstrecken, um das Fenster niederzulassen, bis nach langem Zögern alle Verhüllungen herunterfielen, und sie sich meinen Augen so zeigte, wie Gott und die Jahre sie hatten werden lassen.

Das Gesicht war weder sehr frisch, noch sehr regelmäßig. Die Wangen sahen bleich; ein leichter Kreis zog sich unter den Augen hin; der Teint war weiß, aber matt; die schwarzen Augen göttlich gespalten, voll eines schmachtenden Ausdrucks; die Melancholie der Seele und physische Leiden schienen sich dem lieblichen Gesichte eingeprägt zu haben; es hatte seine Fehler, aber liebenswürdige. Die zu hohe Stirne ließ auf Gedankenreichthum schließen; sehr feine Augenbrauen bildeten eine kaum wahrnehmbare Linie; die Wimpern waren von ungewöhnlicher Länge; der Mund, etwas zu groß vielleicht, zeigte jedoch die regelmäßigsten und weißesten Zähne. Empfandest Du je jenes Gefühl des Erstaunens, eine Art von innerlichem Ausruf, den die Gegenwart eines sympathetischen Gegenstandes hervorbringt? Es ist wie ein Ah! das aus der Seele dringt, das aber nur sie allein vernimmt.

Es schien jedoch, daß mein stummer Ausruf von der Reisenden sehr gut verstanden wurde. Sie wandte den Kopf weg, und setzte zwischen meinem Auge und ihren reizenden Zügen das Hinderniß ihrer Hutscheibe, indem sie mit Aufmerksamkeit die Landschaft in Augenschein nahm. Meine Unzufriedenheit erwachte lebhaft. Welche Prüderie! Welche übertriebene Zurückhaltung! Wäre es nicht möglich gewesen, die Höflichkeit mit dem Anstande zu verbinden? Und war diese mit solcher Strenge bewaffnete Furcht nicht das Zeichen einer verfehlten Erziehung? So beurtheilen wir immer nur nach uns die Leute, mit denen wir zu thun haben.

Auf der ersten Station stiegen wir aus. Ich forderte Thee, und ich wußte nicht, was aus der Dame geworden war, die mir zuerst

liebenswürdig, dann unerträglich vorkam. Man stieg wieder ein; die Bevölkerung des Stage-Coach vermehrte sich um zwei Individuen, eine kleine blonde Schottin, die, wie aus ihrer Unterhaltung hervorging, in der Kunst der Zuckerbäckereien und Mandeltorten sehr erfahren war, und einen Herrn, dessen vorgerücktes Alter weder seine eckige Physiognomie verschönerte, noch seiner Geschwätzigkeit Fesseln anlegte. Man denke sich einen jener Schwätzer, wie sie in den öffentlichen Kutschen sitzen, die von Minute zu Minute das Gewicht der Unterhaltung wieder aufziehen, und so lange den Mitreisenden auffordern, bis auch er zum Schwätzer geworden ist. Während drei Minuten hatte ich meinen Mann ergründet, drückte mich anscheinend eingeschlafen in meinen Winkel, und ließ ihn gelehrt mit der Schottin über den Werth der Capern in Weinessig und der eingemachten grünen Bohnen streiten. Aber mein Mann beruhigte sich dabei nicht. Ich gehörte ihm in meiner Eigenschaft eines Diligence-Reisenden, und kaum erhob ich mein Augenlied, so erschnappte er im Fluge diesen lichten Moment des Halberwachens, und richtete seine Rede an mich mit einer so lauten, so durchdringenden Stimme, mit einer so markirten und so eifrigen Höflichkeit, daß ich keinen Ausweg fand, mich ihm zu entziehen. Ich versuchte es, meine Reisegefährtin nachzuahmen, und sein Geschwätz mit einer kurzen Einsilbigkeit zurückzuschlagen, aber ich erhielt weniger Vortheil dadurch, als sie. Weder Stillschweigen, noch Kälte entwaffneten ihn; er fragte sich selbst und antwortete darauf; ein Ja und ein Nein genügte ihm, die Schätze seiner encyklopädischen Wissenschaften zu entfalten; Wahlen, Pferderennen, Theater, Astronomie, Chirurgie, Alles war ihm recht; er bestritt Meinungen, die ich nicht hatte, lobte Eigenschaften, von denen er annahm, daß ich sie besitze, und ärgerte mich so, daß ich müde, mich zu rächen beschloß, und mit ihm zu discutiren anfing. Das war sein Triumph; dieses Resultat seiner Taktik lag in der Berechnung.

Ueber die wunderbare Conversation! Ich wollte vergebens ein Wort in seinen Monolog einschieben; aber die Plaudertasche wechselte sogleich ihre Schlachtordnung mit einer erstaunlichen Schnelligkeit, ging von dem Unterhaus zu den Lachsforellen, vom Holzessig zum Kaleidoscop über, so daß ich nicht eine einzige seiner Behauptungen zu widerlegen im Stande war. Die Dame blieb immer stumm, unbeweglich und eingewickelt."

„Apropos!" rief der Herr, dem ich so eben irgend ein unwiderlegbares Argument entgegengestellt hatte, „Apropos," — es ist wohl zu merken, daß dieser Ausruf immer von ihm angewandt wurde, wenn etwas ganz außer dem Propos war, — „ich würde nicht böse seyn, die

berühmten eingemachten Citronen und Quitten zu kosten, von denen Mademoiselle“ — hier zeigte er auf die schottische Gouvernante — „uns so eben erzählt hat. Das muß delikat schmecken, wenn nämlich die Praxis der Theorie gleich kommt.“

Hier schoß er nach mir einen jener herausfordernden Blicke, welche zu sagen schienen: Antwortet, die Conversation erwartet Euch!

„Ich zweifle nicht,“ erwiderte ich mit einer ziemlich kalten Miene, „daß die eingemachten Früchte der Mademoiselle ausgesucht seyn sollten; es wäre mir aber unmöglich, darüber anders als durch das Urtheil Anderer mich bestimmen zu lassen. Sie sehen einen armen Reconvalescenten, der zur strengsten Diät verdammt ist, und dem die leichtesten Uebertretungen derselben unerträgliche Schmerzen bereiten.“

Die stumme Dame schlug hier ihren Schleier zurück, und wendete leicht den Kopf; ihre Augen begegneten den meinigen. Es war dieß das erste Mal.

„Pah! eine zarte Gesundheit!“ rief der Herr; „wer spricht davon in Ihrem Alter? Junge Leute sind von Eisen!“

„Mein Herr, Sie irren,“ sagte ich ihm; „jung oder alt, ich leide sehr. Die Aerzte können mir nicht helfen, und meine Freunde lachen mich aus.“

Das schwarze Auge der stummen Dame schien mir eine innere Bewegung auszudrücken.

„Sollten Sie brustkrank seyn? Das ist nicht möglich; die breiten Schultern, was man einen guten Koffer nennt! Woran leiden Sie?“

„Das ist schwer anzugeben. Entsetzliche Migräne, eine Erschlaffung der Nerven, die mich ganz elend macht, und woran Niemand glauben will.“

„Einbildung!“ rief der Herr.

„Einbildung!“ wiederholte die stumme Dame fast unwillig, indem sie meinen Examinator ansah, der in seinen Beweisen fortfuhr, daß ich nach allen Regeln der Logik eigentlich nicht leiden sollte. „Sprechen Sie mir von Rheumatismus; den hab’ ich selbst manchmal, wenn wir Nordwind haben; vom Podagra, das steckt in meiner linken Zehe; von der Phthisis, woran meine Frau gestorben ist; aber Nervenschwäche, Migräne! Spaß! Vapeurs bei einem jungen Manne — nichts als Einbildung!“

„In diesem Falle,“ sprach die Dame in Seide gekleidet, lächelnd und mit Nachdruck, „beklage ich von ganzem Herzen alle Menschen, die von diesem eingebildeten Uebel belästigt werden. Leiden Sie schon lange, mein Herr?“ fragte sie mich.

Ich antwortete ihr mit so viel Bestimmtheit als möglich, und ich sah, wie ein jedes dieser Symptome die lebhafteste Theilnahme in ihr zu erregen schien. Fragen und Antworten folgten nun rasch auf einander. „Aber das ist ganz wie bei mir!“ rief sie aus. „Das habe ich Alles so gefühlt. Schon lange leide ich so, und weiß durch die Erfahrung, welches Elend diese Geißel nach sich zieht. Nicht wahr, bald empfindet man eine lebhafte Unruhe, die einer moralischen Unruhe gleicht; bald eine tiefe Schwermuth, die zur Verzweiflung wird; Ohrensausen, Abneigung gegen die feinsten Speisen; bald einen fieberhaften Schmerz in den Augenliedern. Haben Sie das nicht Alles empfunden?“

„Ja, Madame, ohne noch von einem Druck im Magen zu sprechen, und von einem heftigen Schmerz in den Fußsohlen.“

„Richtig, richtig!“

„So daß ich genöthigt bin, Stiefel zu tragen, aber so riesenmäßige Stiefel, daß eine kleine Familie vollkommen Platz darin hätte.“

„So wie ich,“ erwiderte sie lächelnd, und zog auf ungenirte Weise ein liliputisches Füßchen aus einem ungeheuren Pelzpantoffel; „sehen Sie nur einmal diese ungeheure Beschuhung, die ich tragen muß. Wie das unangenehm ist!“

Diese ungeheure Beschuhung machte aber nicht den sechsten Theil der meinigen aus, und meine massiven Stiefeln versteckte ich daher aus Scham, so gut ich konnte, unter die Bank. „Ohne Zweifel,“ fuhr sie fort, „sind Sie genöthigt, wollene Strümpfe zu tragen, gerade wie ich, doch um diese abscheuliche Nothwendigkeit zu verbergen, ziehe ich ein Paar seidene darüber.“

Meine Augen blickten noch einmal nach dem Füßchen, dessen Zierlichkeit den unglücklichen wollenen Strumpf nicht im Geringsten verrieth. Erklärt uns, Philosophen, was sind menschliche Sympathien! Das Interesse der Dame war einmal erregt; die wollenen Strümpfe, die Migräne, die großen Schuhe, die Nervenschwäche hatten aus uns Unglücksgeschwister gemacht; unsere Geister waren auf demselben Wege begriffen, und ich muß es hinzufügen, auch unser Egoismus ging Hand in Hand. Wir hatten nicht ein einziges Mal die Gränze der strengsten Convenienz überschritten, und plauderten doch wie alte Bekannte. Ich bin weit entfernt, zu behaupten, daß mein Verdienst eine so schnelle Leidenschaft in ihr erweckt hatte; ich glaube vielmehr, sie verliebte sich in meine schlechte Gesundheit.

Bald verließen uns unsere andere Gefährten. Wie wir nun einmal in eine medizinische Dissertation vertieft waren, durchschritten wir dieses Feld nach allen Richtungen, und ich fing schon an, über die nosologische Hartnäckigkeit unserer Plauderei mich zu langweilen, als

wir von dem Nervenzustand auf den Magnetismus kamen; von diesem auf die Empfindsamkeit; dann auf die Theorie der Leidenschaften, die uns plötzlich einen viel angenehmeren Weg eröffnete.

Der Uebergang war unmerklich. Das Kapitel der Affectionen führte uns auf die Künste; die Reisende war Virtuosin. Wir sprachen über deutsche Theorien dieser wunderbaren Kunst, und hörten uns Beide so aufmerksam zu, unsere Gedanken entwickelten sich so leicht und glänzend, daß unsere Eigenliebe vollkommen befriedigt ein Jedes von uns von dem Andern ganz entzückt seyn ließ. Das große Geheimniß der Liebenswürdigkeit ist die Liebenswürdigkeit der Andern hervorzurufen.

Wenn die Unterhaltung sich auf diesen Weg begibt, so rollt der Wagen des Gedankens mit gefährlicher Schnelligkeit dahin, und seine Räder versengen die Bahn, die sie durchlaufen; ein sanfter Rausch bemächtigt sich der Einbildungskraft und der Seele; alle Gegenstände umgeben sich mit einer magnetischen Atmosphäre. Man sieht sich der wirklichen Welt entrückt, nach einer idealen Traumsphäre, wo die Vernunft schweigt, wo die Klugheit sich zurückzieht, wo nur das Gefühl herrscht, wo man gegen seinen Willen einem mächtigen Impulse folgt, den man nicht zurückdrängen kann.

„Das sind Schmeicheleien, die Sie mir sagen," sprach sie nach einer Weile, indem sie ihre Boa zurecht rückte, die ganz an ihrer Stelle saß. „Sie vergessen wohl, daß ich eine alte Frau bin?"

„Ich weiß nur Eines," erwiderte ich, „daß Sie sich so eben meiner Einbildungskraft und meines Geistes bemächtigt haben, und daß mein volles Herz nahe d'ran ist, ihnen zu folgen."

Ich glaubte zu sehen, wie ihre Wangen sich rötheten, und ein schwärmerischer blöder und doch heißer Ausdruck aus ihren Augen leuchtete; ich fing, als wir in Oxford-Street hielten, so eben eine förmliche Erklärung an; denn so kalt ich auch seyn mag, ich war gefangen. Kaum blieb mir ein Fünkchen Klugheit, um daran zu denken, daß diese ausgezeichnete Dame mir erst seit einem Tage bekannt war. Ich half ihr aus dem Wagen und bat sie um ihre Adresse und ihren Namen.

„Welche Thorheit!" sagte sie; „was Sie von mir verlangen, ist abgeschmackt. Wenn es wahr ist, was ich fast besorge, daß Sie mir einiges Interesse einflößen .... so ist das ja gar nicht vernünftig .... Eine Frau in meinen Jahren soll gescheidt seyn, und vor Allem den Anstand beobachten. Vergessen Sie das," fügte sie hinzu, „wir sind alle Beide am Ziel unseres Weges;" sie reichte mir die Hand mit einem melancholischen und lieblichen Ausdruck.

Ich drückte sie an meine Lippen und glaube in ihrem Auge eine Thräne gesehen zu haben.

„Schonen Sie Ihre Gesundheit," sagte sie lächelnd, „und vergessen Sie nicht ganz unsere alte Freundschaft von einem Tage."

Ein Fiaker war herbeigefahren; die Bagage der Fremden war schon hineingepackt worden; ich lieh ihr meine Hand zum Einsteigen, und sie zitterte, als sie die ihrige berührte.

„Lassen Sie mich wenigstens wissen, wo Sie wohnen," sagte ich ihr mit bittendem Tone.

Der Schlag war zugemacht worden.

„Das schickt sich aber gar nicht," erwiderte sie mit unbestimmtem Ausdruck.

„Ich bitte, schlagen Sie mir es nicht ab; schon fährt der Kutscher fort, und ich werde Sie für immer verlieren."

Hier reichte sie mir noch ihre kleine weiße Hand ohne Handschuh.

„Nun wohl," sagte sie, „es ist abgeschmackt, ich fühle es, aber weil Sie es so wollen..... Nummer drei und zwanzig ...."

Der Fiaker rollte fort, und die letzten Worte der Phrase verhallten in der Luft. Ich kann es Dir nicht beschreiben, mit welcher Schnelligkeit und mit welcher Bestürzung ich dem Wagen nachlief, mitten durch Karren und Cabriolets, Omnibus und Kutschen, Orangenverkäuferinnen und Spaziergänger, die meine Hast verfluchten. Ich hatte das Unglück, auf einen irländischen Offizier zu stoßen und ihn umzuwerfen. Er forderte mich, und ich hatte andern Tages mit ihm einen Handel, der jedoch ohne Blutvergießen ablief. Dieser Zwischenfall hemmte meine Nachforschungen; ich glaubte in der Ferne eine Hand zu bemerken, die aus einem Wagen gestreckt wurde und ein weißes Tuch bewegte. Dieß war die letzte Spur dieser flüchtigen Begegnung. Ich habe die Fremde nie wieder gesehen.

Seit dieser Zeit verwünsche ich den englischen Gebrauch, stets die Nummer des Hauses vor der Straße zu nennen. Die Nummer 23 ist nun für mich heilig; es ist meine magische Nummer. Alle Thürklopfer, die mit 23 bezeichnet sind, sind von meiner ungeduldigen Hand bereits in Bewegung gesetzt worden.

Dieß ist die Ursache meiner Thorheit, und Alles, was ich sagen kann, ist, daß sie noch fortdauert, daß ich sie nie los werden kann, und daß diese geheimnißvolle Nummer im Bündniß mit dem Andenken an eine der graziösesten Frauen, die ich in meinem Leben gesehen, sich weder aus meinen Gedanken, noch aus meinem Herzen verwischen läßt.

(Dublin University Magazine.)

Skizzen aus Italien.

Fahrt nach Ischia.

Vom schönsten Frühlingswetter begünstigt, fuhren wir nach Pozzuoli durch die Grotte des Posilippo über eine sehr fruchtbare, mit unzähligen Südbäumen bepflanzte Gegend. Am Thore wurden wir gleich beim Aussteigen von einer Anzahl von Bettlern und Lazzaronis empfangen, die uns, jeder auf seine Weise, mit der unverschämtesten Zudringlichkeit verfolgten. Bettler traf ich in Italien überall, aber eine so auffallende Menge war mir bisher noch nicht vorgekommen, kaum konnten wir durchdringen. Im Hafen empfing uns abermals ein Schwarm müßiger Lazzaroni, Marinari, Antiquitätenhändler und Kinder, welche letztere Muscheln, seltene Steine und andere Meerprodukte mit bewunderungswürdiger Beredsamkeit uns zum Verkauf anboten. Nach vollbrachtem Mittagsmahl gingen wir aus, um uns nach einem passenden Kahne umzusehen, da wir die Inseln Procida und Ischia besuchen wollten. Kaum merkten die Marinari unsere Absicht, so ertönte es von allen Seiten: Barca Signori, dove andiamo, und mit der ihnen eigenthümlichen Leichtigkeit und Gewandtheit sprangen sie aus ihren Kähnen und umringten uns; jeder wußte die gute Eigenschaft seines Fahrzeuges auf alle erdenkliche Weise anzupreisen. Wir besahen mehre Barken, und wurden endlich für eine ziemlich leichte mit zwei Ruderern Handels einig. Man hat sich mit diesen listigen Schiffleuten sehr in Acht zu nehmen; merken sie aber, daß sie es nicht mit Unkundigen zu thun haben, so sind sie die bereitwilligsten Menschen von der Welt.

Wir ließen uns einige Flaschen Wein, Brod und Früchte in den Kahn bringen, und nahmen dann Platz. Unsere Schiffer waren zwei rüstige und gewandte Bursche; auf die originellste Weise nahmen sie von ihren Kameraden Abschied und schwangen sich flink und singend in den schwankenden Kahn. Jetzt ertönte von allen Seiten viaggio

felice, die Ruder waren angelegt, und im Nu schoß unser leichtes Fahrzeug, von dem Geschrei des am Ufer stehenden Schiffervolkes begleitet, pfeilschnell durch die Wogen. Wir nahmen unsere Richtung durch den Golf von Bajä, an den Trümmern der Brücke vorüber, welche Kaiser Caligula viertausend Schritte über das Meer hatte bauen lassen. Am Vorgebirge Misenum fuhren wir durch die in Felsen gehauene Grotte, wo wir einige Fuß unter dem Wasser farbige Korallenmassen am Felsenufer zu erkennen glaubten.

Einer unserer Schiffer ruderte mit der Barke längs dem Ufer der Insel Procida Meer einwärts; wir aber ließen uns an's Land setzen, und durchwanderten mit dem andern Marinari die Insel zu Fuß. In einem Dörfchen wurde das Fest des Schutzheiligen gefeiert, und es waren deßhalb viele Leute in der Kirche zu treffen.

Kaum waren wir eingetreten, so richteten sich aller Augen auf uns, und mit Staunen erblickten auch wir unsererseits die schönsten und ausdruckvollsten Mädchengesichter. Meine Begleiter, sonst keine großen Freunde von Kirchen, waren dießmal in zu tiefer Andacht versunken, und mußten mehrmals an die Fortsetzung unserer Wanderung erinnert werden. Eine Menge Menschen folgten uns mit neugierigen Blicken bis an das nördliche Ufer der Insel, wo uns der Marinari erwartete; wir stiegen in den Kahn und schnell flog er auf den blauen Wogen dahin; die Insulaner riefen uns eine Notte felice nach.

Schon nach einer halben Stunde landeten wir auf der Insel Ischia, welche bei anbrechender Dämmerung im Halbdunkel sich höchst malerisch ausnahm. Unsere Marinari, welche uns laut Vertrag, wie es in Italien bei Seefahrten üblich ist, verpflegen mußten, brachten uns in ein großes, weitläuftiges Gebäude, welches mit einem daran stoßenden Kloster in Verbindung stand; wir wurden gegen Erwartung sehr artig bewirthet und fanden ein ganz bequemes Nachtlager.

Den nächsten Morgen machten wir uns gleich auf den Weg nach Casamiciola, um die dortigen berühmten warmen Bäder in Augenschein zu nehmen. Auf dem Wege sahen wir allerwärts hoch aufgethürmte Lavamassen, die ein bereits vor vielen Jahrhunderten ausgebrannter Krater ausgeworfen hatte.

Wir zogen durch gartenmäßig bebaute Felder, und je weiter wir kamen, desto herrlicher entfalteten sich alle Reize eines südlichen Himmels. Auf allen Hügeln grünen Oelbäume und darüber Cypressen, hinter welchen man heitere Villen erblickt. Mandeln, Pfirsiche und Orangen standen schon in voller Blüthe. Wir standen jetzt auf einer kleinen Anhöhe, und vor uns in einem freundlichen Thälchen, von grünen Bäumen umgeben, lagen die Bäder Casamiciola.

Das Badgebäude von bedeutender Größe ist für dreihundert Kranke eingerichtet, und obgleich die Reinlichkeit bei derartigen Anstalten in Italien oft nicht die vorzüglichste ist, so fanden wir hier in diesem Hause alles sauber und in musterhafter Ordnung. Wir sahen auf Ischia einen auffallend schönen Menschenschlag, was besonders beim weiblichen Geschlechte der Fall ist; der schlanke hohe Wuchs, die rabenschwarzen Haare und die blendend weiße Haut, gehoben durch die schöne malerische Tracht, verleiht ihnen eigenthümlichen Reiz.

Wir unterhielten uns mit diesen anmuthigen Mädchen und Frauen mehre Stunden, obgleich wir vom schnellen Flusse ihrer Rede oft kaum die Hälfte zu fassen vermochten. Nach ihrer Versicherung sind die Bäder ihrer schönen Insel während des Sommers sehr besucht, jetzt war es freilich sehr still und einsam.

Nachdem wir die Insel ziemlich kennen gelernt hatten, kehrten wir an die See zurück zu unserer Barke. Ein Sturm harrte unser. Nachdem wir tüchtig durchgeschüttelt waren, erreichten wir die sichere Bucht von Bäjä, wo völlige Ruhe in den Gewässern herrschte. Gesund und munter begrüßten wir bald wieder das herrliche Neapel.

Triumphbogen der Römer.

Zu den herrlichsten römischen Ehrendenkmälern gehören unstreitig die Triumphbogen, die sowohl in Rom als auch in manchen andern Städten ihrer Besitzungen Feldherren und Kaisern zu Ehren erbaut wurden, wenn sie siegend aus einem Treffen zurück kehrten und im Triumph in die Stadt einzogen. Die Entstehung dieser Bogen, so wie auch ihre Form, schreibt sich sehr wahrscheinlich von der Porta triumphalis zu Rom her, die sich ungefähr in der Gegend befand, wo jetzt die Peterskirche steht. Durch dieses Thor hielten die Feldherren ihren Triumphaufzug in die Stadt, daher dasselbe auch seinen Namen erhielt. Bei dergleichen feierlichen Gelegenheiten wurden auf dieses Thor Siegeszeichen aufgestellt, die auf den Triumph und auf die überwundenen Feinde Bezug hatten; sie konnten aber nur einige Zeit da stehen bleiben, oder mußten wenigstens alsdann wieder weggenommen werden, wenn ein neuer Triumph gefeiert wurde, um den Zierden desselben Platz zu machen. In der Folge erbaute man mehr solcher Pforten bei andern Eingängen der Stadt, die für bestimmte Sieger errichtet wurden, und an denen die Siegeszeichen und Zierden bleibend befestigt wurden, damit sie ein immerwährendes Andenken seyn konnten. Und dies geschah nicht nur in Rom, sondern auch in den Provinzen.

Bereits zu den Zeiten der Republik gab es solche Ehrendenkmale, häufiger und prachtvoller jedoch wurden sie erst unter den Kaisern. Die ersten gewissen Nachrichten von Triumphbogen finden wir unter Augustus. Ihm zu Ehren wurden zwei Triumphbogen in Rom errichtet, der eine nach dem Sieg über Pompejus, der andere nach dem Sieg über die Parther. Aus Münzen des Augustus können wir die Gestalt dieser Bogen kennen lernen. Der erstere hatte nur einen Bogen, auf dem des Kaisers Bildsäule in einer Quadriga stand. Der andere bestand aus drei Bogen, über denen gleichfalls Augustus in einer Quadriga vorgestellt war, neben sich aber Parther stehen hatte. Auch außerhalb Rom wurden Augustus, dem Glücklichen, Triumphbogen erbaut, wie zu Rimini und zu Susa. Bisweilen erhielten die Feldherren und Kaiser erst nach ihrem Tod die Ehre, daß ihnen ein Triumphbogen als Denkmal errichtet wurde. Dem ältern Drusus wurde vom Senat auf der Via Appia ein marmorner Triumphbogen errichtet, der noch jetzt steht. Claudius ließ dem Tiberius einen Triumphbogen neben dem pompejanischen Theater erbauen, und dem Titus wurde zu Rom vom Senat und dem Volke nach seinem Tod ein Triumphbogen gewidmet, welches die Inschrift des Bogens beweist. Von diesem letztern Bogen sind ebenfalls Ruinen übrig, und außer ihm haben sich noch andere erhalten; einige aber sind uns nur aus Schriftstellern oder aus Münzen bekannt. Zu Rom sieht man, ohne jene schon bemerkten, den Bogen des Septimius Severus, den sogenannten Bogen der Goldschmiede, die Bogen des Gallienus, des Trajan und des Dolabella, welcher letzte auch Bogen der Consuln genannt wird. Ein Triumphbogen des Domitian stand noch im vorigen Jahrhundert, allein Pabst Alexander der Siebente ließ ihn, zur Bequemlichkeit des Corso, abtragen. Viele Städte Italiens zeigen noch schöne Reste von Triumphbogen, wie Benevent, Capua, Ancona, Rimini, Ravenna, Verona, Fano, Pola in Istrien und Susa in Piemont, und auch in Frankreich haben sich solche Ehrendenkmale der Römer erhalten, wie zu Oranges, Carpentras, Arles, Nimes, Rheims und einigen andern Orten.

Was die Bauart der Triumphbogen betrifft, so gleichen sie bekanntlich einem großen prächtigen Portal, das oben mit einem Bogen aus einem Halbzirkel geschlossen ist. Nur ein einziger der römischen, der Bogen der Goldschmiede, hat eine viereckige Oeffnung, die oben gerade bedeckt ist. Es gibt Triumphbogen, die nur eine Oeffnung haben, wie die Bogen des Titus und des Gallienus zu Rom, die Bogen zu Benevent, zu Ancona. Andere haben zwei Durchgänge von gleicher Größe neben einander, wie zwei Bogen zu Verona und die Bogen zu Capua.

Die größten und prächtigsten bestehen aus drei Durchgängen neben einander, von denen der mittelste immer der größte ist, wie die Bogen des Septimius Severus und des Constantinus zu Rom. Die Bogen oder Durchgänge nehmen den größten Theil der Höhe des ganzen Gebäudes ein, und über ihnen erhebt sich eine Attike.

Die Verzierung der Triumphbogen besteht aus Säulen, Basreliefs und Statuen. Zu den Seiten der Oeffnungen oder Durchgänge stehen Säulen. Bei den Bogen mit einem Durchgang sind auf jeder Seite desselben zwei Säulen angebracht, und bei den Bogen mit drei Durchgängen ist jeder der beiden Eckschäfte und jeder der beiden mittlern Schäfte mit einer Säule verziert. An dem einen Bogen zu Verona mit zwei Durchgängen steht an jedem Eckschaft eine Säule, zwei Säulen aber befinden sich am mittlern Pfeiler. Gewöhnlich sind Wandsäulen an diesen Gebäuden, und nur wenige, wie die Bogen des Septimius Severus und des Constantinus zu Rom, haben freistehende Säulen, die hinter dem Pilaster angebracht sind. Der Bogen der Goldschmiede zu Rom zeichnet sich hierin wieder vor den übrigen aus, daß er keine Säulen, sondern auf jeder Seite zwei Pilaster hat. An den meisten dieser Bogen sind die Säulen von korinthischer Bauart, der Bogen des Titus aber, des Septimius Severus und der Bogen der Goldschmiede zu Rom, so wie einer der Bogen zu Verona ist nach römischer Bauart. Die Säulen stehen auf einem hohen Postament, das bei den meisten Bogen unter jeder Säule vorspringt, bei einigen aber zwei Säulen gemeinschaftlich ist, wie an den Bogen zu Pola und Benevent. Der Fuß dieses Postaments lauft gewöhnlich um das ganze Gebäude herum und dient zugleich auch diesem zum Fuße.

Die Bogen der Durchgänge ruhen auf schön profilirten Kämpfern; bei dem Triumphbogen zu Verona aber befinden sich hier keine Kämpfer, sondern römische Pilaster, auf welchen der Bogen ruht. Die Bogen zu Verona und zu Pola haben keine mit Verzierungen besetzte Schlußsteine, bei andern Bogen hingegen sind die Schlußsteine mit Verzierungen versehen und die Bogen des Titus, des Septimius Severus und Constantin's zeichnen sich dadurch besonders aus, daß vor dem Schlußsteine, auf einem überhängenden Blatte, Statuen angebracht sind, von denen die an den beiden erstern Bogen stehend, die an dem letztern aber sitzend dargestellt ist.

Die Mauern der Triumphbogen sind mit Basreliefs verziert, die stets auf den Sieg des Triumphirenden Bezug haben. Bisweilen sind auch innerhalb des Durchganges, wie an dem Bogen des Titus, Basreliefs angebracht. Auch der Fries des Gebälkes hat bei einigen Bogen erhobene Sculptur, wie an dem Bogen des Titus und an dem

zu Susa, die feierliche Opferzüge vorstellen. Der Fries des Constantinischen Bogens war unstreitig mit Zierrathen von Bronze besetzt, da man noch jetzt einige Spuren ihrer Befestigung bemerkt. Die Decke des Durchganges ist meistentheils glatt gelassen, zuweilen aber auch mit vertieften Feldern verziert, in welchen Rosetten stehen.

Ueber dem Gebälk erhebt sich eine Attike. Sie hat über den untern Säulen gewöhnlich Attische Pfeiler, oder auch breite Vorsprünge, die Postamenten gleichen. An dem Bogen des Constantin stehen Statuen vor den Attischen Pfeilern. Zwischen den Pfeilern befinden sich Felder mit der Inschrift, welche die Bestimmung des Bogens anzeigt, und bei dem Bogen des Constantinus sind hier außer der Inschrift auch noch Basreliefs angebracht. Einige, wie die Bogen zu Rimini und Verona, haben über den mittlern Säulen einen Giebel, der in die Attike hinauf geht.

Auf diesen Attiken standen, wie uns die Münzen lehren, Statuen zu Pferde oder Quadrigen und Trophäen. Auf den Triumphbogen Augustus zu Rom waren Quadrigen mit der Statue dieses Kaisers angebracht; auf dem Bogen des Drusus sah man die Statue dieses Feldherrn zu Pferde, und auf jeder Seite Trophäen, und der Bogen des Trajan zu Ancona war mit Bildsäulen und Siegeszeichen aus Bronze verziert.

Erinnerung an Canova.

Wer bereiste je Italien und wallfahrtete nicht zu Canova's plastischen Denkmalen? Selten sind durch Verdienst oder Gunst des Glücks auf einen Künstler so viele Ehren und Reichthümer gehäuft worden, als auf ihn. Er war Marchese von Ischia mit einem jährlichen Einkommen von dreitausend Scudi, Ritter beider päpstlichen, des östreichischen Leopold-, des russischen St. Georgen-Ordens und des Ordens beider Sicilien, Kommandeur des Ordens der eisernen Krone, Bürger der Republik St. Marino, Aufseher der Künste und Alterthümer im römischen Staate, Präsident zweier Kunstakademien, Mitglied des französischen und italienischen Nationalinstituts und fast aller namhaften europäischen Kunstakademien. Die größte Ehre aber, die ihm als Künstler zu Theil wurde, war, daß sein Perseus und seine beiden Faustkämpfer für das Museum Pio-Clementino angekauft wurden, in welchem bis dahin kein Werk der neuern Kunst stand, ja daß man seinen Perseus für würdig erkannte, auf dem Fußgestelle aufgestellt zu werden, welches durch die Wanderung des Apollo von

Belvedere nach Paris ledig geworden war. Der Papst bestätigte das Urtheil der römischen Kunstrichter und nannte Canova in einem Dekret den Nebenbuhler des Phidias und Praxiteles. Ob die Nachwelt dieses Urtheil bestätigen werde, darüber sind die Stimmen getheilt. Die strengeren Richter sprechen ihm tiefes Studium der Antike und der Natur ab, und finden sein Talent unzureichend für das Erhabene und Große. Im Gebiete des Reizenden, Anmuthigen, Lieblichen gesteht man ihm allgemeine Meisterschaft zu, wenn man gleich tadelt, daß er durch seine Behandlung des Marmors überall zu sehr nach Reiz gestrebt habe. Demnach scheint es, daß ihm unbestritten bleiben werde das Lob, der Bildner der Grazie, und das Verdienst, der neueste Wiederhersteller des reineren Geschmacks in der Bildhauerei gewesen zu seyn. Hätten daher auch seine Mitlebenden die Bewunderung seiner Kunst in Manchem übertrieben, so bleibt ihm doch genug übrig, was ihm die Achtung der Nachwelt sichert.

Tempel zu Herculanum.

Wie viele Bildsäulen, Basreliefs und andere Werke der bildenden Kunst sind nicht in dieser verschütteten Stadt gefunden worden, hier, wie in Pompeji und Stabiä! Von vorzüglicher Wichtigkeit sind jedoch die hier entdeckten Mauergemälde, unter welchen Andromeda und Perseus, Diana und Endimion, die Erziehung des Bachus und die bekannte Aldobrandinische Hochzeit. Sie sind mit der Mauer, die den Grund derselben macht, zugleich von den Gebäuden ausgeschnitten worden, in dem Museum von Neapel in sechszehn Zimmern unter Glas und Rahmen aufgestellt. Mit besonderer Aufmerksamkeit betrachtete ich die Tempel von Herculanum, deren Thüren so hoch waren, daß die Verdachung, die sie bedeckte, mit den Capitälen der Porticussäulen in gleicher Höhe angebracht war. Was die Form der Thüren betrifft, so war sie ein längliches Viereck und die Höhe der Thüröffnung betrug ungefähr zwei ihrer Breiten. Auf diese Art war auch die Thür am Theseustempel zu Athen und am Pantheon zu Rom eingerichtet. Aus dem trefflichen Werke des Vitruvius aber sehen wir, daß die Alten für die Thür der Tempelzellen auch eine besondere Form hatten, die vom länglichen Viereck abwich und unten auf dem Fußboden ein wenig weiter war als oben, wo sie nach Verhältniß ihrer Höhe mehr oder weniger eingezogen oder enger als unten gemacht

wurde. Diese Einrichtung scheint in den guten Zeiten der Kunst nicht gewöhnlich gewesen zu seyn, wie jene angeführten Tempel bezeugen. Allein da Vitruv sagt, daß, je mehr die Höhe der Thür beträgt, um desto senkrechter die Seitenwände gestellt werden sollten, so ist es wohl möglich, daß die Thüren jener Tempel eine solche Höhe hatten, die keine schiefstehenden, sondern senkrechte Wände zuließ. Solche Thüren, wie sie der große römische Architekt angibt, hat auch der Vestatempel zu Tivoli und der dorische Tempel zu Cora.

Die Thüren der Tempel wurden bisweilen mit eingelegter Arbeit von Gold und Elfenbein verziert. Solche Thüren hatte der Apollotempel zu Herculanum und der Tempel der Minerva zu Syrakus. Die Thüren des letztern waren wegen ihrer Schönheit und vortrefflichen Arbeit weltberühmt. Die Buckeln oder Knöpfe an den Schenkeln dieser Thüren bestanden aus Gold, in Elfenbein aber waren Vorstellungen aus der Geschichte in erhabener Arbeit geschnitzt, welche unstreitig auf den Feldern oder Füllungen standen und worunter sich vorzüglich ein Medusenkopf auszeichnete.

Amphitheater.

Vespasian wählte den Platz zu seinem riesenhaften Colosseum in der Mitte der Stadt, weil schon Augustus ein solches Gebäude daselbst zu errichten im Sinne hatte; allein er starb, ehe noch dieser Bau ganz ausgeführt war, und erst sein Sohn und Nachfolger Titus sah die Vollendung desselben. Da Titus den größten Theil dieses Amphitheaters erbaute, so ließ er es auf seinen und nicht auf seines Vaters Namen einweihen. Bei dieser Gelegenheit wurden nicht nur Kämpfe mit wilden Thieren angestellt, sondern es wurde auch, nach Endigung dieser Spiele, Wasser in das Amphitheater geleitet, um eine Naumachie zu geben.

Die Kostbarkeit dieser Gebäude war die Ursache, daß nur wenige Städte der römischen Provinzen damit prangten. Und wenn wir sie bisweilen in Mittelstädten antreffen, in großen und reichen Städten aber nicht finden, so schreibt sich dieß wahrscheinlich daher, daß die Bürger der erstern mehr Wohlgefallen an den Fechterspielen fanden, als die Bewohner der letztern, und daß in jener auch mehr Lust zum Bauen herrschte, die durch gute in der Nähe gelegene Steinbrüche leicht befriedigt werden konnte. Ueberdies hatten vielleicht auch manche Städte nur hölzerne Amphitheater, von deren Daseyn wir jetzt nichts

mehr wissen können, weil keine Ruinen davon übrig sind. Die Städte, von denen wir mit Gewißheit behaupten können, daß sie Amphitheater hatten, sind in Italien Verona und Capua; in Frankreich Nismes, Arles und Frejus; in Sicilien Catanea und Syrakus. Zu welcher Zeit diese Amphitheater errichtet wurden, läßt sich nicht mit Gewißheit bestimmen, so wie auch der Erbauer derselben unbekannt ist. Nur von dem zu Capua erfahren wir durch das Fragment einer daran gefundenen Inschrift, daß es auf gemeinschaftliche Kosten der Bewohner von Capua, bald nach dem römischen Amphitheater, erbaut, von Hadrian wieder hergestellt und von Antonius Pius eingeweiht wurde.

Architect Mutschlechner.

Medicinische Skizzen.

Marseille wurde im Jahr 1720, wie Paris 112 Jahre später, von einer jener fürchterlichen Epidemien verheert, deren Andenken sich nicht verwischen läßt. Jene Stadt verlor in wenigen Wochen mehr als 50,000 Einwohner. Die jungen und reichen Bürger entflohen dem Schauerorte, ohne Mitleid für die Greise und Kranken, welche sie dem Mangel und der Hülflosigkeit überließen. Bis auf den Bischof von Belzunce, dessen Name dem Kalender fehlt, weil er sich der Bulle Unigenitus widersetzte, verließ Alles seinen Posten. Die Flüchtlinge führten die Contagion als Entschuldigung an, aber die Geschichte straft sie mit dem Namen der Feigen.

In dieser denkwürdigen Gefahr, sowohl der mörderischen Krankheit als einer schimpflichen Selbstsucht, zeigte sich der erste Arzt des Regenten von Frankreich, Chirac, großmüthig. Er war ein siebzigjähriger Greis, er war mit Aemtern, Würden und Krankheiten belastet; er vergaß aber Alles dieses. In Eile ließ er einige Bücher und unerläßliche Gegenstände einpacken, setzte sich in den Wagen, und schrieb kurz an den Prinzen, der selbst sein Kranker war, folgende Worte: „Ich gehe nach Marseille, wo Alles stirbt; nehmt einen andern Arzt." Der Regent schickte schnell einen Haufen Mousquetaires, um den Wagen, der eben abfahren wollte, aufzuhalten. Hierauf erschien der Prinz selbst und sagte zu Chirac: „Ich will nicht, daß Ihr reist!" — Dann fügte er hinzu, um das Verbot für den edeln Greis zu mildern: „Befehlt nur, mein lieber General! Man soll Euch gehorchen, wie Turenne; aber Ihr müßt wie Louvois aus der Ferne aus Eurem Cabinete befehlen." Und in der That, Marseille erhielt Hülfe aller Art, Lebensmittel, Medicamente, selbst muthige Aerzte fehlten nicht.

Chirac glaubte nicht an die Contagion; der Doktor Brayer glaubte eben so wenig daran. So oft dieser nach Constantinopel kam, zeigte er sich klug, doch nicht furchtsam. Es war im Jahr 1815; die Pest

war damals nicht verheerend, aber drei Jahre früher hatte sie fürchterliche Verwüstungen, sowohl in der Metropole des Islamismus, als auch in den prächtigen Vorstädten Pera, Galata und Scutari angerichtet, und wenn man den Schätzungen des Grafen Andreossy, damaligen französischen Botschafters, Glauben schenkt, so belief sich die Sterblichkeit im Jahr 1812 auf 150,000 Menschen. Aber die hygienischen Maßregeln wurden auch auf's Genaueste beobachtet, und Brayer, in seiner doppelten Eigenschaft als Arzt und eben Angekommener, hütete sich wohl, davon abzugehen. Dieß waren aber folgende Vorsichtsmaßregeln. Sobald die Pest sich zeigt, die Spitäler von Pera voller und gegen Mai oder Juni hin die Leichenbestattungen in der großen Straße der Franken häufiger werden, dann schließen sich alle europäischen Gesandten in ihren Palästen ein. Die Dienerschaft erhält strenge Vorschriften, Besuchende keine Audienz, poröse Möbeln werden entfernt, kein vertrautes Gespräch findet mehr Statt, kein Tête-a-Tête, kein Händedruck, kein Papier wird mehr eröffnet, wenn es nicht mit Storax durchräuchert wurde. Fleisch, so wie alle andere Lebensmittel, werden vorläufig in's Wasser gelegt; Gold-, Silber- und Kupfermünzen werden auf einem hölzernen Teller empfangen und dann in eine Schüssel mit Wasser gelegt. Man macht in Constantinopel wenig Gebrauch von den Räucherungen, um die Vorurtheile des Volkes nicht zu berühren, weil es nur wahres Vertrauen in gewisse Säckchen, Talismane enthaltend, setzt, da die Tradition diese ihm anräth.

Diejenigen Spitäler zu Pera, welche der französische Gesandte administriren läßt, haben Armenier zu Direktoren, welche zu gleicher Zeit Aerzte und Priester sind, und die gewöhnlich die Abbés der Pest genannt werden. Diese würdigen Männer erfüllen ihre doppelten Functionen ohne Furcht, selbst oft ohne Vorsicht. Einer von ihnen, Dom Courban, der schon mehren Epidemien und auch der von 1812 widerstanden hat, trägt beständig ein Säckchen mit Saffran auf der Magenhöhle und ein Fontanell an jedem Arm. Dieß ist Alles. Die andern zahlreichen Aerzte in Constantinopel übertreiben die Vorsicht so sehr, daß sie eine Rüge verdient. Mit Säckchen versehen und mit Specereien durchräuchert, begeben sie sich zu den Kranken nur nach langen Bitten und Gesuchen; sie beobachten sie nur von Weitem, oft nur an der äußern Thür, ohne ihren Puls oder ihre Haut zu berühren, und lassen unbarmherzig alle Fenster und Thüren aufmachen; wenn sie wieder nach Hause gekommen sind, so schütten sie eine Handvoll Storax auf Kohlen, um ihre Kleider zu reinigen. Und nun untersuche man nur, ob solche kindische Sorgfalt im Stande ist, bei wirklicher Contagiosität zu bewahren. Man versuche es nur, ein nicht vaccinirtes Kind durch-

Wohlgerüche und Abwaschungen vor der Ansteckung der Blattern zu schützen, oder des Scharlachfiebers oder der Masern? Der Doktor Hildebrand verschleppte das Scharlachfieber nach ganz Podolien durch ein schwarzes Kleid, welches er einige Wochen früher in Wien getragen hatte, obgleich er vor seiner Abreise so vorsichtig gewesen war, alle seine Kleider zu wiederholten Malen zu räuchern.

Und auf der andern Seite begehen eben diese furchtsamen Peroten, wie der umsichtige Doktor Brayer sehr wahr bemerkt, jeden Tag tausend Unvorsichtigkeiten, welche nach allen Seiten die Contagion aussäen müßten, wenn die Pest wirklich contagiös wäre. So z. B. die wiederholten Sendungen der Dragomans, bald nach der hohen Pforte, bald nach den verschiedenen Gesandtschaften in Pera; die Processionen der französischen Gesandtschaft in den heißesten Sommertagen, am Frohnleichnamsfeste; die commerciellen oder politischen Verhandlungen, die nie unterbrochen werden; die fortwährenden Geschäfte des Zollamts und der Bank; die Schifffahrt; die galanten und andern Intriguen; die muthwilligen Streiche der jungen Zöglinge und der Softas, der Studenten; endlich die unersättliche Habgier der Juden, die beständig ohne Furcht sich der Nachlässe der an der Pest Gestorbenen bemächtigen; der beständige Besuch der Häfen und Märkte, der Kirchen und Moscheen; die Menge, welche aus Neugier oder Müßiggang sich der Leichenbegleitung der Reichen anschließt; die Revue eines Armee-Corps, welche der Sultan im Jahr 1826 während einer Epidemie in Pera hielt, die deßhalb nicht stärker wüthete, obgleich mehr als 100,000 Menschen bei einer Temperatur von 32 Graden sich auf einem geringen Raume versammelt hatten; ferner das Säugen der Kinder durch Mütter, die schon von der Pest befallen sind; die Ausschweifungen der Franken und Levantiner; die unbegreifliche Sorglosigkeit der Türken; alle diese schädlichen Umstände und so große Unbesonnenheit, welche nirgend die Epidemie steigern, beweisen, wie sehr die Türken recht haben, zu läugnen, daß die Pest ansteckend sey.

Allein die gemischte Bevölkerung von Pera, dieses seltsame Amalgam von enthusiastischen Griechen, von knechtischen und unwissenden Juden, von industriellen und leichtgläubigen Armeniern, und die Menge jener cosmopolitischen Ausgeschlossenen, die man Franken nennt, alle diese Menschen, die sich zu Charlatans stempeln, um doch wenigstens etwas zu seyn, gefallen sich darin, zu erfinden, daß die Pest durch kleine Thierchen hervorgebracht werde, die in der Luft schweben, durch nicht wahrzunehmende Würmer, durch feine Ausdünstungen, durch Phantome; man würde manchmal in Pera glauben, in Europa zu seyn, so wahnsinnig hört man dort mit Gewicht schwatzen.

Folgendes erzählt Doktor Brayer bei dieser Gelegenheit:

„Ich befand mich eines Tages in einem Kahvene (einem Caffeehause, wo man raucht und sich den Bart scheeren läßt); man unterhielt sich von den neuesten Pestfällen. Ein Armenier, welcher wußte, daß ich Arzt sey, fragte mich um meine Meinung über die Ursachen der Krankheit. — Ich suche noch immer die wahre Ursache, erwiderte ich ihm, aber die fränkischen Aerzte sagen, daß es die Contagion sey .... — Weit gefehlt, sagte der Mann, die Pest ist nichts anders, als eine schwarze Frau. Gegen Mitternacht ergreift diese lächelnd die Unglücklichen, die befallen werden. Ich muß etwas davon wissen, fügte er hinzu, indem er aufstand und auf sein Bein zeigte: Seht meinen Gang! .... — Ich sah in der That, daß er hinkte. — Nun, fuhr er fort; Folgendes ist mir wiederfahren. Ich war frisch und gesund, als vor einigen Jahren die Pest in meiner Nachbarschaft ausbrach; mehre meiner Freunde wurden ergriffen; einige kamen davon, andere starben. Bis dahin war Alles gut. Ich schmeichelte mir, verschont zu bleiben, als eine große, schwarz gekleidete Frau mir mitten in der Nacht erschien. Ich erkannte sie sogleich als das Gespenst der Pest, von dem mir mein Vater so oft erzählt hatte. Wie ich nun sah, daß der Spuk mich ergreifen wollte, stand ich auf, öffnete das Fenster, und bemerkte etwas später, daß ich auf die Straße gefallen war. Schon glaubte ich, mit meinem zerbrochenen Schenkel davon zu kommen, aber das Gespenst hatte mich schon berührt, und den andern Morgen bekam ich die Pest. Ohne meinen Fall, fügte er hinzu, ohne mein zerbrochenes Bein wäre ich verloren gewesen.“

Dessen ungeachtet und obgleich nicht an die Contagion glaubend, würde man doch Unrecht haben, sich vorzustellen, daß Doktor Brayer in Constantinopel sich weniger vorsichtig oder kühner als seine Collegen zeigte. Nie erlaubte sich dieser Arzt, in Pera oder Scutari seine philosophischen Zweifel laut werden zu lassen; nie unterließ er es, wenn er den Puls eines Kranken zu berühren hatte, seine Finger vorher in Oliven- oder Mandelöl zu tauchen. Fragt Ihr, warum? Weil in diesem Vaterlande der Vorurtheile, welches dem Charlatanismus zur Beute wurde, ein Arzt es nicht wagen darf, die Vorschriften der Klugheit zu verletzen, indem seine Collegen nicht verfehlen würden, seine Clienten davon mitleidig zu benachrichtigen, daß er den Puls ohne Vorsicht befühlt habe, und weil dann, statt einen solchen Arzt um Rath zu fragen, man ihn selbst wie einen Pestkranken fliehen würde. Allein in Kahira wußten die Doktoren Clot und Lacheze solche Vorurtheile zu zerstreuen, so daß sie jetzt Pestkranke gleich andern Patienten mit bloßen Händen ohne alle weitere Vorsicht anrühren.

Und wenn nun die Pest wirklich contagiös wäre, glaubt man wohl, daß Desgenettes und der Italiener Valli sich würden ohne Erfolg den Eiter eines Pestbubons haben einimpfen lassen? Würde Bonaparte mit den Fingern Pestkranke berührt haben, und würden Larrey, Pariset und Clot-Bey ohne Nachtheil so zahlreiche Schlachtopfer der Pest geöffnet haben? Wenn es endlich eine Contagion gäbe, müßten nicht in Constantinopel viele Priester und besonders viele Aerzte sterben? Wenn nun aber Doktor Brayer sagt, daß er während seines neunjährigen Aufenthaltes in Constantinopel nicht einen einzigen Arzt habe an der Pest sterben sehen, was wird man darauf antworten?

Es ist wohl zu merken, daß, wenn auch die Frauen nicht immer geistreicher und tugendhafter als wir sind, sie doch minder sich von lächerlichen Vorurtheilen einnehmen lassen. Als Bonaparte aus Aegypten kam, wo die Pest herrschte, unterwarf er sich nicht einer Quarantaine und der thörigten Einsperrung in ein Lazareth, sondern er eilte geraden Weges nach Paris. Kaum war er angekommen, als seine Josephine ihn mit ihren liebevollen Armen umschloß und ihn an ihr Herz drückte. Aber Barras wollte den großen Mann nicht empfangen, und der Abbé Sieyes gerieth gar auf den Gedanken, ihn erschießen zu lassen, weil er die Sanitäts-Gesetze überschritten hatte. Nun, und wen steckte Bonaparte mit der Pest an? Das Direktorium vielleicht? Mein Gott, nein! das Direktorium war vor seiner Ankunft bereits krank.

Allein ich sprach von den Frauen und ihrer Hochherzigkeit; ich muß davon noch ein anderes Beispiel erzählen. Während des Winters 1833, nach der großen Epidemie, befand sich der Arzt Mehemed Ali's, Clot-Bey, in Paris. Eines Abends stand er neben einem Fortepiano, das von einer berühmten Virtuosin gespielt wurde. Diese sprach zu ihm, ohne ihn anzusehen, noch sich zu unterbrechen:

„Monsieur Clot, Ihr rother Anzug, an dem so viele Edelsteine blitzen, macht einen herrlichen Effekt; Frau von R. ist ganz verliebt darein .... Sie wissen wohl, jene blaue Dame, neben welcher Sie gestern beim Diner saßen. Monsieur Clot," fügte die Dame hinzu, indem sie die Stimme mehr senkte, „wissen Sie wohl, was Ihre würdig wäre? Sie, ein geborener Franzose, galant, und der nie abtrünnig wurde?"

„Ich höre, Madame."

„Nun wohl, ich würde ein schönes Billet von vier Zeilen an Frau von R. schreiben und mein rothes Kleid beifügen."

„Aber Madame, es ist das einzige, was mir paßt. In der That,

ich habe ein ähnliches, das mir aber zu eng ist, und das ich anzog, als ich in Kahira die Pestkranken besuchte."

„Und was thut Das?" sagte die Dame. „Halten Sie uns für Contagionisten? O nein! Seit wir die Cholera hier gehabt haben, glauben wir an keine Contagion mehr."

Wirklich bot Clot-Bey das Kleid der Dame an, und erhielt den schönsten Dank dafür.

Wenn heutzutage eine Epidemie ausbricht, wie in London 1666, in Marseille 1720, in Rußland 1771, auf Malta 1812 oder in Barcellona 1821, so weiß man gleich genau anzugeben, welches Schiff, welcher Ballen, welcher Deserteur, welcher Schmuggler dieses schreckliche Geschenk eingebracht habe. Aber man bedenke doch, daß, wenn dieses möglich wäre, die Pest überall seyn müßte, wo man reist und Handel treibt. Denn wie viel Reisende verbergen sich und fliehen vor dem wachsamen Auge der Obrigkeit? Und was die Handeltreibenden betrifft, so ist ihr Abscheu gegen Zölle und Quarantainen so groß, daß sie unaufhörlich tausend Wege ausfindig machen, um die Sanitäts- und fiskalischen Gesetze zu umgehen. Indessen trotz so vieler Ueberschreitungen, welche die Pest in der ganzen Welt verbreitet haben müßten, findet man nicht, daß diese Krankheit seit 1666 in London und seit 1720 in Marseille wieder erschienen wäre. Die Holländer hielten ihre Häfen bis zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts frei von allen Quarantainen und Lazarethen, welche dem Handel ihrer Nachbarn sehr im Wege waren; und wenn sie endlich den Sanitäts-Codex der andern Länder annahmen, so geschah dieß nicht, weil sie an contagiöse Krankheiten glaubten, sondern aus Liebe zum Frieden, weil die andern Mächte durch lästige Vexationen dieses Opfer von ihnen gefordert hatten. Man blicke jedoch einmal nach den vereinigten Staaten in Amerika! Dort gibt's weder Lazarethe, noch Quarantainen; die Amerikaner sind Halbwilde, die es wagen, sich wohl zu befinden, ohne Sanitäts-Codex, ohne vorsorgliche Einsperrung und ohne medicinische Polizei. Und dennoch handeln diese Leute dreust mit den Türken. Woher kommt nun, daß die Pest nie einen Fuß in Philadelphia, noch in New-York gesetzt hat?

Wenn nun noch die Sanitäts-Gesetze überall gleich wären, die Quarantainen von derselben Dauer, die Lazarethe von derselben Einrichtung, so würde man daran zweifeln können, ob solche Einrichtungen für den öffentlichen Gesundheitsstand nützlich sind. Da aber nichts verschiedener ist von einer Gränze zur andern, so ist es erlaubt, den Nutzen geradezu zu läugnen. Hören wir einmal wieder, was der wahrhaftige Doktor Brayer darüber sagt:

„.... Wenn man sich zu Lande von Constantinopel nach Frankreich begibt, so ist der Weg von der Wallachey nach Siebenbürgen ohne Widerrede der leichteste; deßhalb wird er auch gemeinhin gewählt. Rothenthurm ist der Ort, wo Quarantaine gehalten werden muß. Ein Kaufmann meiner Bekanntschaft hatte die seinige fast überstanden, als der General Guilleminot, von der Gesandtschaft in Constantinopel kommend, mit einem zahlreichen Gefolge anlangte. Der General ging nach Frankreich, und aus Rücksicht für Se. Excellenz ließ der Direktor des Sanitäts-Etablissements Dieselbe nur zwei Stunden Quarantaine halten. Ein reicher Banquier, welcher von einem Orte kam, wo die Pest herrschte, wurde nicht einmal einen Augenblick aufgehalten. Ebenso wird in den Sanitäts-Bureaus des mittelländischen Meeres die Quarantaine zu Gunsten vornehmer Personen abgekürzt. Eine saubere Vorsicht, wie man sieht, deren Richtschnur sich ändert, wenn Pergamente und Titel in die Schaale gelegt werden können.“

Nach diesen Anführungen kommen wir auf die Inconsequenz der Contagionisten selbst. In Marseille wird man zu drei verschiedenen Malen bis zur Erstickung geräuchert; dann werden die verunreinigten Kleider desinfecirt, indem man sie der Luft und der Räucherung aussetzt. In Venedig wird die Strenge noch weiter getrieben. Dort wirft man die Effekten der Reisenden in siedendes Wasser, und ein Arzt untersucht ihre Gesundheit, ehe sie frei gelassen werden. In Rothenthurm wird man im Gegentheil in kleine, unreine Zellen ohne Luft und Licht eingesperrt und kaum einen Augenblick vor der Abreise geräuchert; die Effekten bleiben auf einem Haufen in einem Winkel des Zimmers und Niemand desinfecirt sie, so daß, wenn die Contagion kein Irrthum ist, eine einzige Wäsche in Ungarn oder im Elsaß ganz Deutschland oder Frankreich anstecken könnte. Glücklicher Weise kann uns Herr Brayer darüber beruhigen, indem er uns mit bescheidenem Ernste versichert: die Pest ist eine Epidemie, die wenig von den unserigen sich unterscheidet; und während meines neunjährigen Aufenthaltes in Constantinopel ist die Pest niemals contagiös gewesen.

Mit Ausnahme Moses haben die Alten, unsere verehrten Meister, auch nie an die Contagion geglaubt. Galenus selbst, obgleich man ihm vorwirft, sein Vaterland einer Epidemie wegen verlassen zu haben, nahm keine Contagion der nicht ausbleibenden Fieberkrankheiten an. Fracastor, Arzt und Dichter, die schlimmste Art von Aerzten, der um das Jahr 1546 lebte, behauptete, um dem Papste Paul III. zu gefallen, daß eine damals in den römischen Staaten herrschende Epidemie sich durch die Contagion von Mensch zu Menschen fortpflanze. Fracastor fügte hinzu, wahrscheinlich nur, um das Trientiner Concilium,

welches damals versammelt war, in Furcht zu setzen, daß eine und dieselbe Lederkappe die Pest an sieben Personen mitgetheilt habe. Die Folge war, daß der Sitz des Conciliums von Trient nach Bologna verlegt wurde, zur großen Zufriedenheit des Papstes, der auf die kanonischen Entscheidungen influiren wollte.

Auf dieselbe Weise wurde die Contagion des gelben Fiebers im Jahr 1820 angenommen. Ludwig XVIII. schöpfte aus dieser Meinung die politischen Mittel, einen Sanitäts-Cordon zu ziehen, aus welchem zwei Jahre später eine Invasions-Armee wurde.

Nimmt man einmal die Contagion für einige Fieber an, so wird sie zu gleicher Zeit auch für Lungensucht, Krebs, Scorbut, Keuchhusten und viele andere Krankheiten angenommen. In Wahrheit glaubt kein unterrichteter Arzt unserer Tage an die contagiöse Eigenschaft dieser verschiedenen Affectionen. Dieser Irrthum hat indeß lange gedauert, und der leiseste Hauch kann ihn wieder beleben. Es ist ganz, wie mit der Cholera; wie Viele glauben noch, daß die Cholera ansteckend sey, und man meine nicht, durch Worte diesen Irrthum zu heben; Beispiele, Handlungen sind allein im Stande, ihn auszurotten. Ich führe hier ein Beispiel an, womit ich diesen, schon zu langen Artikel beschließen will.

Im Juli 1832, nachdem die große Epidemie in Paris ausgebrochen war, ward ich in die Champagne geschickt, wo auch die Epidemie herrschte und das Volk an die Contagiosität glaubte. Am Tage nach meiner Ankunft befand ich mich bei einem jungen Cholerakranken, und bemerkte viele Personen, die sich in der Entfernung hielten. Sogleich entschloß ich mich, sie herzhafter zu machen, und sie von einem nachtheiligen Irrthume zu befreien. Nachdem ich den Puls des Kranken befühlt hatte, brachte ich meine Respiration der des Kranken so nahe, daß ich an dem stummen Erstaunen der Anwesenden leicht wahrnehmen konnte, welchen Eindruck dieser erste Versuch auf sie machte. Ich saß neben dem Kranken; ich kostete von seinen Arzeneien und ließ ihm einen Trank reichen, dann mit einem Anflug von Laune, der keinen prämeditirten Entschluß zu verrathen schien, hefteten sich meine Lippen auf den Rand des Glases, welchen so eben die des jungen Kranken berührt hatten. Ich kann es nicht sagen, bis zu welchem Grade diese einfache Probe die Versammlung ergriffen hatte, und welch' einen glücklichen Einfluß dieß auf die ganze Gegend übte. Was ich hier bestätigen kann, ist, daß vier Tage später man weder in der Stadt, noch in der Gegend neue Erkrankungsfälle hatte.

In den Tagen einer Epidemie müssen Aerzte besonders eine ruhige Beurtheilung zeigen, und jene Selbstbeherrschung, welche von eingeschüchterten Geistern durch den Namen Mut veredelt wird.

La Junta Navarrese.

So eben erscheint eine Reise in Navarra. Dieses merkwürdige Buch enthält die Geschichte des Aufstandes der Basken von 1830 bis 1835. Der Verfasser, Augustin Chaho, war Zeuge der meisten Vorfälle eines Krieges, der die Aufmerksamkeit Europa's auf sich zieht, und begleitet seine interessanten Aufschlüsse über Zumala Carreguy und die Junta von Navarra mit treuen und lebendigen Schilderungen der bis jetzt unbekannten Sitten und Gebräuche des Landes. Dies Werk erhält einen großen Beifall, und wir glauben, daß unsere Leser nachfolgendes Bruchstück nicht ohne Interesse finden werden.

Wir erfuhren in Goizueta, daß die Junta von Navarra sich in Layza befand; D. Pedro de Harismendi wollte mich bis dahin begleiten. Wir reisten gleich nach dem Mittagessen ab, um noch vor der Nacht unser Reiseziel zu erreichen. Die Freiwilligen, welche am vorigen Tage unsere Escorte ausgemacht hatten, verließen uns bis auf Einen; sie mußten zu ihren Bataillonen stoßen, deren Nähe unserer Reise die gehörige Sicherheit gewährte; der, welcher bei uns blieb, hieß José Maria; ich seh' ihn noch in seiner gelben Jacke, mit viereckiger Stirne, im kleinen Barret, das ihm wie eine Calotte auf dem Kopf klebte, und seine abstehenden Ohren, die ihn dem Magda der Mohikans ähnlich sehen ließen; er war lange Zeit Eseltreiber in den Schmieden von Larrau gewesen; bei der ersten Nachricht der navarresischen Insurrektion verließ er seine Esel und seine Körbe, um die Waffen zu ergreifen und Freiwilliger zu werden; dieß war ein edleres Leben, das mehr seiner Neigung entsprach, wie er mir selbst sagte. — Da ich einmal dazu geboren war, geschwärzte Hände zu haben, so ziehe ich das Pulver den Kohlen vor; und wenn ich mein trockenes Brod in Sand und meine Heller in Kieselsteine verwandelt sehe, so hat der Mensch am Ende doch nur ein Leben; und keiner kann seinem Schicksal entrinnen. — Euer Vaterland ist eine herrliche Provinz, fügte er hinzu. Man kann das ganze baskische Land durchziehen, ohne schönere Mädchen, schönere Sänger und vollkommenere Tänzer zu finden, wenn es nicht vielleicht in dem Durango wäre, einer Provinz, die in Biscaya

blüht, wie eine Blume im Garten. Aber Eure Landsleute zeigen mehr Höflichkeit als Freimuth; sie haben alle vergoldete Zungen und schnelle Hände, und sind zu Händeln aufgelegt; aber sie schlagen sich nie anders als mit freien Waffen; und der Aufenthalt in diesem Thal kann einen Menschen glücklich machen. Ala-Jink oua!

Lebt der Pfarrer von St. E*. noch? Ein wackerer Geistlicher, wenn es je einen gab! Er hatte nur eine Schwachheit, für den guten spanischen Wein. Wenn der Dunst des Rancio ihm in den Kopf gestiegen war und er auf seinem Maulthier über die Berge ritt — es war das stärkste Maulthier, welches jemals einen schönen Mann getragen hatte — so brachte den würdigen Pfarrer nichts, was ihm begegnen konnte, aus der Fassung. Die Wölbung des Himmels galt ihm dann für das Gewölbe seiner Kirche, und seine Donnerstimme intonirte ein de profundis oder ein Miserere, welches im Stande war, Todte zu erwecken. Bei ihm fand man stets Wein, Oehl, Salz, Caffee, Chokolade, Zucker und andere Colonial-Waaren im Ueberflusse, welche in die Pfarrei gelangten, ohne Abgaben zu bezahlen. Jeder Schmuggler durfte ihm dreist beichten; er war sicher, daß ihm keine Buße auferlegt wurde. Er selbst hat manchen guten Streich den Zollwächtern gespielt; ich war Zeuge, daß er eines Tages im Ornate einen Sarg begleitete, der aber statt der Leiche Contrebande enthielt; die Zollwächter knieten noch dazu nieder, und empfingen einen tüchtigen Regen von Weihwasser. Er spielte Kegel, kannte die Karten, warf die Axt, so gut wie irgend ein Navarrese, und Sonntags wohnte er den Tänzen und Lustbarkeiten des Volkes bei. — Ein unvergleichlicher Priester, um die Erndten vor Raupen und Hagel zu bewahren! fügte der Freiwillige hinzu, in dessen ernsten Zügen sich ein abergläubisches Entsetzen malte. — Seine kräftigen Gebete tödteten die Insekten, sein mächtiges Wort bannte Donner und Unwetter, sein magisches Reich erstreckte sich über die Fürsten der Hölle! Ich sah mit meinen Augen, wie er aus einem Bauern einen stummen Teufel austrieb; fünf der stärksten Kerle hatten Mühe, ihn bis zum Altar hinzuschleppen; der Pfarrer hielt ihn aber mit einem Arme und recitirte die heiligen Worte des Exorcismus mit einer Stärke, wie wenige Priester es vermögen; aber als der Teufel wüthender wurde, nahm er den Besessenen in beide Arme und preßte ihn so, daß ihm die Zunge und die Augen aus dem Körper traten; er rief das furchtbare Aparta Satan! mit einer Stimme, daß die Fenster der Kirche zitterten; der Teufel war besiegt und verschwand als eine leichte Wolke mit Blitzesschnelle durch die Thür, indem er einen Schwefelgeruch hinterließ. Der Besessene blieb sterbend auf dem Platze; allein er starb

im Zustand der Gnade, und seine Seele, von den Engeln empfangen, wurde in den Himmel getragen.

José Maria war auf unsern Pferden vorausgeritten, und wendete in Einem fort den Kopf nach uns um, indem er seine Worte mit originellen und malerischen Gesten begleitete; bei jedem Schritte klirrten seine Waffen, die sich zu gleicher Zeit mit seinen nervigten Gliedmassen bewegten.

In einiger Entfernung von Goizueta waren wir genöthigt, am Fuße eines Berges Halt zu machen, um zwei Bataillone Guipuzcoaner herabsteigen zu lassen; die Freiwilligen defilirten Einer nach dem Andern auf dem schmalen und steinigten Pfade. Es waren größtentheils schöne Männer oder hübsche unbärtige Jungen; einige von ihnen zeigten trotz ihres hohen Wuchses eine kindliche Miene und den Ausdruck einer weiblichen Sanftmuth; die Lebhaftigkeit ihrer Bewegungen und ihr schnelles betäubendes Schwatzen zeigte nichts von der unruhigen Petulanz und dem glühenden Geiste der Navarresen. Ihre freudige und ergebene Fraternität erinnert an die ersten Zeiten der iberischen Geschichte; die Poesie des Glücks, welche den Menschen im Frühling des Lebens bezaubert, lebte noch in ihnen; sie rechtfertigten durch etwas Leichtes und Anmuthiges den Namen Guipuza, den der Patriarch in den Pyrenäen erhielt; das lachende Andenken der fröhlichen Tänze ihrer Provinz folgte diesen jungen Leuten in die Gefahr und mischte sich den Bildern der Schlachten bei; sie waren Nebenbuhler in der Tapferkeit der Freiwilligen aus andern Provinzen; allein sie hatten weder das reiche und ernste Aussehen der biscayschen Miliz, noch die finstere und stolze Haltung, welche der Armuth des Navarresen so wohl ansteht.

Diese Bataillone dienten als Escorte dem Ayuntamiento von Guipuzcoa, dem wir auf der Höhe begegneten. Harismendi hielt, um einige Worte mit diesen Herren zu wechseln; in zwei Minuten war der Weg gesperrt. Die Bergbewohner hatten die Vorsicht gehabt, abzusteigen; und das war weise gethan; der Hund des Einen war durch die Beine des prächtigen grauen Maulthiers geschlüpft, welches er an eiserner Kette hielt. Sogleich springt das scheue Thier die Quere, bäumt sich, verliert den Boden, und stürzt kopfüber in den Abgrund. Der Eigenthümer wandte seine ganze Kraft an, um es zu halten. An seiner Stelle, geliebter Leser, würden wir das Maulthier haben stürzen lassen, mit seiner Kette, und uns glücklich geschätzt, daß wir abgestiegen waren; dieser aber kannte seine athletische Kraft und war mehr besorgt, einen unersetzlichen Verlust zu erleiden, als mit hinabgezogen zu werden. Indem er mit dem linken Arm einen Baum-

stamm umfaßte, hielt er sich daran mit seltenem kalten Blut bis zum letzten Augenblicke: „Leb' wohl, mein Thier!“ sagte er mit einem langen Seufzer, während er es überstürzen sah, denn er konnte es nicht länger halten; aber dennoch hatte er nicht alle Hoffnung verloren, und indem er sich am Gesträuch festklammerte, rutschte er dem Maulthier nach, welches von den Bäumen im Abgrunde, wie es schien, in seinem Falle aufgehalten worden war; so hing es zwischen Himmel und Erde. Mehre Freiwillige warfen ihre Gewehre weg, und folgten dem Beispiel des Eigenthümers; so gelang es, das Thier wieder aufzurichten und es die Felsen hinan bis zum Wege klettern zu lassen. Alles dieß geschah in kürzerer Zeit, als ich gebrauchte, es zu erzählen. Die Kaltblütigkeit der Zuschauer deutete mir an, wie gewöhnlich ihnen dergleichen Vorfälle sind. Dieß, sagte ich zu mir selbst, sind jedoch die geringsten Gefahren, welche auf unsere Insurgenten lauern, wenn sie bei dunkler Nacht und schlechtem Wetter ihre forcirten Märsche durch die Gebirge machen. Die Glieder der Junten und der Magistrate unserer Provinzen, Greise, die von ihren Familien getrennt sind, beharren seit zwei Jahren in diesem herumirrenden und beschwerlichen Leben, wo ihnen nur ein grausamer Tod die Perspective bildet; was anders könnte sie zu dieser Ergebung bewegen, wäre es nicht das Gesetz der Pflicht und der reinste Patriotismus.

Das Abenteuer des Maulesels wurde mit einigen Ausschmückungen erzählt, und lief von Mund zu Munde durch die Reihen der Freiwilligen. Einer dieser Bursche fing die Improvisation eines unserer geistreichsten Barden zu singen an, welche hinsichtlich der kaustischen Begeisterung und der malerischen Originalität der Züge an die Beschreibung der berühmten Rocinante erinnerte; es ist das vollendete Gemälde des Maulesels der Schmiede, sein dicker Kopf, sein erstorbener Blick, sein struppiges Haar, seine hervorstehenden Knochen, seine verdrehten Beine, seine erbarmungswürdige Miene und alles Elend, welches das arme Thier drückt, nichts ist vergessen. Das Lied enthielt einige Anspielungen, welche durch schallendes Gelächter belohnt wurden. Die Fröhlichkeit wurde allgemein bei dem letzten Couplet:

Erregheren serbi chura *)
Mandoa trostan,
Sokak herrestan;
Ebun koropilla eta,
Berrehun puztan,
Azkena puntan;
Epein, hobe lizate
Batere ez ukhan.

*) Im Dienste des Königs geht das Maulthier im Trab, u. s. w.

„Wohl sind dies Guipuzcoaner!“ sagte José Maria. „Mit gereimten Versen und dem Ton eines Flageolets könnt Ihr sie bis an's Ende der Welt führen.“

Wir ritten weiter, ohne ein anderes Abenteuer zu erleben, bis zum Sonnenuntergang. In diesem Augenblicke bot die Landschaft einen jener Kontraste dar, die in der Mittelkette der Pyrenäen häufig sind; die untergehende Sonne warf warme Strahlen, der Himmel war heiter; ein lauer Hauch trug Frühlingsdüfte zu uns hin, aber zu unserer Linken war das Gebirg in Nebel gehüllt, und ein scharfer Abendwind umgab uns mit Schneeflocken. Die geebnete Straße erweiterte sich, je länger wir daranf fortritten; das junge Pferd Harismendi's trabte hitzig, das meinige war zu klein, um mit ihm gleichen Schritt zu halten und galoppirte wie ein Hirsch; ich war entzückt.

Wir befanden uns im Angesicht von Leyza; wir hatten nur noch einen sanften Abhang hinabzusteigen, um in's Dorf zu gelangen; ein alter Holzhauer rief uns zu, zu halten, und lief uns nach mit seiner Mütze in der Hand. Der wackere Mann benachrichtigte uns, daß die Christinos auf Leyza marschirten, wenn sie es nicht schon besetzt hatten; daß die Junta, überfallen, kaum Zeit gehabt hätte, mit einer Kompagnie Freiwilliger den Weg nach Ezkurra zu erreichen, um sich Sagastibelza zu nähern. — Ein Schuß, der im ganzen Thale wiederhallte, bestätigte uns die Aussage des alten Mannes. Die Alternative, entweder umzukehren oder in Schußweite bei den Christinos vorbeizureiten, war nicht erfreulich. Harismendi schauderte bei dem Gedanken, den Peseteros zu begegnen; es schien mir, als wenn die Eigenliebe mehr Theil an dieser Bewegung hatte, als die Furcht; denn er war der Mann, sein Leben theuer zu verkaufen, und den Tod ohne bleich zu werden zu empfangen; aber als Opfer dieser Bandaleros zu fallen, denen er mehr als einmal entkommen war, und deren Drohungen er verhöhnt hatte, schien ihm unerträglich zu seyn. Nach einigen kräftigen Flüchen schrie er: Vorwärts! und wir sprengten davon.

Wir langten auf dem öffentlichen Platz von Ezkurra an; er war voll von den Packwagen der Junta, der Intendanz und der Druckerei. Der Marquis von Valdespina und sein Capellan, die zuletzt angekommen waren, saßen noch zu Pferde. Die Waffenschmiede hatten sich in die benachbarten Häuser begeben, und wir hörten das Geräusch der Feilen und Hämmer. Die Vertheilung der Quartiere war gemacht; die Wundärzte beschäftigten sich, an sechszig Verwundete zu verbinden, die man auf Tragsesseln herbei gebracht hatte. Die verschiedenen Feld-Lazarethe, welche während der Insurrection organisirt worden waren, durchzogen Tag und Nacht die Gebirge im Gefolge der Armee, die sie

beschützen sollte gegen die Wuth der Christinos; denn die Insurgenten besaßen noch keine Stadt oder festen Platz, um ein Hospital anlegen zu können. Der Transport eines jeden Blessirten erforderte an zwölf Menschen. Ich sah viele junge Freiwillige, deren Wunden durch dieses herumirrende Leben sich sehr verschlimmerten; ihre bleichen und abgemagerten Gesichter zeigten eine stoische Gleichgültigkeit; sie würden sich geschämt haben, zu klagen oder zu murren; einige sangen unter dem Scalpel des Wundarztes Kriegslieder, welche die Barden improvisirt hatten, während ihre verwirrten Blicke die Heftigkeit zeigten, womit sie sich anstrengten, ihrer Schmerzen Meister zu werden. Die Entbehrung der nothwendigsten Dinge verzögerte ihre Heilung; und dennoch waren sie glücklich, nicht in die Hände der Christinos zu fallen, welche sie unbarmherzig erwürgten. Der Leser kann sich von den unerhörten Schwierigkeiten einen Begriff machen, gegen welche Zumala Carreguy zu kämpfen verstand, wenn diese wunderbare Insurrection in seinen Händen ein Werkzeug des Sieges wurde.

Ich werde nicht weitläufig über den artigen Empfang werden, den ich von D. Martin Luiz empfing, und über Harismendi's Zurückkunft in Lessaca. Die Junta von Navarra bot mir Gastfreundschaft an, eine freundliche Gunst, die ich herzlich annahm, und der ich es verdanke, das häusliche Leben der würdigen Repräsentanten, welche Navarra an die Spitze seiner Insurrection gesetzt hatte, studirt zu haben.

Der Abbe Etchavarria, Nominal-Präsident der Junta, residirte bei Karl V.; die wirkliche Präsidentschaft war in den Händen des D. J. de Marischalar, dessen Einfluß in Pampeluna die ersten Bataillone organisirt hatte, die sich unter der Fahne von Santos Ladron stellten. — Ach, sagte Marischalar zu mir, wenn uns dieser tapfere General nicht auf eine solche plötzliche und tragische Weise geraubt worden wäre, so würde sich die Insurrection in wenig Tagen auf der ganzen Linie der Pyrenäen organisirt haben; wir hätten nicht mehr als drei Monate gebraucht, um mit den Christinos fertig zu werden. Der Tod des D. Santos entmuthigte alle guten Navarresen und brachte die Plane der Haupt-Insurgenten in Verwirrung, welche ihres Generals beraubt und ohne Waffen genöthigt waren, die Freiwilligen zu verabschieden, die in Haufen auf den ersten Ruf herbeigeströmt waren. Unter solchen Umständen wurde Marischalar's Stellung kritisch; herumirrend und flüchtig, mit einer Bande von Guerilleros, mußte er Fatiguen und Todesgefahr bestehen, um der kastilianischen Armee zu entkommen, welche Navarra bedeckte. D. Martin Luiz, der auf das Kriegstheater mit den Insurgenten vom Bastan herabgestiegen war, zeigte dieselbe Beharrlichkeit und denselben Heldenmuth, wie Marischalar, bis zu dem Tage, wo die

Anstrengungen Ithuralde's Erazo's Zurückkehr in die Berge, und die Ernennung Zumala-Carreguy's den Charakter des Kampfes verändert hatten, diese beiden edeln Patrioten übernahmen andere Pflichten als Mitglieder der National-Junta. Mariscbalar ist ein Mann von hohem Wuchse, mit einer großen Körperkraft begabt, worauf die Bergbewohner einen großen Werth legen, und die er selbst nicht verachtet; er zeigte sich, in einen Mantel gehüllt, der roth gefuttert war, auf dem Kopfe einen breitkrämpigen Hut; dieses Kostüm gibt seinem Aeußern etwas Ernstes und Imponirendes; der freie Ausdruck seiner blauen Augen verkündet Güte, und sein Gesicht zeigt die leichte Kupferfarbe, woran man die transpyrenäischen Basken erkennen kann.

Außer dem Sekretär Peralta, einem jungen Menschen von Verstand und Geist, dessen feine und listige Physiognomie die liebenswürdigste Freimüthigkeit und das vortrefflichste Herz verbarg, war D. Martin Luiz, das jüngste von den Mitgliedern der Junta. Die Einkerkerung eines Theils seiner Familie und die Entfernung seiner Frau, welche mit der Gattin des D. Chrysostomo de Videando y Mendinueta nach Bordeaux entflohen war, versenkten ihn zuweilen in die schwärzeste Melancholie. Sanftmuth und Güte, verbunden mit einer außerordentlichen Tapferkeit und der Erhebung einer poetischen Einbildungskraft, bilden den Grund seines Charakters; die patriarchalische Heiterkeit und der glühende Geist der Gebirgsbewohner, erhöht durch ein ritterartiges Ansehen, tragen dazu bei, mir jenen schönen navarresischen Typus wieder vorzuführen, als dessen edelstes Bild ich den Artilleristen Vinzent de Reyna gekannt habe. Martin Luiz und Vinzent de Reyna besaßen Zumala Carreguy's ganzes Vertrauen, der sie wie seine Kinder liebte. Reyna war allein mit den geheimen Rapporten beauftragt, welche Zumala Carreguy täglich der Junta von Navarra machte. Ich war überrascht, mit welcher Leichtigkeit er die französischen Journale in's Castilianische übersetzte; er schien bestimmt, als Redner zu glänzen, in einem Ministerium, oder auf dem Schlachtfelde.

Der Aufenthalt der Junta in Escurra dauerte eine ganze Woche, die uns sehr lang erschien; der Leser wird mir dieses gern glauben, wenn ich ihm sage, wie wir in diesem Dorfe lebten, welches eines der ärmsten in Navarra war. Ein kleines Zimmer von zwölf Quadratfuß enthielt drei Holzstühle, einen hinkenden Tisch und zwei schlechte Betten, und diente zum Audienz- und Conferenz-Saal, zum Speise- und Schlafzimmer. Der Präsident Mariscbalar und D. Martin Luiz nahmen das eine Bett ein; ich und der Sennor de Videando theilten das andere; der Abbe Etchavarria, Kapellan der Junta und der Sekretär Peralte begnügten sich mit einem Strohsack im benachbarten Corridor, und brachten schlimme Nächte hin, in ihre Mäntel gewickelt. Neben uns befand sich eine

starke Wache; unter uns an zwanzig Pferde und Maulthiere, die sich im Stalle bissen und schlugen; über uns die Arrieros und Confidentes, welche auf einem Boden auf Stroh schliefen, ohne den Eigenthümer mit seiner Familie zu zählen. Der Sennor Dias del Rio hatte sein Quartier anderwärts genommen, während ich als begünstigter Gast seinen Platz im Hause einnahm.

Das Frühstück bestand aus einer Tasse Chokolade; Diner und Souper zeichneten sich durch eine außerordentliche Frugalität aus. Unsere Specksuppe und die Gemüse, die uns von vier großen Schlingeln zubereitet wurden, die geeigneter schienen, Christinos niederzusäbeln, als den Küchendienst zu versehen, erinnerten an die schwarze Suppe der Spartaner. Was war nun erst von der Küche zu hoffen, welche der gemeine Freiwillige erhielt! Wir speisten mit hölzernen Gabeln und ohne die Teller zu wechseln, weil es deren nicht viele gab. Während zwei Tagen tranken wir alle sechs aus einem Glase; der Sennor de Vidcando sagte bei dieser Gelegenheit scherzhaft: „Unser Glas macht die Runde, wie der gastliche Kelch der Alten; es fehlen uns nur ein Blumenthron und Rosenlager, um den Luxus eines römischen Banketts nachahmen zu können.“

In dem spanischen Theile von Navarra und in Cantabrien ist der Heerd in der Mitte der Küche erbaut; über ihm wölbt sich ein breiter Kamin, wo man auf Eisenstäben das Brennholz zum Trocknen hinlegt, von denen einer den Kesselhaken hält. Man reiht sich um das Feuer, wie bei einem Bivouak. Es war mein Vergnügen, mich mitten unter die Freiwilligen zu setzen und zuzusehen, wie sie ihr schwarzes Brod mit ihren Dolchen schnitten, woran noch Blutflecken sichtbar waren. Es gesellten sich zu uns die Confidentes, die mit Briefen an die Junta aus allen Theilen Spaniens angekommen waren. Sie erzählten uns interessante Züge von dem Bischof von Solsona, von Carnicer und dem Pfarrer Merino. Ich hatte Gelegenheit zu bemerken, daß die Basken im Allgemeinen wenig Achtung für den Letztern hegen; außerdem daß die Gebirgsbewohner nur mit Widerwillen sahen, daß einer ihrer Priester das Schwert umgürtete und eine politische Mission annahm, machte noch die lächerliche Anmaaßung, daß Merino zum Generalissimus der Nordprovinzen erwählt seyn wollte, auf alle navarresischen und biscajischen Chefs einen unangenehmen Eindruck. Ich habe oft von ihm sprechen hören, wie von einem alten Thoren ohne militärische Talente; man warf ihm vor, ohne Zweck viele Flinten und Waffen verschleudert zu haben; aber Niemand griff seine Uneigennützigkeit, seinen Muth und seine Thätigkeit an. Man hat ihn mir geschildert, wie einen kleinen, trockenen und nervigten Mann, in schwarzseidenen Strümpfen, in einem Studentenrock und mit einem spitzigen Hut; seine kurze Flinte verläßt ihn weder bei Tag noch bei Nacht, seine sittige Miene, seine flammenden Augen

und das Geheimnißvolle, das er um alle seine Handlungen zu hüllen weiß, nebst dem Schrecken, das seine persönliche Energie allen denen einflößt, die ihm nahen, dieß Alles wird dem Guerilleropriester eine originelle Physiognomie in der Geschichte erhalten. Der momentane Müßiggang, in welchem unsere Freiwilligen zu Eskurra lebten, erlaubte ihnen, sich verschiedenen Spielen zu widmen, die bei den Basken üblich sind; aber diese Unterhaltungen waren oft blutig. Ein heftiger Gegenstand dieser Zwiste waren die Gunstbezeugungen der Mädchen, die sie sich mit Dolch und Bajonetstichen einander abkämpften. Sogleich erschien jedoch D. Martin Luiz, um durch sein Ansehen die Händel zu schlichten; oft aber gelang es ihm nur, den Kampf aufzuschieben, und die Freiwilligen schlugen sich, weit von den Augen ihrer Chefs. Ich scherzte mit D. Martin Luiz über die Schnelligkeit, womit er sich mitten unter die Streiter warf, und über die Rolle eines Friedensstifters, die er mit einem bewundernswerthen Takt spielte. „Die Navarresen,“ sagte er zu mir, „haben eine kurze Geduld und einen langen Arm; nur eine Minute brauchen meine Gassenbuben, um ihre Messer zu ziehen, aber jede Sekunde Verzug kann uns einen braven Soldaten kosten. Sie werden jedoch nicht lange müßig bleiben, dafür steh' ich. Die Christinos mögen sich hüten!“ — Ich erinnere mich, daß eines Tages die Freiwilligen auf dem Punkte standen, am hellen Mittag auf dem Marktplatze einen guipuscoischen Kapitän zu ermorden, der sich zu sagen erlaubt hatte, daß die Bataillone seiner Provinz sich entschlossener gezeigt hätten, als die Navarresen. D. Martin Luiz kam zur rechten Zeit, um dem armen unbesonnenen Teufel das Leben zu retten; die jungen Leute, welche ihn umringten, senkten die Augenlieder, gleichsam um ihre blitzenden Augen zu verbergen, und die Dolche wurden in die Scheiden gesteckt. Der Kapitän wurde von Martin Luiz wüthend zurecht gewiesen, und unter Androhung des Erschießens für zukünftige Fälle bis zum andern Tage in's Gefängniß geschickt. Auf diese Weise zog ihn Martin Luiz aus der Gefahr. „Wenn dieser Dummkopf das Unglück hat, nach Sonnenuntergang vor seiner Thür zu erscheinen, so ist er eine Leiche,“ sagte mir Martin Luiz lächelnd und trällerte ein Liedchen. — Dieser Umstand und noch viele andere haben mir bewiesen, daß die Basken National-Offiziere haben müssen. Der Gebirgsbewohner ist ein Löwe, den man an einem Faden lenken kann, der aber leicht wüthend wird; man muß in seine Ideen eingehen, seine Instinkte und seine heftigen Leidenschaften theilen, kurz, ihn ganz verstehen, um ihn leiten zu können. Der Fremde, den er verachtet, wird ihn weder durch Sanftmuth, noch durch Strenge regieren. Jeder kastilianische Chef, der eine Stelle in den Reihen der Insurrection einnehmen will, wird bald mit Hohn fortgejagt werden, gleich dem General Moreno, den selbst die Gunst Carls V. vor diesem Schimpf nicht beschützen konnte.

Aus Mainz.

Assisen.

Zu den freundlichen Erinnerungen in Rheinhessen an das alte Regime gehört auch die öffentliche Gerichtsbarkeit, besonders das Institut der Assisen. Vieles ist schon gegen den Werth dieses Instituts in Anregung gebracht worden. Bald fürchtete man für die öffentliche Moralität, wenn Vergehen gegen die Sittlichkeit öffentlich verhandelt wurden; bald glaubte man, die Verbrecher würden erzogen durch die verbrecherischen Vorbilder, die man beständig vor den Assisen sähe und die so leicht der gesetzlichen Strafe entschlüpfen, weil die Jury natürlich ihr „Schuldig“ nur dann aussprechen kann, wenn die faktischen Beweise mit ihrer moralischen Ueberzeugung übereinstimmen; ja, man zweifelte sogar, ob dem gesunden Verstande der Geschworenen ein Urtheil über Schuldig und Unschuldig zuzutrauen sey. Indessen hat sich das Institut der Assisen so bewährt, daß alle diese Einwürfe die Erfahrung und die Volksstimme gegen sich haben, während das Mannigfaltig-Gute dieses Instituts von den meisten Juristen und Staatsmännern anerkannt wird. Man kann nicht verkennen, daß das Institut dem Angeklagten alle nur möglichen Vertheidigungsmittel an die Hand gibt, um seine Unschuld zu erweisen; er kann sich seinen Vertheidiger selbst wählen, er kann sich selbst vertheidigen, er kann Entlastungszeugen begehren, er kann bei dem geringsten Formfehler den Recurs an den Cassationshof nehmen, um seinen Proceß noch einmal zu revidiren u. s. w., aber eben so wenig kann es geläugnet werden, daß der beleidigten Gesellschaft eben so Genüge geschieht, indem andrerseits der Staatsbehörde, als öffentlichen Anklägerin, eben so viele Wege offen stehen, im Interesse der Gesellschaft die Beweise der Schuld zu ermitteln. So viel wenigstens kann man von den

Assisen mit Sicherheit sagen, daß weit eher der Schuldige mit heiler Haut davon kommt, als daß ein Unschuldiger verurtheilt wird, und wir müßten aus der Geschichte der Jurisprudenz nicht wissen, daß gar oft schon die Unschuld eines Menschen zu spät sich an den Tag brachte, um in dieser Beziehung in den Assisen nicht einen Fortschritt der Humanität zu erkennen.

Vor die Assisen kommen nur solche Verbrechen, die das Gesetz mit einer körperlichen oder infamirenden Strafe belegt. Bevor diese jedoch hier verhandelt werden, muß jedesmal eine äußerst sorgfältige, in die kleinsten Einzelnheiten eingehende Voruntersuchung zur Feststellung des Thatbestandes in subjectiver und objectiver Hinsicht vorgenommen werden. Die Resultate dieser Voruntersuchung werden von dem Untersuchungsrichter an die aus drei Mitgliedern des Tribunals erster Instanz zusammengesetzte Rathskammer berichtet, welche noch einmal den Thatbestand prüft und dann entscheidet, ob die That ein zuchtpolizeiliches Vergehen oder ein wirkliches Verbrechen ist. — Ueberdieß geht ein Urtheil der Anklagekammer voraus, wodurch diese aus Räthen des Appelhofs zusammengesetzte Behörde, nach sorgfältiger Prüfung der Untersuchungsakten, welche alle in ihrer Mitte verlesen werden müssen, den Angeschuldigten vor die Assisen verweist, insoweit die Kammer in der begangenen That ein im Straf-Gesetzbuch bezeichnetes Verbrechen erkennt, und belästigende Zeugen genug findet, um ihn verdächtig zu erachten, daß er die That begangen habe.

Der Assisenhof besteht aus fünf Richtern (aus deren Mitte der Präsident jedesmal erwählt wird), dem Staatsprokurator (der das öffentliche Ministerium repräsentirt und hier im Interesse der Gesellschaft den Ankläger macht), und aus den 12 Geschworenen, welche aus den Notabeln der Provinz gewählt werden, und bei denen man ein unpartheiisches, verständiges Urtheil erwarten kann. — Der Hergang einer jeden Cause ist folgender: Zuerst die Anklage der Staatsbehörde, die ausführlich begründet und motivirt wird aus den Resultaten der Untersuchung. Nun folgt ein vollständiges, öffentliches Zeugenverhör, welches sowohl Staatsbehörde als Vertheidiger überwachen, um die Aussagen für ihre verschiedenen Zwecke zu deuten. Sodann folgt das Plaidoyer des Vertheidigers, nach welchem zuweilen die Staatsbehörde noch einmal das Wort ergreift. Dann aber folgt das Resumé des Präsidenten des Hofs. Es ist eine klare unpartheiische Uebersicht über den ganzen Hergang der öffentlichen Prozedur der Cause, und dieses Resumé ist fast einzig für die Jury berechnet, um ihr noch einmal eine Recapitulation der Sache anschaulich

vorzuführen. Es scheint mir dieses Resumé das schwierigste Stück Arbeit bei der ganzen Verhandlung zu seyn. Erst nachdem in öffentlicher Sitzung alle Mittel der Anklage und Vertheidigung erschöpft sind, ist den Geschworenen die Entscheidung der Frage, ob der Angeklagte schuldig oder unschuldig sey, anheimgegeben. Wird dieses nach gehöriger Berathung (in einem verschlossenen Berathungszimmer) verneint, so muß der Angeklagte auf der Stelle frei gegeben werden. Im Falle der Bejahung folgt eben so schnell die gesetzliche Strafe, insofern kein Recurs an eine höhere Instanz eingeleitet wird.

Ein vor Kurzem vor unserm hiesigen Assisenhof verhandelter Fall mag, seiner Wichtigkeit wegen, hier eine passende Stelle finden. Ein gewisser Katzenbacher aus Schimsheim (Rheinhessen, etwa sechs Stunden von hier) ward in einem Kornfelde unweit diesem Orte todt gefunden. Derselbe war beständig in einem berauschten Zustande und dem Trunke sehr ergeben, übrigens, nach allen Zeugnissen, ein gutmüthiger Mensch, der bei seinem Schwager, Valentin Schmuck, in Schimsheim im Hause wohnte, und mit diesem, seiner Trunkleidenschaft wegen, öfter in Streit war. Als die Nachricht vom Tode dieses Katzenbachers im Orte bekannt wurde, glaubte kein Mensch anders, als derselbe sey im berauschten Zustande auf einen Stein gefallen, und habe sich eine Verletzung zugezogen, die Ursache seines Todes war. Das von den Gerichtsärzten gemachte Visum et repertum ergab zwar zwei Wunden am Kopfe, die von einem stumpfen Instrument herrühr-ten, welche eine Gehirnerschütterung ergaben, in deren Folgen der Unglückliche gestorben seyn soll. Allein es lag anfangs kein Verdacht vor, und das Einzige, was man vermuthen konnte, war, Katzenbacher sey im Zustande der Trunkenheit auf dem Felde mit Jemanden in Händel gekommen, welcher ihm den Schlag versetzt und woran er gestorben sey. Später aber fiel bedeutender Verdacht auf dessen Schwager, Valentin Schmuck, welcher nebst seiner Frau (Schwester des Entseelten) eingezogen wurde. Der Verdacht gründete sich hauptsächlich auf zwei Zeugenaussagen: Katzenbacher war an dem Vorabende seines Todes in einem Dorfe nicht weit von Schimsheim, hatte dort etwa drei Viertel Schoppen Branntwein getrunken, brach spät auf, um nach Hause zu gehen, soll aber beim Weggehen nicht betrunken gewesen seyn. Er kam tief in der Nacht nach Schimsheim, traf den Nachtwächter, und bat diesen flehentlich, er möchte ihn in sein Haus begleiten, weil er die Vorwürfe und den Streit

mit seinem Schwager fürchte. Dieser will ihn eine Stunde später noch im Dorfe, in Verzweiflung herumlaufend, gesehen haben. Ein anderer Zeuge (Margaretha Eller aus Schimsheim), welche neben dem Hause Schmucks wohnte, und zwar in einem Dachzimmer, sagte aus, sie sey in jener Nacht plötzlich durch ein Geräusch erwacht, habe die Stimme Schmucks erkannt; sie habe sich darauf im Bette aufgerichtet und abermals ein Geräusch vernommen, wie wenn ein Scheuerthor zugeschlagen würde; dann aber ein Aechzen, wie das eines Sterbenden. Auch folgende Umstände mochten auf Schmuck Verdacht werfen. Der stets betrunkene Schwager, gehaßt von beiden Eheleuten, hatte gleichsam eine Nutznießung im Hause, gewiß für die solide Schmuck'sche Familie eine nicht unbedeutende Qual. Ferner mochte Katzenbachers Angst in jener Nacht wohl in frühern Streitigkeiten aus Ursache des Verspätens begründet seyn. Alles dieses zusammengenommen, brachte den Valentin Schmuck und seine Ehefrau vor die Assisen, wo ihn die Staatsbehörde anklagte, daß derselbe Schuld am Tode seines Schwagers Katzenbacher sey, und, obwohl er gerade nicht die Absicht hatte, ihn zu tödten, sey der Unglückliche doch durch einen Streich, von ihm versetzt, gestorben. Allein die herrliche Vertheidigung des Anwalts Schmuck's, dessen dreistündiges Plaidoyer ein Meisterstück der Beredtsamkeit und Gründlichkeit war, wies alle diese Indicien und noch andere, welche aus dem Zeugenverhör der 30 Zeugen hervorgingen, mit siegenden Gründen zurück. Auch das unvergleichliche Resumé des Präsidenten des Assisenhofs, Obergerichtsrathes Hallwachs, das so klar, umfassend und unparteiisch war, und dabei im glänzendsten Fluß der Rede, die unserm Hallwachs eigen ist, vorgetragen wurde, bestimmte die Jury zu Gunsten des Angeklagten, dem ohnehin noch zu Gute kam, daß derselbe in seinem Orte den fleckenlosesten Ruf schon 45 Jahre lang genießt. — Am Ende der Verhandlung, die zwei volle Tage dauerte, und von der ich hier nur eine kurze Skizze gab, entfernten sich die Geschworenen in ihr Berathungszimmer, kehrten aber nach kurzer Zeit wieder zurück, und entschieden auf die Frage: Ist der Valentin Schmuck, oder er und seine Ehefrau, des Todtschlags an dem Katzenbacher schuldig? nach ihrem Eide und Gewissen: „Nein, sie sind des Todtschlags nicht schuldig." Die Eingezogenen wurden sogleich in Freiheit gesetzt.

Feuilleton.

Kleine Zeitung.

Mailand, 1. Februar.

Mich freut es innig, Ihnen anzuzeigen, daß die Ehre della regina del canto, der Sgra. Malibran noch unbescholten ist. Die Mailänder, welche davon Augenzeugen waren, sind entzückt darüber, und wünschen, daß durch Ihr vielgelesenes Blatt eine Verläumdung widerlegt werde, welche aus einem Journal an der Seine entspringt und auf tausenderlei Art entstellt und kommentirt, sich auch in Deutschland verbreitet hat. Folgendes ist der wahre Hergang der Sache:

Im Sommer 1832 kam die Malibran nach Mailand, in Begleitung von Lablache. Ein gewisser Rossi, der sich als Agent und Mitunternehmer des Theaters della Scala ausgab, kommt eines Morgens zu ihr und macht ihr Anträge, ob sie ein Engagement bei jenem Theater annehmen wollte. Die Malibran, die ihn nicht kannte, ersucht ihn Morgen wieder zu kommen, um sich vorerst mit Lablache zu berathen. Rossi erscheint später wieder, ohne daß etwas zu Stande kommt, und die Malibran antwortet ihm sogar schriftlich, daß sie mit ihm nichts zu thun haben wolle. Unterdessen schließt sie jedoch einen Kontrakt mit dem wirklichen Direktor Gottardi für den Carneval von 1832 und 33 ab, den sie jedoch wegen eingetretener körperlicher Zustände nicht einhalten konnte. Als die Künstlerin nun im Jahr 1835 nach Mailand kommt, wird sie zu ihrem nicht geringen Erstaunen vor Gericht gefordert, um dem Herrn Rossi die 2,500 Fr. zu zahlen, welche sie demselben für den mit Gottardi 1832 zu Stande gekommenen Kontrakt schuldig seyn sollte. Sie erklärt nichts davon zu wissen und ist bereit, dieses mit einem Eide zu bekräftigen.

Schon erhebt sie die Hand, schon hat sie die bekannte Eidesformel zur Hälfte nachgesprochen, da ruft Rossi plötzlich: er habe amtliche und sichere Dokumente, daß die Malibran sich eines Meineides schuldig mache und die Unterschrift eines Briefes vorzeigend, verlangt er, daß sie den Eid nicht leiste. Sogleich wird Rossi von dem Vicepräsidenten genöthigt, das Dokument ganz zu zeigen, und man erstaunt nun das Billet zu sehen, welches ihm die Sängerin 1832 schrieb, mit der Bitte, sich nicht in ihre Angelegenheiten zu drängen. Die Malibran vollendet den Schwur, und verlacht und gedemüthigt zieht Rossi ab.

Sehen Sie hieraus, wie Italien und seine Künstler von den Blättern des Auslands gewöhnlich ungerecht beurtheilt werden, und nehmen Sie diese Nachricht in Ihre unparteiische Zeitschrift auf.

Einer Ihrer Abonnenten u. s. w.

Rudolstadt, im Februar.

— Von Naumburg hieher kam ich über Jena, wo ich einen Tag verweilte. Jena hat immer viel Reiz für mich gehabt; und dasselbe scheint auch mit Andern der Fall zu seyn, denn die Zahl der Studenten ist fortwährend im Zunehmen. Besonders studiren viele Schweizer und Mecklenburger hier. Es war eben Prorectoratswechsel, die auch von einem Theil der akademischen Jugend gefeiert wurde, denn ich sah wohl an 12 Kutschen, zwei- und vierspännig, mit einer Partie Vorreiter, alle zahlreich besetzt, erst in der Stadt herum und dann zum Thor hinausfahren; es hieß, nach dem benachbarten Altenburgischen Städtchen Roda, wo einige der Jüngeren ihren älteren Commilitonen einen sogenannten Satz gaben. Es herrscht unter den jungen Leuten ein herzlicher, fröhlicher Ton, und im Ganzen viel Fleiß. Zu den Professoren-Zirkeln, auf der Rose und in den Privathäusern, werden gesittete Studenten häufig eingeladen. Der gelehrte Humanist, Eichstädt, hatte eben zwei lateinische Programme geschrieben, das eine mit der Ankündigung der Vorlesungen sämmtlicher Professoren und Docenten zum nächsten Sommerhalbjahr, das andere zum Prorectoratswechsel. In dem letztern empfiehlt er den jungen Studierenden, in ihren Studien Böttiger in Dresden und Schott in Jena, beide vor Kurzem gestorben, zum Muster zu nehmen. Eine Bezeichnung Böttiger's in diesem Programm war mir bemerkenswerth, nämlich die: er sey wie ein gesättigter Gast (ein Horazischer Ausdruck) aus dem Leben geschieden. In Leipzig erfuhr ich nämlich eine Anekdote, die schließen läßt, daß man diese Worte buchstäblich nehmen kann. Böttiger (so erzählte man mir) muß in seinen letzten Phantasien noch einem Gastmahl beigewohnt haben; denn er hat sich plötzlich vom Sterbebette erhoben, mit gebücktem Haupte rechts und links ein sehr vernehmliches »Gesegnete Mahlzeit!« ausgesprochen, sich dann zurückgelehnt, und ist alsbald vom Lebensmahl geschieden. Der treffliche Schott hat dagegen sein Leben nur wenig genossen. Von seiner Genügsamkeit, besonders von seiner Gutmüthigkeit, ward mir viel Interessantes berichtet. Eichstädt hat vom neuen Jahre an mit seiner Literaturzeitung eine veränderte Einrichtung getroffen, wornach er künftig mit der ganzen bloß mechanischen und mercantilen Partie dabei nichts weiter zu thun hat. Ich glaube, er und die Zeitung können nur dabei gewinnen, wenn auch er gerade nicht pecuniär. Professor Wolf wird durch seine vielfachen literarischen Verbindungen sehr in Anspruch genommen; doch hält er in diesem Winter eine ziemlich besuchte Vorlesung über den Othello Shakspeare's. Seine Pariser Reise war mein Begleiter im Postwagen.

* *

Literarische Uebersichten.

DER ERZBISCHOF VON MADRID.

Roman in zwei Theilen von Wilhelmine Sostmann, geb. Blumenhagen.

Hamburg, bei F. H. Nestler und Melle. 1836.

* Man könnte sich durch den Titel verführen lassen, zu glauben, der »Erzbischof von Madrid« sey ein Roman, in dem es sich ein Weniges von Inquisition und dergleichen handele. Nichts desto weniger! Pfaffen kommen vor, weil die Novelle in Spanien handelt, aber die Pfaffen der Frau Wilhelmine Sostmann sind ziemlich gewöhnliche Figuren. Zwei Damen schenken ihr Herz einem liebenswürdigen Cavalier; dieser aber kann nur die Eine Arminia heirathen, und die Andere Juanita, ein außerordentlich edles Wesen, wird durch einen kriegerischen Herzog in unbewachter Minute auf einer Gallerie des königlichen Pallastes verführt, worauf sie mit dem Ausrufe »Verruchter! Elender!« fortgeht, aber in ihrem Edelmuthe doch nicht von dem Geliebten sich trennen will, sondern nur die Heirath bis nach Ablauf der ersten Mutterfreuden aufzuschieben gedenkt. Der Geliebte hat indessen Arminia geehlicht, nimmt sie auf seine Reise nach Mexico mit, leidet Schiffbruch, wird von seiner Gattin getrennt; diese wird eine Art von Sclavin, er dagegen Erzbischof von Madrid, während man ihn in den Wellen umgekommen glaubt. Die edele Juanita gibt sich nun für seine Gattin aus, reißt seine Güter an sich, wird stufenweise eine anständige Teufelin. Aber Arminia gelingt es, aus Mexico zurückzukehren, und ihre Rechte geltend zu machen. Der Erzbischof wird von den beiden Frauen erkannt und stirbt am Schlage. Zur Ehrenrettung wird Juanita die Gattin ihres Verführers und alle bleiben am Ende ehrliche Leute. — Bei dem spanischen Mahle, das uns Madame Sostmann vorsetzt, kann man den Koch erst beim Braten loben; Suppe und was anfangs aufgetragen wird, schmeckt gar zu ungesalzen. Es ist mir immer bange gewesen, wenn ich in Spanien handelnde Novellen zu lesen bekam, weil die Verfasser, resp. Verfasserinnen sich in der Regel in das langweilige Ceremoniel der spanischen Grandezza wickeln zu müssen glauben und durch ihre Hahnenschritte selbst langweilig werden. Ich kann Madame Sostmann besonders im ersten Bande von diesem Fehler nicht freisprechen; im zweiten, wo sich mehr Ereignisse folgen, hat sie sich davon loszumachen gewußt. Eine schöne Tugend der Schriftstellerinnen ist es, daß sie ihre Geschlechtsgenossen immer in einer schwarzen Geschicks-Sekunde fallen lassen und den Verführer mit siegenden Reizen auszumalen wissen. Eine andere Tugend besteht darin, daß sie viel von Ohnmachten sprechen

und so ein Geheimniß ihres Geschlechts wahren, während sie wohl wissen müssen, was in der Wirklichkeit von der Mehrzahl der Ohnmachten zu halten ist. Um dreifach interessanter zu werden, müßte sich Madame Sostmann um die Hälfte kürzer fassen. Diese Aufgabe könnte sie dadurch lösen, daß sie dreimal schonender mit den Beiworten umgienge.

— Die erste Auflage des neuen Werkes von Alfred de Musset, »la Confession d'un enfant du Siècle«, ist in wenigen Tagen erschöpft worden.

— Das neueste Gedicht von Lamartine heißt Jocelin, und wird nächstens bei Gosselin erscheinen. Es soll eines der schönsten Werke des Dichters seyn.

— Die Gräfin Merlin, aus der Havannah gebürtig, dann in Spanien, jetzt als eine der ausgezeichnetsten und liebenswürdigsten Damen der höheren Gesellschaft in Paris lebend, hat ihre Memoiren unter dem Titel »Souvenirs et Mémoires d'une Créole«, herausgegeben, die großes Interesse darbieten und vortrefflich geschrieben sind.

Kunst.

Die nächste Pariser Kunstausstellung wird 7000 Nummern enthalten.

— Die Kunstvereine zu Halberstadt, Halle, Magdeburg und Braunschweig veranstalten in diesem Jahre gemeinschaftlich Kunst-Ausstellungen von Werken lebender Künstler, und werden bedeutende Summen zum Ankaufe ihrer Verloosungen verwenden. Die Einsendungen von Kunstgegenständen müssen bis zum 12. April in Halberstadt, bis zum 15. Mai in Halle, bis zum 15. Juni in Magdeburg oder bis zum 15. Juli in Braunschweig eingetroffen seyn.

— Der Kunstverein in München zählt nach dem letzten Berichte 1642 Mitglieder. Im vergangenen Jahre wurden 19,444 fl. eingenommen, von denen 14,003 fl. zum Ankauf von Kunstgegenständen zur Verloosung und 1600 fl. zu einem Kupferstich für sämmtliche Mitglieder verwendet wurden. Ausgestellt wurden während des ganzen Jahres 327 Gemälde; 83 davon wurden angekauft und verloost. Der höchste Preis von 770 Gulden wurde für eine Landschaft von Etzdorf gezahlt, welche der K. Advokat, Dr. Schauß in München gewonnen hat.

— Die am 22. Dec. in Dresden stattgefundene Verloosung der vom Kunstvereine angekauften Kunstgegenstände bestand aus 37 Gemälden und Zeichnungen, 10 Kupferstichen, 12 Lithographien und 12 silbernen Medaillen, zusammen 71 Loose. Die Summe, welche zum Ankauf dieser Kunstgegenstände verwendet worden, überstieg die Höhe von 5000 Thalern. Am meisten interessirten die beiden ausgezeichneten Gemälde: Römische Pilgrimme von Lindau in Rom, und Hans Sachs von v. Oer in Düsseldorf.

Theater.

Ein neues Original-Lustspiel: „Eine Frau und 40,000 Thaler“, von Dr. Leo Fontona, ist am Theater Carcano in Mailand mit vielem Beifall aufgenommen worden. Erfindung, Situationen, Charaktere und Dialog zeigen von wirklichem Talent, doch erscheint der Dialog etwas vernachläßigt. Die Darstellung durch die Gesellschaft Rosa geschah mit Fleiß und gutem Erfolg.

— Donizetti's Belisario hat in Venedig großen Succeß gehabt, welcher dem nach der ersten Aufführung der Anna Bolena an die Seite zu setzen ist. Der Baß Salvatori, der Tenor Pasini und die Ungher hatten die Hauptpartien. Sie wurden mehrmals gerufen.

— Von Raupach gab man in Berlin abermals ein neues Stück: Der Narr seiner Freiheit, Lustspiel in zwei Akten.

Mode.

Schon sieht man lange enge Aermel oder sogenannte Manches à coudes. Wenn dies gleich für die Winterstoffe geht, so glauben wir nicht, daß Mousselin und andere leichte Zeuge gut dazu taugen werden. Wie dem auch sey, die engen Aermel sind jetzt einmal schon im Negligé adoptirt, und von dieser Seite ist nichts mehr zu hoffen. Die ersten, die uns zu Gesichte kamen, waren von Wolle, und gewährten durch die Sprödigkeit des Stoffs eben keinen angenehmen Anblick. Die Damen nach der Mode sind auch Die, welche sich nach den Gebräuchen des Hofes richten, und dieser trägt in diesem Augenblicke tiefe Trauer wegen des Todes der Königin von Neapel. Man sah eine Redingote von schwarzem Krepp gefuttert, vorn herunter auf dem Leib und Rock eine Reihe von überzogenen Knöpfen und in Zwischenräumen eine gesäumte Kreppschleife; ein Kragen von schwarzen Spitzen bedeckte die Schultern und ließ eine enge Taille sehen; die ganz engen Aermel klebten gleichsam am Arm; der sehr weite Rock stieß auf den Boden. — Ein Tages-Negligé mit engen Aermeln war von außerordentlich feiner Tamise, vorn hinaufgehend ohne Falten bis auf einige unter dem Gürtel. — Die Leibchen zu den Ballkleidern sind ebenfalls glatt ohne Zierrath, bloß von Edelsteinen oder Blumen eingefaßt. Die Röcke können mit Volans von Blonden mit oder ohne Blumen garnirt werden. Sie können am Knie aufgenommen und mit Blumen-Agraffen befestigt seyn. Sie werden auch doppelt getragen. Blumen können als Requisiten an alle Theile des Leibes und der Aermel statt der Schleifen und Juwelen gesetzt werden. — Die hübschesten engen Aermel sind mit einer Reihe Blonden besetzt, und haben eine Schleife auf der Schulter mit halblangen Enden. — Im Haare trägt man Blumenkronen, doppelte Guirlanden, herabhängende Zweige; die Bänder sind einfach und werden zum großen Putze nicht mehr getragen; als Kopfputz macht man Netze daraus. — Die Taschentücher sind nicht sehr reich gestickt, allein es ist durchaus Sitte, daß eine breite, etwas gekrauste Valencienne sie umgibt. — Die Handschuhe sind überaus kurz; Frauen, die einen schönen Arm haben, tragen sie so klein, daß die Rüche an die Stelle der Armbänder reicht. Statt der Rüche werden jetzt sogenannte Rosaces de faveur herumgesetzt.

Faschings-Neuigkeiten.

In London kennt man die öffentlichen Karnevalsfreuden nicht. Nur selten gibt man Privat-Maskenbälle, wobei der bizarre Charakter der Nation oft Gelegenheit findet, sich in seinem vollsten Glanze zu zeigen. So erschien jüngst ein bekannter Lord als Sarg verkleidet. Er ging aufrecht; seine Füße waren mit einer schwarzen Drapperie verhängt, und sein ganzer Körper von dem Sarge umgeben, dessen Deckel geöffnet war. Er selbst war darin zu sehen, bleich, und in sein Leichentuch gehüllt. Eine Inschrift mit seinem Namen besagte,

daß die Freuden des Tanzes ihn in's Grab gebracht hätten. Diese traurige Verkleidung brachte ein Uebelbefinden unter allen Anwesenden hervor; einige Damen wurden ohnmächtig, und der ambulante Sarg erregte die feindseligste Stimmung. Der Lord hielt es für gut, sich davon zu machen, denn sonst hätten die heitern Masken, deren Freude er gestört, sich über ihn hergemacht und ihn mit seiner phantastischen Verkleidung leicht in Uebereinstimmung bringen können.

— Neulich geriethen zwei junge Leute von guter Familie in Paris in Händel, denen eine Herausforderung für den andern Morgen 8 Uhr, im bois de Vincennes folgte. Zur bestimmten Stunde stellte sich der Eine pünktlich ein. Er mußte mit seinem Sekundanten lange auf seinen Gegner warten. Endlich rollt ein schwerfälliger Fiaker einher; der Schlag wird geöffnet, und heraus steigen ein Hanswurst und ein altes Weib. „Was soll diese Mummerei bedeuten?“ ruft heftig der Erste. — „Nichts Anderes,“ erwiderte der Andere, „als daß ich meinen Sekundanten vom Maskenballe holte, und selbst dem Drange nicht widerstehen konnte, bevor ich von Ihrer Hand vielleicht sterbe, noch eine Thorheit mitzumachen. Der Tag überraschte uns noch beim Souper, und um sie nicht länger warten zu lassen, haben wir uns nicht umgekleidet. Hier sind die Waffen — ich bin zu Ihrem Befehle. Meine Herren, messen Sie die Degen!“ — Man stellte sich; allein Keiner konnte ernst bleiben, und die Waffen wurden unter lautem Lachen bei Seite geworfen. Ein Vergleich kam zu Stande, man umarmte sich, und Alle verfügten sich zu einem benachbarten Restaurant unter dem Gelächter einiger Personen, welche diese burleske Scene mit angesehen hatten, die sich in einem Lustspiele trefflich ausnehmen würde.

Ein Alibi.

(Englischer Rechtsfall.)

An einem schönen Sommerabend erschien ein Gentleman mit seinem Laquai zu Pferde in einer kleinen Stadt des nördlichen Englands und stieg in dem besten Gasthof ab. Der Fremde erklärte sogleich dem Wirthe, daß ihn seine Geschäfte hier aufhalten würden; er erkundigte sich daher, was für Unterhaltung man haben könne. — Ganz vortreffliche, erwiderte der Wirth, wir haben zu Ende der Woche ein Pferderennen, und morgen findet die Eröffnung unserer Assisen Statt. — Morgen! rief der Fremde aus, das ist mir lieb, ich habe noch nie einem Criminal-Processe beigewohnt, wird es interessant werden? — O gewiß, sprach der Andere; es ist einer des Diebstahls mit Einbruch und gewaffneter Hand angeklagt. Die Zeugen bleiben fest auf ihrer Aussage, aber der Beklagte, den Niemand in dieser Gegend kennt, schwört hoch und theuer, daß er zur Zeit, als das Verbrechen begangen wurde, sich in einem andern Theile des Königreichs befand. — So will ich, da ich morgen meine Geschäfte noch nicht beginnen kann, der Sitzung beiwohnen, das heißt, wenn ich Platz bekommen könnte. — Der Wirth versicherte, daß er durch einen Verwandten dafür auf das Beste sorgen werde, und wirklich erhielt der Gentleman am andern Morgen einen der besten Plätze, der Bank gegenüber, wo der Beklagte Platz genom-

men hatte. Während der Vorbereitungen und der Aussage der Zeugen hielt der Beklagte sein Haupt zur Erde gesenkt, und schien wie vernichtet zu seyn; als aber der Richter ihn aufforderte, sich zu vertheidigen, erhob er den Blick, und als er den Fremden erblickte, fiel er in Ohnmacht. Dies erregte großes Befremden, allein man glaubte, er wolle dadurch das Urtheil aufhalten. Nachdem er wieder zu sich gekommen war, fragte ihn der Richter: woher sein plötzlicher Zustand gekommen sey. — Mylord, sprach er, ich sehe hier Jemand, der mir das Leben retten könnte, wenn mir erlaubt würde, einige Fragen an ihn zu richten. — Aller Augen waren nun nach dem Fremden gewendet, der ein wenig verlegen schien, und zwar versicherte, daß er sich nicht erinnern könne, diesen Menschen jemals gesehen zu haben, jedoch gern auf seine Fragen antworten wolle. — Erinnern Sie sich nicht, mein Herr, sprach nun der Beklagte, daß Sie an diesem Tage zu dieser Stunde in Dover an's Land gestiegen sind? — Es ist wahr, daß ich vor Kurzem in Dover gelandet bin, allein ich weiß nicht mehr den Tag und die Stunde. — Aber erinnern Sie sich nicht, daß Jemand ihren Koffer nach dem Gasthause trug, der Jacke und Pantalons von blauer Farbe anhatte? — Allerdings trug Jemand meinen Koffer, allein ich gab auf sein Costüm nicht Acht; dies ist übrigens das Costüm aller englischen Matrosen. — Und erinnern Sie sich auch nicht, daß jener Mensch Ihnen unterwegs seine Geschichte erzählte, daß er in der königlichen Marine gedient, daß er die Anwartschaft auf eine Pension habe, die man ihm nicht gebe, und daß er endlich Ihnen eine Narbe auf der Stirn zeigte, welche die Haare bedeckten, und die dieser ähnlich sah? — Jetzt bemerkte man eine Veränderung in den Zügen des Fremden; er erinnerte sich dieses Umstandes, doch konnte er den Tag nicht mehr angeben. Er öffnete hierauf sein Taschenbuch, und nach einigem Suchen fand er darin, daß er wirklich an dem Tage in Dover gelandet war, den der Gefangene angegeben hatte. Dies war genug, um das Alibi zu beweisen. Der Gefangene wurde unter dem Beifall der Menge frei gesprochen, man pries die wunderbaren Wege der Vorsehung, welche nie zugibt, daß der Unschuldige sterbe und der Schuldige der Gerechtigkeit entrinne. —

Zwei Monate später erschien der providentielle Zeuge, sein Lakai und der wunderbar gerettete Matrose vor denselben Assisen angeklagt, die Diligence auf der Landstraße angefallen zu haben.

Ueber Kleiderordnung.

Man sieht alle Tage, besonders in großen Städten, so viele Leute auf den Straßen hin- und herrennen. Wovon leben sie? was treiben sie? wer weiß es? Ich weiß nicht, was sie sind, was sie thun, wo sie hingehen; denn bei den Kleidern, wie sie jetzt Mode sind, sehen sich alle Menschen auf die einfältigste Weise ähnlich, und wer einen Menschen gesehen hat, der hat Tausende gesehen. Nur der Carneval unterbricht noch diese unerträgliche Monotonie, einzig und allein bei den Maskenbällen. Da sieht man noch Costüme von tausend Farben und nach tausend

Schnitten. Ein ungeheures Kaleidoscop, das sich jeden Augenblick verändert. Welch' ein Abstand mit Dem, was sich täglich in unsern Straßen zuträgt! Ich nehme an, daß ich jetzt auf der Straße bin. Gut. Ich begegne einem Herrn: in einem dunkeln Pantalon, in einem dunkeln Gilet, einem dunkeln Ueberrock, einem Hut und einer Halsbinde. Dieser Herr begegnet einem andern in einem dunkeln Rock, einem dunkeln Gilet, einem dunkeln Pantalon, Hut und Halstuch. Das ist immer dasselbe Ritornel. In Aegypten, da war es anders; bei den alten Aegyptiern war einer jeden Handthierung ihr Costum durch das Gesetz vorgeschrieben. In Memphis hätte ich als Redakteur meine Uniform gehabt, und jeder meiner Abonnenten, je nach seinem Stande. Das sollte man auch in jetziger Zeit bei uns einführen; dieses System würde ungeheure Resultate nach sich ziehen. Man denke nur einmal, wenn alle socialen Stellungen sich so öffentlich in den Straßen verkündigten; wie himmlisch bunt! wie bezaubernd! Es wäre ein Schauspiel, des Goldes werth. Wie wir doch so thöricht Alles nivellirt haben! Dieser hier läuft ganz prosaisch durch die Straße, Frack oben, Pantalon unten, und kein Mensch ahnt, daß er Romane schreibt, oder Gedichte macht, oder Kuchen backt, oder auf Pfänder leiht, oder Philosophie treibt, oder Würste räuchert. Das ist der Krebsschaden, der an der gesellschaftlichen Ordnung nagt; hier muß man den Schnitt der Reform wagen. Auf den ersten Blick muß man wissen können, wer die Individuen sind, die sich auf unsern Straßen, Plätzen, Märkten, Börsen, Salons, kurz überall drängen; in einer Diligence muß man gleich wissen, mit wem man reist; im Schauspielhaus muß man sich sagen können: hier sitzt ein Pastetenbäcker, dort ein homöopathischer Doktor, in jener Eckloge zwei Friseure, im Parterre ein Professor, drei Schlafmützen-Fabrikanten im gesperrten Sitz und zwei Astronomen im Paradies. Besonders aber müßten alle Gläubiger ein in die Augen fallendes Costüm tragen, grelle Farben, und ihre Eigenschaft auf allen Nähten, damit man sie gleich von Weitem erkenne.

Vermischtes.

Paer, der berühmte Componist der Camilla und des Sargines, setzte kurz vor dem Schlusse der französischen Lotterie einige Nummern. Später geht er bei dem Laden vorbei, und da er seine Nummern nicht aushängen sieht, so glaubt er, wie so oft, auch jetzt verloren zu haben, und zerreißt sein Billet. Allein nur das trübe Wetter und die Brille des Musikers waren Schuld daran, und andern Tages zeigte sich deutlich, daß er eine Terne von 15,000 Franken gemacht hat. Was war zu machen? er konnte das Geld nicht erheben, wollte aber auch sein Glück nicht aufgeben; er mußte sich also zur Klage bequemen, und man wird bald erfahren, wie das Gericht entschieden hat.

— Charles Maurice, Redakteur des Courrier des Spectacles, wurde wegen beleidigender Ausfälle gegen das Théatre des Variétés und das Kindertheater des Herrn Comte zu 2000 Franken und zwei Jahren Gefängniß verurtheilt.

— Heinrich Heine sagte neulich im Salon der Madame Merlin: „Er sey müde der Wissenschaft und der Gelehrten Deutschlands, und sey deßhalb nach Paris gekommen, um sich mitten unter liebenswürdigen Ignoranten auszuruhen.

— Düpaty, ein Neffe des bekannten italienischen Reisenden, ist zum Mitglied der Akademie ernannt worden. Victor Hugo hatte 9 Stimmen, jener 12.

— Die Mitfasten (mi-carème) wird in Paris wie der Faschings-Dienstag gefeiert. Die große Oper wird an diesem Tage einen Ball mit einer Lotterie veranstalten, deren Loose aus selbst geschriebenen Versen von Hugo, Mery, Lamartine, Beranger, Delavigne, Vigny, oder aus einer Seite von Chateaubriand, Dumas, Thiers, Kock u. s. w. bestehen werden.

— Ein Limonadier soll Fieschi's Geliebte, Nina Lassave, als Demoiselle de Bureau, mit starken Appointements angenommen haben. — Das ist eine Spekulation wie jede andere, nach unserer Meinung! —

Nekrolog.

Im Herbste vorigen Jahres starb zu München in einem Alter von 80 Jahren der Maler Friedrich Rehberg, einer der verdienstvollsten Künstler, welche um den Schluß des vorigen Jahrhunderts wirksam waren und den Aufschwung der neueren Kunst einleiteten. Nach einem fast fünfzigjährigen Aufenthalte in Rom, kam er im Jahre 1822 nach München, als ein rüstiger Greis, der sich der angestrengtesten Thätigkeit überlassen konnte. Er arbeitete an seinem Werke über Raphael und an den lithographischen Versuchen nach Raphael und einigen seiner Vorgänger. Hier lernte ich ihn kennen. Als ich ihn zehn Jahre später wieder sah, schlich er am Stabe, fast unkenntlich, von Krankheit und Alter gebeugt; das rauhe, ungewohnte Klima hatte seine Kraft gebrochen. Es war sehr interessant, ihn von seinem Zusammenleben mit Göthe in Rom erzählen zu hören.

A. L.

Die artistischen Beilagen.

Mit dem heutigen Hefte übergeben wir unsern Lesern:

1) Die Porträts der fünf Angeklagten des Juli-Attentats, von denen vier nunmehr schon ihrer Strafe verfallen sind. Wir wollten anfänglich unsern Lesern ein Resumé dieses merkwürdigen Processes geben, allein bei näherer Erwägung, daß diese Angelegenheit bereits die Columnen aller politischen Blätter füllt, und daß eine Abkürzung nothwendig dem Interesse der Verhandlungen Abbruch thun müßte, glaubten wir, einer unbedeutenden Analyse entsagen zu müssen. Indem wir jedoch wünschten, unser Contingent der Oeffentlichkeit in dieser, so großes Aufsehen erregenden Angelegenheit zu liefern, fügen wir dem gegenwärtigen Hefte diese Porträts hinzu, die wir nach den gelungensten Abdrücken der von dem geschickten Maler Daumier während der Sitzungen entworfenen Zeichnungen verfertigen ließen.

2) Ein Modebild: Kleid von dem prächtigen tissu d'Aboukir, Colerette von Goldspitzen; Turban mit Aehren.

Herausgegeben von August Lewald.

Telegraph von Deutschland.

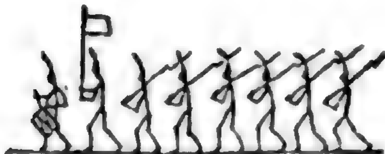
Beilage zur Zeitschrift Europa.

Nro. 9. 2. März. 1836.

Ernste Feier.

Wien, 8. Febr. Heute, am Geburtsfeste J. M. der Kaiserin Mutter, versammelte sich die kaiserliche Familie in dem von J. M. in eine Kapelle verwandelten Sterbezimmer des verewigten Kaisers Franz. Die Kapelle, die mit einem Altarblatte, einer Allegorie auf den höchstseligen Kaiser geschmückt ist, wurde von dem apostolischen Vikar und Bischof Wagner unter Assistenz der Hofgeistlichkeit feierlich eingeweiht. Der Fürst Erzbischof wohnte diesem Akte bei. Es wird dort am 12., dem Geburtstage des verewigten Kaisers, die erste Messe im Beiseyn J. M. gefeiert werden.

Faschings-Neuigkeit.



Am Faschings-Sonntag Mittag fand zu München eine maskirte musikalische Unterhaltung für die Jugend statt. Der Hofmusikus, Hr. Schönche, hatte sich die Aufgabe gestellt, mit Kindern von 5 bis 11 Jahren eine der Jugend und dem Carneval anpassende musikalische Unterhaltung zu veranstalten, und wer die Eigenschaften und Kräfte der Kinder in solchem Alter erwägt, wird auch die Schwierigkeiten erkennen, welche im Wege stehen, um aus solch' kleinen Theilchen ein gerundetes Ganzes zu bilden. Der Maskenzug, bestehend aus ungefähr 80 Kindern, ordnete sich in dem kleinen Saal des Odeons, und zog dann paarweis in den großen Saal. Der Zug umging den Saal und stellte sich dann in schöner Ordnung auf das Orchester. Die Produktion selbst war eine musikalische Darstellung des Morgens, Mittags, Nachmittags und Abends. Den Morgen verkündete der Gesang der Vögel und das Vorbeiziehen einer Heerde; den Mittag gab kund das feierliche Geläute der Thurmglocken und der Aufzug der Wachtparade durch einen kräftigen Marsch; den Nachmittag bezeichnete eine muntere Schlittenfahrt und der Vortrag eines musikalischen Quodlibets; der Abend ward dargestellt durch einen Ball, wozu Herr Rozier die Figuren der einzelnen Tänze eigens componirte, und welche wirklich ganz allerliebst ausgeführt wurden. Mit einem Zapfenstreich (gleichfalls als Zeichen des Abends) zog die maskirte Jugend wieder in den Saal zurück, wo sie sich aufgestellt hatte, und damit schloß sich dieses Kinderfest, das auch gewiß jeden Jugendfreund erfreute. Der Saal war ungemein mit Zuschauern gefüllt.

Kunst und Kritik.

Der Redakteur der zu Frankfurt am Main erscheinenden „Posaune," Herr Zirndorfer, dessen Streit mit Mitgliedern der dortigen Bühne schon in vielen Blättern Erwähnung geschehen, gibt folgende Darstellung vom Hergang der Sache: Am Tage vor der ersten Vorstellung der Jüdin war ich des Morgens in's Theatergebäude gegangen, um auf dem Bureau mit dem Hrn. Intendanten Grüner über ein von mir verfaßtes Trauerspiel, das ich ihm zur Durchsicht gegeben hatte, zu sprechen. Als ich von dem Bureau des Intendanten, das sich im obern Stocke des Gebäudes befindet, herabstieg, begegnete mir Hr. Regisseur Linker, der gerade von der Probe der Jüdin die Treppe herauf kam, und fragte mich mit barschem Tone:

„was ich hier zu thun habe?“ ich entgegnete ihm, „daß es ihm nicht freistünde, mich darüber zur Rede zu stellen, und daß sich die Autorität seines Amtes nur auf den Bezirk der Bühne, während der Vorstellung eines Stückes beschränke.“ Es kam zu heftigem Wortwechsel, und als Hr. Linker sich in der Hitze des Streites Thätlichkeiten gegen mich erlaubte, setzte ich mich gegen ihn zur Wehre; — da sprang plötzlich der Chorist Riedel, ein handfester Mann, hinzu und mißhandelte mich auf die gemeinste, roheste Weise, unter den Worten: „da haben wir einen Recensenten, laßt uns ihn für alle andern durchprügeln.“

Journalistik.

Der Wiener Berichterstatter im Morgenblatte lobt Herrn Saphir noch einige Mal und zwar stärker als früher, weil wir ihn deßhalb getadelt hatten. Wir mißgönnen ihm diesen Gegenstand seiner heißen Verehrung ganz und gar nicht; das ist Geschmackssache und darüber läßt sich nicht streiten.

Theater

Prag, 6. Februar. Herr Ferdinand Raimund trat zum ersten Mal in seiner eigenen Dichtung „das Mädchen aus der Feenwelt“ auf und wurde zehnmal gerufen. Ich zweifle, ob sich das Bild des Aschenmannes, wie er ihn darstellt, leicht und nach Willkühr verlöschen lasse. Vor Allem muß ich bemerken, daß auf dem Anschlagszettel statt des gewöhnlichen Titel-Nachsatzes „Zauberposse,“ „Zaubermährchen“ stand, und daß in Herrn Raimunds Darstellung das Possenhafte ein untergeordnetes Element ist. Dieß und die neue, lobenswerthe Ausstattung gaben dem „Mädchen aus der Feenwelt“ ein anderes Gesicht, welches jedoch gewiß nur Wenige befremdet, sich vielmehr, wie aus dem außerordentlichen Beifalle zu schließen ist, mit den Meisten befreundet hat. Was Herr Raimund mit seinem Zaubermährchen eigentlich wollte, wurde uns erst aus seiner Darstellung des „Wurzel“ recht klar. Wenn unser Publikum in der Vorstellung vom 6ten etwas befremdete, so war es der ziemlich stark hervortretende Ernst eines Stückes, welches wir uns als Posse zu denken gewohnt waren. Daß nun Herr Raimund in dieser ernsten Tendenz den Wurzel als ein abgeschlossenes Charakterbild darstellte, welchem er das Komische nur als Folie unterlegte, das ist das Charakteristische und Lobenswerthe seines Spieles. Es wurde viel gelacht, und in der Regel dann am meisten, wenn Herr Raimund den Spaß fallen ließ, unbekümmert ob ihn Jemand aufheben werde; aber sein letzter Zweck war durchaus nur, den Wurzel zu geben, nicht aber auf Unkosten des Charakters Spaß zu machen. Selbst in den viel belachten Gesten, als sich Wurzel nach einer durchschwärmten Nacht noch einige Flaschen Champagner bringen läßt, und als Herr Raimund im Nachsatze die Worte „So 'ne Köchin ist eine wahre Perle, — wann's sauber ist“ Ton und Miene änderte, fiel er nicht aus der Rolle, selbst nicht in den Couplets, die er als Aschenmann nach viermaligem Hervorrufen sang.

— Das Lustspiel: „Der Ball zu Ellerbrunn,“ von Blum, machte entschiedenes Glück in Berlin, Wien, Hamburg, Weimar u. s. w. Zur Nachricht! —

— In Leipzig gab man zum Fastnachtscherz: „Romeo und Julia auf eine andere Manier, oder, die verkehrten Montecchi und Capuleti,“ große tragisch-komische Oper in einem langen und einem kurzen Akte, mit Musik von Bellini. (Der Schlußchor von einem andern sehr unbekannten Componisten.)

— Berlin. Die mit zwei Akten vervollständigte Oper: „Agnes von Hohenstaufen,“ von Spontini, wird hier nächstens, und wie zu erwarten, mit großer Pracht aufgeführt werden.

„Es ist ein klein Paris“ —

(Göthe's Faust.)

In Leipzig ist der Himmel auf Erden! das dortige Tagblatt vom 13. Februar d. J. enthält in ununterbrochener Reihe folgende Einladungen zu Hochgenüssen: Concert-Anzeige. Morgen, den 14. Febr., stark besetztes Concert vom Musikchore des Herrn Lopitzsch. C. Kupfer, sonst Schiegnitz. — Anzeige. Drittes Declamatorium mit Gesang und Guitarrebegleitung im Schützenhause, morgen, den 14. Febr. Das nähere durch die Anschlagezettel. C. Eichhof. — Einladung. Heute morgen zu Wellfleisch und Abends zur Wellsuppe und frischer Wurst ladet ergebenst ein Weicher, in der Fortuna. — Heute Abends

zu polnischem Karpfen in Schröters Bierniederlage. — Einladung. Zum Speckkuchen nebst einem guten Glase baiersches Bier zu morgen früh, als den 14. Febr., ladet seine werthen Freunde und Gönner ganz ergebenst ein J. C. Donner, am Roßplatze. — Einladung. Heute Abend ladet zu polnischem Karpfen mit Krautsalat ergebenst ein Heinrich Burckhardt, im Barfußgäßchen. — Einladung. Heute Abend zu Schweinsknöchelchen mit Klößen, nebst andern Speisen, ladet seine Freunde und Gönner ergebenst ein A. Thieme, Burgstraße Nro. 139. — Heute Abend Beefsteaks bei K. F. Strauch, Petersstraße Nro. 71. — Einladung. Heute, als den 13. Febr., früh 9 Uhr zum Wellfisch, Abends zur frischen Wurst nebst andern Speisen ladet seine Freunde und Gönner ganz ergebenst ein Christian Gottfried Arnold, Gewandgäßchen Nro. 622. — Einladung zum Speckkuchen morgen, den 14. Febr früh ½10 Uhr bei Wittenbecher, Windmühlengasse Nro. 857. — Einladung. Montag, den 15. Febr., lade ich alle meine werthen Gönner und Freunde zu Schweinsknöchelchen mit Klößen nebst andern Speisen, wie auch Pfannenkuchen und zur Tanzmusik ganz ergebenst ein. Burckhardt, in Reudnitz. — Ergebenste Einladung zum Pfannkuchenfest morgen, den 14. Febr., wozu ein verehrtes Publikum um zahlreich gütigen Besuch gebeten wird. Schulze, in Stötteritz. — Einladung. Morgen, den 14. Febr., wird vom Musikchore des 2ten Schützen-Bataillons im Saale der ehemaligen Papiermühle vor Stötteritz ein Concert gegeben. Es ladet hierzu ganz ergebenst ein Friedrich Löscher. — Einladung. Morgen, den 14. Febr. zu Pökelschweinsknöchelchen mit Klößen, polnischem Karpfen und frischem Pfannenkuchen. Es bittet um zahlreichen Besuch Düngefeld, in Plagwitz. — Welche Aussichten für hungrige Leipziger!

Brief-Charaktere.

Ein Tischler, der einen vornehmen Herrn auffordert, ihm die Bezahlung für gelieferte Arbeiten zukommen zu lassen: „Hochedelster! Vor zwei Jahren hatten Euer Gnaden die Gnade, mir zu beehren. Sie bestellten bei mir, in der Voraussetzung Ihrer Verheirathung mit das reiche Fräulein von X. Ihr sämmtliches Meublement. Sie erinnern sich, daß ich Ihnen noch von der Wiege abrieth, welche Sie durchaus gleich haben wollten, und ich keinen einzigen Grund dazu einsah. Sie werden sich erinnern, daß ich noch sagte: „Kommt es, so ist es immer noch Zeit zu ihr; kommt es nicht, gut, so ist sie auch nicht nöthig.“

Warum nun aus Ihre Heirath Nichts geworden ist, darüber herrschet eine verschiedene Stimmung, von die mir keine etwas angeht. Nur weiß ich, daß aus meinen Meubeln etwas geworden ist, nämlich — ich genire mir nicht Ihnen dieses zu schreiben — Geld. Sie haben die Meubeln verkauft, ohne mir zu bezahlen. Glauben Sie denn, daß ich mir das Mahagony vom Kopf herunter schütteln kann, und daß ich meine Gesellen gestohlen habe? Glauben Sie denn, daß eine Frau und fünf Kinder keinen Appetit haben, wenn Sie hungrig sind? O erlauben Sie, das geht nicht! Da könnten Sie viel Anforderungen an mir bekommen, und meine Frau und fünf Kinder könnten am Ende verhungern, weil Sie nicht zum Heirathen kommen. Das Gericht wird entscheiden, wenn Sie nicht bis nach Verlauf von acht Tagen mir sämmtliche Meubeln bezahlt haben; das Gericht wird Ihnen schon zwingen, sich honett zu zeigen. Sie müssen doch immer bedenken, daß ich mir honett zeigte, indem ich Ihnen von die Wiege abrieth! Zu was wäre sie jetzt da? Sie könnten sich nicht hineinlegen, dazu wäre sie zu kurz und Sie wären zu lang! Also haben Sie die Güte und bezahlen Sie mir meine Forderung, denn ich habe mir honett gezeigt, und Sie nicht, also zeigen Sie sich honett und bezahlen Sie mir. Der ich bin der Tischlermeister ***“

Wilddieberei.

Am 8. d. Nachts brannte das Wohn Gebäude des Revier-Försters von Schilcher zu Deuteshofen bei Haching (Landgerichts München) ab. Man vermuthete, daß das Feuer durch Wild Diebe gelegt worden sey, da Herr v. Schilcher strenge in seinem Dienste

ist. — Der kön. Revierförster, Frhr. v. Hornstein, zu Surheim bei Laufen, ist am 31. Jan. Abends im Walde durch Schüsse zweier unbekannter Wild- oder Holzdiebe tödtlich verwundet worden. Einige Wochen früher war bereits sein Jagdgehülfe ebenfalls meuchlings geschossen worden.

An die Fische.

Fischlein, die ihr schnell wie die Zeit enteilt,
Den Silberstrom mit goldnen Rudern theilt,
Die ihr vom Frühroth bis zum Abendthau
Euch frei bewegt im feuchtverklärten Blau,
Und ungehemmt verfolget eure Bahn
Bis zu dem unendlichen Weltocean,
Ihr, Bild der Freiheit, lebensfrohe Fische,
Wie lieb' ich euch, — gebraten auf dem Tische.

d.

Anekdote.

Als der Fürst Blücher von Wahlstatt im Jahre 1816 nach Rostock kam, fand er dort in einer Gesellschaft in dem Senator Löwenhagen einen alten Schulkameraden.

Mit der ihm eigenen Treuherzigkeit ging er auf den Senator zu und redete ihn mit dem brüderlichen Du an.

Der Letztere, verlegen, verbeugte sich tief und stammelte: Durchlaucht und mehre Worte der kalten Ceremoniensprache; aber Blücher unterbrach ihn mit dem Zuruf:

„Sey doch kein Narr, Löwenhagen! oder glaubst Du, daß ich ein Narr geworden bin? Wir waren in der Jugend Brüder und sind es noch!“

Allerlei.

Gegenwärtig erscheinen in München dreizehn Zeitschriften. Im Jahre 1830 war die Zahl derselben auf fünf und zwanzig angewachsen.

In der Gemeinde-Rechnung von N... bei Augsburg bringt der Vorsteher in einer Quittung über geleistete Dienstverrichtung unter andern folgende Posten in Rechnung: „1817 den 19. Febr. nach Augsburg wegen Einstallirung des kön. Rindbeamten 30 kr.“

— Nachdem man das junge Deutschland zum Schweigen gebracht hat, macht man sich nun an das alte, nämlich an das alte Ritter- und Räuberdeutschland. Die Polizei in Berlin hat Auftrag erhalten, die Leihbibliotheken von dem Unrathe im Groben etwas zu säubern; vorzüglich ist's dabei auf den soliden Verlag von Basse in Quedlinburg abgesehen. Schlenkert mit seinem „Löwenritter“ soll das Hasenpanier ergreifen, und der alte Spieß seinen Spieß umkehren und mit seinen „sieben schlafenden Jungfrauen“ in die ewige Ruhe gehen. Ja, sogar der tapfere Rinaldo Rinaldini muß sich mit seiner Isabella in des Waldes düstern Gründen verstecken, und die Berliner Kindermädchen gerathen mit ihren Buhlen in helle Verzweiflung.

— Hannover. Drei Haupt-Volksfeste gibt es in Hannover: das Freischießen, die Holzpartien am Pfingstmorgen und die Fastnachts-Maskerade. An den Tagen werden die Kleiderschränke und Geldbörsen geöffnet und selbst der sparsamste Handwerker bringt diesen Tagen sein Opfer. So war denn auch der letzte Maskenball wiederum so zahlreich besucht, daß den Tanzlustigen kaum Platz zu einem Walzer übrig blieb. Der Charakter dieser Maskenbälle schwindet aber immer mehr, da die Charakter-Masken dort fast gänzlich fehlen. Ein Knebelbart, eine Nase und, wenn's hoch kommt, ein abgetragenes Türken-Habit, oder ein unansehnlicher Financier-Rock, ist die ganze Pracht dieser Maskeraden, bei denen es vielmehr auf einen geistigen Trunk, als auf eine geistige Intrigue abgesehen ist.

— In Prag wird Herr Karl Ott für die dießjährige Fastenzeit drei Konzerte zu wohlthätigen Zwecken veranlassen, nämlich: 1) zum Besten des Frauenvereins; 2) zum Besten des Blindeninstituts; 3) zum Besten der Hausarmen.

— Vergangenen Donnerstag hatten in München die Herren Lohnkutschersknechte (Fiakers) beim Menterbräu einen sogenannten Häringball, welcher sehr glänzend war; da aber hierbei nicht getanzt wurde, so endete derselbe, wie es sich erwarten ließ, mit einer sehr unterhaltenden Boxerei als probates Verdauungsmittel.

Palindrom.

Ein Weib ist's vorwärts und zurück
Mit M. — Wer das nicht dulden kann,
Der practicire mit Geschick
Ein M hinweg, — dann wird's ein Mann;
Nicht minder vorwärts als zurück.

Wg.

Neuester Bericht

über

Napoleons letzte Augenblicke.

In den letzten Tagen erschien in Paris ein nachgelassenes Werk Napoleons unter dem Titel: Précis des guerres de César, par l'Empereur Napoléon, herausgegeben von seinem Kammerdiener Marchand. Von diesem Werke ist gleichzeitig mit dem französischen Original eine Uebersetzung in der Metzler'schen Buchhandlung in Stuttgart erschienen. Obgleich es nicht verbürgt werden kann, daß hier wirklich ein Werk Napoleons vor uns liege, so kann auch nicht das Gegentheil mit absprechender Gewißheit behauptet werden. Marchand, der bekannte Herausgeber, versicherte, daß ihm der Kaiser diese Aphorismen dictirt habe. Das Ganze ist kurz gehalten und verräth allerdings die Denkungsart des Kaisers, über die Kriegführung der Alten, wie man sie aus seinen Memoiren kennt. — Was wir hier mittheilen, sind einige interessante Umstände über den Tod des Kaisers und Nachrichten von den Codicills zu seinem Testamente; wir geben sie nach dem französischen Original.

Am 27. April 1821, acht Tage vor seinem Tode, hatte der Kaiser mehre Stunden des Tages damit zugebracht, seine Schatullen, Tabatièren und andere Gegenstände, die seinem Sohne bestimmt waren, aufzunehmen und zu versiegeln; nachdem er Alles in drei Kästchen von Mahagony verschlossen und mit 1, 2, 3 bezeichnet, händigte er es mir ein, um es seinem Sohne bei seiner Großjährigkeit auszuliefern.

Dieser Tag war einer der peinlichsten, welche der Kaiser während des Laufes seiner Krankheit zu bestehen hatte, und einer der betrübendsten für uns, da er von Symptomen begleitet war, welche ein nahes Ende anzudeuten schienen. Zu verschiedenen Malen zwang ihn sein Uebelbefinden, im Dictiren seines letzten Willens einzuhalten, und was wir auch thun mochten, um ihn von der fortgesetzten Arbeit abzubringen, war vergebens.

„Ich bin sehr ermattet,“ sagte er; „ich fühle, daß mir wenig Zeit bleibt, und es muß zu Ende gebracht seyn. Gib mir ein wenig von

jenem Constantia-Wein, den mir Las Cases geschickt hat; ein Tropfen kann mir nicht schaden.“ Ich wagte es, ihm zu bemerken, daß dieser Wein den Verordnungen des Doctors Antomarchi gänzlich zuwider laufe. „Bah,“ sagte er, indem er den Kopf schüttelte, „weder der Eine noch der Andere versteht etwas davon. Alles fehlt in diesem Lande; worauf willst Du, daß ich warten soll? Gib mir von dem Wein, er wird mich erfrischen. Ich werde nichts thun, um meine Tage abzukürzen, aber ich werde auch nicht das Geringste unternehmen, um sie zu verlängern. Hier sitzt es,“ sagte er, indem er seine Hand auf die rechte Seite legte; „es ist ein Rasiermesser, welches mich durch und durch schneidet.“

Alles, was der Kaiser sagte, war voll Würde, Ruhe und Güte; das Bett, worin er saß, war mit einer Menge gesiegelter Gegenstände bedeckt, die seinem Sohne oder seiner Familie bestimmt waren; darunter befand sich eine goldene Dose mit einer schönen Camee, die er der Lady Holland als ein Pfand der Achtung und Dankbarkeit vermachte, für die Sorgfalt dieser Dame, ihn mit den wichtigen Kleinigkeiten zu versehen, deren Mangel im Unglück doppelt empfindlich wird; ferner eine goldene Dose ohne Chiffre, die er dem Doctor Arnott bestimmte, und auf welche er ein N mit dem Federmesser krizelte. Ein kleines Stückchen Pappe, welches er mit der linken Hand hielt, diente ihm als Schreibepult, und die Rechte tauchte er in ein Dintenfaß, welches der Graf von Montholon stehend an seinem Bette hielt.

Neben ihm lag ein Halsband von Diamanten; er nahm es und gab es mir: „Hier,“ sprach er, „nimm; ich weiß nicht, in welchem Zustande meine Angelegenheiten in Europa sich befinden; die gute Hortense gab es mir, als ich Malmaison verließ, da sie glaubte, daß ich es brauchen könnte. Ich schätze es auf 200,000 Fr.; verberge es auf Deinem Körper, und wenn Du nach Frankreich kommst, so wird es Dich in den Stand setzen, das Schicksal abzuwarten, das ich Dir durch mein Testament bereite; verheirathe Dich anständig; wähle unter den Familien der Offiziere und Soldaten meiner alten Garde; es gibt Viele dieser Braven, die nicht glücklich sind; ein besseres Loos war ihnen bestimmt, ohne das Unglück, das über Frankreich gekommen ist. Die Nachwelt wird mir Rechenschaft geben von dem, was ich für sie gethan haben würde, wenn die Umstände sich anders gestaltet hätten...“ Hier schwieg er ermattet. Diese Worte vergesse ich nie, und noch nach fünfzehn Jahren benetzen sie meine Augen mit Thränen.

Nach einigen Augenblicken Ruhe versiegelte er seine verschiedenen Testamente und Codicille, im Ganzen neun verschiedene Pakete, alle von gleicher Gestalt, doch von verschiedener Dicke, an der einen der

vier Ecken übereinander gebogen, mit einem rothen Bändchen umschlungen, mit seiner Unterschrift versehen und mit seinem Wappen gesiegelt.

Desselben Tages um neun Uhr Abends saß der Kaiser im Schlafrock auf einem großen Lehnstuhl, einen kleinen Tisch vor sich, und ließ auf die Codicille und Testamente die Unterschriften und Siegel der drei Testaments-Executoren setzen, nämlich: des General Bertrand, des General Montholon, der meinigen und des Abbé Vignaly, den er zu diesem Zwecke herbeirufen ließ.

Hierauf ließ er in seiner Gegenwart von dem General Bertrand folgendes Protokoll aufnehmen:

„Auf einem Pakete, nummerirt I., steht geschrieben: dieß ist mein Testament, ganz geschrieben von meiner eigenen Hand. Unterzeichnet: Napoleon.

„Auf einem Paket nummerirt II., dieses ist ein zweites Codicill zu meinem Testament, ganz geschrieben von meiner eigenen Hand. Unterz. Napoleon.

„Auf einem Paket ohne Nummer: dieß ist ein drittes Codicill zu meinem Testament, ganz geschrieben von meiner eigenen Hand. Unterzeichnet und gesiegelt mit meinem Wappen, welches denselben Tag und unmittelbar nach der Eröffnung meines Testaments geöffnet werden soll. Unterz. Napoleon.

„Auf einem Paket nummerirt V.: dieß ist mein Codicill oder Acte meines letzten Willens, das ich meiner sehr geliebten Gemahlin, der Kaiserin Marie Louise, zur Vollstreckung empfehle. Unterz. Napoleon.

„Auf einem Paket nummerirt VI.: dieses ist mein Codicill oder Acte meines letzten Willens, das ich meinem Sohne Eugen Napoleon zur Vollstreckung empfehle; es ist ganz von meiner eigenen Hand geschrieben. Unterz. Napoleon.

„Auf einem Pakete ohne Nummer: dieses ist eine Instruction für Montholon, Bertrand und Marchand, meine Testaments-Executoren. Ich habe ein Testament und sieben Codicille gemacht, deren Depositär Marchand ist. Unterz. Napoleon.

.... Die letzten Augenblicke eines großen Mannes flößen so viel Interesse ein, daß es auf gewisse Weise eine Pflicht für Diejenigen wird, die Zeuge davon waren, der Nachwelt die Kunde davon zu überliefern. Ich schreibe hier die Erzählung der letzten Augenblicke Napoleons auf, wie sie sich in meinem Gedächtniß befinden, und wie ich sie in meinen Noten aufgezeichnet habe.

Die Stunden, welche dem Tode des Kaisers vorangingen, wurden mehr zu ernsten Gesprächen und zum Lesen angewendet, als der Sorge

für seine Gesundheit gewidmet. Die letzten Vorlesungen bestanden aus den Feldzügen Hannibals, von dem Brigade-General Frederic Guillaume beschrieben, durch den Grafen Bertrand, und aus den Feldzügen des Generals Dumouriez, die ich die Ehre hatte, ihm vorzulesen.

Er dictirte zuletzt in der Nacht vom 29. zum 30. April dem General, Grafen von Montholon; es war das Project einer militärischen Organisation Frankreichs, welches er: Première Rêverie betitelte. Von vier bis fünf Uhr Morgens dictirte er mir, nachdem der General fortgegangen war, und nannte dieß: Seconde Rêverie, und befahl mir, es der ersten beizufügen.

Ich weiß nicht, ob diese Fragmente bis jetzt publicirt worden sind. Es wäre aber bedaurenswerth, wenn diese letzten Gedanken, die dem Rande des Grabes entstiegen, verloren gegangen wären. Sie waren der Schwanengesang.

Der Kaiser fühlte sich so wohl, daß er, wie er mir sagte, Kraft genug zu haben glaubte, fünfzehn Stunden zu Pferde zu machen; leider sollte dieser Zustand nicht lange dauern.

In den Abendstunden des 2. Mai, zwischen acht und neun Uhr, beschäftigt mit testamentarischen Dispositionen, und von einer zarten Sorge für seinen Sohn erfüllt, dictirte mir der Kaiser Folgendes:

„Ich legire meinem Sohne mein Wohnhaus von Ajaccio mit seinen Dependenzen; zwei Häuser in der Umgegend der Saline mit Gärten; alle meine Güter auf dem Territorium von Ajaccio, die ihm den Werth von 50,000 Fr. Renten abwerfen können.

„Ich legire . . .“ Hier fand er sich so erschöpft, daß er die Fortsetzung auf den andern Tag verschob; aber mit dem Gedächtniß verlosch auch jeden Tag das Leben dieses großen Mannes. Ich kannte die Grundstücke des Kaisers in Korsika, und wußte, daß er nichts dergleichen seinem Sohne zu legiren hatte. Er war während des Tages geistesabwesend, und dieser Zustand wiederholte sich öfter bis zum 5. Mai, wo so viel Genie von der Erde verschwinden sollte.

Die Nacht vom 4. auf den 5. Mai war sehr unruhig; mitten in Phantasien und inarticulirten Worten vernahmen wir: France, Armée, es waren die letzten, die wir zu hören bekamen; der Kaiser sprach nicht mehr.

Um vier Uhr Morgens folgte Ruhe auf diese Agitation; es war die Ruhe des Muthes und der Entsagung; das Auge des Kaisers ist starr, sein Mund herabhängend; einige Tropfen Zuckerwasser, welche ihm der Doctor Antomarchi einflößt, heben den Puls; ein Seufzer entflieht der edeln Brust; wir schöpfen Hoffnung.

Um sechs Uhr Morgens treten alle Franzosen, die sich im Dienste

des Kaisers befinden, in sein Zimmer; sie gebieten dem Schmerze, der sie niederbeugt; mit einer durch das Schweigen eines Sterbezimmers erstarrten Seele reihen sie sich um das Bett, das wir schon umgaben. Unsere Augen sind auf das erhabene Haupt des Kaisers geheftet, und wenden sich nur weg, um in den Blicken des Arztes zu lesen, ob noch einige Hoffnung vorhanden sey; allein umsonst, der unerbittliche Tod ist da.

Um sechs ein halb Uhr Abends vernehmen wir die Retraite-Kanone, die Sonne versinkt in einem Meer von Licht; und dieß ist auch der Augenblick, wo der große Mann, welcher die Welt mit seinem Genie beherrschte, sich in seinen unsterblichen Ruhm verhüllt. Die Angst des Doctor Antomarchi verdoppelt sich; jene Hand, welche den Sieg leitete, und deren Pulsschläge er zählt, ist kalt geworden. Der Doctor Arnott heftet die Augen auf seine Uhr und zählt die Intervallen von einem Seufzer zum andern; fünfzehn Sekunden, dann dreißig, dann verstreicht eine Minute, wir warten noch immer, aber umsonst: der Kaiser ist nicht mehr!

Seine Lippen sind entfärbt, sein Mund ist leicht verzogen, seine Augen sind starr, sein Gesicht ist ruhig und heiter.

In diesem Moment brechen unsere Thränen hervor, mit desto größerer Gewalt, als wir sie so lange unterdrückt hatten. Die Kinder der Gräfin Bertrand waren um zehn Uhr eingetreten; sie will, daß sie noch einmal diese Hand küssen, welche sechs Jahre hindurch ihnen so viele Liebkosungen gespendet hat. Die trostlose Scene, die sie mit ansehen, überwältigt ihre Gefühle; das älteste der Kinder wird ohnmächtig; man muß es von dem Orte des Schmerzes fortbringen.

Während dieser Zeit erscheint der Kapitän Crokat, in Begleitung des Doctor Arnott, um die Todesstunde des Kaisers zu constatiren; sein Schritt verräth die Bewegung seiner Seele; er entfernt sich mit Ehrfurcht und scheint sich entschuldigen zu wollen, daß er verpflichtet sey, diese Mission zu erfüllen.

Kurz darauf kommen zwei englische Aerzte, legen die Hand auf das Herz des Todten, und kehren kalt zu Sir Hudson-Lowe zurück, um den Rapport des Doctor Arnott zu bestätigen.

So starb der Kaiser Napoleon, die Schmach seines Todes dem regierenden Hause von England hinterlassend und der Nachwelt die Pflicht, seinen Tod zu rächen, umgeben von treuen und ergebenen Dienern, aber entfernt von den natürlichen Gegenständen der Zuneigung, wonach sich der Mensch in seinen letzten Augenblicken sehnt: eine Mutter, eine Gattin, einen Sohn.

Aus den Briefen eines längst Verstorbenen.*)

Versailles, den 20. Juni 1712.

— — Ich hatte Briefe von Ihrer Durchlaucht der Churfürstin von Hanover an Madame. Diese Prinzeß (die zweite Frau Philipp Orleans, des Bruders Ludwig XIV., nun Wittwe) ist eine Tochter Carl Ludwigs, Churfürsten von Bayern, und der letzte Zweig der churpfälzischen Linie. Sie hat eine besondere Vorliebe für die Deutschen, und empfängt sie immer mit zuvorkommender Güte und Herablassung. Sie spricht sehr viel und am liebsten in ihrer Muttersprache, die ein fünfzigjähriger Aufenthalt in Frankreich ihr nicht vergessen machte, und in der sie einen ausgebreiteten Briefwechsel mit vielen Personen in Deutschland unterhält. Und wahrlich sind das keine kleine Briefe, die sie gewöhnlich schreibt — ich habe selbst einige gesehen, die zwanzig bis dreißig Blätter stark seyn mochten. Ihre einzige Beschäftigung ist auch nur, von früh bis Abends Briefe zu schreiben.

Um zehn Uhr Morgens steht sie auf, setzt sich an die Toilette, und wie das abgethan ist, an den Schreibtisch, bis zur Messe geläutet wird; nach der Messe wieder zum Schreibtisch bis zum Diner; ist das vorüber, in's Cabinett und fortgeschrieben bis zehn Uhr Abends. — Wie es zehn Uhr schlägt — legt sie die Feder nieder, und begibt sich zur Ruhe.

Manchmal sieht sie Abends Gesellschaft: da findet man die Prinzeß an einem langen Tische sitzen, der eine halbe Elle hoch mit Papieren belegt ist, in voller Thätigkeit. Ein l'Hombretisch wird an den ihren angerückt, und die Marschallin Clorembault und zwei Damen von ihrem Hofe spielen. Von Zeit zu Zeit sieht sie dem Spiele zu, ertheilt den Damen Rath, unterhält sich mit den Anwesenden, ohne die Feder wegzulegen — ja, ich habe einmal gesehen, daß sie

*) S. S. 119.

einschlief, nach einiger Zeit wieder aufwachte, und auf der Stelle wieder fortschrieb.

Die Aufnahme, die ich bei Madame gefunden, war höchst schmeichelhaft; sie erzeigte mir sogar die Ehre, in höchsteigener Person mich Sr. Majestät vorzustellen.

Der König befand sich in seinem Schlafzimmer nach dem Souper, umgeben von allen Prinzen und Prinzessinnen seines Hauses. — Er erinnerte sich gleich, meinen Namen schon gehört zu haben: ich erklärte ihm, daß mein Großvater als churfürstlicher Abgesandter in Paris gewesen sey; er fragte nach meiner Familie und wie lange ich in Frankreich verweilen würde. Ich antwortete: „daß das Glück, in der Nähe des größten Monarchen in Europa leben zu können, für mich von so unendlichem Werthe sey, daß ich so lange als möglich davon Gebrauch machen würde.“ — Dem König schien diese Antwort sehr zu gefallen; er sagte laut zu Madame: „er spricht gut französisch“ — und indem er sich zu mir wendete: „es wird mich freuen, wenn ich Ihnen nützlich seyn kann.“ —

Alle Welt war über diese gnädige Aufnahme erstaunt, und ich erfuhr später, daß Se. Majestät sich geäußert habe: unter allen den Fremden, die ihnen präsentirt wurden, hätte Niemand sich besser und ungezwungener benommen, als der Markgraf von Anspach und — ich.

So glänzend der französische Hof durch die Menge von Prinzen und Prinzessinnen ist, so ist er doch nicht so lebhaft, als ich ihn mir vorgestellt habe. Das Leben zu Versailles ist das einförmigste von der Welt, weil alle Stunden des Königs ganz genau bestimmt sind, und weil hier die ganze Welt sich um den König dreht: wer einen Tag gesehen hat, der kennt hundert Jahre!

Ist der König aufgestanden, so treten alle Prinzen und Hof-Chargen, die beim Lever zugegen seyn dürfen, in's Zimmer. Nachdem er angekleidet ist, kniet er auf seinen Betschemmel und verrichtet seine Morgenandacht; sein Almosenier und die Bischöfe, die zugegen sind, knien neben ihm; alsdann verfügt er sich in sein Cabinet, und arbeitet mit den Ministern. Die Hofleute spazieren indeß in der großen Gallerie und warten auf den Augenblick, wo der König vorbeikommt, um in die Messe zu gehen. Dieß ist der wichtigste Augenblick für diese schimmernde Menge! Jeder sucht sich so zu stellen, um von dem Könige bemerkt zu werden; ist das mißglückt, so begeben sie sich in einen andern Saal, oder auf einen Durchgang, eine Stiege — kurz, sie laufen so lange hin und her, bis sie so glücklich waren, einen Blick des Monarchen zu erhaschen! — Ich habe keine Nation gefunden, die auf eine so kriechende Weise ihrem Fürsten schmeichelte, als die Franzosen!

Hat die Stunde des Diner geschlagen, so entsteht eine neue Bewegung in Versailles: allenthalben sieht man Menschen, die sich drängen und pressen, um von dem König während der Tafel gesehen zu werden. Der König ißt mit großem Appetit, und ich kann sagen, unbegreiflich viel. — Das Diner dauert gewöhnlich eine Stunde; zuweilen ist auch Tafelmusik. Nach Tisch fährt er in den Park, wo ein paar Stunden gejagt wird; gegen Abend besucht er Madame de Maintenon, wo nur einige wenige Personen zugegen sind, Madame Caylus und Madame Dangeau, die zuweilen mit dem Könige Trischak spielt, wenn keine Minister anwesend sind. Im letzten Falle wird von Geschäften gesprochen, wo Madame Maintenon immer ihre Stimme abgibt. Um zehn Uhr begibt er sich zum Souper, wo sich alle Prinzen und Prinzessinnen des Hauses einfinden. Ist das Souper geendet, was etwa eine halbe Stunde dauern mag, und wo er wenig oder gar nicht spricht, verfügt er sich in sein Schlafzimmer. Der ganze Hofstaat findet sich hier wieder ein; die alten Damen machen vor dem Bette des Königs eine tiefe Verbeugung, die Jüngeren unterlassen diese Ceremonie, vermuthlich, weil sie überzeugt sind, daß Jugend und Schönheit auch etwas weniger Ehrfurcht entschuldigen. Se. Majestät nehmen an der Ballustrade vor ihrem Bette Platz und unterhalten sich einige Zeit mit den Anwesenden, empfehlen sich dann bei den Prinzen und Prinzessinnen, und gehen zu Bette. — — Der große Schwarm der Höflinge zerstreut sich dann nach allen Winden; ein Theil eilt zum Spiel, ein anderer nach Hause, höchst beglückt, ein Wort, einen Blick des Monarchen erhascht zu haben. Mehre laufen, um dem Prinzen von Berry, dem Herzog von Orleans beim Schlafengehen noch aufzuwarten — und was dieser wichtigen und nützlichen Dinge noch mehr sind. — —

Daß das Leben der Höflinge in Versailles Vielen nicht beneidenswerth scheinen wird, glaube ich gern, ob es jenen gleich die Quintessenz aller menschlichen Glückseligkeit zu seyn däucht. Für den Fremden kann nur das Spiel Erholung von diesem ermüdenden Einerlei gewähren, und man findet bei dem Prinzen Armagnac, von Lothringen und dem Kardinal von Rohan immer eine ausgewählte Gesellschaft, die sich zu diesem Zwecke versammelt. — —

Fontainebleau.

— — Der Aufenthalt des Hofes zu Fontainebleau ist bei weitem angenehmer, als der zu Versailles; man kann sagen, daß er sich hier im schönsten Lichte zeigt.

Fontainebleau hat zwar nicht das prächtige Aeußere, das Versailles so berühmt macht; allein gerade, daß die Natur hier freier sich bewegen kann, gibt ihm einen eigenthümlichen Reiz. Der Zufall, der alle die wunderlichen Gebäude, die von verschiedenen Monarchen herrühren, in ein Ganzes zusammengeschmolzen hat, wirkt angenehmer auf das Gemüth, als die steife Pracht in Versailles, wo alle Natur verbannt ist, und Kunst — nichts als Kunst uns überall entgegen tritt. — —

Ich befand mich in Fontainebleau zur Zeit, als der Waffenstillstand mit England unterzeichnet wurde. Die Aussicht auf den nahen Frieden, die Nachricht von dem Siege zu Dénain, hatten dem Hof einen Anstrich von Fröhlichkeit gegeben, die man seit Jahren vermißte.

Der Ritter St. Jean (nachmals Lord Bolingbroke) war zur Schließung der Friedenspräliminarien von London eingetroffen, und wurde auf eine Weise empfangen, wie man nur regierenden Fürsten an diesem stolzen Hofe begegnet; ja — der König selbst zeigte überall die größte Aufmerksamkeit für diesen Herrn. Ich war gerade bei einem Diner des Monarchen gegenwärtig, wobei die Hofcapelle spielte, als er das Concert mit den Worten unterbrach: „Ich höre, daß der Chevalier St. Jean bei dem Herzoge von Autin speist; man schicke sogleich meine Capelle dahin, und sage dem Chevalier, daß ich sie sende, und daß ich wünsche, daß sie ihm gefallen möge.“ — — Eine solche Auszeichnung von Seite des Monarchen war ein Signal für den ganzen Hof, den Abgesandten mit Artigkeiten zu belagern.

Während dieser Zeit jagte ein Vergnügen das andere, ein Spectakel verschlang das andere — Alles schien nur Lust und Freude zu athmen. Wie mannigfaltig auch die Vergnügungen waren, die jeder neue Tag in's Leben rief, so muß ich gestehen, daß Nichts die großen Jagden im Walde zu Fontainebleau an Pracht und Schönheit übertreffen konnte! — Man denke sich diesen zahlreichen und glänzenden Hof, den Zusammenfluß von Frankreichs erstem Adel, in voller Bewegung; so viele junge und reizende Damen zu Pferde, in der höchsten Pracht; der König im offenen Wagen, umgeben von allen Prinzen und Cavalieren seines Hauses, die Menge der herrlichsten Equipagen, das Getümmel der Reiter und Wagen, die Jagdmusik in allen Theilen des Waldes — und man hat ein Schauspiel, das an Großartigkeit nicht seines Gleichen hat! — —

Paris.

— — Kaum hier angelangt, verfiel ich in eine bedeutende Krankheit, die mich in kurzer Zeit bis an den Rand des Grabes brachte. Glücklicherweise behandelte mich Dr. Helvétius, ein berühmter holländischer Arzt, und rettete mich aus den Händen des Todes. Da meine Besserung nur allmälig fortschritt, so befahl er mir, den Garten von Luxembourg fleißig zu besuchen: dieß ist der einzige Ort in Paris, wo man gesunde Luft zu athmen im Stande ist. Diese Anordnung des Arztes hatte einen trefflichen Einfluß auf meine Gesundheit, ich fühlte mich von Tag zu Tag besser, als ganz unerwartet mich ein neues Uebel befiel, gefährlicher als das hitzige Fieber, das ich so eben überstanden. Eines Morgens, wo ich einsam herumwandle, erblicke ich zwei Damen in einem reizenden Negligé die Terasse heraufkommen, auf der mein täglicher Spaziergang war. Ich setzte mich auf eine Bank, an der sie vorbeigehen mußten, und ich sah, daß die Eine von jugendlich blühender Schönheit war, und das Benehmen Beider Personen vom hohen Range verkündete.

Wenige Schritte von mir hatte die Schöne ihr Schnupftuch fallen lassen; ich sprang auf, eilte ihr nach, und überreichte es ihr — ich muß gestehen, nicht ohne innere Bewegung. Sie dankte mir mit innigen verbindlichen Worten, die ich mit einem schmeichelhaften Complimente erwiderte; kurz, es entspann sich eine Conversation, in der sie so viele Liebenswürdigkeit entwickelte — sie sprach in so melodischen Tönen, daß ich mein ganzes Innere davon ergriffen fühlte. Auf einen Wink ihrer Begleiterin brach sie das Gespräch ab, und fragte mich mit einer sehr artigen Wendung um meinen Namen. Ich zögerte wahrlich nicht, ihn zu nennen, um so weniger, als ich hoffte, dadurch auch den ihren zu erfahren: allein wie einschmeichelnd dringend ich darnach forschte, sie beobachtete darüber ein tiefes Geheimniß. „Bemühen Sie sich nicht (sagte sie im Weggehen), zu erfahren, wer wir sind — vielleicht sehen wir uns wieder, wenn Sie länger in Paris verweilen.“ Ich reichte ihr den Arm, und führte sie an den Wagen, an dem zwei Bediente in reichen Livréen auf sie warteten; mit Blitzesschnelle riß sie sich los, sprang in den Wagen und verschwunden war sie! —

Betäubt, meiner Sinne nicht mächtig, mochte ich lange auf der Stelle gestanden haben, als mich mein Bedienter aus meinen Träumereien erweckte. Itzt erst fiel mir ein, was mir gleich hätte einfallen sollen, ihr den Bedienten nachzuschicken, um zu erfahren, wer sie sey, doch ein Blick auf ihn überzeugte mich bald, wie wenig mir das nützen konnte. Er war ein Deutscher, in Paris noch weniger bekannt

als ich, und zu verliebten Missionen nicht abgerichtet. Und doch hätte ich Alles darum gegeben, den Stand und die Wohnung der unbekannten Dame zu erfahren, denn ich fühlte nur zu sehr, daß mein Herz in lichten Flammen loderte! — —

So blieb ich einer tödtlichen Ungewißheit hingegeben, und meine Gemüthsbewegung war so groß, daß ich befürchtete, in die Fieberhitze zurückzufallen, der ich kaum entronnen war! —

Meine ganze Existenz war von nun an auf den Garten von Luxembourg beschränkt. Von neun Uhr früh bis Sonnenuntergang wandelte ich dort herum — rastlos — unermüdlich! Vierzehn volle Tage trat ich jeden Morgen, mit der Hoffnung, jenes bezaubernde Wesen wieder zu sehen, meine Wanderung an, und kehrte jeden Abend hoffnungslos nach Hause — — es war vergebens! — Sie war für mich auf ewig verlohren! —

Aus dem dumpfen Hinbrüten, in das ich versunken war, riß mich eine Bothschaft der Marquise de la Forté, die mich in Versailles so zuvorkommend aufgenommen, und die ich seit der Abreise des Hofes von dort nicht mehr gesehen hatte. Ich mußte den Gesetzen des Anstandes gehorchen, und sie besuchen, so schwer es mir auch ankam.

Man empfing mich mit lebhaften Vorwürfen über mein langes Verschwinden; die Marquise erklärte, daß sie mir das Vergnügen machen wolle, Frankreichs größte Talente heute bewundern zu können. Der Cid des berühmten Corneille würde heute gegeben, und der ältere Quinaut darin als Rodrigo debütiren; — ich dürfe Paris nicht verlassen, ohne diesen Göttergenuß gehabt zu haben. Ich begleitete die Dame in's Theater.

So ganz mit meinen Phantasien beschäftigt, achtete ich wenig auf Das, was um mich vorging, als plötzlich eine Stimme in mein Ohr drang, die mein Innerstes erschütterte — ich sehe auf, und — wer spricht meine Ueberraschung, mein Entsetzen aus, als ich in der Heldin des Stücks die Huldin meines Herzens, den Gegenstand meiner verzweifelnden Leidenschaft erkannte!

Ja, es war die unbekannte Dame aus dem Garten von Luxembourg, die ich hier — auf den Brettern — in der Rolle der Chiméne erblickte; — die halb Paris vergötterte! — —

In meinem ganzen Leben hatte ich keine ähnliche Empfindung! Staunen, Schmerz, Freude, Wuth bewegten meine Brust — ich war aus allen meinen Himmeln herabgestürzt, ich sah meine vermeinte Prinzeß in eine — Theaterprinzeß verwandelt; ich schämte und verlachte mich, und alle meine hochfliegenden Träume und Hoffnungen! — Doch je länger ich Chiménen zuhörte, um so schneller wuchs meine

Leidenschaft wieder, und als der Vorhang fiel, hatte ich Alles vergessen, was Vernunft und die Grundsätze meiner Erziehung mir sagen mochten — ich stürzte in das Foyer hinab, wo ich meine Schöne von einem Haufen Bewunderer umringt fand.

Ich wagte zitternd einige Worte an die reizende Chiméne, die, als sie mich erkannte, verlegen zurücktrat; doch, wie ich bald bemerkte, weniger über meine Zudringlichkeit, als wegen der Anwesenheit eines Mannes von Stande, der sie näher anzugehen schien, als die übrigen Bewunderer. Ein Bekannter riß mich bald aus meiner Ungewißheit, indem er mir in's Ohr flüsterte, der Herr sey ein Parlamentsrath, erklärter Anbeter der Dame, und besitze große Revenüen. Kaum hatte ich das vernommen, als mich auch noch die Wuth der Eifersucht ergriff, und ich auf der Stelle beschloß, ihm die Eroberung zu entreißen, und wenn es mich das Leben kosten sollte!

Von diesem Augenblicke an war das Theater meine einzige Beschäftigung, die Besuche im Foyer der Schauspieler mein ganzes Studium, und bald hatte ich die süße Ueberzeugung gewonnen, daß meine eifrigen Bemühungen nicht unbelohnt bleiben sollen, daß ich für keine Undankbare seufzte! —

Die Hauptschwierigkeit war nur, die Dame ungestört sehen zu können, da sie der parlamentarische Argus mit tausend Augen bewachte: doch Glück und Liebe ließen mich auch über dieses Hinderniß siegen. Die Schwester der Chiméne, die mit ihr wohnte und sie hütete, wurde von den Blattern befallen; der Argus, der diese Krankheit mehr als den Teufel fürchtete, ließ die Schöne augenblicklich aus ihrer Wohnung nach dem Hôtel d'Entragues bringen, wo er ihr ein prächtiges Apartement gemiethet hatte. Denselben Abend erfuhr ich es im Foyer, und den andern Tag wohnte ich im Hotel d'Entragues, mit einem einzigen Bedienten, auf dessen Treue ich mich verlassen konnte.

So stand ich endlich an dem Ziele, wornach ich rastlos gerungen, ich konnte ungestört die Schöne des eifersüchtigen Parlamentsrathes sehen, die auf der Stelle die meinige geworden wäre, wenn ich ihr eine Rente von 15,000 Livres hätte aussetzen können!

Der Parlamentsrath, dem meine früheren Bewerbungen nicht entgangen waren, mußte Verdacht geschöpft haben, und ob er gleich von seinem Werthe zu eingenommen war, um Nebenbuhler zu fürchten, so hatte er doch eine Kammerfrau Chiménens bestochen, ohne daß wir es ahnten. Mit ihrer Hülfe gelang es ihm, uns zu einer Zeit zu sehen, wo man am wenigsten gesehen zu werden verlangt! — —

Digitized by Google

Ich erzähle nichts von der fatalen Ueberraschung; er hatte Besinnung genug, die Ausbrüche seines Zorns so lange zurück zu halten, bis ich, gedrungen vom Wohlstand, das Zimmer verlassen mußte; aber kaum war ich fort, so rächte er die Treulosigkeit seiner Geliebten an Allem, was ihm unter die Hände kam. — Er zerschlug und zerriß Alles, was im Zimmer war, er vergriff sich sogar an dem Kopfputz der Ungetreuen, und bedrohte sie mit Mord und Todschlag!

Das Fräulein antwortete auf alle diese Ausbrüche der eifersüchtigsten Wuth mit Nichts als Thränen. — Thränen, je mehr er tobte! Aber Thränen, aus solchen Augen geweint, waren auch unwiderstehlich! Er wurde allmälig ruhiger, nachgiebiger, ja sogar freigebiger, denn mit einer plötzlichen Wendung machte er ihr den Antrag, er werde ihre Pension um 2000 Thaler jährlich vermehren, wenn sie für diesen Preis ihm unwandelbare Treue geloben wolle. Sie that mit dem Ausdruck der bittersten Reue den Schwur, daß kein Mann auf Erden mehr sie der Treue entfremden könne, die sie nun gelobe, und unter lautem Schluchzen nahm sie die 2000 Thaler an, die ihre Pension auf 20,000 Livres erhöhten. Dieser Tractat wurde von beiden Theilen mit der lebhaftesten Freude geschlossen und besiegelt — allein nicht in ganzer Strenge gehalten; ich sah die Schöne nach wie vor, nur mit etwas mehr Vorsicht, versteht sich, und sah sie so lange, bis ihre Schwester von den Blattern genesen und ich von meiner Leidenschaft geheilt war, was bald nach jener Kur erfolgte! — —

Pariser Aquarelle.

I.

Engländer in Paris.

Ohne hier von den Noblemen und Gentlemen sprechen zu wollen, welche die Langeweile eines englischen Winters aus ihrem nebligten Vaterlande vertreibt, oder die Cholerafurcht in Paris zurückhält, bis daß die mal' aria aus Italien gewichen, zählt man in diesem Augenblicke in Paris drei englische Herzoginnen und vier Marichonnesses, von denen die eine für zwei, selbst für drei gewöhnliche Marquisinnen gezählt werden könnte, so reichlich und comfortable beträchtlich ist sie dem Umfange nach; außerdem zählt man an sechszig Gräfinnen, circa drei Duzend Ladies, right honourables, aus dem Grunde, weil ihre Väter oder ihre ältern Brüder Earls waren oder sind; alle diese hohen Personen tragen Witchoura's von getupftem Hermelin; dann eine Unzahl von Viscountesses mit Muffen und Palatinen von Pi-Pi-Cui *). Ferner haben wir auf dem Pariser Pflaster eine so große Menge von Baronesses, daß es unmöglich ist, sich da herauszufinden.

Was die Titulär-Ladies betrifft, das heißt, die Gemahlinnen der Baronets und Ritter, so spricht man gar nicht von ihnen bei Lady Granville. Man denkt gar nicht an sie und ebensowenig an ihre fashionablen Töchter in kurzen Kleidern von leichtem Foulard (bei diesem Wetter!). Alle diese Damen haben die Sommermode beibehalten, grüne Gaze-Schleier über die Köpfe zu hängen und rothen Essig auf ihre Wangen zu schmieren, und dann gehen sie um zwei Uhr Nachmittag bei einer Kälte von fünf bis sechs Graden Fahren-

*) Gorgicus canadiensis vulgar.

heit mit Riesenschritten auf der Terasse des Feuillans oder unter den Rivoli's arcades! . . . . . Also ist eine wahre Sündfluth von Engländerinnen über Paris hereingebrochen, und so viel ist gewiß, daß die schönsten Tänzerinnen in Paris eine beträchtliche Anzahl von Ellenbogenstößen erhalten werden. Wir wünschen nur, daß nicht Faustschläge im Rücken daraus werden, denn wir haben jene ungeheure und schreckliche Lady Ham . . . nicht vergessen, welche immer in der ersten Linie stehen und die besten Plätze haben wollte, und daher die Menge mit einer solchen intempestivity durchdrang, daß sie allgemein nur Lady Vagante und Lady Slocation genannt wurde.

Man sagt, daß sie diesen Winter nicht nach Paris kommen wird, und das ist Schade. Während ihre Schwester eine Wallfahrt nach dem Grabe Napoleons auf St. Helena gemacht hat, begibt sie sich ganz in der Nähe zu Lady Stanhope unweit der Ruinen von Palmyra. Sie haben sich ein Rendezvous für den zwanzigsten Juli 1836 präcis um zwölf Uhr Mittags auf der Insel Malta gegeben, und diejenige, welche zu spät eintreffen wird, muß ihrer Schwester 15,000 Pfund Sterling bezahlen. Den Kontrakt hierüber hat ein Notarius in London aufgesetzt. Dies ist Alles, was wir von diesen beiden britannic excentricities in Erfahrung bringen konnten. Sie werden nun in der Sammlung fehlen und eine große Lücke in der Gallerie der Lady Granville blicken lassen.

In Abwesenheit dieser beiden Ladies, welche uns merkwürdigen Stoff zu Betrachtungen geliefert haben würden, erschien in diesem Winter eine english pairess, welche Milady baroness Dowager Caw... Brad... heißt. Dieß ist eine starke Frau, eine Frau und eine halbe, wie man in England zu sagen pflegt. Ihre Herrlichkeit scheint zwischen neun und dreißig und neun und fünfzig Jahren alt zu seyn. Sie schaut vornehm drein; betont stark ihre Rede; übrigens war sie, wie folgt, auf einem der letzten großen Bälle gekleidet. Sie trug eine Blouse von weißem Sammt in Aquarell gemalt, mit fabelhaften Vögeln, wundervollen Schmetterlingen und Käfern! Blätter, die kein Botaniker kannte, und Blumen — ja Blumen, wie sie nirgends gesehen werden, selbst nicht in Treibhäusern. Der Kopfputz von Milady bestand in einer doppelten Rolle von white hair (weißen Haaren), worauf eine ausgehöhlte Kappe von Gros de Naples saß, hin und wieder mit einigen Diamanten geziert, die wie Nägel darin eingeschlagen waren. Ueber ihren delectable gown hatte sie eine Art von flatternder Tunika von schwarzen Spitzen gezogen, welche ihr nur bis zum Knie reichte. Wir enthalten uns jedes Urtheils über das Ensemble dieser Toilette, um nicht den Vorwurf verletzter Gastfreundschaft

auf uns zu laden. Daher wollen wir ohne Weiteres in der Musterung englischer Toiletten fortfahren.

Kürzlich begegnete uns in einem diplomatischen Salon die kleine Mistreß L. in Pantoffeln, einer Schürze von Stroh, einem Halsschmuck von Glas und karaibischen Armbändern aus Holz geschnitten; Alles das bunt, wie das Fell des Panthers und die Haut der Schlange der heißen Zone. Man machte ihr viele tausend Komplimente über ihre Toilette, denn nichts ist so refined, so ausgezeichnet, als der Schmuck der Wilden. Dieser, von dem wir hier sprechen, ist ein Geschenk des Commodore Owen Leslie und Mistreß L. verfehlte nicht, hinzuzufügen, daß ein ähnlicher bei Wid and Wilton China man in Temple Bar vierhundert Pfund Sterling gekostet habe. Diesen Preis, so wie die Adresse des China man wiederholte sie wohl fünfzigmal.

Um zwei Uhr nach Mitternacht erschien in derselben Gesellschaft eine andere Engländerin, welche gleich der Iphigenie gekleidet war. Sie trug eine weiße Robe und eine weiße Tunika darüber, dazu einen langen Schleier. Sie war so hager und bleich, daß man Mitleid mit dem unschuldigen Mädchen haben konnte, und es zeigte sich in Gang und Benehmen dieser english miss etwas so dramatically victimable, daß man jeden Augenblick glaubte, von ihr die Worte zu vernehmen: „Ich reiche Calchas Eisen mein unschuldiges Haupt hin!"

Wir geben den Lesern zu bedenken, daß wir im Carneval sind, und daß das Ansehen der ingenuity, minority und der Unerfahrenheit in England sehr in der Mode sind. Es ist nun eben eine Verkleidung wie jede andere. Dennoch sah die Schwägerin von Lord Ab . . ., Lady Suzanna T . . . ganz wie die Heldin in Hugo's Notre Dame de Paris aus, welche allerdings nicht sehr große Ansprüche auf Unschuld machen kann. Sie trug ein Corsett mit kurzen Schößen und Flittern gestickt und dazu einen grünen Rock. Die Haare waren in einem dunkelrothen Netze und die Strümpfe fleischfarb mit Silberzwickeln. Es fehlte ihr nichts als das Tambourin und die kleine Ziege der Esmeralda. Man glaube aber ja nicht, daß hier von einem Maskenball die Rede ist; es war eine ganz gewöhnliche Gesellschaft, eine Soirée, wie man deren dreihundertfünfundsechszig in einem Jahr zählen kann. Wenn man das Glück hat, in einem von der Freiheit so begünstigten Lande, wie England, zu leben, so kann sich jeder nach seiner Laune kleiden. Das ist the independant individuality, die singularity, welche das sicherste Zeichen des guten Tones sind; und man darf kühn behaupten, daß die tollsten Toiletten in England durch die magna charta sanctionirt werden.

Digitized by Google

Als vor wenig Tagen die right honourable miss D... K... in einer Gesellschaft angemeldet wurde, murmelten einige Dandies: „blue stocking! blue stocking!“ und ihre nebelhafte Physiognomie schien augenblicklich den Ausdruck einer etwas unhöflichen Malice zu zeigen. Alle diese Gentlemen richteten sogleich ihre kleinen Gläser auf die Eintretende und die horonable miss D... K..., die Touristin, ging durch die Reihen mit dem Ausdruck tiefer Verachtung dieser vulgarity libraryphobe. Sie war in schwarzer Wolle, und dieses aus zwei Ursachen: zuerst wollte sie die tiefe Trauer seit dem Tode des Generals Lafayette nie ablegen, obgleich sie ihn nur aus den Zeitungen kannte; und zweitens weil der größte Theil ihres Einkommens in ihre collection of library darauf gegangen war.

Miss D... K... trug in ihrer rechten Hand eine Rolle Papier. Sie geht nie ohne eine solche oder ein Buch zu tragen. In Ihrem Miethswagen ist immer ein Schreibepult mit allem Nöthigen versehen; auch ist er immer vollgestopft mit Büchern, Manuscripten und fliegenden Blättern. Uebrigens trägt miss D... K... beständig blaue Brillen, und wenn man den vulgarities glauben wollte, die sie immer verläumden, so geschieht dieß von der Dame, um sich ein gelehrtes Ansehen zu geben. Man kann aber auch nichts Leidenschaftlicheres denken, als die Feindschaft der Dandies gegen die blue stockings; doch muß man nicht glauben, daß nicht auch viele von ihnen weiße Strümpfe tragen. Von blue stockings aber in der Wirklichkeit zu sprechen, muß ich hier vier junger Damen erwähnen, die in dem Saale des englischen Gesandten erschienen, sich wie Orgelpfeifen bei der Hand führend, das heißt, die größte und älteste ging voran, und schleppte ihre Schwestern mit einer bezaubernden einfältigen Miene nach.

Diese vier wohlbeleibten Mädchen, roth wie Ziegel, waren ganz gleich in blauen Taft gekleidet, so blau, als nur einer aufzutreiben war, ohne alle Garnirung; weder Colliers, noch Armbänder, noch Fichus; nicht der kleinste Tullstreifen, keine Blonde, kurz kein Schmuck, wenn man nicht die Flechten ihrer caledonischen Haare und die vier Kleider dafür nehmen will. Sie promenirten in den Sälen, während der ganzen Soirée mit kleinen unbefangenen Colombinen-Manieren und sich immer bei den Händen führend. Alle Anwesenden, die nicht Engländer waren, bekannten einstimmig, nie etwas Aehnliches gesehen zu haben. Es waren die Töchter eines anglikanischen Bischofs.

(Diese epigrammatischen Porträts werden gewiß allen eleganten, geistreichen englischen Damen ein Lächeln abnöthigen. Der Scherz kann jedoch nur einige originelle Individualitäten erreichen, wie sie sich überall und in jeder Nation finden. Der Verfasser dieser Skizze wird gewiß schon in den Fall gekommen seyn, gleich uns, Engländerinnen gegenüber gestanden zu haben, welche Schönheit, Eleganz und Grazie in so hohem Grade vereinigten, daß sie die allgemeinste Huldigung erhielten. D. R.)

II.

Die Medizinische Boutike.

Man hat viel gesprochen und gelacht über die früheren Charlatanerien der Aerzte. Das war aber eine unschuldige Sache, die jetzt schon längst überboten wurde. Wir wollen hier einige Züge unter vielen anführen, die wahrhaft seltsam genug sind. Viele Aerzte, nachdem sie die Stunde angezeigt haben, in welcher sie ihre Berathungen ertheilen, berufen zu eben dieser Stunde Freunde, Gläubiger und andere, die stillschweigend und mit einer Kranken-Miene sich in dem Vorzimmer versammeln. Der Ankömmling erstaunt; die Carnevals-Freundschaft macht Eindruck auf ihn; er harrt in Geduld, und wird nach zwei Stunden angenommen. Wenn er fortgeht, so ist er voll Hoffnung und Vertrauen, weil die Kranken Queue bei seinem Doctor machen. Zu dieser imponirenden Versammlung in den Vorhallen seines Kabinets fügt der Praktiker, der etwas vom Handwerk versteht, auch noch die Zauber der Dekoration. Es darf nicht hell im Zimmer seyn, graue Vorhänge, schwarze Möbeln, der Divan wie ein Sarg geformt, eine unordentliche Menge offener Bücher, zerstreute Papierschnitzel, als Zeichen des Studiums, als Symptome der Wissenschaft; an der Wand der sterbende Sokrates; Hippokrates, der die Geschenke des Artaxerxes zurückweist; auf dem Schreibtisch die Büste Orfila's; überall Todtenköpfe, anatomische Tafeln, astrologische Studien; auf dem Boden ein dunkelgrüner Teppich, darauf ein Tiger- oder Bärenfell, ein Bärenfell ist aber besser; auf dem Kamin eine Uhr, welche den Philosophen von Cos vorstellt; zwei Vipern in Spiritus; die kleinen Statuen von Voltaire und Rousseau, einige Mumien, und so viel als möglich Gegenstände von ungewöhnlicher Gestalt; endlich, und das ist das Hauptsächlichste, auf einem Tische eine Reihe kleiner Haufen Kupfer-Sous, in weißes

Digitized by Google

Papier gewickelt, und Fünffrankenstücke zu einem, zweien, vieren, auch einige Napoleons, die zu diesem Zwecke ausgeliehen sind, und die wieder zurückgefordert werden, wenn die Stunde der Consultation vorüber ist.

Hiezu eine Wohnung über dem Entresol; ein brauner Schlafrock, weiße Wäsche, weiße Hände, ein Ring, bleiche Gesichtsfarbe, hohle Augen und Pantoffeln von schwarzem Maroquin. Jeden Augenblick muß Einer an der innern Thür klopfen und antworten, daß der Arzt keine Zeit habe; zwölf kleine, selbst geschriebene Briefchen, die am Morgen zugesiegelt wurden, und die man sich zuschicken läßt in Gegenwart des Consultirenden. Sollte aus einer so brillant eingerichteten Boutike nicht Namen und Ruf des Arztes hervorgehen, so müßte er in der That viel Unglück haben. Sind die Consultationen zu Ende, so kleidet sich der Arzt an, und wendet sechs bis sieben Franken auf, um in einem Cabriolet de regie im starken Trab durch die Straßen von Paris zu fahren, sich weit herausbiegend und rechts und links grüßend, um bemerkt zu werden, damit die, welche ihm begegnen, ihn für sehr beschäftigt halten und sich's einander sagen. Glücklich ist der Arzt, der zu allen diesen kleinen Hebeln auch einige große besitzt, z. B. Diners und Soiréen. Dieß bildet bald eine Kundschaft! So kenne ich eine Art von Operateur, der heut zu Tage sehr berühmt ist; ein Mensch, bei dessen Anblick man versucht wird, sich sogleich nach einem Orchester von Trompeten, Pauken und großer Trommel umzusehen. Der große Name dieses Mannes kommt nicht von seinem Talente, sondern von seinen Diners her. Einst sagte er zu mir bei Tische, mitten unter Akademikern, Schriftstellern und Journalisten, die er in Champagner badete: „Sie sehen, mein Lieber, alle diese Leute; es ist nicht einer darunter, der mir nicht etwas einbrächte. Der Unbedeutendste, der Unbekannteste macht mir wenigstens vier Linien für den Corsaire. Nun? sind vier Linien im Corsaire nicht ein Diner werth?

Diese streben übrigens nur nach hoher Kundschaft, das heißt, der reichen Leute. Jene müssen das Kreuz der Ehren-Legion haben. Besitzen sie nicht das Kreuz der Ehren-Legion, so müssen sie doch das Juli-Kreuz haben, dessen Band sie so knüpfen, daß man nur die rothe Einfassung davon sieht. Bald bringen sie es bis zu der Visite von fünf Franken, und verachten jeden Kranken, der weniger als einen Thaler zahlt. Hinter dieser Industrie zeigt sich eine andere, welche Kranke sucht, um Kranke bettelt. Diese subalterne Arzeneikunde begreift merkwürdige

Originale. Hier ist z. B. eines. Es ist ein Mann, den zur Zeit der Cholera die Journale wegen seines unermüdlichen Eifers und seiner Uneigennützigkeit sehr herausstrichen. Jedoch nahte er keinem Cholerakranken, ohne ein in Essig getauchtes Schnupftuch vor dem Munde zu haben, und berührte ihn nur mit Handschuhen. Sein Mittel, Geld zu gewinnen, ist nicht der Luxus, sondern das Elend. Sieht er einen seiner eleganten und reichen Collegen, so sagt er ihm mit kläglicher Miene: Seht nur meinen Hut, meine Wäsche, meine Kleider, wie das schmutzig und abgetragen ist; Ihr habt Geld, Ihr fahrt und ich sterbe Hungers. Ich mache Visiten zu zwanzig Sous, zu zehn Sous, zu fünf Sous! Ich accouchire für sechs Franken, lasse zur Ader für fünfzehn Sous, und schneide ein Bein ab für drei Livres. Das ist ein Geschäft! Wißt Ihr einen Kranken für vierzig Sous, so empfehlt mich ihm. Ich thu' Alles für Euch, ich liebe Euch, Ihr seyd so groß, so gelehrt, so gut!

Kein Mensch sieht ein, wie man auf diese Weise sein Glück machen kann, und doch ist es so. Er handelt, tauscht, macht einen verzweifelten Umsatz mit seinen Collegen. Er behandelt einen Schuhmacher für ein paar Stiefel, einen Epicier für Kerzen, einen Auvergnaten für ein paar zinnerne Löffel. Dann verkauft er Stiefel, zinnerne Löffel und Kerzen, und leiht das Geld auf Pfänder. Seine Erben werden glücklich seyn, wenn er einst gestorben ist.

Eine andere, sehr kostbare Basis der medizinischen Boutike ist die sogenannte Camaraderie. Dieß ist jedoch nicht mehr lächerlich, weil es niederträchtig ist. Ich saß eines Tages am Bette einer Verwandtin, die gefährlich krank war. Man hatte so eben eine medizinische Berathschlagung für nöthig erkannt. Wen werden Sie dazu nehmen? fragte ich. — Herrn X. — Warum Herrn X., warum nicht Herrn Z.? — Herr X. ist der Adler der Wissenschaft! — Sind Sie Arzt? fragte man mich mit pikirter Miene. — Nein, sagte ich, daher meine ich, daß man beide herbeirufe. — Später erfuhr ich, daß der junge Arzt ein Schützling des Herrn X. sey, welcher seinen Confrater Z. nicht ausstehen konnte. Die beiden Aerzte kamen. X. genehmigte Alles, was sein junger Schützling verordnet hatte; Z. verwarf hingegen Alles, was X. guthieß. Ich legte mich als naher Verwandter in's Mittel, X. und sein Schützling wurden verabschiedet; man befolgte, was Z. verordnete und die Kranke genas. Der junge Arzt, der jetzt mit seinem Meister entzweit ist, gestand mir vor zwei Tagen, daß das System des Professor X. keinen Schuß Pulver werth sey, und daß die Kranke unter seiner Behandlung hätte sterben müssen. — Doch wir wollen weiter gehen! Zwei Aerzte von gleichem Rufe besuchen einen Kranken; sie

Digitized by Google

sind beide ganz verschiedener Meinung über Natur und Behandlung der Krankheit. Der jüngere jedoch wird der Ansicht des ältern weichen; das ist Gesetz, das ist Gebrauch. Der jüngere würde seine ganze Zukunft auf das Spiel setzen, wenn er mit eiserner Stirne das System des ältern über den Haufen werfen wollte. Mögen doch alle Kranken eher zu Grunde gehen, als die Zukunft eines Arztes!

Noch haben wir der Boutike der philantropischen Aerzte zu erwähnen, welche irgend ein Heilmittel entdeckt haben oder entdeckt zu haben glauben, ihre Frauen als barmherzige Schwestern verkleidet, in die Hütten der Armuth schicken, um einige Kranke zu suchen, denen man das neue Heilmittel appliciren könnte. Ist das Mittel gut, so wird der Arme, der den ersten Versuch aushalten mußte, nicht weiter davon profitiren; ist es schlecht, je nun! so kostet es einige Gesundheiten oder gar ein Paar Leben armer elender Menschen. Es ist ein Unglück in der That, aber nur die Regierung trägt die Schuld, welche es nicht versteht, Erfindungen, die der Menschheit von Nutzen werden können, gehörig zu belohnen, aber hunderttausend Franken einem fremden Bildhauer für ein paar erbärmliche Statuen gibt.

Auch hat man medizinische Boutiken, welche Krankheiten fabriziren. Diese bestehen größtentheils aus Damen-Aerzten, deren Patientinnen an nervösen Phantasien und melodramatischen Emotionen leiden, und welche wohl sechs Monate und länger gegen ein Honorar von zehn Franken täglich mit Gummiwasser und Pillen von Brodkrume bedient werden. Es findet sich in der alten Pariser Praxis noch ein gewisser Arzt vor, der sehr geistreich und heiter ist, und herzlich lachen würde, wenn er dieses läse, da er selbst zwei Jahre hindurch aus allen Sorten von Küchen-Gemüsen Tisanen brauen ließ, um sie einer kranken Herzogin zu geben, die an einem Aneurisma der Zehe litt. Und dieses Aneurisma war nichts als eine Schwiele. Man denke!

Wir nennen nur noch die Boutike der Aerzte à la Commission, wie es in Paris heißt. Dieß ist eine der zahlreichsten Spielarten. Es gibt Chirurgen, welche ein Bein, einen Arm, einen Schenkel abschätzen, eine Blase, ein Ueberbein, eine Warze oder einen andern Schaden berechnen, und die dann so und so viel Procente dem Arzte bezahlen, der ihnen dergleichen zuweist. Man findet Aerzte, welche Lieferanten und Ernährer von Apotheken sind, die das Handwerk auch à l'anglaise treiben, den Wöchnerinnen Ammen verschaffen, und unter ihre Recepte die Adresse einer Apotheke schreiben, die nach ihrer Meinung allein im Stande ist, das Mittel gehörig zu bereiten. Der Apotheker ist oftmals ein Ignorant, ein dummer Wicht, ein Betrüger, der selbst nicht die kleinste Dosis von dem verschlucken möchte, was

aus seiner Officin kommt, aber er hätschelt den Arzt, er bittet ihn zum Essen, er liefert seiner Frau kosmetische Mittel und seinen Kindern Süßholz; er jagt, und sein Wildprät ist für den Arzt; er fischt, und sein Fang ist für den Arzt; er rühmt ihn dem Kranken oder der Magd des Kranken, welche die Medizin für ihre Herrschaft abholt. Das Bild des Arztes hängt am schönsten Platze in seinem Laden im zierlichen Rahmen über der Büste von Parmentier. Und am Schlusse jedes Monats wird das Geld gezählt, welches für die Recepte des Arztes eingenommen worden ist, und der Apotheker mit steifem Jabot, gewichsten Stiefeln, und weißen Handschuhen trägt dem Arzte seinen Zehnten in neuen Goldstücken hin.

Es gibt noch andere medizinische Boutiken, zu denen ich jedoch nicht hinabsteigen will, ich müßte, von ihnen zu sprechen, meine Ausdrücke zu sehr umschleiern, und man würde mir doch nicht glauben.

III.

Von der Courtille.

Seit vielen Jahren hört' ich schon von der sogenannten „descente de la Courtille“ viel sprechen; man nannte es ein merkwürdiges, sehr unterhaltendes närrisches Vergnügen, das man sehen müßte, wenn man andern Tages anders noch das Recht behalten wollte, in der guten Stadt Paris umherzugehen.

Ich, der ich sehr das Herumschlendern liebe, das Herumschlendern um zu gaffen, was die Pariser „un flaneur par excellence“ nennen, ich entschloß mich gestern, meine Wallfahrt nach der Barrière von Belleville zu unternehmen, damit ich auch ein Wort mitsprechen könne von dieser fantastischen und bizarren Prozession, die man überall als das Würdigste citirt, für jene Beiworte, die Frau von Sevigné der Hochzeit des Herrn Lauzun spendet.

Für deutsche Leser muß ich hier noch hinzufügen, daß man unter Courtille eine Menge kleiner Tabagien versteht, die an der Barrière von Belleville auf dem äußern Boulevard gelegen ist, wo sich am Fastnachts-Dienstage der Ausschuß der Pariser Bevölkerung auf die ungenirteste Weise bis zum hellen Tage lustig macht. Das Nachhausekommen dieser Leute am andern Morgen ist gerade das Schauspiel, von dem ich eben gesprochen habe. Eine Schwierigkeit setzte mich in

Digitized by Google

Verlegenheit. Oft hatte man in meiner Gegenwart davon gesprochen, daß man die descente de la Courtille gesehen habe, nie aber, fügte eine mitleidige Seele hinzu, um welche Zeit das Defiliren eigentlich angefangen habe.

So war der Dienstag gekommen, und ich befand mich noch in vollkommener Ungewißheit. Ich fühlte mich nicht so dreist, jede Maske beim Arm zu nehmen, und sie auf etwas kleinstädtische Weise mit den Worten anzureden: „Monsieur le masque, wollten Sie wohl die Gefälligkeit haben, mir zu sagen, um welche Zeit die descente de la Courtille stattfindet?“ Ich bin gewiß, daß eine solche Apostrophe mir einige Verspottungen eingetragen hätte, die nach Krapfen und schlechtem Wein gerochen hätten. Solche Verspottungen beleidigen jedoch zu sehr meine Geruchsnerven, wie meinen Geschmack. Um nun nicht einem Dummkopf gleich zu sehen, entschloß ich mich, ein Dummkopf zu seyn, und ging gutes Muthes nach dem bekannten großen Traiteur-Hause „aux Vendanges de Bourgogne“ gegen fünf Uhr Morgens; dort setzte ich mich in ein geschlossenes Kabinet und bereitete mich vor, zu sehen — wie man nichts sieht.

Ob das Frühstück, das ich erhielt, gut oder schlecht war, davon weiß ich nichts. Die Besorgniß, die ich hatte, daß die descente ohne mich von Statten gehen könnte, nahm mich so in Anspruch, daß ich wie ein wahrhafter Engländer aß und trank, welcher bloß hinunter schluckt, ohne zu schmecken. Alle fünf Minuten sprang ich auf, öffnete das Fenster und sah hinaus. — Nichts kam!

Um sieben Uhr erschien der Garçon, und bat mich, eine Gesellschaft in mein Kabinet einführen zu dürfen, die, gleich mir, die descente de la Courtille mit ansehen wollte. Da ich seit einer halben Stunde nicht mehr frühstückte, so hatte ich kein Recht, dieses abzuschlagen; die Gesellschaft trat also ein und nahm an meinem Tische Platz; ich aber setzte mich still zum Fenster, und guckte durch die Scheiben nach der berühmten descente. Nach einer Stunde ungefähr erblicke ich eine Menge von Fiakern, Cabriolets, Citadinen, Coupé's und Fußgängern, Männer, Frauen und Kinder, welche die Vorstadt des Tempels hinansteigen. Schnell ruf' ich den Garçon und frage ihn, ob die descente nicht bis zu uns kommen werde; er antwortet mir, daß ich nur ruhig seyn solle, und daß alle diese Leute sicher nicht mehr zu sehen bekämen, als ich. Dieß gab mir neuen Muth. Um neun Uhr, nach vierstündigem Warten, erblickte ich einen Pierot und eine Poissarde, welche Arm in Arm herunter kamen; die Poissarde hatte ihre Röcke aufgehoben und der Pierot hielt seine Larve in der Hand. Ich zitterte vor Vergnügen und Hoffnung, nun endlich des merkwür-

digen Schauspiels theilhaft zu werden; ich öffnete das Fenster, so groß und weit es war und schaute. . .

Ich sah eine Menge von Fiakern, Cabriolets, Citadinen, Coupé's und Fußgängern, Männer, Frauen und Kinder, welche die Vorstadt hinaufstiegen; aber Niemand kam herab. Um Mittag jedoch spürte ich an der Leere meines Magens, daß mein Frühstück vollkommen hinabgestiegen war; ich forderte daher ein zweites, und wartete weiter, denn der Garçon bestärkte mich darin, daß die tolle Wirthschaft bald anfangen würde. Gegen zwei Uhr erblicke ich einen Savoyarden, einen Türken und einen Hanswurst. Nun war kein Zweifel mehr, die descente nahm ihren Anfang. Sogleich öffne ich wieder mein Fenster.... und erblicke eine Menge von Fiakern, Cabriolets, Coupé's, Frauen, Männern und Kindern, welche die Vorstadt hinauf gingen.

So trieb ich's fort bis eilf Uhr Abends. Dann sah ich zum letzten Mal hinaus und bemerkte, daß jetzt Alles still war und auch Niemand mehr hinaufging. Der Garçon brachte mir meine Karte, die 75 Fr. betrug.

Ich verstand nun wohl, daß die descente beendigt seyn müsse. Ich ging befriedigt nach Hause, erfahren zu haben, daß die descente de la Courtille nichts anders sey, als ein Aufzug von Müßiggängern zum Vortheil der Restaurateurs in der Vorstadt des Tempels. Avis au lecteur!

IV.

Die Krankenwärterin.

Die Pariser Krankenwärterin ist drei und vierzig bis neun und sechszig Jahre alt; sie muß die Wittwe eines ruinirten Capitalisten seyn, der unglückliche Spekulationen unternommen, und drei ihrer Jungen sind Figuranten an der Porte St. Martin. Sie schnupft, trinkt viel Caffee, hat drei Katzen, zwei Kanarienvögel, ein Männchen und ein Weibchen, einen Spitz, und wohnt an der Kohlbrücke im vierten Stock über dem Entresol.

Wenn man sie zu irgend einem bedeutenden Kranken holen kömmt, so gibt sie ihren Thieren auf acht Tage zu essen, umarmt sie alle, steckt ihre Nachthaube in die Tasche, füllt ihre Tabaksdose, verschließt ihre Thür sorgfältig, und nimmt von der Frau des Portiers einen langen Abschied. Mehrmals kehrt sie um, um zu sehen, ob ihre

Fenster gut verschlossen sind und ob die Sperlinge nicht ihre Blumentöpfe davor verwüsten können. Nach dem Wege, den man einschlägt, schließt sie auf das Haus, wo man sie hinführen will. Geht man die Straße St. Denis hinab, so brummt sie zwischen den Zähnen: „das sind Handelsleute"; wendet man sich nach der Insel St. Louis, so spricht sie: „das ist Bürgerpack"; nach der Seite der Chaussee d'Antin: „das sind Reiche"; oder nach der Vorstadt St. Germain: „das sind Marquis." Auch das Stockwerk dient ihr als ein sicheres Kennzeichen. Läutet man zum ersten Stockwerk, so lächelt sie; zum zweiten, so denkt sie nach; zum dritten, so seufzt sie; zum vierten, so hat sie Nervenzuckungen; das fünfte Stockwerk flieht sie, wie die Pest.

Tritt sie in das Krankenzimmer, so hat sie an Allem auszusetzen. Sie critisirt den Arzt, die Arzeneimittel, die Recepte, die Diät. Das Bett steht nicht recht. Nichts ist gut, wenn sie nicht die Hand anlegt. Sie spricht laut mit den Familiengliedern, gibt den Kindern Kopfnüsse, wenn sie Lärm machen, und nimmt den besten Platz am Tische ein. Man muß sie Madame nennen, und muß sich in Acht nehmen, ihren Füßen zu nahe zu kommen, weil sie Hühneraugen hat. Nach dem Essen muß sie ein Gläschen Rhum zum Caffee haben. Sie bindet Zucker in ihr Schnupftuch für ihren Azor, und legt alle halbe Stunde einen ungeheuren Holzkloben in den Kamin.

Sie ist schwatzhaft und klatscht gern. Sie erzählt, daß sie kürzlich bei einer jungen Dame war, die in den Wochen lag, schön wie die Engel des Himmels, zu welcher alle zwei Tage ein Prinz von Geblüt incognito kam mit seinem großen blauen Ordensbande und einem Kleide, das auf allen Nähten mit Gold gestickt war; von ihm erhielt die junge Dame in den Wochen ein Halsband von Diamanten, das alle Schätze der Welt nicht bezahlen konnten, und einen Wagen, mit weißem Atlas ausgeschlagen, mit zwei wunderschönen schwarzen Pferden. Sie zählt die Wundercuren auf, die sie gemacht hat: sie hat drei Präfekten vom Tode gerettet, einen Staats-Prokurator, sieben Ballettänzerinnen, einen russischen Gesandten, eine spanische Herzogin und den reichsten Lumpenhändler aus der Straße Mouffetard. Sie besitzt Recepte gegen Zahnschmerzen, Frostbeulen, Podagra und Schnupfen. Sie theilt sie umsonst mit, weil sie nur das Wohl der Menschheit will. Nun kommt der Abend. Die Krankenwärterin setzt alle Betten des Hauses in Contribution, um für sich ein anständiges Lager auf dem Sopha zurecht zu machen. Hier nimmt sie ein Kopfkissen, dort eine Decke, hier wieder ein Lacken, und während alle Leute unzufrieden sind, kleidet sie sich aus, streckt sich und schläft ein. Während der Nacht kann der Kranke mit seiner schwachen Stimme rufen,

so lang er will; sie thut, als höre sie nichts. Am andern Morgen beklagt sie sich über die Fatiguen und die Unbequemlichkeiten ihres Standes.

Kehrt sie wieder zu ihren Penaten zurück, so thut sie acht Tage lang gar nichts. War die Kundschaft gut, so geht sie alle Abende in's Theater, zu Madame Saqui, speist beim Restaurant zu sechs und zwanzig Sous prix fixe, und trinkt ihr Täßchen Caffee im Estaminet. Hat die Krankheit nicht viel eingetragen, so ißt sie daheim Bohnen und liest einen Roman von Ricard. Die Krankenwärterin hat sich zum zweiten Mal mit einem Tambour der achten Legion der Nationalgarde verheirathet, und endet ihre Tage in dem Spital der petits menages, wo sie ein Plätzchen fand durch die Protection der Geliebten des Sohnes von einem Cousin des Sekretärs eines Deputirten.

zed by Google

Souvenirs d'Allemagne,

von einem

in Paris habilitirten Deutschen.

Vorwort.

Es ist ein in den ersten Familien Frankreichs verbreiteter Irrthum, als sey es in neuester Zeit französischem Esprit gelungen, das seltsame Land, Namens Deutschland, kennen zu lernen in seinen Höhen und Tiefen. Wie jede Narrheit von der Seine hat auch dieses Salongeschwätz Wiederklang gefunden in der deutschen Presse, und es ist Zeit, einem Wahne entgegen zu treten, der für beide Nationen verderblich wird.

Es ist wahr, ihr Franzosen hattet unsere Festungen, Königreiche und einen Theil unserer Frauen und Mädchen erobert. Sieben Jahre lang tönte französischer Zapfenstreich in den Straßen deutscher Städte. Aber kennen lerntet ihr uns darum nicht. Ihr kehrtet mit der Ueberzeugung heim, daß unser Land ein Land sey voll schlechter Chausseen, schlechter Suppen und unaussprechlicher Nomina Propria.

Oft haben die blanken Schwadronen Latour Maubourg's unter deutschen Eichen bivouaquirt; aber das seltsame, jedem deutschen Knaben bekannte Lied, das der Nachtwind in den dunkeln Kronen aufspielte, haben sie nicht verstanden.

Die kaiserlichen Adler wurden proscribirt, und ihr schicktet uns eure Philosophen und Schulmänner. Sie speisten zu Mittag bei Hegel, zu Abend bei Schelling, fuhren über den Rhein zurück, und belehrten euch über die deutsche Philosophie.

Die Julirevolution hat euch nicht klüger gemacht. Ihr schicktet Emissäre, die Deutschen die Revolution zu lehren. Ein Beweis mehr, wie wenig ihr uns kanntet.

Die Hieroglyphen der Pyramiden hat euch Champollion entziffert, der Champollion für Deutschland soll noch kommen.

Es gehört französischer Leichtsinn dazu, das Wort auszusprechen, als kenntet ihr uns. Selbst euer größter Mann, der da starb am 5. Mai 1821, kannte uns nicht, sonst würde er keinen Frieden zu Tilsit und Preßburg unterzeichnet haben, und nicht zu Longwood begraben liegen.

Die folgenden Kapitel enthalten aphoristische Andeutungen, Genrestücke und Skizzen aus der Heimath. Sie sollen die Bahn bezeichnen, die der deutsche Schriftsteller einzuschlagen hat, um mit einigem Erfolg Frankreich mit Deutschland bekannt zu machen. Mit grauer Gelehrsamkeit, todter Buchstabenrechnung ist hier Nichts gethan. Das würden die Franzosen weder lesen, noch verstehen.

Erstes Kapitel.

Der Abbé bei Madame Adelaide.

Man kann in Paris nichts Gescheuteres thun, als zuweilen an Deutschland zurückzudenken. Die Wahrheit dieses Gedankens rettete mich, als ich unlängst an der Grippe der Politik des Louis Philipp todtkrank darnieder lag. Aber nicht diese markausdörrende Politik allein, auch dieses unsterbliche Gebraus der Boulevards, dieses Wespen-Gesumme der Tagespresse, die Bonbon- und Bonmot-gefütterte Salon-Atmosphäre, diese Tarantella der Börse ist vollkommen geeignet, das durabelste deutsche Herz, das in den heimathlichen Bergen, wer weiß, wie lange, munter und frisch für Gott, König und Vaterland geschlagen hätte, zu Asche zu brennen, zu pulverisiren.

Von der eigentlichen Bedeutung des Wortes „ennuyer" hat keine unsterbliche Seele, die innerhalb dem Gebiete des deutschen Bundes geboren, und die nicht eine Zeit lang in höhern französischen Zirkeln verlebte, einen Begriff. Die Deutschen haben zwar das Wort aufgenommen und glauben sich zu ennüyiren; aber beim deutschen Ennui kann man schlimmsten Falls einschlafen, einen gesunden, festen Schlaf thun; das ist in Paris nicht möglich. Der französische Ennui besteht aus tausend leisen Mückenstichen, die uns martern, das schöne Blut saugen und vergiften, aber nicht einschlafen lassen. Man wird zum Skelett bei lebendigem Leibe.

Digitized by Google

Vor nicht langer Zeit war ich bei Madame Adelaide von S. — Die Gesellschaft daselbst war eben so nobel als langweilig. Ich war dahin gegangen, die Expectorationen eines jungen Abbé zu hören, der von seiner Reise durch Deutschland zurückgekehrt war. Ich duldete wie ein Tanal. Schlimmer war es meinen Landsleuten unter Napoleon nicht ergangen. Der Kaiser vergriff sich wenigstens nicht an unserer Poesie, wie dieser ausgewaschene, ausgebrannte, ausgestopfte und Quecksilber-legirte Voyageur.

Armes Vaterland, Spielwerk eines Affen! Ich wollte mich entfernen, als der Abbé auf einen Ostermorgen einer einstigen deutschen Reichsstadt zu sprechen kam, und ihn als das Nonplusultra alles irdischen Misere und Ennui schilderte.

Da schoßen alle Blumen verklungener Zeiten in meinem Herzen hoch empor und berauschten mich mit ihrem Dufte, und das Blut rollte froh und selig durch die Adern, wie einst beim Knaben, wenn er nach vollbrachter Lektion die Heimathberge erkletterte.

Ein Ostermorgen in Deutschland, durchduftet von Poesie, Liebe, Frühling und Gottvertrauen. Französische Garde fütterte einst ihre Pferde in der Sakristei meiner Kirche; es hatte mein Knabenherz tief empört; aber später erkannte ich, daß jene Gardisten nur alte Römer gewesen in neufranzösischen Uniformen; ihr Gott war der „empereur“ und ihre Sakristei das Schlachtfeld — sie waren noch humane Leute gegen das Abbéskelet. Mit jener blutlosen Bosheit, die im deutschen Vaterlande nur in solchen Cirkeln gefunden wird, wo französische Etiquette Fuß gefaßt hat, witzelte dieser Akademie-belobte Restaurations-Pilz über Alles, was er in Deutschland gesehen und nicht verstanden.

Ich hör' es nicht ungern, wenn man die Deutschen persiflirt; es hat das sein Gutes; aber man soll nicht mit Aqua toffana zeichnen und vergiften.

Es ist jedem Deutschen, dem das Wort gegeben, heilige Pflicht, dieser impertinenten französischen Manie, über unser Land zu räsoniren, mit dem besten Blute entgegen zu treten, wie auf den Feldern von Lützen und Waterloo den französischen Adlern. Jener unheilvolle Dämon, der über dem Rheine auf- und niederschwebt, für Frankreich schwarze Abbé's und für Deutsche schwarze altdeutsche Röcke und Barets ausbrütet, sey der Doppelzielpunkt für die Einsichtsvollen beider Länder.

Wir wollen uns geben, wie wir sind. Die Zeit des Demaskirens kann nicht länger verschoben werden. Oeffentlichkeit, Redlichkeit und Vertrauen sind die Erfordernisse des vorgeschrittenen Zeitgeistes. — Nehmt uns, ihr Franzosen, so ehrlich, wie wir uns euch manifestiren.

Selbst unsere Mysterien, die eurem Genius bisher unenthüllt blieben, muß unser Bemühen seyn, euch verstehbar zu machen.

Mehre meiner talentvollen Landsleute zu Paris haben hierin bereits einen lobenswerthen Anfang gemacht. Möge ihr Beispiel gewissenhafte Nachahmer finden.

Zweites Kapitel.

Die deutschen Ostern.

Es gibt im deutschen Jahre zwei Zeiten, die in ihrem mystischen Nebelgrau jener hochschottischen, Ossian-besungenen Bergathmosphäre nicht nachstehen. Mit nassen dunkeln Vorhängen ist der Novemberhimmel umhangen. Gespenstisch werden von losgelassenen Novemberstürmen die feuchten Morgen- und Abendnebel wie ein Heer ungeschlachter Riesen über todtstille Fluren und Berge gejagt. Das feuchte Laub, die gestorbenen Locken des letzten Frühlings, rauschen von Zeit zu Zeit empor; ein einsamer Rabe durchkrächzt den grauen eintönigen Himmel — es sind die Sterbeseufzer des verscheidenden Jahres.

Die andere geheimnißvolle Nebelzeit ist die der Frühlings Tag- und Nachtgleiche. Die Natur liebt ihr Erwachen, wie ihren Tod, stets in ahnungreiches Dunkel zu hüllen. Aber ein ganz anderer Ton als aus dem grauen Spätherbste spricht aus diesem Frühlingsdämmerreiche. Verrauschen die Novembernebel, so bescheint der klare kalte Decemberhimmel eine große, weiße Leiche; aus dem Märzgrau dagegen bricht der Frühling reizend und sonnenklar hervor.

Wie der Himmel, so das Volk, das darunter wohnt. Ich mußte daher obige Worte vorausschicken, bevor ich erwähne, daß das deutsche Ostern in jenes ahnungsreiche Frühlingsgrau fällt.

Als der Abbé bei Madame Adelaide über das deutsche Osterfest sprach, nahm er auf Himmel und Wolken allerdings keine Rücksicht. Er wohnte der Feier in einer streng protestantischen Stadt bei, die ihm daher natürlich nüchtern vorkam. Daß die Einwohner ohne Prunk und Prozession nach dem schmucklosen Dome wandelten, schien ihm einfältig. Es ging zu fromm her, er hielt das für abgeschmackt.

Doch hinweg mit der widrigen Puppe, wenn ich von dem Osterfeste der Deutschen spreche.

Ja, auch wir Deutschen glauben an eine Auferstehung, an einen Gott der Liebe und Gerechtigkeit; darum feiern auch wir unsere Ostern,

und die Natur feiert sie mit uns. Gleichzeitig flammt es auf unsern Altären und Bergen. Die dunkeln Winterträume dort Oben zerrinnen und singend tritt die Frühlingssonne in die schöne Welt.

Es gibt kein zweites Fest im Jahre, das so symbolisch zu uns spräche, so einfach, so tiefsinnig; und nur ein deutsches Gemüth vermag Ostern in seiner ahnungsvollen, heiligen Deutung wahrhaft zu verstehen.

Bedeutsam klingt die deutsche Osterglocke im Gemüthe des Knaben wieder, und wächst er zum Jüngling heran, wird die Ahnung zur Gewißheit. Auferstehung, Auferstehung, hier und jenseits, ist das hohe Lied der deutschen Ostern.

Wie eine vom Himmel geküßte Blume wandelt die Jungfrau zur Kirche, Himmel-bräutlich, madonnenhaft.

Ich kenne euch, ihr Madonnenaugen des Ostermorgens. Wie oft leuchtetet ihr mir in den dunkeln Hallen der Frühkirche. Gläubig hab' ich Jahre lang zu euch aufgeschaut und mein Glaube hat mich nie betrogen.

Heimathklänge wehen aus Deutschland herüber und mahnen den verlorenen Sohn, heimzukehren, wo man ihn empfangen will mit der alten Liebe, wie es geschrieben steht in der schönen Legende. Und ich sitze hier, mitten in der Nacht, mitten in Paris, dem schlafenden Ungeheuer. Wer weiß, wie viele Verbrechen diese Nacht in diesem finstern Steinlabyrinthe begangen werden; wer bürgt mir, daß nicht Morgen die Revolution ihre alten blutigen Mähnen schüttelt und der Mord durch die Straßen rollt? Darum sprecht ihr so überzeugend, ihr Harmonien heimgegangener Ostermorgen; und darum tauchst auch Du auf, süßes Bild einer süßen, himmelvollen Zeit.

Wie oft stand ich am Pfeiler rechter Hand, wenn Du im alterthümlichen, seltsam geschnitzten Kirchenstuhle saßest und mit Gott sprachst und seinen Engeln. Hoch über uns klangen die Frühglocken in die dämmernde Welt. Wo nahmst Du nur die schönen rothen Mandelblüthen her, die stets neben dem Büchlein lagen mit goldenem Schnitte?

Zerfallen mit Kopf und Herzen, voller sophistischer Spitzfindigkeiten, theologischer Scrupel und Zweifel war ich lange Zeit die Kirche geflohen wie ein Krankenhaus. Da rief mich einmal mit wunderbarem Klange die Osterglocke in die stillen Hallen. Ich schaute Dich und glaubte wieder an Engel, an einen Himmel, an Gott und Unsterblichkeit. Du warst mein Evangelium. In ihren Locken blühten für unsern nordischen Himmel seltsam rothe Blumen; als ich mir sie näher betrachtete, waren es rothe Mandelblüthen.

Der Patron der Kirche hatte der Gemeinde ein treffliches Altarbild zum Geschenk gemacht. Es war ein Christuskopf. Von den Altarkerzen mild erleuchtet, blickte er zu der Gemeinde hernieder wie die versöhnende Liebe. Auch sie blickte zu dem Bilde auf mit Gott vertrauendem hingebendem Auge. Ach, die schöne Sage von Pygmalion ist auch nur eine schöne Fabel gewesen, sonst würde das Altarbild durch die Himmelsblicke der Beterin Leben bekommen und sie davon geführt haben nach seiner Heimath.

Ich glaube, es ist auch geschehen. Als ich nach Jahr und Tag wieder am Pfeiler lehnte, saß auf ihrem Platze eine schwarzverschleierte Dame. Auch das Christusbild war mit Flor umzogen. Eine erbebende Ahnung durchzuckte mein Innerstes. Prophetisch klangen die Glocken in der Höhe. Ich folgte der Verschleierten auf dem Heimwege. Sie wandelte nach dem Kirchhofe und kniete an einem Grabe nieder. Auf dem Grabe aber blühten schöne rothe Mandeln.

Drittes Kapitel.

Das deutsche Mährchen.

Unter den vielen Dingen in Deutschland, wovon die Franzosen keinen Begriff haben, gehört namentlich die geheimnißvolle, in seltsame Schatten gehüllte Mährchenwelt. Mir sind die heitern goldenen Blumen, die man in Frankreich unter dem Namen Mährchen begreift, nicht unbekannt. Es sind kosende Schmetterlinge, die im hellen Sonnenlichte gaukeln. Das deutsche Mährchen ist ganz anderer Natur. Es ist ein verzaubertes Veilchen mit wunderbarem Dufte. Erst wenn die Sonne gesunken, das Abendroth einsam hinter Ruinen glüht, die langen Schatten sich in die Thäler legen, entfalten sich die geheimnißvollen Blätter und die blauen Augen erzählen uns leise und vertraulich von ihrer süßen, wonnigen Heimath.

Das deutsche Mährchen greift tief in das deutsche Leben ein. Unsere Königskinder werden mit Mährchen in den Schlaf gesungen, und der Köhlerknabe in einsamer Waldhütte entschläft mitten unter schönen Prinzessinnen und in der süßen Hoffnung, nächster Tage einen schönen Heckthaler aufzufinden oder von irgend einem honetten Gnomen bestens bedacht zu werden.

Digitized by Google

Die Mährchen hat der liebe Gott entweder für die Deutschen besonders geschaffen oder ein Deutscher hat sie erfunden, was gar nicht so unmöglich ist; das Pulver war weit schwerer zu erfinden. — Wer daher den deutschen Charakter kennen lernen will, der muß das deutsche Mährchen studiren. Kein Historiker, selbst Herr Luden in Jena nicht, hat die Deutschen treuer geschildert, als ihre Mährchendichter. Das kommt daher, weil diese Mährchendichter Niemand anders als das deutsche Volk selbst waren.

Man hat in neuester Zeit Hoffmann's Schriften in das Französische übersetzt. Sie haben daselbst fast mehr Glück gemacht als im Vaterlande, und ich hatte wiederholt Gelegenheit, den Berliner Novellisten als den größten deutschen Mährchendichter preisen zu hören. Es ist dieß ein großer Irrthum. Hoffmann hat eine tiefe, glühende Phantasie, ihm war eine wunderbare Anschauungs- und Darstellungsgabe verliehen; aber der negirende, hypochondrische, fratzenhafte Dämon, der fast in sämmtlichen Produkten dieses Dichters spukt, ist dem deutschen Mährchen ganz fremd. Der Grundton dieses seltsamen Geschenks der Gottheit ist der reine, lautere Humor, und ihn verstand kein deutscher Schriftsteller so glücklich aufzufassen und treu wiederzugeben, als Johann Carl August Musäus.

An einem deutschen Mährchen hat Deutschlands größter Dichter sein ganzes langes Leben hindurch gedichtet. Das Mährchen heißt Doktor Faust und der Dichter Wolfgang von Göthe; geboren zu Frankfurt am Main 1750 und gestorben am Fürstenhofe zu Weimar, im Frühjahr 1832.

Viertes Kapitel.

Die Nacht im Forsthause.

Ist mir doch, wenn ich der alten Zeiten gedenke, als müßten die deutschen Mährchen noch einmal in Erfüllung gehen. Rauschend schlugen die finstern Fichtenhäupter, vom Sturme gepeitscht, aneinander. Es war eine Nacht zum Tollwerden; aber in Deutschland wird man nicht so leicht toll. Unsere treffliche Philosophie, und jeder Deutsche ist geborener Philosoph, ohne bei Krug Collegia gehört zu haben, läßt's nicht zum Aeußersten kommen. Wir haben ein reichhaltiges Lager von Stoßseufzern und Sprichwörtern für die Stunden der Trübsal.

Ich stärkte mein durchnäßtes und verzagtes Gemüth mit solchen Bonmots, und erreichte auch glücklich eine Försterwohnung, die mitten im Walde lag. Die Hunde erhoben ein solch entsetzliches Geheul bei meiner Ankunft, als habe man sie vier Wochen lang auf mein theures Fleisch und Bein fasten lassen. Ich lebte damals wirklich in der moralischen Ueberzeugung, daß ich die Sonne des nächsten Tages nicht erleben, noch viel weniger zwölf Jahre später auf den Pariser Boulevards promeniren würde.

Das Forsthaus, so viel ich in der Finsterniß gewahren konnte, war so alterthümlich-romantisch, daß es jeder umsichtigen Theater-Direktion als Muster zu empfehlen wäre, und die Leute, die mir entgegen traten, konnten sich getrost in die Brockhaus'sche Urania binden lassen, als abgeschlossene und abgerundete Charaktere des Waldbruders Ludwig Tieck.

Da ich mich in einem französischen Walde derzeit noch nicht des Nachts verlaufen habe, so weiß ich nicht, mit welcher Apostrophe mich der Herr Förster empfangen würde. Von dem Deutschen hab' ich mir die Empfangworte gemerkt, um sie in meiner nächsten Novelle an den Mann zu bringen. Sie lauteten Wort für Wort:

„Plagt Sie denn der Satan, Herr Urian, in dem Teufelswetter! Ein Glück für Ihre Lenden, daß Sultan gekuppelt. Nun, seyn Sie mir schönstens willkommen.“

Der Nimrod, der diese trostreichen Worte sprach, war Niemand anders, als der Beherrscher des Waldes, der alte Oberförster Z . . ., ein stattlicher Greis, wie ihn Iffland nicht gediegener hervorbringen konnte.

So wie ich nur einigermaßen im Trockenen saß, brach die Poesie aus allen Winkeln hervor. Der Vater des Försters hatte den siebenjährigen Krieg mitgemacht, der Urahn den dreißigjährigen. Ich lernte diesen Abend mehr deutsche Geschichte, als ein deutscher Professor im längsten Semester vorbringt. Wallenstein und Friedrich der Große wandelten in der kleinen Försterwohnung leibhaftig auf und ab.

Dabei saß die schöne Spinnerin wie ein lebendiges Mährchenbild mir gegenüber. Sie gehörte zu jenen liebenswürdigen Gazellen, die von Kopf bis Fuß rosenlaunig und übermuthfröhlich; sobald aber ein Fremdling naht, wie erschrockene Rosen sich zurückziehen und die langen seidenen Wimpern tief und sittig über die blühenden Augen herabfallen lassen. Meine herzlichen Fragen wurden schüchtern, fast einsilbig beantwortet, und nur selten erhob sich der zarte Flor, und ich schaute in das reizende Reich der Unendlichkeit.

Digitized by Google

Zur irdischen Glückseligkeit gehört im Grunde sehr wenig. Ein gemüthlicher Sessel und vor uns eine siebzehnjährige spinnende Göttin. Ich überlegte eben, wie dem Jüngling zu Muthe seyn müsse, wenn jene süßen frommen Lippen zu ihm das bekannte Wort „Liebe“ sprächen, und jene Wundersterne dazu bekenntnißinnig leuchteten, als mich der alte Förster mit der Frage unterbrach: „Ob ich den Ali Pascha von Janina nicht für einen Höllenhund erkenne?“

Ich erkannte sofort den Ali Pascha für einen Höllenhund und erstattete Bericht über den Zustand der Griechen nach dem neuesten Hamburger Correspondenten. Mein Eifer für die heilige Sache machte mich warm, so daß ich mich plötzlich vom Arme des Försters mit Heftigkeit gepackt fühlte: „Mir aus der Seele gesprochen, Doktor, aber werden sie's aushalten? Der Kapudan ist unterwegs, der fackelt nicht, der Himmelsakermenter.“

Ich gerieth immer mehr in's Feuer; der Alte war ganz Ohr — das Spinnrad schwieg und ein Paar Sonnen blickten zu mir auf himmelgroß, ein Paar verkündende Welten, daß ich Wahrheit gesprochen, wie sie geschrieben stand in meinem Herzen.

Ja, ich hatte wahr gesprochen, Hellas ward frei; ich aber war gefangen und bin es noch heute; hier in Paris, der freiesten Stadt des Continents, gedenke ich eurer, ihr Sonnen im alten Försterhause.

Fünftes Kapitel.

Die Schwalbennester-Revolution.

In einem deutschen Fürstenthum ereignete sich der tragische Fall, daß mehre Schwalben, die in einem Gränzdorfe ihre Nester bauten, die Baumaterialien aus dem ausländischen Gebiete herüber trugen. Der Gutsherr, ein Patriot, so wie er von der Pascherei erfuhr, gab den Befehl, die unversteuerten Nester zu zerstören. Ein bös Beispiel verderbe gute Sitten, hatte er gesagt, denn er wußte für die verwickeltsten Lagen im Leben Sprichwörter.

Die gutsherrliche Executions-Armee setzte sich sofort gegen die Schwalbennester in Bewegung; die Bauern aber, die, wie ihre sämmtlichen Collegen im deutschen Lande, die Schwalbennester an den Häusern für glückliche Omina erkennen, wollten die Zerstörung nicht

zugeben und setzten sich zur Wehre. Der Gutsherr, weil er für solch' außerordentlichen Fall kein Sprichwort wußte, ließ anspannen, fuhr nach der Residenz und schlug Lärm. Sogleich behandelte die deutsche Presse die kleine Revolution mit der ihr in diesen Angelegenheiten eigenthümlichen Delikatesse; aber im Pariser Temps las ich sie bereits mit Kanonen. In das rebellische Dorf rückten Dragoner, und verblieben daselbst, bis die Schwalben in die Winterquartiere zogen.

An solchen Miniatur-Revolutionen ist die deutsche Geschichte neuerer Zeit nicht arm. Oft waren die Ursachen noch unbedeutender, als Schwalbennester.

Der Gutsherr, welcher der Schwalbennester-Revolution determinirt auf den Kopf trat, war Niemand anders als Herr von X . . . ., der als späterer Landstand die revolutionäre Kammeropposition vernichtete. Seine Sprichwörter und Bonmots waren gefürchtet. Mit einem Sprichworte schlug er einmal eine ganze Debatte darnieder, die für das Ministerium schon eine sehr bedenkliche Wendung nahm. Die Opposition beschwerte sich nämlich über die vielen Censurlücken in der inländischen periodischen Presse. Man brachte die gravirendsten Beweise vor. Die Ministerbank gerieth in die Enge. Da erhob sich Herr von X . . . .:

„Meine Herren,“ rief er, „ich versichere auf Ehre, daß mich die Censurlücken nie incommodirt haben. Ich habe da meine Philosophie und denke: Was ich nicht weiß, macht mir nicht heiß.“

Die rechte Seite fand diese Ansicht eben so weise als beruhigend; das Ministerium schöpfte frischen Athem, und die Opposition blieb in der Minorität.

Ich lernte Herrn von X . . . . einmal in Baden-Baden persönlich kennen. Er war der leibhafte Repräsentant des Conservativ-Systems und hatte sich selbst vortrefflich conservirt. Die Stürme der Revolution waren spurlos über diesen deutschen Schädel dahin gegangen. Seine einzige Sorge bestand darin, noch so lange zu leben, bis den Franzosen noch etwas Tüchtiges am Zeuge geflickt wäre. Herr von X . . . . hatte nämlich alle Ursache, mit Frankreich unzufrieden zu seyn. Die Franzosen hatten nach und nach fast seine sämmtliche Vetterschaft todtgeschossen. Von den Revolutionskriegen an bis Anno 1815. Er selbst zählte mir eine Menge verklärter Cousins auf.

Aber Papa, rief die zehnjährige Anna, die ausgegangene Pfeife des Vaters mit einem Fidibus anzündend, wie viel Cousins hast Du nur gehabt? Da ist der Bodo, der Albert, der Hans, der Kaspar, die ich alle nicht leiden kann, wegen der abscheulichen Schnurrbärte.

Digitized by Google

Einfältig Kind, brummte der Alte, danke Gott, daß dem Vaterlande noch einige Stützen erhalten sind. Wären jene Helden, fügte er zu mir gewendet mit leisem Seufzer hinzu, nicht so frühzeitig gefallen, wer weiß, wie es jetzt stünde.

Es wäre Manches anders geworden, gegenredete ich.

Der Isegrim steht noch vor mir, sprach der deutsche Ritter mit stiller Begeisterung, ein Prachtjunge. Die Geschichte hätte einen Blücher mehr. Gott hab' ihn selig, er hieß eigentlich Moritz, aber die Familie nannte ihn Isegrim.

Der mag erst einen Schnurrbart gehabt haben, rief Anna mit komischem Entsetzen.

Lothringen und Elsaß mit sammt dem Münster entgingen uns nicht, behauptete der Alte, den schmachvollen Pariser Frieden hätte Isegrim nimmer zugegeben.

Ich betrauerte von Herzen den edeln Ritter.

Aus Moskau.

Die Revue Britanique, welche mit so großem Uebergewicht alle socialen Fragen von Bedeutung mit Glück behandelt, fügt oftmals ihren ernsten Artikeln leichte, anmuthige Kompositionen bei, von glänzendem Kolorit und einer anziehenden Wahrheit der Beobachtung. Wir entlehnen ihr diese Seite, als eine Skizze der Sitten und des Charakters der moskowitischen Kaufleute, einer gewissen Gattung.

Armer Hieronymus W., mit welchen traurigen Abenteuern hat die listige Rechtschaffenheit der moskowitischen Kaufleute die Annalen Deines Lebens bereichert! Ich widerstehe nicht dem Wunsche, sie zu erzählen, so unvortheilhaft sie auch der Renommée meiner Brüder in England seyn mögen. W. wurde unter dem schützenden Schatten der Kirche St. Paul geboren; das Messen der Callicos und der Bänder hatte den soliden Theil seiner Erziehung ausgemacht. Er verdankte die Eleganz seines Geistes und seine ganze Menschenkenntniß den Liebesgeschichten, welche ihm die Leihbibliotheken lieferten. Dieses Studium hatte seine Folgen. Die Lust nach Abenteuern ergriff ihn; der Wirkung seiner physischen Schönheit gewiß, und ermuthigt durch das Beispiel aller armen Helden, welche die Liebe am Schlusse des Romans mit einem Diademe von Pfund Sterling krönt, machte er sich auf den Weg. Neapel, Rom, Wien, Madrid erschienen ihm abgenutzt und ausgebeutet. Er richtete seine Schritte nach dem Lande der Barbaren. Ich kannte ihn in dem Hause des Tataren Ismailoff, in welchem eine Madame Baziner die Honneurs mit vielem Anstande machte. Er war traurig; seine kleinen Quellen waren erschöpft; keine barbarische Heroine hatte noch seine Verdienste gewürdigt. Umsonst machte er auf Abenteuer Jagd; es wollten sich keine zeigen. Er erzählte mir seine Leiden; und indem ich lächelte, betrübte ich mich doch mit ihm.

Eines Tages, als ich ihn freudiger als gewöhnlich nach Hause kommen sah, bat ich ihn, mir die Ursache dieser ungewohnten Fröhlichkeit mitzutheilen.

Digitized by Google

„Ach," sagte er, indem er seine Halsbinde zurecht zog, mit einem bescheidenen Tone, der mir sehr gefiel, „es ist das hübscheste Abenteuer von der Welt! Ich ging durch die Straße Petrowka, als ich durch das Fenster eines Juweliers ein Frauengesicht erblicke: eine ächt russische Schönheit, mehr rund als oval, mehr Lilien als Rosen, das Embonpoint stark entwickelt, die Züge unregelmäßig, doch angenehm; ein seidenes Tuch um den Kopf geschlungen, bedeckte wahrscheinlich blonde Haare, wie sie alle in Moskau sind. Ich blieb vor dem Laden stehen; ich ging davor hin und her; unsere Augen begegneten sich. Ohne Scherz, Sie wissen, ich scherze nicht gern, eine förmliche Einladung schoß aus diesen blauen und zärtlichen Blicken nach mir hin. Ich trat also ein. Ich war artig, höflich, liebenswürdig; ich handelte lange um einen Ring, und gestehe Ihnen, daß meine Börse nicht seinen Werth enthielt."

„Aber Ihre Eroberung, mein lieber Landsmann, war gemacht?"

„Leider nein! Es war noch ein Ehemann da. Tief aus dem Hintergrunde des Ladens näherte sich der Barbar in seinem langen Kleide, mit seinem ungeheuren Bart; er fragte im drohenden Tone: was soll das hier? Ich bin wahrhaftig kein Feigling, aber ich mochte nicht mit diesem Barbaren zusammen gerathen; ich ergriff meinen Hut und ging."

„Aber morgen?"

„Wir wollen sehen," sagte W. mit einer stolzern Miene als je.

Andern Tages verfehlte unser Versucher nicht, sein Abenteuer weiter zu treiben. Er spazierte vor dem Laden auf und ab; er schlug mit seinem Stock auf das Pflaster; sein Siegesblick suchte seine Eroberung; aber welch' eine Enttäuschung war ihm vorbehalten! Er sah einen Fremden in den Laden treten, dessen ganzes Wesen Reichthum und vornehmen Stand verkündigte; er sah, wie er Verschiedenes kaufte, plauderte, lächelte und endlich Abschied nahm. Es schien ihm, daß die hübsche Russin einer Untreue wohl schuldig seyn könnte. Da diese Gedanken sich in seinem Kopfe jagten, und der Held des Romans sich sehr bewegt und mit großen Schritten von dem Heiligthum entfernte, welches die Dame seiner Gedanken bewohnte, hielt plötzlich etwas ihn beim Rocke fest. W. drehte sich um. Ein kleiner Knabe, den er in dem Laden der hübschen Frau gesehen hatte, übergibt ihm eine schwere Börse. Er macht sie auf und findet darin einen funkelnden Ring mit Diamanten besetzt und zwanzig schöne neue Dukaten. Er begrüßt seelenfreudig diese Fremdlinge, deren unerwartete Gegenwart ihn auf den Gipfel seiner Wünsche führte. Kein Zweifel, die barbarische Heroine hatte seine Lage errathen und schickte ihm hier ein Pfand

ihrer Zärtlichkeit nebst einem Beweise ihrer Großmuth. Der Schritt des jungen Engländers wurde elastischer, sein Gang sicherer. Einige Leser werden diese Gefühle wahrscheinlich nicht sehr ritterlich finden; ich übernehm' es jedoch nicht, der Advocat und Vertheidiger meines Landsmanns zu werden, sondern will hier bloß sein Geschichtschreiber seyn.

Kaum hatte er einige Schritte gemacht, als heftige, drohende, verwirrte Stimmen an sein Ohr schlagen und viele Personen hinter ihm herlaufen. Er bleibt stehen, und erkennt den Ehemann, der Jemand zu verfolgen scheint. Ein Ehemann! und ein russischer Ehemann dazu! Die Menge rottet sich zusammen; einer von der Wache will unsern Freund arretiren; er kämpft einen Augenblick, fällt, und die Börse, die er noch in der Hand hält, gleitet zur Erde. Man hebt die Börse auf, und ein wildes Geschrei stürmt auf den unglücklichen Engländer los.

„Wo habt Ihr das gefunden? Warum behaltet Ihr, was Euch nicht zugehört?“

„Meine Herren!“ rief der arme Teufel, den die Wache beim Kragen hielt. „Ich schwöre, daß ich nur ein einziges Mal mit Madame gesprochen habe, und zwar auf die unschuldigste Weise in ihrem Laden!“

„Davon ist hier nicht die Rede! Aber diese Börse, die mein Ladenbursche Euch aus Versehen übergeben hat, habt Ihr angenommen, obgleich sie einen beträchtlichen Werth enthält! Dieser Herr (hier zeigte der Mann mit dem Finger auf den Edelmann, den W. durch die Scheiben im Laden gesehen hatte) hatte die Börse auf dem Comptoir liegen lassen; meine Frau schickt sie ihm nach; der Junge hält Euch für den wahren Besitzer und Ihr schämt Euch nicht, von dem Irrthum Vortheil ziehen zu wollen!“

Nach diesem Mißgeschick kam der Versucher mit der Zurückgabe der Börse los. Bei der ersten Gelegenheit, die sich ihm anbot, ging er nach England zurück, und griff wieder zur Elle, die er mit so großem Unrecht verlassen hatte und schalt auf die Romane, die jene falschen Ideen in ihm erzeugt hatten.

Diese Art von Ehrlichkeit, wie wir sie die junge Frau hier ausüben sahen, ist nicht selten in Moskau. Manche Kaufleute üben sehr gern eine hinkende und unvollständige Rechtlichkeit aus. Sie machen einen merklichen Unterschied zwischen dem „Erwischen“ und dem „Stehlen“ (attraper, voler); Synonyme, die von strengeren Moralisten wohl unterschieden werden.

Digitized by Google

Feuilleton.

Kleine Zeitung.

Weimar, Anfang Februar.

Im Oktober hatte man es hier mit den Hunden, im Januar mit den Pferden zu thun. Die Sache hängt nämlich so zusammen. Im vorigen Herbst kamen auf dem Lande, in der Nähe unserer Hauptstadt, einige verdächtige Fälle mit Hunden vor, die toll schienen. Diese Hunde wurden getödtet, aber sie sollten etliche Personen gebissen haben. Stadt und Umgegend geriethen darüber sehr in Angst, und unsere vorsichtige Polizei befahl: jeder solle seinen Hund 4 Wochen lang inne halten, oder, beim Ausgehen, ihn an einer Schnur führen. Nach Ablauf der 4 Wochen wurde jedoch, da abermals bedenkliche Fälle gemeldet wurden, das Verbot nicht nur auf einige Wochen verlängert, sondern auch auf das gesammte platte Land ausgedehnt. In dieser Periode sah man denn gar viele Herren und Damen — Hunde führen; die Sache wurde zu einem Modeartikel; ein junger Fant, eine zierliche Grisette, leiteten ihren Schooßhund an einem eleganten Bande die Straße entlang, über den Markt, in den Park, und zogen durch allerlei Agacerien die Blicke auf sich. Man fügte sich in das Verbot fast con amore; man fand sich behaglich dabei; nur den Hunden war das genirte Leben fatal. Welche Freude für sie, als ihnen endlich die Morgenröthe der Freiheit wieder anbrach! Welch' reges Leben in der gesammten Hundewelt! Sie war so aufgeregt, so entzückt, daß sogar von einer dem Polizeiaufseher zu bringenden Fackelmusik die Rede gewesen seyn soll. Wie nun damals die Hunde, so verschwanden im vorigen Monat bei uns auf einmal die Pferde, nämlich die Braunschweiger Rößchen. In wenig Tagen waren plötzlich alle Braunschweiger Zwei- und Viergroschenstücke aus dem Verkehr verschwunden; und wenn man gerufen hätte: a horse! a horse! a kingdom for a horse! es war keins mehr zu finden. Unsere Regierung hatte aber diese Geldkrisis vorsichtiger und klüger behandelt, als manche andere, und so wurde der drohende Verlust (im Ganzen standen bei uns etwa 6000 Thlr. auf dem Spiele — der Agioverlust von etwa 1/4 Million Thaler) glücklich abgewendet oder doch bis auf's Unmerkliche gemindert. Es ist aber hierdurch die Nothwendigkeit eines möglichst bald einzuführenden allgemeinen deutschen Münzfußes recht klar geworden. Der deutsche Zollverband weckt jetzt in vielfacher Hinsicht unsere Thätigkeit. Von allen Seiten widmet man ihm ein reges Interesse, im Scherz wie im Ernst. Das letztere ergibt sich wörtlich dadurch, daß Hr. Ernst Arnoldi in Gotha, der berühmte Gründer der dortigen beiden Versicherungsbanken, jetzt bei uns in Weimar die erste Societät für Fabrizirung des Runkelrübenzuckers nach der Zier-

Hanewald'schen Darstellungsmethode in's Leben gerufen hat. Man nennt einen reichen Leipziger Kaufmann, Primavesi, einen Italiener, der seit einigen Jahren bei uns einheimisch ist, als denjenigen, welcher die Geldmittel dazu hergibt. Nach dem Aufschwung zu urtheilen, den dieser neue Zweig der Industrie zu nehmen beginnt, scheint die Unternehmung ziemlich gesichert und wird gewiß bald Nachfolger haben. Aber auch im Scherz beschäftigen wir uns mit dem Zollverband. Man gab nämlich vor kurzem in unserer Nähe eine recht artige Charade: bei der ersten Sylbe wurde eine Musterung von Soldaten vorgeführt, wobei es auf das gesetzliche Maaß der Zolle ankam; die zweite und dritte Sylbe wurden durch ein Duell bezeichnet, welches, auf einem Ball entsprungen, ein blutiges Ende nahm, so daß es zum Verband kommen mußte. Die ganze Ausführung war sehr amüsant und komisch, und gab den Darstellenden, wie der ganzen Gesellschaft viel zu lachen. — Die jetzt beginnende siebente und letzte Ziehung unserer Landeslotterie setzt alle Welt in Athem; Vornehme und Geringe sind hiebei gleich betheiligt, denn auch der Taglöhner in der Vorstadt, die arme Wittwe, das stille Dienstmädchen, spielen ihr Viertelchen. Die Hoffnungen wurden aber gleich am ersten Ziehungstage arg getäuscht; die drei größten Gewinne, 20000, 10000 und 5000 Thl., kamen in eine königlich-sächsische Collecte nach Dresden. — Die fürstlichen Geburtstage bringen im Februar ein munteres Leben in Hof und Stadt. Man spricht viel von einer großen Fest-Redoute, welche der Verein geben wird. Einstweilen hat ein wohlhabender hiesiger Bäckermeister in seinem ansehnlichen Hause bereits einen Maskenball anticipirt, wozu er die zahlreichen Glieder seiner Familie einlud. Das Vergnügen der Maskeraden verbreitet sich sogar in kleine Landstädte; freilich fragt es sich sehr, ob mit Recht. Das Theater will sich ebenfalls angreifen; es wird die beiden Opern: das eherne Pferd und den Maskenball in die Scene setzen. Dürand ist von seiner bedenklichen Krankheit wieder genesen. Er und Genast sind jetzt die Säulen unserer Bühne; mögen sie lange aufrecht stehen! Sonst möchte das »säulengetragene herrliche Dach« unseres Theaters bedeutend wanken. — Als neulich eine Prinzessin Auguste von Sachsen hier übernachtete, glaubten Viele, es sey die geistreiche Theaterdichterin; aber sie irrten sich, es war eine andere. Die Stücke dieser hohen Schriftstellerin werden hier besonders gut gegeben, und vom Publikum nicht ungern gesehen.

Mainz, Ende Februar.

Die »Straniera« von Bellini wurde dieser Tage zum Erstenmale hier gegeben, und zwar zum Vortheil der Statue Guttenbergs. Man dachte eine »Norma« zu finden. Aber diese Oper ließ kalt, und wird sich auf dem Repertoire nicht erhalten.

Mit unserer Eisenbahn-Unternehmung geht es herrlich! Alles strömt zur Actien-Unterzeichnung, jeder will sich betheiligen, jeder will gute Procente erhaschen, denn man rechnet auf eine glänzende Dividende. Mögen sich die Leute nicht täuschen! Zwar die enorme Concurrenz zwischen hier und Frankfurt verspricht allerdings das Beste; der Beitritt dieser reichen Nachbarstadt zum großen Zollverband erhöht sogar die Hoffnungen, und der tägliche Wachsthum unseres Handels macht die Hoffnung sogar zur halben Gewißheit. Allein die Wechselfälle? Wir sahen Leute fast ihr ganzes Vermögen für die Eisenbahn unterzeichnen — ist das klug?! Ein unangenehmer Umstand ist auch der, daß die Actien Gegenstände der Börsenspeculation zu werden scheinen. Man sucht sie schon jetzt in die Höhe zu treiben, und die Sache in ein Spiel zu verwandeln. Aber bei jedem Spiele ist auch Verlust, und die Eisenbahn soll nur Gewinnst bringen; sie soll dem Gemeinwohl nützen, aber nicht Individuen auf Kosten anderer bereichern. Es ist zu hoffen, daß unsere kluge Staatsregierung diesen Punkt bei der Sanctionirung der Satuten beobachte.

Wer die Projecte für städtische Bauten, die man hier unternehmen will, vernimmt, sollte glauben, das Geld läge hier auf der Straße! Aber es ist so arg nicht. Dieser Tage ist ein Beschluß gefaßt worden, daß ein neues grandioses Stadthaus und eine kolossale Fruchthalle errichtet werden sollen; ferner soll ein neues Waisenhaus und ein großartiges Lokal für die drei hier bestehenden Kunst-Institute gegründet werden. Glück zu diesen Unternehmungen, sie sind alle löblich! Aber sie setzen eine Ausgabe von mehren Hunderttausenden voraus, eine imposante Summe, zumal da noch nicht lange für den Theaterbau und für ähnliche Bauten eine große Summe verausgabt worden ist! — Nichts ist nöthiger, als die Fruchthalle, damit der arme Landmann mit seiner vollsaftigen Waare nicht länger allen Stürmen der Witterung preisgegeben ist. Der Fruchthandel ist ein Element unseres Wohlstandes, für diesen muß alles geschehen! Nach der Fruchthalle ist das Waisenhaus eine zeitgemäße Unternehmung; die Armen sollen nicht länger in einem schlechten, ungesunden Lokal verweilen. Das Haus für die drei Kunstinstitute wäre eine herrliche Actien-Unternehmung. Ihr habt eine Wuth nach Actien, wohlan baut der Kunst einen Tempel! Das Stadthaus? nun, für ein Gebäude, worin das Wohl einer ganzen Stadt berathen werden soll, ist wohl keine Summe zu groß! Also d'rauf und d'ran, es leben die Baulustigen! —

Digitized by Google

Bei der im Spätsommer dieses Jahres statthabenden Enthüllung der Statue Guttenbergs soll unter andern großartigen Festen auch ein großes Musikfest von unserer Liedertafel veranstaltet werden, ähnlich dem vom 8. August des vorigen Jahres, und wohl noch glänzender als dieses. Da es jedoch an einem Lokale fehlt, das geeignet wäre, eine so große Menschenmenge aufzunehmen (es waren beim letzten Musikfest wenigstens 15,000 Zuschauer auf dem Plateau der Anlage versammelt), so soll ein bretternes Amphitheater von ungeheurer Größe gebaut werden. Da bisher der thätigen Liedertafel noch alle Unternehmungen der Art geglückt sind, so ist dießmal um so weniger an gutem Erfolge zu zweifeln.

Der Tod hat wieder ein schmerzliches Opfer von uns gefordert! Einer unserer ausgezeichnetsten, und in der deutschen Literatur rühmlichst bekannten Männer, Hr. Professor Lehne ist dieser Tage gestorben, nachdem ein langes Krankenlager seine Thätigkeit unterbrochen hatte. Für das patriotische Interesse unserer Stadt, für ihren Ruhm und für ihre Geschichte hat Lehne einen großen Theil seines Lebens und seines Wirkens verwendet; der andere Theil galt der Wissenschaft und der Kunst, deren aufrichtiger Priester der Hingeschiedene war!

Literarische Uebersichten.

BILDER ohne RAHMEN,

von

Heinrich Scheffer.

Zwei Theile. Marburg bei Elwert. 1836.

*** Das sehr bescheidene „Vorwort an Freunde und Fremde" hindert uns, über den Titel Etwas zu sagen. Es ist nun auch einmal so Mode, daß die neuen Titel oft erfunden scheinen, um den Inhalt zu verbergen; das war in der guten alten Zeit mit ihren zwanzigzeiligen Büchertiteln anders. „Abgesehen, daß dem Buche das nonum prematur in annum fehlt — heißt es in dem Vorwort — hoffe ich doch, daß es Deinen Beifall erhalten wird, nur bitte ich nochmals — und wie oft müßte ich es nicht thun — mache keine übergroßen Anforderungen; denn es ist ohnehin ein gar armes Wesen, so ein deutscher Schriftsteller, der seinem nicht übergroßen Mutterwitz noch enge Schranken setzen muß, damit die Honorarpfennige nicht für die Miethe einer gezwungenen Wohnung consumirt werden." Hierauf gibt sich der Verf. als einen gedrückten „mit Vielem in der Gegenwart Zerfallenen" zu erkennen. Lauter Dinge, über die sich viel oder auch nichts sagen ließe; wenn sich aber der Verf. über die Vernachläßigung der Horazischen Norm entschuldigt, so war das gar nicht vonnöthen; wir leben jetzt in der Zeit der Eisenbahnen, Dampfmaschinen und der congrevischen Zündhölzchen. Wenn Horaz heute die sämmtlichen Werke Göthe's, Schiller's oder Jean Paul's sähe, er würde nicht glauben, daß ein Mann so viel produciren könne. Reinwissenschaftliche Werke ausgenommen, gilt jener Spruch nicht mehr.

Den ersten Band vorliegenden Werkes füllt die Erzählung: „der Verstoßene", welche in acht Bücher und diese wieder in Kapiteln mit Motto's aus Rückert, Uhland ꝛc. eingetheilt sind. Die Handlung bewegt sich in der Zeit gegen das Ende der Napoleonischen Suprematie, und spielt zu Turin. Der alte Graf Cornero ist ein versteckter Franzosenfeind, der für die Wiedereinsetzung der angestammten Regentenfamilie machinirt. Der junge Cornero aber, ein phantastischer, für die neue Zeit und ihren Ideen schwärmender, herrlich gestalteter „Italer", der in den Reihen der französischen Armee für die Freiheit seiner Nation zu kämpfen glaubt, und überhaupt den geraden Gegensatz seines Vaters bildet. Ueberdieß liebt er die Tochter des französ. Generals Desiré. Nach der Katastrophe wird der in seinen Ideen beharrende Sohn vom Vater, der gefürchtet wird, verstoßen und verflucht. Der alte guthmüthige, geschwätzige und naseweise Diener Paolo folgt ihm. Die Erzählung ist sehr gedehnt, und durch eine weitschweifige Redseligkeit, die nicht selten in den didaktischen Ton verfällt, unterbrochen. Man fühlt es, der Verf. will für seine Ideen von Freiheit und Liebe gewinnen, aber wozu die immer wiederkehrenden flachen Reflexionen, die Apostrophen? So z. B. S. 38: „Freiheit und Liebe! Liebe und Freiheit! waren sein Schutz. — Führt ihn stolz durch's Leben, ihr Genien der Menschheit! und Du, junger Mann, Haupt in die Höhe! festes Vertrauen im Busen! und dann laß' sie brausen, die Stürme, es ist nun einmal rauhe Zeit. Wenn düstere, bange Gefühle, mit dem bleichen Schatten künftiger Ereignisse Dich anwandeln, halte sie nicht für Vorboten von Unglück, denk' an die Liebe!" ꝛc. Der zweite Theil behandelt in der Erzählung „Il Carbonaro" und im „Kosmopolit, ein Fragment" das ähnliche Thema auf ähnliche Weise weiter.

— In Paris ist so eben ein Roman unter folgendem Titel erschienen, der gewiß viele Leser anzuziehen vermag: Der Gehenkte, Geschichte einer großen Dame der neapolitanischen Restauration und des Baron Pierre Ferat, jetzt Galeerensclave.

— Der gelehrte Kenner ungarischer Literatur, Graf Johann Mailáth, sagt in der Wiener Zeitschrift des Herrn Witthauer: „Es ist eine auffallende Wahrnehmung, daß die

sogenannte Almanachs-Literatur in Ungarn sinkt, ja daß sie eigentlich ganz aufgehört hat, denn ein einziger Almanach bildet keine Literatur. Noch im verflossenen Jahre erschienen zwei Auroren und ein historisches Taschenbuch »Arpádia«. Für das Jahr 1836 ist mir nur eine Aurore vorgekommen. Worin liegt dieß? Am Mangel an Mitarbeitern gewiß nicht, denn die ungarische Literatur zählt Versmacher und Belletristen mehr als genug, ja im allerstrengsten Sinne zu viel. Also Mangel an Theilnahme? Aber Kisfaludi und Igaz gaben Jahrelang jeder einen Almanach heraus, und Kisfaludi's Aurora, so wie die von Igaz besorgte Hebe, erfreuten sich zahlreicher Abnehmer und Leser. Wenn also die ungarische Lesewelt die Herausgabe der Almanache nicht mehr unterstützt, so ist die Ursache im Inhalt der Taschenbücher, und in der Redaction zu suchen. Wenn Kisfaludi nicht hinreichend gute Aufsätze hatte, schrieb er selbst mehre, und schaltete sie seinen Almanachen unter verschiedenen falschen Namen ein; da er nun ein sehr glückliches Talent war, fand das Publikum immer einen anziehenden Inhalt; aber Niemand gibt, was er nicht hat, und die Redactionen, die ihm gefolgt sind, besitzen die poetischen Fähigkeiten des Verstorbenen nicht. Auch Balza's »Aurora« liefert den Beweis hiezu. In dem ganzen Taschenbuche ist nur ein gutes Mährchen »Sió« von Fay, eine gute Erzählung »das Bürgermädchen«, und der Romanzen-Cyklus »Kemeny« von Vorosmarti. Das Uebrige ist sehr mittelmäßig, Manches, wie z. B. Gaal's »Räubergeschichte« gerade zu schlecht. Es ist traurig, wenn schöne Unternehmungen, durch Geist und Geschicklichkeit zu freudenreicher Höhe emporgebracht, auf diese Art sinken.

Musik.

Von dem berühmten Clavier-Virtuosen Benedikt aus Stuttgart sind zwei gefällige Sachen für das Piano erschienen, die in London und Paris in diesem Augenblick die Dilettanti entzücken. Sie heißen: **La Calabraise** und **le Page inconstant.**

— Das Conservatoire in Paris führt diesen Winter fast nur deutsche Musik auf. Haydn und Beethoven bilden das Repertoire. — In dem kürzlich stattgefundenen zweiten Concert wurde „O Isis und Osiris“ und „In diesen heiligen Hallen“ mit italienischem Texte gesungen. — Ein französischer Critiker sagt bei dieser Gelegenheit: „Es läßt sich nichts Majestätischeres ersinnen, als der Ausdruck der Stimme, wenn sie das, was sie eben gesungen hat, den Flöten und Violinen überläßt, sich selbst des Violoncell-Parts bemächtigt und so in der Tiefe dieselbe Stelle bis zum Schlusse begleitet.“

Theater.

— Delavigne's neue einaktige Tragödie, die nächstens aufgeführt wird, heißt: **l'Expiation.**

— Italien. An der Fenice in Venedig wird ein großes Ballet, Malvina, gegeben, dessen Ausstattung ungewöhnlich prächtig seyn soll. — Die Kunstreiter-Gesellschaft Chiarini gibt in dem kleinen Theater Malibran in Venedig ein Spektakelstück, Timur, der Tartarchan. — Das Ballet Masaniello von Cortesi und Belisar von Donizetti füllen, an einem Abend gegeben, die Kasse in Fenice. — In Mantua hat Norma sehr gefallen. Ein neues Ballet, **la Fattorossa**, war unbedeutend.

— Die Generalprobe von Meyerbeers neuer Oper, welche bei verschlossenen Thüren und vor wenig Eingeweihten stattfinden sollte, wurde vor einem Auditorium von vielen Hunderten abgehalten, die sich durch Vergünstigungen Eintritt verschafft hatten. Es machte einen seltsamen Eindruck, diese regungslose Menge in dem finstern Hause auf allen Plätzen vertheilt zu sehen. — Sonst ist bei Generalproben die Oper wie bei den Vorstellungen beleuchtet. So viel wissen die Pariser nun schon,

Digitized by Google

daß der Componist nicht zu Glocken-Getön und Kanonendonner seine Zuflucht zu nehmen brauchte, sondern daß er durch die Gewalt der Harmonie sich seines Auditoriums zu bemeistern verstand. Die vorzüglichsten Musikstücke, welche bei dieser Probe die Zuhörer in Bewunderung versetzten, waren: im ersten Akte eine rauschende und überaus glänzende Orgie, bacchische Couplets, eine herrliche Romanze und ein Finale „de la facture la plus large“; im zweiten Akte mehre Frauenchöre, ein sehr melodisches Trio, ein Schwur, der dem berühmten Schwur im Tell an die Seite zu stellen ist; im dritten Akte ein Soldatenchor, zwar nicht neu, aber glänzend instrumentirt, ein mit Kraft und Zierlichkeit gesetztes Septett, ein Frauenchor, der ein wenig an die Zankscene im Maurer erinnert, und ein schönes Finale. Im vierten Akte hört man ein Urlo fanatischer Mönche und ein Liebesduett, das den Meister verräth. Im fünften Akt ist ein Trio, das die Oper wie im Robert schließt, das Erheblichste. Schade ist es, sagt der Pariser Referent, daß der Tanz fast gänzlich ausgeschlossen bleibt. Herr Taglioni war aufgefordert worden, die Ballete zu arrangiren, allein eines Theils haben ihm die Dekorationen zu wenig Platz gelassen, etwas Großes auszuführen, andern Theils hatte der Componist, um dem Orchester Ruhe zu gönnen, das in den kurzen Zwischenakten sich nicht genug erholen kann, zu den Tänzen bloß Posaunen und Cello's angewandt. Nach dieser Trauermusik wollten aber die Tänzerinnen ihre Evolutionen nicht machen. Meyerbeer selbst hat eingestanden, daß es nicht angehe, und die Ballete wurden gestrichen.

Für Paris ein großer Verlust allerdings; für viele deutsche Theater aber, wo das Ballet eine partie honteuse ist, ein guter Fund.

— Die neue Oper von Gomis heißt: Roch le Barbu.

— Drei Pariser Autoren haben es gewagt, ein Vaudeville zu schreiben, dessen Heldin Fieschi's Geliebte, Nina Lassave ist; ein Theater hat es gewagt, das Stück anzunehmen; aber wird es auch wohl den Muth haben, es zu geben?

Theater in Stuttgart.

Am 26. Febr. wurde hier Shakespeares Othello aufgeführt. Aufrichtig gesagt, konnte nur Einzelnes befriedigen, von diesem sogar Einiges in hohem Grade, das Ganze jedoch darf durchaus nicht zu den gelungenen Vorstellungen gezählt werden. Wenn bei einem neuen Stücke manche Scene die gehoffte Wirkung nicht hervorbringt, so läßt sich das entschuldigen, wenn jedoch bei einem alten Meisterwerke, das seit Jahrhunderten schon seine Kraft auf die Gemüther erprobte, wenn bei Scenen, die entweder die Erwartung auf's Höchste spannen, oder den Zuschauern vor Grauen und Entsetzen die Brust zusammenschnüren, ein fast allgemeines Lachen sich Bahn machen darf — nicht das Lachen der Lust, sondern des Unwillens — so sind das schlimme, niederschlagende Beweise. Daß das Stück mit Fleiß in die Scene gesetzt wurde, glauben wir voraussetzen zu können, daher müssen wir annehmen, daß beim besten Willen die Mittel unserer Bühne solchen Darstellungen nicht genügen, und doch ist sie wieder im Stande, viel complicirtere Darstellungen ohne diese

Mängel zur gelungensten Anschauung zu bringen. Wir wollen uns mit der Enthüllung dieses Räthsels hier nicht befassen. Das überfüllte Haus war ein erfreuliches Zeichen, wie sehr das hiesige Publikum noch dem Schauspiel hold ist; wir glauben mit vollem Recht annehmen zu dürfen, daß die Oper Othello nie eine so große Versammlung herbeigezogen hätte. Allein darum wäre es auch gut, wenn die Schauspieler mit eben solcher Sicherheit zu Werke gehen könnten, wie die Operisten, um sich das Publikum geneigt zu erhalten und immer geneigter zu machen.

Ich hatte mich aller kritischen Grillen in meiner Loge entschlagen, um mich ganz dem Genusse hinzugeben, den das große Werk mir bereiten würde. Ich suchte mir aus den Gedanken zu schlagen, wie ich den deutschen Othello schon gesehen, und wie ihn die Engländer geben; ich nahm den Shakespeare nicht erst zur Hand, um mir das Gedicht zu vergegenwärtigen, da es schon ziemlich lange her ist, daß ich jeden Morgen im Shakespeare las, ehe ich an mein Geschäft ging; ich wollte, ein unbefangener, gutmüthiger Zuschauer, die Augen auf die Herrlichkeiten der Scene richten und Ah! rufen mit den Andern und in die Hände klatschen. — Von Seydelmann's Jago hatte ich mir vorhinein ein Bild entworfen; allein ich bin selbst in Gedanken ein viel schlechterer Schauspieler als er in der That; denn seine Leistung übertraf meine Erwartung bedeutend. Es war wieder ein Gemälde des Meisters, mit gesättigtem Pinsel aufgetragen, die Farben so vertrieben, so aus einem Guß das Ganze, und so wahr und lebendig; man kann Shakespeare nicht treffslicher wiedergeben. Seydelmann's Jago war ein nichtsnutziger, gemeiner, boshafter Schuft; ein Abenteurer, der nächst seiner Rache an Othello auch noch die Sucht nach der Beute in Friedenszeit im Sinne hat. Der Ehrgeiz, an Cassio's Stelle Lieutenant zu werden, ist ihm so ernst nicht; hat der Wicht seinen Zweck erreicht, so läuft er mit dem Gestohlenen und dem Gefühl gesättigter Rache davon, und läßt Frau und Alles im Stich. Unser Jago zeigte sich in Haltung, Benehmen, Gang und Sprache so, daß wir keinen Augenblick über ihn in Zweifel bleiben konnten, und selbst da, wo er heuchelte, mußte dem Zuschauer die Verstellung sogleich auffallen und den Abscheu gegen ihn vermehren. So in den Scenen mit Othello, mit Desdemona, in der Trinkscene, mit Rodrigo; und welche Schattirungen in dieser Darstellung, mit welcher Leichtigkeit die Ausführung, so daß Jeder denkt, er würde es auch so und nicht anders machen können, und doch ist Jago eine der schwierigsten Aufgaben, und ich sah selbst bedeutende Kräfte daran scheitern.

Offenbar ist Moritz zu jung für den Othello. Ich spreche hier nicht bloß von seinen Jahren, sondern von seinem Organ, seiner Beweglichkeit und vor Allem von dem Fache jugendlicher Liebhaber, das er an unserer Bühne ausfüllt. Othello ist ein Mann auf dem Gipfel des Lebens, der schon herabzusteigen beginnt, und dabei ein Held, ein Held von persönlichem Muthe, von starker Faust. Othello's Kopf siegt nicht über seine Feinde, sondern nur seine Tapferkeit. Was Moritz aus der Rolle machte, ist das Produkt eines ernsten Studiums, das ihm zur vollsten Ehre gereicht. Sein Benehmen war

von einer edeln Geradheit, von einer plumpen Ehrlichkeit durchdrungen, dabei fehlte ihm nicht an geeigneten Stellen die stolze Haltung, womit sich der Parvenu ein Ansehen gibt; auch die Stimme hatte männliche Würde angenommen. Der schnelle Gang der Eifersucht in seinem Innern, wie sie gräßlich, kaum erwacht, ihn auch schon ganz erfüllt und Herz und Kopf umschlingt, wurde trefflich gezeichnet, ohne lärmende Kraftanstrengung, mit innerer kochender Glut. Die Rückkehr zur zärtlichen Empfindung dürfte weniger mit dem Ausdruck überschwellender Seligkeit, als mit dem Gefühle des sanften Vorwurfs, des Bedauerns, der wehmüthigen Rückerinnerung gegeben werden. Dieß ist besonders bei dem Ausrufe: Desdemona! der Fall gewesen.

Dem. Stubenrauch scheint, auf den ersten Blick, für Desdemona nicht geschaffen, und doch gelangen ihr die tragisch-naiven Momente. Im Anfange machte sich die etwas pathetische Recitation, gegen die große Natürlichkeit der Andern zu sehr bemerkbar; mit englischen Schauspielern wäre sie nicht aufgefallen. Die letzte Scene mit Emilia brachte ganz jene Rührung hervor, die sie gut gegeben hervorbringen muß.

Brabantio, Herr Maurer, Cassio, Herr Dobriz, Emilia, Mad. Abweser waren befriedigend. Wir wollen hoffen, daß eine zweite Vorstellung Manches in den Außendingen verbessert erscheinen lassen wird, und zählen hiezu hauptsächlich: das Lager der Desdemona, welches niedriger seyn muß, um den Othello nicht zu solchen mißfälligen Anstrengungen zu nöthigen, wie das letzte Mal; die Trink- und Kampfscene; die lieben, kleinen Cyprioten; und einen verfehlten Abgang des Rodrigo. A. L.

Steeple-Chase.

Wettrennen in geschlossener Bahn und freie Rennen oder sogenannte Steeple-Chase's sind immer in der Mode. Vor wenigen Tagen fand eine solche bei herrlichem Weiter in Paris Statt. Elegante Damen in prächtigen Equipagen bildeten einen reizenden Anblick. Das Rennen war zwischen Cydonia, dem Grafen von Vaublanc gehörend, und dem Jach-Traveller des Herrn von Courcy. Jenes ritt der Eigenthümer, dieses Herr Ricardo. Man wettete zwei gegen eins auf Cydonia. Es standen sehr bedeutende Summen. Cydonia gewann. Jach-Traveller stürzte mit seinem Reiter in einen Graben. Bauern, die eine Fahne schwenkten, hatten ihn scheu gemacht.

Der eifersüchtige Affe.

Das Journal de la Meuse erzählt folgenden Zug: „Ein junges Mädchen, welches in einer der bedeutendsten Ortschaften des Departements wohnte, war auf dem Punkt, sich zu verheirathen; ein Affe, den sie schon lange besaß, zeigte Abneigung gegen ihren Zukünftigen. So bald er den jungen Menschen erblickte, sprang er auf die tollste Weise, floh durch den Garten, und nahm Schnupftücher, Mützen, und was er finden konnte, mit. Weder Drohungen noch Schläge konnten dieses gewöhnlich sanfte Thier zurückbringen. Endlich am Tage der Hochzeit wurde der Affe wüthend, und wie die Brautleute sich in d[illegible]rche begaben, verließ er murre[illegible]s Haus und floh in den Wald.

In Paris erschien nachstehendes

ACROSTICHE.

Fourbe, **I**ntrigant, **E**sprit **S**ans **C**oeur, **H**éros **I**nfame;
Imitant, **I**nquiet de l'**I**mmortalité,
Erostrate **E**t Louvel, **E**t du feu qui l'**E**nflamme
Souillant les vifs élans par un souffle empesté;
Conscience de **C**orse, et **C**herchant par un **C**rime
Honneurs et **H**aut renom: par la **H**aine acheté,
Il **H**ésita, **C**éda... **S**ans **E**lle, **I**l **F**ut **V**ictime.

Calembourgs.

Baron Fain, der den Grafen Montalivet als Intendant des königlichen Hauses abgelöst hat, hat zu folgenden Witzen Veranlassung gegeben. Die Gäste in den Tuilerien, die schlecht bedient wurden, sagten: „Nous avons Fain, il n'y a rien de changé." — „Eh bien on nous servira bientôt quelque chose de Fain."

Vermischtes.

Jules Janin ist auf Antrag des Hrn. Thiers von dem König der Franzosen zum Ritter der Ehrenlegion ernannt worden. — Eine schändliche Lithographie ist in Paris im Umlauf, welche die Guillotine und die Hinrichtung der drei Verurtheilten darstellt. — Die Journale tadeln laut die Nachsicht der Censur in dieser Hinsicht.

Die artistischen Beilagen.

Mit dem heutigen Hefte übergeben wir unsern Lesern:

1) Moden aus der Napoleonischen Zeit, die zum Vergleiche herausfordern. Welchen Weg machte die Laune der Modisten von diesen einfachen, einfärbigen Zeugen, bis zu den bunten, mit orientalischer Pracht ausgestatteten schweren Stoffen; von diesen enganliegenden, glatten, faltenlosen Verhüllungen, zu den üppigen, weiten, bequemen und reichen Gewändern unserer heutigen schönen Welt. Wir belachen diese Moden und dürfen uns doch nicht verbergen, daß wir zurückgegangen sind, wenn wir gleich im Geschmacke keinen Rückschritt gemacht haben. Denn nicht der größern Bekanntschaft mit dem Orient können wir unsere Fullah's, Caschemir's u. s. w. zuschreiben, nicht der vermehrten Reiselust, den leichtern Verbindungswegen, die Annahme der Moden der Harems, der Perser und Hindu; schon unsere Großmütter besaßen diese Geheimnisse alle, und die Kinder verschmähten sie nur, verlachten sie, und nannten sie — sehr ungerechter Weise — altfränkisch. Das, was wir hier vor uns sehen, nannte man »Griechisch«; man bildete sich ein, daß diese Mode die weiblichen Formen sehen lasse, die nach der Regel der Architecten, die Verhältnisse einer Jonischen Säule haben müssen. Mit einer Jonischen Säule haben diese Damen allerdings einige Aehnlichkeit, aber o Himmel! welch' ein Geschmack, sich wie eine Säule zu kostumiren! einer Säule den Hof zu machen! Die Männer tragen etwas Martialisches an sich; den Stempel jener Zeit. Charakteristisch sind die Stiefel mit großen Quasten, und der Chapeau en bateau, oder Kahnhut, der damals als Gipfel der Toilette für einen jungen petit maitre galt; dann der breite Rücken, die großen Metallknöpfe, der lange weite Kragen, das dicke Halstuch mit bedeutenden Schleifen. Die Moden sind nicht so willkührliche Erfindungen, als man gern annehmen möchte, sondern sie hängen mit dem Charakter ihrer Zeit eng zusammen; und so tragen denn die heutigen auch den Stempel überreizter Verfeinerung, zumeist in der Nachahmung des Orientalischen an sich, und zeigen in sehr bemerkbarer Weise eine auffallende Verwandtschaft mit dem Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts.
2) Ein Lied von Herrn F. Schmidt.

Herausgegeben von August Lewald.

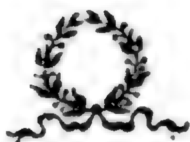
Digitized by Google

Telegraph von Deutschland.

Beilage zur Zeitschrift Europa.

Nro. 10. 9. März. 1836.

Ehrenbezeigung.



Se. k. k. Majestät Ferdinand I. von Oestreich geruhten, dem k. Rath und Universitätsprofessor Dr. Joseph Ritter v. Maffei in München, für die, bereits vor 2 Jahren an Se. Maj. den verstorbenen Kaiser eingesandten Exemplare seiner Geschichte der italienischen Literatur und seiner andern Werke „in allergnädigster Anerkennung seiner wissenschaftlichen Bemühungen," eine große goldene Medaille zu bestimmen, und durch die östreichische Gesandtschaft einhändigen zu lassen, auf deren einer Seite sich das Bildniß Seiner Majestät des Kaisers mit der Aufschrift: Ferdinandus I. D. G. Austriae Imperator, befindet, während auf der andern der Name: Joseph Ritter v. Maffei gravirt mit einem Lorbeerkranz umgeben ist, und die Inschrift: Literis et Artibus an der Spitze steht.

Der Dresdner Mönch.

Wer irgend einmal im freundlichen Dresden geweilt, hat gewiß einen Augenblick an dem Denkmale verweilt, welches die Bewohner der Residenz vorzugsweise das Monument nennen, und welches Kurfürst August im Jahre 1553 seinem ritterlichen Bruder Moritz setzen ließ. Bekanntlich wurde es 1810 und im folgenden Jahre neu hergestellt, und bildet jetzt eine Zierde der Promenade von der Brühlschen Terasse herab nach der Stelle des ehemaligen innern Pirna'schen Thores zu. Vordem, als die Heide bis an die Stadt Dresden ging, sollen an dem Orte, wo das Denkmal sich befindet, eine Menge Hasen, um die nahen Gärten zu plündern, sich aufgehalten haben; daher man denselben den Hasenberg nannte. Fast kömmt man in Versuchung, diesen Namen auch noch in einer spätern Zeit beizubehalten, wenn man an das Nachstehende sich erinnert.

Moritz übergibt auf jenem Denkmale seinem Bruder August das Kurschwert. Hinter beiden Kurfürsten stehen ihre Gemahlinnen, und hinter Moritzen noch der Tod. Der gemeine Mann sah die im Todtenschleier abgebildete Gemahlin Moritzens für einen Mönch an, und fabelte von ihm: er habe die beiden Kurfürsten behorcht (daher der Platz auch im gemeinen Leben die Horche genannt wurde) und sey zur Strafe dafür geköpft, seit der Zeit aber ein Spuckgeist geworden. Das ist der berüchtigte Dresdner Mönch, der unsern Voreltern so manchen Schrecken einjagte. Dieß Gespenst — so ängstigte man sich — lasse sich sehen mit dem Kopfe unter dem Arme und einer Laterne in der Hand; spuke des Nachts auf den Wällen, necke die Schildwachen und treibe dergleichen mehr. Unter andern wird erzählt, am 22. April 1694 sey es im Schlosse zu Dresden recht unheimlich gewesen, und habe sich der Mönch als Anzeiger eines hohen Todesfalles sehen lassen. Zum Unglück starb kurz darauf (am 27. April) Kurfürst Johann Georg II. — Am 5. Okt. 1698 wurden die Wachen zu Dresden, namentlich in der Gegend des Pirna'schen Thores, von dem Ungethüm geplagt, welches gemeiniglich aus dem bis zum Jahre 1726 auf dem Wilsdruffer gestandenen Mönchsbrunnen herauskam. Von allen Posten wurde einander zu Hilfe geschrien, und ein Soldat wäre fast in den Graben hinabgeworfen worden, wenn er sich nicht mit Mühe am Schilderhause festgehalten hätte. Den Lieutenant, welcher die Runde machte, attakirte der Mönch ebenfalls; allein der Tapfere fällte die Pike, wodurch das Gespenst unsichtbar wurde. Doch entstand ein solcher Lärm, daß man die Trommel wollte rühren lassen und

Keiner mehr die Wache zu verrichten gedachte, wie die am folgenden Tage im Regimentshause geschehene Aussage referirte. Interessant bleibt es immer, daß der Mönch gerade in dieser Zeit recht zu spuken anfing; der sächsischen Geschichte Kundige wissen, was dieß heißen will.

(Leipziger Tagblatt.)

Hottentotten.

In einem Abdruck des Schiller'schen Liedes „An die Freude" las man:

„Freude trinken alle Wesen
An den Bürsten der Natur —"

und in einem Gedicht von Herder war

„Heiter sind des Schicksals Mächte,
Keine schwarze Furien"

also gedruckt:

Reiter sind des Schicksals Mächte
Kleine schwarze Furien.

Anekdoten.

Ein geknuteter Russe wurde gefragt: „Wie mag wohl dem zu Muthe seyn, der die Knute erhält?" „Ach, das kann man nicht beschreiben," erwiederte er, „man muß es selbst probiren."

— Eine Ehefrau überlegte mit ihrem sehr zerstreuten Gatten, wie wohl die einzige Tochter an ihrem nah bevorstehenden Geburtstage recht angenehm zu überraschen wäre. Nach langer Berathschlagung, während welcher der Mann schon einigemale sehr zerstreut geantwortet hatte, rief er plötzlich: „Was meinst Du, liebe Frau, wenn wir unser Malchen zu ihrem Geburtstage heimlich Französisch lehren ließen."

(Freischütz.)

Aus Böhmen.

Der dießjährige Winter war für unser Böhmen, wenn auch nicht durch die hohen Frostgrade nordischer Länder, so doch durch die ungewöhnliche Menge des gefallenen Schnees, ein merkwürdiger zu nennen. Dieser Letztere fiel weniger in der Hauptstadt und im Mittel, als an den Grenzen des Landes, und war namentlich an den südlichen und nördlichen so bedeutend, daß, der Volkssage nach, seit Menschengedenken nichts Aehnliches zu sehen war. Häufige Schneewehen trugen das Ihrige dazu bei, daß manche Gegenden über Haus hoch bedeckt wurden, und mitunter den Bewohnern einzelner Chaluppen und kleinerer Ortschaften kaum durch Dachfenster und Schornsteine ein Ausweg übrig blieb. Bei Deutschbrod wurden freistehende Lastwagen, zu deren Fortbewegung acht Pferde nöthig waren, über Nacht gänzlich verweht. An einem andern Orte ereignete es sich, daß man des Morgens vor dem Gasthause, beim Schneesäubern zwei Fuhrwerke fand, von denen eines über dem andern stand, weil, als spät am Abende das Zweite ankam und stehen blieb, auf dieser Stelle bereits keine Spur mehr von dem Ersten verwehten zu finden war. Die kleinern Landwege waren gänzlich verschneit und unbenützbar, und die Hauptstraßen konnten nur mit äußerster Anstrengung im fahrbaren Zustande erhalten werden. Trotz aller Mühe verzögerten sich aber dennoch bisweilen Eil- oder Extrapost-Fahrten zwischen Prag und Wien um vier und zwanzig und noch mehre Stunden, und mancher Reisende lenkte wieder um, zum Orte der Ausfahrt, erschreckt über die Schwierigkeiten und Hindernisse, die sich seinem Fortkommen entgegenstellten! — Den gänzlich verschneiten, unfahrbaren Wegen bei Reichenberg ist brieflichen Nachrichten zufolge auch das, noch immer nicht erfolgte Eintreffen der Tourniair-schen Menagerie in unserer Hauptstadt zuzuschreiben. Die Weiterbeförderung des Elephanten und Rhinoceros, welche beide Thiere zu dieser Menagerie gehören, soll dadurch vorzugsweise zu einer Unmöglichkeit geworden seyn.

(Bohemia.)

Wie muss man's denn machen?

Das Münchner Tagblatt enthält, was auch in andern Städten zu berücksichtigen wäre: „Beim Falle zweier wohlgekleideter Frauenzimmer bei dem letzten Glatteis fiel mir auch ein, wie man es z. B. in Petersburg mit seinen umfangreichen Vorstädten macht, daß man dort auf allen Straßen im Winter und Sommer eine außerordentliche Reinlichkeit fin-

det. Das macht man in Petersburg so: Jedes Haus von Bedeutung, so wie auch mehre kleine Häuser zusammen, müssen sich einen Hausknecht halten. Dieser Hausknecht ist aber nicht wie oft zu München — der Herr, sondern ein solcher Petersburger Hausknecht ist der Polizei für Reinhaltung der Straße vor den Häusern verantwortlich; er muß bis Tages Anbruch sein Trottoir gereinigt oder bestreut haben. Geschieht dieß nicht, so entgeht er dem Auge des reitenden Polizei-Beamten nicht, der die Jour im Viertel hat, eben so wenig entgeht er — den fünf und zwanzigen. Man versteht schon? Stellen die Hauseigenthümer keinen Hausknecht, so hilft in den ersten zwei Fällen Geldstrafe, und solche steigern sich bis auf Leibesstrafen. Dieß klingt zwar ein Bischen scharf, aber — es hilft und das ist doch die Hauptsache."

Musik.

Mainz. Herr Joseph Panny aus Wien ist von der Guttenbergs-Commission allhier eingeladen worden, die sämmtlichen Fest-Compositionen und die Direction derselben für die Guttenbergs-Feier zu übernehmen.

Theater.

In Hannover gab man am 21. Febr. acht Akte, nämlich „den Barbier von Sevilla," und „Abenteuer einer Postwagenreise," von Angely.

Das neue Ballet: „der gestiefelte Kater," von H. Taglioni.

Wir empfehlen es zuerst für Kinder unter zehn Jahren, die gewöhnlich überall frei oder für halbes Eintrittsgeld zugelassen werden, und dieß hier besonders hoffen dürften, denn sie werden sich doch nur an der pelzigen Hälfte der Darstellung, dem Kater und seinen Streichen, und allenfalls ein wenig an dem Oger unterhalten. Für den feiner ausgebildeten Balletgeschmack aber ist das Fest beim Beherrscher der Freuden-Insel von ausgezeichnetem Interesse, weil daselbst alle möglichen Ensemble- und Solo-Tänze ausgeführt werden, in denen sich als Hauptdarstellerin Dlle. Schubarth — die Geliebte des Marquis Carabas — auszeichnet. — Im ersten Akt finden wir einige Berliner Anspielungen, deren Feinheit und Schalkhaftigkeit indeß noch zu fassen ist. Ref. seinerseits ist mit dem Oger unzufrieden; er hat die Beschreibung des Ariost im Kopf, und mit dieser verglichen, ist unser Ballet-Oger ein viel zu anmuthiges Wesen. Ein Geschöpf, welches eine so gute Küche führt, wo dermaßen Prachtbraten am Spieße stecken, kann überhaupt den wenigsten schrecklich seyn. Freilich, daß er auch die anmuthige Dlle. Schubarth braten lassen, und sie zu den enormen Rinds-, Kalbs- und Schöpsen-Keulen im Hintergrunde gesellen will, ist eine Oger-Caprice, die man auffallend nennen darf; er hätte, däucht uns, an den Pasteten, die Dutzendweise aus dem Bratofen gehoben werden, wohl genug. Indeß kann man einem sonst so angenehmen Oger diesen kleinen Fehler wohl nachsehen, und die Katastrophe, wo er als Maus von dem Kater gefressen wird, wirkt fast zu erschütternd auf die Nerven. Ein Glück daher, daß Viele dieselbe wegen der Kleinheit der Maus nicht gewahr geworden sind. — Man sieht aus Allem, daß das geistreiche Werk das Haus öfter füllen wird, als Göthe's Iphigenia oder Schillers Don Carlos. Denn im letzten war der erste Rang vorgestern ganz leer, im gestiefelten Kater erdrückend voll. Die Reise des Prinzen Zerbino nach dem guten Geschmack könnte daher wohl auf eine neue Auflage Anspruch machen.

Berlin. L. Rellstab.

Kunstreiterei.

In Berlin sind in diesem Augenblicke die Reitergesellschaften von Guerra und Loisset zugleich. Der Erstere nennt sich: Director und Eigenthümer seiner italienischen Kunstreitergesellschaft. Eigenthümer! Das ist etwas Neues. Auch der Schluß der Guerra'schen Annonce ist bemerkenswerth, es heißt darin: „NB. Der Director, nicht gewohnt, bei dem Publikum vorher mit vielen Versprechungen zu renommiren, hofft zuversichtlich, daß er gewiß den Erwartungen desselben entsprechen und dieselben noch übertreffen wird." — Wo wäre da wohl Renommage? —

Blutdurst.

Die Ameise enthält einen Bericht über eine Hinrichtung zu Kommerau bei Camenz in der Oberlausitz, und schließt denselben mit den Worten: „Unter den Zuschauern herrschte Ruhe, aber Blut tranken Einige. Thatsache ist es, daß eine wendische Medea recht gierig mit den Fingern die Blutstropfen vom Schaffott auftauchte und gemüthlich leckte, und wahrscheinlich die andern Vampyre, welche diesen Ichor in größerer Masse geschlürft hatten, beneidete.“

Allerlei.

Die schlesische Chronik, ein Beiblatt zur Breslauer Zeitung, enthält einen Artikel: „Herr Humann, franz. Finanzminister, ein Breslauer.“

— Aus Schwabach. Auch für unsere Gegend bezeichnet sich der dießjährige Winter durch anhaltende strenge Kälte, die oft 16 bis 18 R. erreichte. Schnee fiel ebenfalls häufig in Masse zur Erde und gewährte den Fahrlustigen manches Vergnügen durch Schlittenpartien. Doch nur wenige zeichneten sich durch Eleganz aus, da die meisten Schlitten sehr alten Ursprungs und vielleicht schon im 17ten Jahrhundert gefertigt zu seyn scheinen. — Das genirt aber die großen, wie die kleinen Geister nicht, wenn nur das höchst seltene Vergnügen genossen wird. Und wer sollte auch wohl eine solche Gelegenheit unbenutzt verstreichen lassen, liegt ja doch schon für die Herren und Damen in dem Gedanken etwas besonders Wichtiges, nach der altherkömmlichen Sitte vor der Abfahrt zur Stadt hinaus, noch fein bedächtig, und mit allen möglichen bunten Garderobstücken auf das Eleganteste geputzt, dreimal um den sogenannten Stock herumzufahren, — d. h. dreimal die Runde im Innern der Stadt oder die Fenster-Schaufahrt machen zu können, worauf erst die eigentliche Vergnügungs-Fahrt zum Thore hinaus beginnt, und von welcher Caroussel-Parthie sich Niemand, selbst nicht die Ersten des Ortes, ausschließen. — Nur Einigemale wurde das Schlittenfahren durch eingetretenes Thauwetter unterbrochen, wodurch die bergigten Straßen der Stadt zu Gletschern umgeschaffen wurden, auf welchen sich dann die liebe Jugend durch Schlittschuhfahren höchlich vergnügte.

— Die zur Reparatur des Kölner Doms verwendete Bausumme beträgt vom Jahre 1824 bis Ende 1835 222,740 Thaler und wurde gedeckt: 1) aus den von Sr. Maj. dem Könige bewilligten Zuschüssen ad 155,084 Thlr., 2) aus dem Erlös von altem Baumaterial 2,119 Thlr. 15 Sgr. 4 Pf., 3) aus der Kathedral-Steuer 51,591 Thlr. 9 Sgr. 11 Pf., 4) Collecten in den Provinzen Rheinland und Westphalen 14,356 Thlr. 15 Sgr. 5 Pf., 5) aus Geschenken 89 Thlr. 25 Sgr. 2 Pf., zusammen 223,241 Thlr. 5 Sgr. 10 Pf.

— Dr. Neander's Erklärung in Beziehung auf einen ihn betreffenden Artikel der Allg. Zeitung, nebst dem auf höhere Veranlassung von ihm verfaßten Gutachten über das Buch des Dr. Strauß „Leben Jesu,“ hat so eben die Presse verlassen. Der Ertrag dieser Schrift ist für arme Studierende bestimmt.

— Am 27. Februar berichtet das Münchener Tagblatt: „Frankreich hat noch kein Ministerium. Diese Krisis dauert nun schon 16 Tage u. s. w.“ Eine um so wichtigere Neuigkeit, als uns französische Blätter schon seit mehreren Tagen glauben machen wollten, diese Frage sey erledigt.

— Unter dem Titel: „Der Elegante,“ erscheint bei Voigt in Weimar eine neue Modezeitung zunächst für „Herrenkleidermacher und Modefreunde.“ Die beiliegenden Modebilder rechtfertigen jedoch den Titel nicht im Geringsten.

Auflösung des Palindroms:

Madam — Adam.

Digitized by Google

Der alte Fiedler.

Von dem Buchhändler Samuel Bach.

Unter dem gänzlich unbekannten Namen Samuel Bach, des Buchhändlers, ist seit Kurzem ein neuer humoristischer Schriftsteller in Paris aufgetreten, dessen erstes Werk: »Il Vivere« bedeutenden Succes gehabt hat; es ward in wenigen Tagen vergriffen. Die zweite Auflage, die seitdem veranstaltet wurde, nennt als Verfasser einen noch sehr jungen Mann, Namens Théophile des Ferrières. Wir geben hier eines seiner neuesten Stücke aus der Gazette musicale, woraus unsere Leser seine Art und Weise kennen lernen werden.

1.

Es war in Paris ein Greis, den alle Welt gesehen hat. Seine Haare waren nicht weiß, sie waren gelb, gelb und grün, wie die eines Meergottes. Er durchlief die Straßen mit einer schäbigen Geige, die nur noch auf einer Saite angab; und auf dieser Saite kratzte er immer, ohne einen Ton zu greifen. Man hörte nur eine Note, aber eine ganz entsetzliche Note, und er, mit hoher Stirne und stolzem Blick, durchzog majestätisch den Haufen. Manchmal sprang er, oder er lief, oder er benahm sich mit einem fremdartigen Enthusiasmus und mischte den Ton seiner Stimme mit dem Schnarren seiner Geige. Man nannte ihn den alten Fiedler; er war ein armer Narr. Eines Tages folgten ihm Kinder durch die Straße ...... dieses Alter ist ohne Mitleid; sie zogen ihn an seinem Rock, an seinem grauen zerrissenen Rock; sie nahmen ihn bei seinen Haaren, bei seinen langen gelben und grünen Haaren; der Greis setzte seinen Weg und seine Musik fort, hüpfend, springend, singend, kratzend, ohne sie anzusehen.

Die Kinder folgten ihm immer.

Sie stießen ihn; seine Geige fiel ihm aus den Händen und zerbrach auf dem Pflaster. Der alte Narr blieb stehen, kreuzte eine

Minute lang seine Arme, vergoß zwei Thränen und fiel maustodt hin.

Ich schöpfte eben frische Luft auf meiner Schwelle, als er niederfiel. Ich lief zu ihm hin; ich hob ihn auf; ich zog ihn in meinen Laden; ich entkleidete ihn; ich gab ihm Salz zu riechen; ich ließ einen Arzt holen; der Arzt wollte ihm zur Ader lassen, aber das Blut kam nicht; es war keine Hoffnung mehr. Man legte ihn in einen Fiaker und führte ihn mit seinen Lumpen nach der Morgue.

Als ich eben meine Betrachtungen über dieses kleine Drama anstellte, erblickte ich zu meinen Füßen ein seidenes Säckchen mit einem schwarzen Bande. Es aufheben, betrachten und öffnen war mein Erstes. Ich fand darin Haare, einen Ring und ein zusammengefaltetes Papier. Alles dieses mußte schon lang darin gewesen seyn. Der Ring war verrostet und das Papier durch den Schweiß an einigen Stellen ganz unscheinbar geworden. Die Buchstaben erschienen roth; die Schrift war ein wahres Katzen- oder Ratzen-Gekritzel. Endlich nach langer Bemühung gelang es mir, Folgendes zu entziffern:

2.

1. Juli 1803.

.... Die Violine hat eine Seele; fragt nur die Instrumentenmacher! Ja, die Violine hat eine Seele. Sie ist ein König, sie ist ein Gott. Wenn sie singt, hat sie eine Stimme, wie die menschliche, und sie kann den Ton verlängern, anschwellen lassen, verringern, mit einer unendlichen Macht, denn ihre Stimme kommt vom Herzen, wie die Stimme des Menschen. Die Violine hat eine Seele.

Ihre Gestalt ist graziös, wie die Gestalt eines Schwans. Die vibrirende und kräftige Luft erschüttert ihre Brust, und ihr Hals, so dünn und lang, schmiegt sich liebend unter den Fingern des Künstlers: ich bete dich an, o meine Violine!

Welches ist das Land in Europa, wo man am meisten unter dem schönsten Himmel zu lieben gestimmt ist? Italien ist's! Corelli, Tartini, Pugnani, Viotti sind italienische Namen. Das Reich der Violine soll endigen mit dem Reiche der Liebe, ihre Göttlichkeit mit der Göttlichkeit des Herzens.

So höre denn auf, meine Violine, Gott zu seyn, König zu seyn.

3.

5. Juli 1803.

.... Ich wurde geboren den 12. November 1775. Ich bin acht und zwanzig Jahre alt: mein Gott, ja! Mein Vater war ein Gewürz-

Digitized by Google

krämer, und ich ging mit meinem Bruder bei den vormaligen Mönchen in der rue du Bac in die Schule. Ich erinnere mich noch der kleinen Kirche der Religiosen, und wie die Orgel sie begleitete, wenn sie in ihren weißen Kutten sangen. Diese Gesänge und diese Orgel brachten mich in Extase; manchmal weinte ich und kam träumend nach Hause.

Mein Bruder begriff nichts von diesen Exaltationen. Sein Vergnügen war, die Silberthaler in seiner Schublade klingen zu hören. Er gab sich zum Commissionär für die Schulkinder her. Er stahl Rosinen, Feigen, Zuckerwerk in dem Magazin meines Vaters, und verkaufte dieß Alles unseren Kameraden, als wenn er es selbst gekauft hätte. So hatte er bald einen kleinen Schatz gesammelt.

Eines Tages zog bei schönem Sonnenschein ein Regiment durch die Straße. Die Trommelschläger wirbelten; der Oberst ritt Schritt auf seinem großen Pferd; Flinten und Bajonette wogten und blitzten, wie ein stählernes Fruchtfeld. Plötzlich spielte die Musik einen Marsch von Gluck. Mein Kopf hatte sich exaltirt. Ich folgte der Musik; die Clarinette und Hoboe machten, daß ich vor Freude lachte; ich sprang nach den Schlägen der großen Trommel; beim Schmettern der Trompeten trug ich meinen Kopf höher, nahm eine martialische Miene an, und schaute nach den Soldaten. Bei dem Säuseln der kleinen Flöten aber schlug ich in die Hände.

Ich begleitete das Regiment bis zur Caserne. Der Oberst hatte mich bemerkt. Er winkte mich zu sich, ließ mich schwatzen, und meine Naivitäten, so wie mein kindlicher Enthusiasmus machten ihm Spaß. Am andern Morgen trat er in den Laden meines Vaters.

— Aus diesem Jungen muß ein Musiker werden, sagte er, ich nehm's über mich. Gaviniés soll ihm Unterricht geben.

4.

6. Juli 1803.

Zwei Tage nachher ging ich nicht mehr zu den Mönchen in der rue du Bac, und hörte nicht mehr ihre Gesänge in der Kirche. Ich hatte ein Musikheft vor den Augen, und studirte seine Noten. Auf diese Weise ward mein Eintritt in die musikalische Welt vorbereitet.

Es war wohl schön, wenn ich die Finger auf der Violine hatte; zwar war es ein Märtyrthum für mich; alle meine Muskeln waren gespannt; die Saiten drückten sich in's Fleisch; mein Bogen gebar Töne, die mich krampfhaft in die Höhe springen ließen. Man muß Genie haben, um ein guter Musiker zu werden; aber man muß Heroismus besitzen, wenn man ein guter Violinspieler werden will.

Ich brachte meine Tage mit Studien aller Art hin; Tonleiter, Triller, Doppelgriffe, Arpeggien, Bogenstriche, Staccato u. s. w.

Endlich ließ mich Gaviniés ein Quartett spielen. Ich werde nie vergessen, was ich an jenem Tage empfunden habe. Ich spielte die erste Violine, Gaviniés die zweite, Geminiani die Viola und Levasseur den Baß. Rousseau war nicht begeisterter bei der Vorstellung seines „Devin du Village", als er rings um sich die Frauen gleich Engelsstimmen sich in die Ohren flüstern hörte: Das ist herrlich, das ist bezaubernd, nicht ein Ton ist darin, der nicht zum Herzen spricht. Es gab Momente, wo ich aufhören wollte, um die prächtige Harmonie des Accompagnements zu vernehmen, die unter mir wie ein harmonisches Meer toste, und mich auf der Oberfläche erhielt. Das Quatuor war abscheulich, ich aber war berauscht. Ich hörte Wunderdinge, denen ich heute vergebens nachforschen würde.

Der gute Oberst wohnte diesem Concerte bei. Er war entzückt von meinem Talent, und nannte mich seinen kleinen Gaviniés. Er wollte, daß ich Harmonie studirte, und gab mich in die Hände Tartini's und Rameau's.

5.

8. Juli.

1790 war ich Violinist bei der Académie royale de Musique, von welcher Jean Jacques in seinem Dictionnaire mit wenig Achtung gesprochen hat: „Ich will nichts von diesem berühmten Etablissement sagen, als daß von allen Akademien des Königreichs und der Welt diese den meisten Lärm macht."

Mein Vater war gestorben. Mein Bruder hatte seinen Laden übernommen. Der Oberst war Beschützer der ganzen Familie geworden. Das königliche Wappen zierte unsern Schild. Mein Bruder ward einer der ersten Gewürzkrämer von Paris. Ich besuchte ihn manchmal, allein dieß machte einen übeln Eindruck auf mich. Ich fand in ihm nur eine Rechnungsmaschine. Keinen Strahl, keinen Funken, nichts in der linken Brust. Er wußte genau, was Pfeffer und Zimmt in Bourbon oder in Kalkutta kosteten, aber nie betrachtete er die Sonne oder die Sterne am Himmel. Setzte ich den Fuß auf die Schwelle seiner Thür, so kam es mir vor, als ob ich aus einer lauen Atmosphäre in ein Eisbad stieg. Meine freundlichen Worte entlockten ihm nichts, und wenn ich von meinen zauberischen Träumen sprach, so fragte er mich, wie viel ich den Tag verdiente.

Indessen begaben sich große Dinge in Frankreich; man guillotinirte auf dem Revolutions-Platze die alte Aristokratie, aber man

vergötterte im Pantheon das Talent und das Genie. Millionen stimmten die Marseiller Hymne an. Ich weiß nicht, welche übermenschliche Erscheinung sich an dem Horizont aller Künste zeigte. Die Musik wurde wieder eine Gottheit des Alterthums, sie trat mit ihrem Fuß die Erde, und Bataillone stiegen daraus hervor. Sie säete den Glauben in den Schoos der Massen; sie bewegte und erhob sie, und lehrte sie die Verachtung der Leiden und des Todes.

Ich begriff jetzt die großen Gestalten des Orpheus, des Amphion und des Tyrtäus. Die Kunst hörte auf, für mich die Unterhaltung der Müßigen zu seyn; sie erschien mir, wie im Alterthum, wie im Mittelalter als ein Missionär, ein Apostel, ein Gott.

6.

9. Juli.

Die Musik ist der Zauberer, welcher die Seele zur Höhe führt, und ihr den Himmel großer Betrachtungen öffnet. Der Mensch, den sie mit ihrem Zauberstabe berührte und dem sie Thränen gab, ist, so lange er nicht den Kreis ihres Einflusses verließ, unfähig einer schlechten und gemeinen Handlung, und fähig Alles dessen, was groß und edel ist.

Uebrigens ist die Musik, von welcher ich spreche, nicht jene käufliche Kunst, welche ihre Lieder für die elegante und müßige Menge hinwirft, um schönen Damen die Worte: „Das ist herrlich, das ist entzückend, das spricht zum Herzen!“ zu entlocken.

Ei, meine Damen, was geht es mich an, daß es Sie unterhält, daß es Ihnen Vergnügen gewährt!

Meine Musik gehört mir; sie wird nicht Euren Augen Thränen entlocken, aber sie wird Eure Stirnen zum Boden der Kirche beugen und wird Euch zwingen, Eure Börsen in die Hand der Armen zu leeren, welche auf ihrer Schwelle knien.

Gott hat die menschliche Seele in die Schöpfung gesetzt, wie ein Mittelpunkt, nach welchem alles Leben des Weltalls hinströmt. Der Mensch wirkt auf die äußeren Dinge, aber diese wirken auch auf ihn. Eine ruhige ländliche Natur, frisches grünes Gras, durchsichtiges, von der Sonne erhelltes Wasser, Pferde und Kühe, welche weiden und trinken, der Ton des Dudelsacks oder der Oboe und das entfernte Läuten einer Dorfkirche, das ist eine Harmonie, die nach und nach den Tumult der Seele beschwichtigen wird, während eine wilde, zusammengestürzte Natur, spitze, zerrissene Felsen, vom Sturme gepeitschte Wälder, ein heulendes, wüthendes Meer, Regen, Blitze, Wolken, Wind, der Seele Kraft und Schwung verleihen werden.

Nun wohl! Ich will, daß die Musik eine Welt sey, und daß ihre Harmonien denen gleichen, die ich hier so eben angeführt. Ich will, daß sie ihren Donner, ihre Brandung, ihre Stürme, ihre aufgewühlten Wogen, ihre sausenden Wälder habe, und daß sie in das Herz des Menschen eindringe, wie Gott durch alle Strahlen des Cirkels seiner Schöpfung.

7.

9. Juli.

Dies waren meine Träume, meine Beschäftigungen. Ich bemitleidete die miserabeln Liedchen der komischen Oper, die um mich schwirrten. Ich forderte vom Contrapunkt neue Lösungen und suchte neue Combinationen für die Instrumente zu finden. Ich fühlte, daß die Muse der Harmonie noch in der Kindheit war, und oft ward ich traurig, wenn ich sah, wie ärmlich und kleinlich ihre Sprache ist, neben dem Ideal, von welchem ich träumte.

Mein Bruder sah eben so gut Dinge in der Revolution, nur nicht gerade dieselben, wie ich.

Der Oberst, der uns Beide reich gemacht hatte, ihn mit Geld, mich mit dem Wenigen, was ich wußte, besuchte ihn eines Tages. Er hatte Gold, viel Gold. Er wollte Frankreich verlassen. Er bat meinen Bruder, seinen Reichthum aufzubewahren. Mein Bruder wog das Gold, betrachtete es, zählte es, schloß es sorgfältig ein, und sagte Lebewohl dem guten Obersten. Hierauf ging er zu der Commune und gab ihn an. Der Oberst wurde guillotinirt. Sein Blut spritzte auf mich, und ich verfluchte seine Henker. Ich wußte nicht, daß mein Bruder darunter begriffen war; ich erfuhr es erst später. Mein Bruder behielt das Gold, das ihm anvertraut worden war. Die Güter des Obersten wurden „nationalement“ verkauft; er kaufte sie für ein Butterbrod. Es war die Zeit der Assignaten, das baare Geld hatte beträchtlichen Werth; mein Bruder wußte das, was er gestohlen hatte, geltend zu machen. Er speculirte auf Korn und Hungersnoth. Er ward Armee-Lieferant. Er ließ die Soldaten ohne Brod und ohne Schuhe, und die Republik bezahlte ihn, als wenn er jenen Beides geliefert hätte. Er verdiente von zweien Dingen eines: den Galgen oder Millionen. Er gewann Millionen; so ging es damals zu.

8.

10. Juli.

Ich war jetzt der beste Violinspieler in Frankreich; erschien ich in einem Concert, so bebte Alles vor Bewunderung. Eines Abends hatte

Digitized by Google

ich ein Concert von Viotti gespielt; ich ging durch den Saal, von Lobsprüchen gefolgt, die ein Jeder mir zu zollen sich verpflichtet glaubte. Da gewahrte ich eine junge Person, die mich stillschweigend betrachtete, mit einem unerklärbaren Ausdruck von himmlischer Milde und Entzücken. Sie war bleich und hatte große Augen; ihre Haare fielen gelockt; ihr Kleid, drappirt nach der Antike, gab ihr das Ansehen einer Gespielin der Diana oder einer Apollo-Priesterin.

Man hat viel gegen den ersten Eindruck gesprochen. Gabrielle flößte mir sogleich Bewunderung ein, und ich fühlte bald, daß ich nicht leben könne, ohne sie zu sehen.

Ich fragte nach ihrem Namen. Sie war die Tochter eines reichen Pferdehändlers, der sich vom Handel zurückgezogen hatte. Sie war weder arm noch reich; sie war reizend, und ich närrisch in sie verliebt.

Ich sah sie mehrmals in Gesellschaft. Ich sprach mit ihr. Ich wußte, daß sie Piano spielte. Ich bat um die Erlaubniß, sie begleiten zu dürfen; sie gewährte sie mir. Ich besuchte sie oft; ihr Vater schien darüber glücklich und stolz zugleich zu seyn; denn damals glaubte man, daß die Kunst ein Adelsdiplom sey, aber kein Fluch der Paria's.

Es ist bestimmt, daß die Künstler zu allen Zeiten von dem gemeinen Leben ausgeschieden wurden. Es scheint, daß es eine untergeordnete Kaste sey, die man zwar einräuchert und anbetet, weil sie unterhält, der man aber ohne Schamgefühl weder durch Heirath noch Verwandtschaft sich annähern möchte.

Die französische Revolution, welche alle Vorzüge der Geburt gleich gemacht hatte, ließ dafür die Aristokratie des Talentes über der Gesellschaft schweben. Vestris, der Tänzer, und Garat, der Sänger, unterhandelten wie Macht zu Macht mit den andern Illustrationen der Epoche. Lé diou dé la danco reichte seine Hand den Göttern des Krieges, welche Europa in Schrecken setzten, und diese gigantischen Aristokraten der Republik verstanden sich unter einander.

Und so war ich denn nicht ein Violinspieler, ein Musiker für meine Angebetete und ihren Vater; ich war ein Mann von Genie, ein Adeliger des Gedankens, und unter diesem Titel empfingen sie mich mit Stolz.

9.

11. Juli.

War ich allein mit Gabrielle, so schwiegen Violine und Piano; wir sprachen mit unsern Lippen eine göttliche Musik, denn wir sagten

uns jene Dinge, die man sich sagt, wenn man liebt; sie hatte errathen, daß ich sie liebe.

Um diese Zeit fand das berühmte Diner von Versailles Statt. Die Elite der Pariser Künstler hatte den drei Consuln und den Ministern der Republik ein Bankett veranstaltet. Ich werde dieses Fest nicht beschreiben, wobei alle unsere großen Bürger vereinigt waren, und von dem alle Zeitungen gesprochen haben. Der General Bonaparte gab galant seine Hand der Mademoiselle Contat, Herr Cambacères der Mademoiselle Devienne und Herr Lebrun der Mademoiselle Mezeray.

Ich ging früh nach Hause und brachte den Abend bei dem Vater meiner Göttin zu. Ich wurde wie Jupiter bei Philemon empfangen. Ich beschrieb das Fest; ihre Augen waren voll Ehrfurcht auf mich geheftet; es schien, daß der Consular-Purpur meine Kleider abgefärbt habe.

Ich machte dem Mädchen die Cour. Ich sprach vom Heirathen. Der Vater ward überglücklich. Gabrielle schlug die Augen mit unendlicher Grazie nieder. Ihre Brust hob sich unter ihrer Tunika, und ihr schöner Hals, so lang und so weiß, neigte sich sanft, wie der eines Schwanes. Ich nahm einen Ring und eine der schönsten braunen Haarlocken mit nach Hause.

10.

12. Juli.

Einige Tage nachher gab der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, der Bürger Talleyrand, dem ersten Consul einen Ball. Ich war eingeladen; der Ball war prächtig. Alle jene großen Säle des Hotels Gallifet erglänzten von Kerzen und Diamanten. Unsere bewunderten Schönheiten, die Bürgerin Tallien, die Bürgerin Hamelin, der elegante Tänzer Trenis, der göttliche Tänzer Vestris und tausend Andere, und mein Bruder unter den Tausenden, strahlten wie Feen und Genien in einem Palast von tausend und einer Nacht.

Als man sich zum Souper setzen wollte, bot der diou dé la dance, der bis dahin von allen Gästen wie ein König behandelt wurde, seine Hand der Bürgerin Tallien, um sie in den Speisesaal zu führen. Da aber nahte sich der Bürger Talleyrand und sagte, daß ein Tisch für die Künstler in einem andern Saale servirt sey. Vestris blieb versteinert stehen; mein Bruder reichte der Bürgerin die Hand, und ich folgte Vestris zum Tische der Parias.

Die Blätter sprachen viel von diesem Vorfall. Die meisten lobten Herrn Talleyrand, daß er bemüht war, die Gesellschaft endlich wieder

Digitized by Google

zum Gefühl des Schicklichen zurückzuführen; andere griffen ihn lebhaft an: es war also umsonst, sagten sie, daß man eine Revolution gemacht hat für Gleichheit und Brüderschaft. Wir lassen den Sohn des Scharfrichters ehrlich werden, aber wir übertragen sein Anathem auf das Haupt der Männer von Genie.

11.

13. Juli.

Am andern Morgen besuchte ich den Vater meiner Angebeteten; er empfing mich kalt. Die aristokratische Reaction des Bürgers Talleyrand war von dem Hotel des Ministers zu dem Hause des Ex-Pferdehändlers gedrungen.

Das Mädchen trat ein, wurde roth, senkte die Augen, schien verwirrt, that, als ob sie meine Anspielungen auf unsere Verheirathung nicht verstünde, und sprach von gleichgültigen Sachen mit einer kalten und erkünstelten Höflichkeit. Ich ging fort, den Tod im Herzen.

Ich schrieb ihr einen verrückten Brief, wo ich sie daran erinnerte, was sie mir gesagt, geschenkt und geschworen hatte, unsere langen Liebesgeschwätze, ihren Ring, ihre Haare, unsere Heirathsprojecte und die wohlwollende Aufnahme, die ihr Vater meinen Anträgen hatte angedeihen lassen.

Ich erhielt keine Antwort.

Ich wollte sie besuchen; man sagte mir, sie sey ausgegangen; ich kam zweimal, dreimal wieder; endlich fand ich ihren Vater.

— Mein Herr, sagte er, Sie haben Ihren Kopf mit abgeschmackten Hirngespinnsten angefüllt. Sie glaubten, dort Liebe zu erblicken, wo nichts als ein kindischer Enthusiasmus für Ihr Talent vorhanden war. Meine Tochter kann nicht die Ihrige werden, mein Herr, ich habe andere Absichten mit ihr, und sie selbst ....

Ich konnte mich nicht länger halten. Ich warf ihm Alles vor, was er mir am Tage des Banketts in Versailles gesagt hatte. Ich war wüthend, ich weinte; ich weiß nicht, was ich Alles vorbrachte; nur das habe ich behalten, daß er bei den Worten: „Meine Tochter ist nicht dazu gemacht, die Frau eines Violinspielers zu werden“, die Thür hinter mir verschloß.

Zwei Monate darauf heirathete diese Tochter einen Strumpfhändler.

Und in der That, ich weiß nicht, ob sie mich meiner Armuth wegen ausgeschlagen hatte; denn meine Violine brachte mir so viel ein, als der Handel meines glücklichen Nebenbuhlers. Aber mein Pferdehändler hätte geglaubt, eine Mesaillance zu schließen, wenn er

seine Tochter einem Künstler gegeben haben würde; so erhielt er die Ehre seines Wappens, indem er ihre Hand einem Strumpf- und Schlafmützen-Händler gab.

In demselben Monat fand die Vermählung meines Bruders mit der Mademoiselle de **, der Tochter des vormaligen Marquis de **, Statt, der Nichte des Obersten.

12.

14. Juli.

O Verzweiflung! Von zwei Brüdern bestiehlt der Eine seinen Vater, seine Cameraden, mordet seinen Wohlthäter, bestiehlt die Republik, und wird für würdig gehalten, die Tochter eines vormaligen Marquis zu heirathen; der andere bringt Tag und Nacht unter geistiger Anstrengung zu, nährt seine Seele mit edeln Hoffnungen und hohen Gedanken, wird einer der ersten Künstler seiner Epoche, und ist nicht einmal werth, der Nebenbuhler eines Kaufmanns zu seyn.

Und doch fließt dasselbe Blut in ihren Adern, und doch waren so eben die Schranken der Vorrechte gefallen. Also nicht mehr die Geburt macht den Paria, sondern die Handthierung. Oder gewinnt man etwa die Rittersporen damit, wofür man sonst an den Galgen kam, und artet man durch Genie und Kunst aus? Es war schön und glänzend, aus einem adeligen Geschlechte abzustammen, dessen Ursprung sich in die Nacht der Zeiten verlor; Ihr aber, die Ihr aus dem Stalle kamt, um in einem Palaste zu wohnen, Ihr, die Ihr Stößel und Kelle gehandhabet, sagt mir, woher kommt Euch der Stolz?

Ich breche ab.... Ich fühle, daß mein Kopf zu toben anfängt.... Ich liebe Dich, Gabrielle!... Aber ach, ich bin ein Violinenspieler!

13.

Dieß waren die Klagen, die ich in dem Säckchen meines armen Greises fand. Ich lege sie Dir vor Augen, freundlicher Leser, ohne Commentar; Du kannst ihn so gut machen, wie Dein sehr gehorsamer Diener.

Digitized by Google

Briefe über Sicilien. *)

II.

Selinunt.

Ehe wir uns nach Selinunt (heutzutage Selenti) begaben, wünschten wir die Steinbrüche zu besuchen, aus welchen das Material zum Bau der alten Stadt bezogen ward. Nachdem wir Castel Veterano verlassen hatten, kamen wir über eine von Bäumen entblößte Hochebene. Die dünne Erdschichte, welche den Boden bedeckt, läßt den Felsengrund durchblicken; der Anbau ist ärmlich und vernachläßigt. Man sieht von hier in die tiefer liegende Ebene herab, auf welcher die Vegetation unseres Klimas sich mit einigen pyramidalischen Cypressen und hohen Palmbäumen vereinigt, deren lange Blätter sich zierlich auf den violetten Hintergrund des Gebirges neigen. In der Ferne, unweit dem Ufer gewahrt man eine riesige Säule, das letzte Ueberbleibsel des großen Tempels von Selinunt; von unserem Standpunkte aus betrachtet, gleicht sie einem verfallenen Thurm; von den Landesbewohnern wird sie der Riesenpfeiler genannt. Wir kamen durch Campo-Bello, ein von Obstgärten, Feigen- und Mandelbäumen umgebenes Dorf, das sich bis zu den Steinbrüchen von Selinunt ausdehnt.

Diese Steinbrüche, heutzutage Rocca di Cusa genannt, bilden mehre Schluchten von graulichten Kalkfelsen, welche mit Cactus, Aloe und Palmbüschen bedeckt sind. Von der Spitze der Felsen hat man die volle Aussicht nach Castel Veterano und nach dem Meere.

Die Latomien, nicht unähnlich denen von Syene in Aegypten, sind voll von Säulenschäften, halbbehauenen Kapitälern und Friesen.

Andere Säulentheile liegen auf dem Boden umher, und hatten die Bestimmung, zum Bau der Tempel verwendet zu werden. Die meisten derselben haben zum wenigsten 30 Fuß im Umfang bei einer Höhe von 6 bis 7 Fuß. Gegen den Mittelpunkt zu sind viereckige

*) S. S. 25.

Fächer von 4 Zoll im Gevierte in dieselben eingehauen; in diese Löcher wurden Stücke harten, der Nässe widerstehenden Holzes eingelassen, mittelst deren die einzelnen Theile der Säule ohne allen Kitt oder Mörtel über einander befestigt wurden.

Einige Bewohner von Campo=Bello begleiteten uns. Unwissend und leichtgläubig, gleich den Nubiern von Abuhambol, erzählten sie uns, in der alten Zeit hätten die Frauen von Selinunt die Säulen aus den Steinbrüchen auf ihren Köpfen nach der Stadt getragen, und unterwegs gesponnen; es sey dieß ein ungleich größerer Menschenschlag gewesen, als der unsrige; wozu hätten sie sonst — fügten sie hinzu — dieser ungeheuren Wohnungen bedürft? — Das Mährchen von den Spinnerinnen von Selinunt ist nicht der einzige im Lande herrschende Aberglaube über Rocca di Cusa. Es befindet sich hier eine tiefe Cisterne; nach einer Volkssage dient sie einem sarazenischen Könige zur Wohnung, der vom Kopf bis zu den Füßen mit Gold bedeckt ist, und einen unermeßlichen Schatz bewacht. Die Bauern der Umgegend hängen an dem sarazenischen Fürsten, wie an einem Glaubensartikel, und häufig werden von denselben beträchtliche Nachgrabungen unternommen, um den Schatz zu heben. Erst im letzten Jahre träumte einer Frau von Castel Veterano, sie habe ihn gesehen; mit Tagesanbruch eilte sie in Begleitung ihres Mannes und ihres Sohnes, mit Schaufel und Hake ausgerüstet, nach den Latomien. Rings um die Cisterne ward der Boden umgewühlt; als die Frau plötzlich ausrief, sie sehe den König. Mit erneutem Eifer ward die Arbeit fortgesetzt, und erst dann eingestellt, als sich die Schatzgräber endlich durch das Geschrei der unglücklichen Seherin überzeugten, sie sey verrückt. Man war genöthigt, sie in ein Armenhaus einzusperren, wo sie noch heute darauf beharrt, il regiallo gesehen zu haben.

Nachdem wir die Steinbrüche verlassen hatten, folgten wir den Trümmern einer alten, nach der Stadt führenden Straße, die über den Gipfel eines nackten Kalkhügels zieht; sofort senkten wir uns in die Ebene herab, die auf der Seeseite sich in eine Sanddüne verliert, welche von den Wogen benetzt wird. Bald darauf gelangten wir auf einige höher gelegene Hügel, auf welchen das alte Selinunt erbaut war; heutzutage heißen sie Terra dei Pulci, und werden von den Flüssen Madione und Hypsa umgeben, deren unbebaute Ufer mit Schilf bewachsen sind.

Es drängte mich, die Stelle zu untersuchen, wo nach einer dunkeln Tradition die Phönizier eine ihrer ersten Niederlassungen in Sicilien gegründet hatten, und wo später die Megarenser, angeführt von Pammilius, die mächtige Stadt erbauten, welche sich zur Nebenbuhlerin

Digitized by Google

von Segeste und Heracläa erhob. In der Erinnerung zeichnete ich mir die furchtbaren Schicksale dieser Stadt vor, an welche sich die gefürchteten Namen Hannibals und des wilden Alcamah knüpften; dreimal aufgebaut, und eben so oft von Grund aus zerstört, sah sie ihre Einwohner bald von Karthagern, bald von Römern und Sarazenen erwürgt, oder als Sclaven verkauft, bis sie selbst endlich von den Normannen vernichtet ward.

Beim ersten Anblick entspricht Selinunt diesen großen Erinnerungen bei weitem nicht. Auf ihrem Boden liegen Trümmer von Mauern und Säulen, Karnieren und Architraven umher, in deren Mitte sich ein großer Thurm und 2 bis 3 elende Hütten erheben, welche dem Guarda Costa und seiner Familie zur Wohnung dienen.

Erst wenn man diese Ruinen mit mehr Aufmerksamkeit untersucht, findet man Spuren der ehemaligen Pracht. Die Umfangsmauer der Stadt ist an mehren Stellen wohl erhalten. Gegen Norden und Westen sieht man die Reste zweier Thore. Fünf Tempel befanden sich im Innern der Stadt, drei außerhalb derselben.

Von den erstern Tempeln sind zwei klein, und haben einige Aehnlichkeit mit den Monumenten von Pompeji; ohne Zweifel stammen sie aus der Römer Herrschaft her; die drei andern sind groß und von edeln Verhältnissen. Auf dem höchsten Punkte des Hügels gelegen, gleichsam als dienten sie zum Symbol des Schutzes der Götter, den die Selinuntier für ihre Stadt erflehten, sind sie gegen Osten gewendet, und stehen symetrisch neben einander. Sie sind von alter dorischer Ordnung und ihre Architektur ist großartig im Entwurfe und in der Ausführung. Sie sind nicht eben mit gewöhnlichen Steinen, sondern aus großen Felsenblöcken erbaut, deren Anblick den Aberglauben der Sicilier erklärt, als seyen diese Monumente von einem Riesen-Geschlechte aufgeführt.

Ein Volk, das den Tempeln seiner Götter dieses hohe Gepräge zu verleihen vermochte, muß nothwendig von erhabenen und edeln Ideen beseelt gewesen seyn. Gewiß war es leicht zu begeistern für einen großen Gedanken, fähig in Auffassung genialer Entwürfe und zu großen Opfern in der Ausführung bereit. Ein großes Monument ist häufig der Ausdruck einer großen nationellen Eigenschaft, und gleichwie die gothischen Kirchen des Mittelalters Zeugniß geben von dem Glauben der Epoche, die sie hervorgerufen hat, so rufen die Tempel von Selinunt die unermeßliche moralische Entwicklung in die Erinnerung zurück, welche die antike Civilisation den Völkern griechischen Ursprungs ertheilte.

Die heiligen Gebäude von Selinunt sind über ihren Göttern

zusammengestürzt, aber ihre Trümmer bedecken den Boden, und man sieht ganze Reihen von Riesensäulen, die gestürzt sind, ohne zu zerfallen, und die noch jetzt die Stellen bezeichnen, auf denen sie einst aufrecht standen. Ohne Zweifel fielen sie in Folge eines heftigen Erdbebens, dessen Epoche nicht bekannt ist. Vielleicht ward die Stadt zur Zeit ihrer größten Blüthe von diesem Unfalle betroffen. Die bewegliche Beschaffenheit des leichten Sandbodens, auf welchem sich Selinunt erhob, mußte gleichfalls zum Sturze seiner Tempel beitragen. An manchen Stellen entdeckt man in gleicher Höhe mit dem Erdboden die aus ungeheuern Quadersteinen gelegten Fundamente der Häuser, so daß sich nach deren Richtung die Straßen noch erkennen lassen. Die großen Gebäude scheinen im Mittelalter gleiches Schicksal, wie der Tempel von Segeste, gehabt zu haben. Man erkennt Trümmer von Backsteinen und Ziegeln, die den Tempeln nicht angehören können; ohne Zweifel stammen sie von ephemeren Wohnungen her, welche meist von einem rohen Volke auf den Ruinen aufgeführt wurden. Das Ganze der Ruinen von Selinunt bildet einen traurigen und melancholischen Anblick. Der hellen Farbe nach möchte man sie für Materialien halten, die zu irgend einem Bauwerke bestimmt sind, lägen sie nicht in wilder Zerstreuung bunt durch einander, und wären sie nicht mit Lianen, Erdbeerbäumen und Zwergpalmen überwachsen, welche hier in erstaunlicher Menge wachsen, und wegen welcher Virgil der Stadt den Beinamen: Palmosa *) gab. Wenig Bäume, eine niedere aber dichte Vegetation, eine heiße und vollkommene windstille Atmosphäre, ein dunkelblauer Himmel, ein Meer, noch azurblauer als das von Neapel, ein Boden und Felsen von gelben Okerfarben, auf denen sich Tausende von smaragdgrünen Eidechsen mit Leichtigkeit hin und herbewegen — alles dieß macht Selinunt zu einer prachtvollen Scene der Verwüstung, zum Grabe einer glanzvollen Vergangenheit, welche noch jetzt einige Reflexe auf die Gegenwart wirft. Um wie viel trauriger muß dieser Aufenthalt erst während der vier Monate der Malaria seyn, wo alle lebenden Wesen, mit Ausnahme des Guarda Costa, diese verpestete Gegend fliehen! Um diese Zeit hat der Tod seine Herrschaft hier aufgeschlagen, und der Mensch entfernt sich von einem Orte, wo sich ihm die Gefahr unter traurigen, obgleich sanften und angenehmen Eindrücken darstellt. Die Zeit während der Herrschaft der aria cattiva scheint friedlich und lachend, die Luft ist durchsichtig und von Wohlgerüchen duftend, kein äußeres Zeichen verräth ihre schreckliche

*) Der Name Selinunt stammt von einer Pflanze, der Petersilie, her, welche man hier sehr häufig findet.

Wirkung. Diese ansteckende Luft, welche aus den ehemals Gonusa genannten Sümpfen sich entwickelt, hatte schon zur Zeit des alten Selinunt ansteckende Krankheit verursacht. Empedocles setzte denselben mittelst zweier Kanäle ein Ziel. Die dankbaren Selinuntier erkannten diesem Philosophen deßhalb göttliche Ehrenbezeugung zu *).

Verläßt man Selinunt durch das nördliche Thor, so stößt man auf einige beinahe ganz bedeckte Trümmer, welche man für einen Tempel und ein Theater hält, dessen Proscenium gegen die Mauern der Stadt gewendet war. Auf dieser Seite findet man auch Trümmer alter Gräber, die letzten Spuren eines kriegerischen und mächtigen Volkes.

Ueberschreitet man sofort ein Wiesenthal, und ein von einem kleinen Bache benetztes Feld, und ersteigt die entgegengesetzte Seite, so gelangt man zu den drei äußern Tempeln. Sie liegen etwa eine Meile von der Stadt entfernt, auf einem Sandhügel, der in sanftem Abhange gegen das Meer abfällt. Ihre Vorderseite ist gegen Osten gewendet. Diese prachtvollen Gebäude sind zerstört, wie diejenigen im Innern der Stadt. Ihre Verhältnisse waren, mehr noch im Detail als im Ganzen, kolossal. Die Bruchstücke der Karniere und Säulen, mit denen der Boden übersäet ist, scheinen ganze Felsenquader zu seyn.

Der erste und größte der 3 Tempel ist von dorischer Ordnung mit glatten Säulen. Nur die Säulen in den Winkeln waren ausgekehlt. Eine doppelte Säulenreihe umgab die Zelle; 8 verzierten die Vorderseite, 16 die Tiefe. Die Sockel ruhten unmittelbar auf der fünften und letzten Stufe. Nur einer dieser Tempel steht noch; man möchte ihn für ein Werk von Titanen halten; in hellgelber Farbe erhebt er sich über das Meer und den Ufersand. Ohne Zweifel war er dem Jupiter gewidmet, dessen Dienst mit großer Pracht zu Selinunt gefeiert wurde. Vielleicht flüchteten sich die unglücklichen Selinuntier hierher, als Hannibal sie theils nieder machen, theils als Sclaven hinwegführen ließ, wobei er den Syracusern, die sich für sie verwendeten, jene berühmte und grausame Antwort gab: „Diejenigen, welche ihre Unabhängigkeit nicht zu vertheidigen im Stande sind, verdienen als Sclaven behandelt zu werden. Die Götter, erzürnt über die Bewohner von Selinunt, haben sich von ihnen abgewendet.“

Der zweite Tempel, in welchem man eine Art von Forum, bestimmt zu öffentlichen Zusammenkünften, entdecken wollte, steht parallel mit dem ersten, und etwa 40 Schritte von demselben entfernt. Ein Porticus von 36 Säulen, sämmtlich ausgekehlt und jede aus einem

*) Diog. Laert. VIII. Buch.

Stücke bestehend, umgeben ihn. Hinter dem Peristyl bezeichneten 4 andere Säulen den Eingang in die Zelle. Drei Stufen bildeten die Grundlage des Monumentes. Er war der modernste und schönste der 3 außerhalb der Stadt liegenden Tempel.

Der dritte und letzte Tempel lag dem Meere am nächsten. Sein Porticus bestand aus 38 dorischen ausgekehlten Säulen. Vor und hinter der Zelle befanden sich 4 Säulen und zwei Pilaster. Zum Peristyl gelangte man auf 9 Stufen. Der Raum, den diese 3 Gebäude einnahmen, ist mit Steintrümmern, Pflanzen und Erdbeerbäumen überdeckt. Einige Ziegen, welche die zwischen den Ruinen wachsenden Stauden benagten, und ein mit einem langen Carabiner bewaffneter Hirte belebten allein die Landschaft. Allein eben diese Oede hat einen unbeschreiblichen Reiz. Die Vergangenheit ruft hier so viele Erinnerungen in's Leben, daß sie der Seele des Beschauenden vollkommen genügt. Jedes Geräusch wäre nur ein widriger Mißton.

Von den Tempeln begab ich mich nach dem Ufer, das am Fuße des Hügels von Selinunt eine kleine, gegenwärtig versandete Bucht bildet. In der alten Zeit diente dieselbe der Stadt zum Hafen. Noch jetzt erkennt man das Mauerwerk des Dammes und einige Spuren von Stufen. —

Jedem, der diese Gegend betritt, drängt sich in Gedanken eine Vergleichung der Vergangenheit mit der neuern Zeit auf. An diesem Ufer hat sich alles verändert; nur das Meer ist dasselbe geblieben; es benetzt heutzutage die Trümmer dieser vergessenen Stadt, deren Glanz es einst sah. Diese majestätische Ruhe, diese regelmäßige Bewegung scheinen der menschlichen Leidenschaften zu spotten, deren Schauplatz einst dieses Ufer war. Keine Thätigkeit, keine prachtvollen Feste, keine blutigen Kriege sieht man hier mehr. Dem Geräusch des versammelten Volkes ist tiefe Ruhe, gänzliche Verödung gefolgt. Einige Bauern und Ziegenhirten sind jetzt die einzigen Gäste der Stadt des Pammilius. Im Mondscheine muß man diese Ruinen betrachten; wenn dann ein silberner Strahl über das vom Luftzuge bewegte Laub des Erdbeerbaumes hingleitet, so scheint es, als ob die Natur diese Scene der Trauer mit einem letzten Lächeln begrüße.

Da wir noch einen Tag zu Selinunt hinzubringen wünschten, ohne nach Castel Veterano zurückzukehren, so richteten unsere Diener in einem halb eingefallenen viereckigen Thurme, der ehemals zur Vertheidigung des Landes gegen die Barbaresken gedient hatte, und im Innern der Stadt auf einer Felsenspitze erbaut war, deren Fuß das

*) Diodor von Sicilien. XIII. Buch.

Digitized by Google

Meer bespült, uns eine Schlafstätte zurecht. Die Wogen brachen sich an den Felsen; langsam und in gleichförmigen Zwischenräumen brausten sie heran. Lange Zeit blieb ich mit meinem Bruder am Ufer stehen, ohne ein Wort vorzubringen. Unser Blick folgte einem Nachen, den einige Fischer leiteten, während sie zugleich ein Abendlied sangen, dessen rührende Melodie ganz im Einklang mit der uns umgebenden Natur stand, und dem von den Wellen angegebenen Rhythmus folgte.

In der von dem Guarda Costa und seiner Familie bewohnten Hütte nahmen wir unser Abendmahl ein. Es ist dieß eine alte Kapelle ohne Fenster und Kamin, die mittelst einiger Matten in mehre kleine Kammern getheilt ist. Die Decke ist aus Rohr geflochten. Der Altar wird als Heerd verwendet. Salvador bereitete unser karges Mahl. In einem Augenblicke füllte der Rauch die ganze Wohnung, und zog sich sofort in Wirbeln durch die Thür. Nach der Mahlzeit begaben wir uns beim Schein einer kleinen Lampe über Ruinen nach dem Thurme. Mittelst einer Leiter, und auf die Gefahr, den Hals zu brechen, gelangt man in das obere Stockwerk, das uns zur Wohnung bestimmt war. Wir fanden eine alte Dachkammer mit nur einem Fenster, das durch ein verrostetes Eisengitter geschlossen war. Stroh zum Lager war nicht aufzubringen; wir mußten uns daher mit unsern Mänteln und einem Stein als Kopfkissen begnügen. Trotz des dumpfen Getöses der Wogen und des unheimlichen Geschrei's der Seevögel, befanden wir uns dennoch, Dank der Ermüdung des Tages, bald in einem tiefen, ruhigen Schlafe.

Englische Aquarelle.

1.

Daniel O'Connell im Unterhause.

Wer ist jener Mann, der dort auf der Bank sitzt oder vielmehr liegt, und der Allem, was ihn umgibt, Respect einzuflößen scheint? Das energische Aussehen eines gemeinen Mannes malt sich auf seinem Gesichte, eine leichtfertige Sorglosigkeit, die fast unklug genannt werden könnte, zeichnet seine Manieren aus; man würde ihn für einen Schiffs-Kapitän halten. Sein Hut, dessen ungeheurer Rand mit dem größten Quäckerhute wetteifert, sitzt auf dem einen Ohr; sein grüner Frack scheint von den breiten Schultern herunterzugleiten; sein offenes Hemde und seine verschobene Weste lassen seine Brust sehen; sein linkes Bein ruht auf dem rechten Knie und eine Hand reibt die Achilles-Sehne. Sein künstlicher Haarschmuck, unausgekämmt, sitzt nicht, wie er sitzen sollte, und man möchte glauben, daß ein Handgemenge das Werk des Friseurs hier in Unordnung gebracht haben könnte. Beobachtet ihn wohl; sucht in dieser Physiognomie die Symptome des Entschlusses, der Kraft; fragt diese wenig entwickelte Stirne, diesen kolossalen Muskelbau nach der geheimen Kraft, dem kühnen Willen, welche den Begebenheiten befehlen und die Reiche der Welt beherrschen. Seine Wangen sind roth, wie die eines Bauern; der Ehrgeiz hat sie nicht gebleicht. Sein Sohn sitzt neben ihm; und während ein Redner der Opposition ihn mit Schmähungen überhäuft, ergreift er die Hand des jungen Menschen, und hält sie lang und drückt sie heftig, gleich als ob er sagen wollte: „das Loos erwartet politische Männer; doch fürchte nichts für Deinen Vater!"

Digitized by Google

Handelt es sich darum, eine Discussion zu unterstützen oder den Kampf anzufangen, so sind die Reden und Bewegungen dieses Mannes eben so seltsam, als seine Haltung während der Ruhe. Populär im Uebermaß sucht er nur die Kraft, nie die Anmuth; bald sind es die ungewöhnlichsten Verrenkungen und die bizarrsten Actionen; er erschöpft die sonderbarsten und ungraziösesten Stellungen. Troz dieser burlesken Gymnastik ist seine Beredsamkeit so mächtig, daß es Niemanden einfallen wird, den Redner lächerlich machen zu wollen. Sein Körper beugt sich, sein Kopf verschwindet, er taucht unter, er erhebt die Arme, gleich darauf kreuzen sich die Hände auf dem Rücken, er richtet sich auf und sein zurückgeworfener Nacken gibt ihm die Stellung eines Gladiators. Aber eine Minute später ist Alles wieder anders; die Hände fahren in die Seitentaschen der Beinkleider, der Kopf streckt sich vor, und die Grimassen seines Gelächters, das Zusammenziehen seiner Augenbrauen lassen uns in Zweifel, ob er heiter oder schrecklich seyn will. Wer jedoch vermöchte ihm zu folgen in diesen unzähligen Verwandlungen? Oft hebt er die Fäuste schüttelnd in die Höhe, als wenn er mit zehn Boxern von Donnybrooke in Irland zugleich kämpfen wollte; bald reißt er seine unglückselige Perücke vom Kopf, als gälte es, sie zu vernichten; dann streichelt er sie wieder, bringt sie in Ordnung und sezt sie mit wahrhaft väterlicher Sorgfalt wieder auf. Ich sah ihn im J. 1824, während einer fast wahnsinnigen Rede zu Gunsten der irländischen Unabhängigkeit seine Halsbinde abnehmen und mit bloßem Halse während der übrigen Sitzung zum Erstaunen der Versammlung bleiben. Ihm gehorcht jetzt jenes Königreich, wo die Konvenienz den größten Einfluß übt, wo die aristokratische Etikette herrscht, das Land aller Wohlanständigkeit und Würde, England. Und dieser Mann ist O'Connell.

Man kann ihn gemein nennen, in mancher Hinsicht selbst verdammenswerth; doch gefürchtet von den Interessen, die er angreift, behält er seine Macht; unter Leuten von Talent ist er der Mann von Genie. Seine Fehler als Redner sind zahlreich und in die Augen springend; er erschreckt, kann aber weder überreden, noch gefallen. Der Zusammenfluß von Ideen in seinem Gehirn unterbricht oft eine angefangene Phrase, zerreißt den Faden seiner Argumente, und schließt das Ganze mit einem unangenehmen Stottern. O'Connells Beredsamkeit ist keine Kunst, sondern ein Instinkt. Seine Intonationen sind die der Leidenschaft und in ruhigen Momenten überrascht und ermüdet seine ewige Monotonie. Andere Redner sind immer fertig und beherrschen sich; Lord Stanley und Sir Robert Peele werden gehört, so

wie sie zu sprechen beginnen; sie unterstützen den Enthusiasmus mit der Eleganz, die Heftigkeit mit der Klarheit, das Pathetische mit der Anmuth. So lange unser irländische Redner nicht in's Feuer geräth, wird er erhaben. Nur in Kämpfen, wo es Invectiven regnet, ist er erbärmlich; so bald aber die Lava des Vulkans zu fließen beginnt, steht er in seinem vollen Glanze da. Wenn Schimpfworte von einem Ende des Hauses zum andern wie Bälle fliegen, dann weiß Niemand eine Beleidigung mächtiger und wirksamer zu erfinden, als unser Held! Er ist bewunderswerth in diesen Augenblicken des Tumultes; dann erfindet er neue Tadelworte, die Alles in Erstaunen setzen. Sein „Ihr habt gelogen" ruft er mit einem bewunderswürdigen Aplomb. Sein Schweif, so nennt man die irländischen Mitglieder, die ihn unterstützen, und die Verwandten, die er in das Haus mitnimmt, folgen ihm überall Schritt vor Schritt. Dann erscheint die gesetzgebende Versammlung von England wie eine Taverne voll betrunkener Leute, die sich prügeln wollen. Im Juli des vorigen Jahres beschäftigte sich das Comité der Mittel und Wege mit den Fragen über die Ausgaben der Geistlichkeit. Herr Shaw, ein von der Dubliner Universität gewähltes Mitglied, und der Repräsentant der strengen protestantischen Meinung, entwickelte seine Ansicht. „Bewundert, Ihr Herren," schrie O'Connell sich erhebend, „die geistliche Wildheit dieses Menschen! Nach ihm ist die Religion eine Affaire von Schillingen und Pencen."

„Ich gebe ein formelles Dementi dem ehrenwerthen Redner," rief ihm Shaw entgegen, der ein eben so hitziger, aber nicht so einflußreicher Irländer war; „ich klage ihn an, daß er die Religion zerstören wolle, die er zu vertheidigen geschworen hat."

Hier erreichte O'Connells Wuth den höchsten Grad: „Ich rufe Euch zur Ordnung," schrie er. „Ein Redner, der Lügen vorbringt, muß zur Ordnung gerufen werden."

O'Connell unterstützte die Administration, welche eine Reform in den geistlichen Angelegenheiten verlangte. Die Opposition erhob sich gegen ihn; dieß erschreckte ihn jedoch nicht, und er hielt Stand. „Die geistliche Wildheit," wiederholte er, „signalisire ich dem öffentlichen Abscheu."

„Meine Wildheit ist nicht die Derjenigen," erwiderte Herr Shaw, die als Wahrzeichen einen Todtenkopf und zwei gekreuzte Knochen darunter führen."

Dieß war eine Anspielung auf die Fahne der aufrührerischen Katholiken in Irland.

„Nehmt als Wappen," schrie O'Connell mit der Stimme eines zornigen Lastträgers, „einen Kalbskopf und einen Eselskinnbacken."

Digitized by Google

Dieß war eine unedle Rache; allein der Kopf des Herrn Shaw war sehr dick und sein Kinnbacken sehr lang; dabei war O'Connells Geberde so burlesk, daß allgemeines Lachen erschallte, und der Beherrscher des Hauses setzte sich unter dem Hurrah seiner Kollegen nieder, stolz auf einen Triumph, wie sie sich alle Tage für ihn erneuern.

(Blackwood's Mag.)

2.

Eine Baptisten-Taufe in England.

Am 22. August — die sonderbare Scene wird das Datum stets in meinem Gedächtnisse erhalten — hatte ich Cambridge verlassen, wohin mich der Ruf der Universität gezogen, und mein Morgen-Gang führte mich sieben Meilen von der gelehrten Stadt weg bis zum Ufer des kleinen Flusses, der seinen Namen dem Dorfe Whittlesford gegeben. Es ist dieses ein schönes, reinliches, wohl gehaltenes, geweißtes Dörfchen mit bequemen, zierlichen Häusern, fettem Vieh, frischen Grasplätzen, und mit jenem Aussehen von Wohlstand, dessen sich alle brittischen Dörfer erfreuen. Die Ankündigung einer religiösen Ceremonie, welche hier zwischen Luft und Wasser stattfinden sollte, hatte mich angelockt. Es sind mir im Leben viele religiöse Excentricitäten vorgekommen, daran kann es in einem Lande nicht fehlen, wo sich der Stamm des Protestantismus in hundert Zweige vertheilt, aber diese war durch ihre Eigenthümlichkeit bemerkenswerther, als alle andern. Und doch handelte es sich nur um eine Taufe.

Vor Allem gab es hier weder einen Pathen noch eine Pathin, weder einen Kirchendiener, noch lustige Verwandte, noch eine glückliche Wöchnerin. Die acht und vierzig Kinder, welche getauft werden sollten, waren alle so groß und meistens älter als ich; der allgemeine Taufzeuge war ein schöner junger Mann in schwarzer Kleidung mit seliger Miene; die Kirche war das Himmelsgewölbe; das Taufbecken das Bett des Stromes Whittlesford.

Der Morgen war prächtig; die Sonne erglänzte in goldenem Feuer am Firmamente; man hätte glauben sollen, die Sonne des Orients wolle eine ächt orientalische Ceremonie beleuchten; mehr als zehn tausend Menschen wogten zu dem Orte der Handlung, einer

seichten Stelle des Flusses. Die Einen waren zu Pferd, die Andern auf Wagen und Karren, die Meisten zu Fuß, Alle baarhaupt, und bildeten einen weiten Halbkreis, dessen beide Seiten das Ufer des Flusses und die Mauern des Schlosses berührten, dessen Fenster bis unter das Dach mit aufmerksamen Zuschauern besetzt waren. Vor dem Thore des herrlichen Kastells, ganz am Ufer des Flusses hatte man eine Kanzel errichtet; der Geistliche, mit einem langen Rocke angethan, bestieg dieselbe; die Gläubigen der Versammlung reihten sich dicht um ihn, und ein tiefes Stillschweigen trat ein.

Zuerst sang man eine Hymne; dann wurde ein langes Gebet gesprochen. Es lag etwas Ergreifendes in dieser religiösen Handlung, die man wie in den ersten Tagen der patriarchalischen Welt im Angesicht des Himmels vernahm, sie waren von tiefer Wirkung, diese Gesänge, die über das Land hin erschollen, und in voller Majestät sich zum Himmel aufschwangen.

Sobald das Gebet gesprochen war, ergriff der Geistliche ein neues Testament und las folgenden Text: „Ich taufe euch mit Wasser zur Buße.“ Aller Augen richteten sich nach ihm, alle Ohren öffneten sich, um seine Predigt über diese Worte Christi zu vernehmen. Beim Schlusse legte er den Glauben seiner Gemeinde über die Taufe aus.

Als die Rede zu Ende war, sang man eine andere Hymne, und die Täuflinge zogen sich zurück, um ihr Taufgewand anzuziehen.

Eine halbe Stunde später trat der Administrant, baarhaupt, in schwarzem Rocke, ein Testament in der Hand, vor, und begab sich, begleitet von mehren Priestern, Dienern, Aeltesten und Diakonen zum Ufer, die acht und vierzig Neophyten, welche getauft werden sollten, gingen hinter ihm.

Zuerst kamen die Männer, zwei und zwei, ohne Hüte, in langem, weißem, um die Lenden mittelst eines Gürtels befestigtem Rocke. Einige trugen, als äußerst unpoetische Ausnahme, weiße baumwollene Mützen auf dem Kopfe; sie mögen sich durch die Eitelkeit, ihren kahlen Kopf nicht zeigen zu wollen, zu einer Coiffüre veranlaßt gefunden haben, die in der Regel für das Ehebett und in England für das Hängen vorbehalten bleibt.

Die Frauen folgten in langen weiten Kleidern von weißem Mousseline nach. Wie man versichert, ließen sie aus Furcht vor den Zufällen, welche die Leichtigkeit des Gewebes beim Eintritt in das Wasser hervorbringen konnte, mit schaamhafter Klugheit das Untertheil ihrer Röcke mit einer Bordure von kleinen Bleistücken besetzen.

Alle, Männer und Frauen, stellten sich um den Geistlichen vor dem Flusse auf. Häuser, Felder und Bäume bedeckten sich an beiden

Digitized by Google

Seiten des Ufers mit einer immer mehr zunehmenden Menge, die, um dieses Schauspiel zu sehen, herzulief, aber, religiöse Freiheit bis in ihren Sonderbarkeiten achtend, sich ruhig und schweigend verhielt.

Der Administrant nahm einen männlichen Täufling bei der Hand, und führte ihn in das Wasser, indem er dabei während des Hineintretens sprach: „Hier ist Wasser, wer mag es wehren? Glaubst Du von ganzem Herzen, so sollst Du getauft werden.“

Sobald er bis zu einer gewissen Tiefe gelangt war, hielt er an, stellte sich, zur Linken des Neophyten, das Gesicht gegen dessen Schultern gekehrt, die rechte Hand auf der Mitte seines Rückens, die linke auf seinen Bauch, indem er in dieselbe Hand die beiden Hände des zu Taufenden nahm, und folgende Formel sprach: „Ich taufe Dich im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.“ Nachdem er dieses gesprochen, legte er ihn ganz in das Wasser, und tauchte ihn darin unter.

Sobald sich der Getaufte wieder erhob, nahm ihn ein Assistent, der sich zu diesem Ende in eine Barke gesetzt hatte, trocknete ihm mit einem Tuche das Gesicht ab, und führte ihn in das Schloß, wo der Eigenthümer den Baptisten freigebig einen Saal zum Ankleiden eingeräumt hatte. So ging das bis zum Letzten fort.

Die Frauen wurden durchaus auf dieselbe Weise getauft. Der Administrant stand im Wasser. Ein Diakone führte ihm die Neophytinen zu, die meistens in Jugend und Frische erblühten. Es lag etwas Anziehendes, aber nicht sehr Keusches in dieser Prozession der Mädchen, wie ihre Formen in dem nassen, beinahe durchsichtigen Mousseline sich abzeichneten, wie sie in das Wasser getaucht wurden, sich wieder hoben, und hierauf nach dem Schlosse hingingen, um sich umzukleiden. Es war mehr eine Scene des wollüstigen Heidenthums, als der ernsten christlichen Religion. Der junge Administrant mußte eine feste, ernste Frömmigkeit oder Kälte des Gemüthes besitzen, um sein Herz nicht rascher als gewöhnlich schlagen zu fühlen, wenn er die vier und zwanzig Jungfrauen nach einander untertauchte. Darunter soll freilich, wie man mir sagt, seine Braut gewesen seyn.

Der einzige Unterschied zwischen der Taufe der Männer und der der Frauen bestand darin, daß diese ein Assistent ihres Geschlechtes beim Austritt aus dem Wasser empfing, abtrocknete und in das Schloß führte.

Als Alle getauft waren, stieg der Administrant aus dem Wasser an das Ufer, und richtete hier noch ganz naß eine feuerige Ermahnung über das innige Vergnügen, welches der Gehorsam gegen die

göttlichen Gebote der Seele gewährt, an die Versammlung. Nach dem gewöhnlichen Segen entließ er sofort die Gemeinde.

Für die Getauften war damit die Handlung noch nicht völlig beendigt. Sobald Alle abgetrocknet und angekleidet waren, versammelten sich Männer und Frauen in einem großen Saale des Schlosses. Der Administrant trat sogleich zu ihnen, bewaffnet mit einem Gebete und einer abermaligen Rede über religiöse Freiheit und andere herrliche Dinge, die, wie jede Rede, mit der Verheißung seliger Unsterblichkeit für alle Baptisten und Antipädobaptisten schloß. Ein Liebesmahl mit Roastbeef, Kartoffeln, Schöpsenbraten und Dünnbier vermischt, und gewürzt mit biblischen Texten und frommen Sprüchen vollendete die große Tauffeierlichkeit.

Digitized by Google

Bilder aus Sachsen

von

F. Stolle.

Die sächsische Mittelstadt.

Vom hohen Auersberge führ' ich Dich, mein Leser, in eine sächsische Mittelstadt. Du siehst da das freundliche Städtchen im Thale liegen. Friedlich steigt der Rauch der Abendmahlzeit in die stille Abendluft. Viele der Häuser haben etwas Gastlich-Einladendes. Die Straßen sind reinlich und gekehrt; es ist Sonnabend. Fürchte Dich nicht, tritt näher.

Eine sächsische Mittelstadt, was ist das? Das ist eine Stadt, wo in Folge der Stadtordnung nach Vater, Sohn und heiligem Geist der Amtmann oder der Bürgermeister oder der Stadtrichter zu stehen kommt. Der Superintendent oder die diversen Pastoren und Diaconen, welche mit einem Beine bereits im Himmel, in der Unsterblichkeit fußen, bleiben wie billig etwas abseit. Allerdings gelten in einer sächsischen Mittelstadt der König von Sachsen, die Minister, die Kreis-Directoren und Amtshauptleute für angesehene Leute, aber einen Vergleich mit den respectiven Raths- und Amtspersonalien können sie darum nicht aushalten.

Die Menschheit in einer sächsischen Mittelstadt wird eingetheilt;

1) in eine Fleischessende und
2) in eine Kräuter- und Gemüse-Essende.

Zur Fleischessenden gehören nun vor allen Dingen:

a) die Honoratioren und
b) der wohlhabendere Theil der Bürger.

Die Honoratioren?! Ja, das ist bald gesagt, aber ich zerarbeitete vergebens mein Genie, wie ich über diese Ebenbilder Gottes

einen klaren Begriff beibringen soll. Die Honoratioren einer sächsischen Mittelstadt sind ein curioses Ragout, das aus curiosen Ingredienzen besteht, nach einer curiosen Kochmethode zubereitet, und bald magerer, bald fetter ausfällt, je nachdem ein gütiger Himmel darüber waltet. Am Besten ist es, ich docire durch Beispiele, und beginne mit einem höchst magern Honoratiorenpublikum. Hiezu gehören unwiderruflich folgende sieben Hauptstücke:

1) Der Amtmann.
2) Der Herr Actuarius.
3) Der Pastor.
4) Der Rector.
5) Der Advokat.
6) Der Doktor.
7) Ein Steuergeist.

Darunter kann man's nicht thun, beim besten Willen.

Aber ich gebe jetzt ein Exempel von einem etwas fetteren Honoratiorensystem. Dazu hol' ich mir einen Amtmann, einen Vicesupernummeraractuar, einen Diaconus, einen Cantor, Advokaten (wenn er auch keine Clienten hat), einen Postmeister und Apotheker.

Jetzt gewinnt die Sache an Rundung. Ich gehe weiter und greife anderthalb Lieutenant auf, nämlich einen ganzen Lieutenant und einen Fähndrich, welche beide Cäsaren ein detaschirtes Corps der deutschen Bundesarmee im Städtchen commandiren. Mein Blick wird leuchtender; ich entdecke ein altes adeliges Fräulein und rühre sie in den Brei. Das wirft Blasen und duftet lieblich. Schon keimt der Silberblick der Noblesse und das Tabakrauchen wird billigen Beschränkungen unterworfen.

Aber was entdeck' ich da? O ich glücklicher Copernicus! einen himmlischen Legationsrath, der in freudvoller Anwartschaft lebt, unmittelbar nach dem jüngsten Gericht die diplomatische Carriere zu beginnen. Komm her, Gesegneter des Herrn! Nun will ich den Blitz erwarten, der uns stürzen soll.

Das also glücklich arrondirte Honoratioren-Publikum hat jetzt nichts Eiligeres zu thun, als in eine geschlossene Gesellschaft zusammen zu treten, um sich allwöchentlich einmal in Gemeinschaft herzinnig zu ennuyiren und zu beräsoniren.

Die neue Conföderation titulirt sich selbst und so entsteht entweder: eine „Societät“, oder eine „Ressource“, oder eine „Erholung“ oder eine „Harmonie.“ Der Name der Gesellschaft bezeichnet nämlich allemal das Gegentheil von dem darin obwaltenden Geiste.

Digitized by Google

Es wird Generalconvent ausgeschrieben; es gibt einen kleinen polnischen Reichstag. Endlich kommen die Statuten zusammen in 999 Paragraphen, von denen ein Zehntel hinreicht, aller Geselligkeit den Hals zu brechen. Zu Vorstehern wählt man die Hochgestelltesten, wenn ihnen auch alles Geselligkeitstalent abgeht. Auch der Tanzvorsteher wird aus hohen Regionen herabgeholt, selbst wenn er nur Ein Bein hätte. —

Dem wohlhabenderen Bürgerstand, der in Folge der zusammengetretenen Honoratioren-Gesellschaft die Letzten der Mohicans aus seinen Reihen schwinden und mit hohen Augenbraunen und bedeutungreicher Miene zu den Pairs übergehen sieht, schwillt jetzt der Kamm, nnd so fügt es das Geschick, daß als zweite Kammer ein Bürgerverein das Licht der Welt erblickt.

Der Bürgerverein faßt gleich in seiner ersten Sitzung den volkssouverainen Beschluß, allen Adel auszuschließen, selbst wenn keiner vorhanden, und unbedingte Rauchfreiheit zu gestatten.

So sondert sich alsbald in Folge dieser gesellschaftlichen Niederschläge das Trockne vom Nassen, die Buttermilch von der Butter. — Alles ist hübsch classificirt, in Ordnung und System gebracht, wie es der Deutsche liebt. Man sieht jetzt, Wo und Wie.

Aber trotz Dem erblick' ich noch einige ruchlos Umherirrende, bejammernswerthe Sterbliche, die weder aus noch ein wissen, wie jenes Gerippe im Goethe'schen Todtentanz, dem der Thürmer das Hemd gestohlen. Das sind jene Unglücklichen, über die die Weltgeschichte noch nicht im Klaren, ob sie zu den Honoratioren gehören oder nicht. Dem Bürgervereine beizutreten, läßt ihr Stolz nicht zu, und für die Honoratioren-Gesellschaft findet man ihre Ahnenproben nicht ganz in der Ordnung. So schweben sie zwischen Himmel und Erde, und gelangen wie die Halbhexe im Faust im irdischen Jammerthale nie zur wahren Ruhe. Unglückselige Halbheit, bejammernswerthes Justemilieu, welches Unheil hast Du schon in der Welt angerichtet.

Seit einigen Tagen aber ziehen sich die Physiognomien der Honoratioren in feierliche, geheimnißvolle Falten. Die Antworten werden kürzer und unbestimmter; beim Vorsteher finden Conferenzen statt; Volk und Bürgerstand munkelt, und der Kellerwirth trifft Anstalten, als wolle er nächster Tage die heilige Allianz bewirthen. Richtig, das Geheimniß ist heraus — es gibt einen Ball.

Wer Honoratiorenfähig und vom Himmel mit zwei Beinen begabt ist, wird alarmirt, am Tanze Theil zu nehmen. Gleichwohl kommen nach der schärfsten Rekrutirung nur zehn Tänzer zusammen, wovon ein Paar gleich nach den ersten Tänzen als überreife Pflaumen abfallen

vom Baume der Erkenntniß, und in jene großartige Lethargie hinter dem Bierkruge versinken, von wo sie kein Zündschwamm und Todtenwecker wieder auf die Beine bringt. Eine zweite Abtheilung der tanzbaren Decemvirn kann nach heutigen Ballansichten gar nicht für Tänzer gelten, da sie, der alten Schule angehörig, den Rutscherpas nicht begreifen kann. Ohne Rutscher und Gallopade ist nach der heutigen Gehirnorganisation der deutschen Damen ein Ball ein Non ens.

Aber je trübseliger und frugaler es mit den Tänzern bestellt ist, um so blühender und reicher entfaltet sich die Flora der Tänzerinnen. Da sitzt manches süße Blumengesichtchen, um das sich das junge Volk auf einem Leipziger Ballsaal über das Schnupftuch schießen würde, die Hände im Schooß den ganzen lieben Abend, und schmachtet, trachtet, hofft und harrt, bangt und verlangt nach einem Engagement und oft — vergebens.

Der Vicesupernummeraractuar, der Fähndrich von der deutschen Bundesarmee und ein junger flotter Kaufmann bilden den Gros der Armee der tanzbaren Herren, die Kerntruppen, welche aushalten, die alte Garde, die sich nicht ergibt. Mit jedem Tanze erwerben sie sich neue Lorbern in den Augen der Damen.

Der Vicesupernummeractuarius spielt überhaupt eine bedeutsame Rolle. Er steht bei den Mädchen weit über dem Actuar und selbst über dem Amtmann, welche beide verheirathet sind, was bei dem Vicesuper nicht der Fall ist. Die Mädchen haben hier ihre eigenen Ranglisten, welche mit den officiellen selten harmoniren. In Folge der schätzbaren Eigenschaft aber, nämlich des Unverheirathetseyn, lebt der Vicesuper unter der städtischen Flora, wie der Prophet Muhamed im Paradiese. Es bedarf wirklich nur eines Winks von seiner Seite, und die schönste Houri des Städtchens reicht ihm gern die Hand zum Engagement für den langen, oft langweiligen Cotillon durch's Leben. Allerdings ist der Vicesuper erst seit einem halben Jahre von der Universität zurück, unter zwei bis drei und mehren Jahren ist an die dürftigste Anstellung nicht zu denken; aber was thut dieß, die armen Dinger sind auf's Warten eingerichtet.

Der große Ball der Honoratioren-Gesellschaft gewährt indeß Stoff zu wochenlangen Conversationen, Betrachtungen, Berechnungen, Hoffnungen und Spekulationen. Es wird mit diplomatischer Genauigkeit verhandelt, wie viel Mal der Fähndrich und der Vicesuper mit dieser oder jener getanzt; man spürt den Quellen nach, schöpft Resultate, stellt Vermuthungen und baut Hypothesen.

Endlich tritt die Conversation in ihr gewohntes Bett zurück und wird erst durch den merkwürdigen Umstand wieder in Wallung gesetzt,

Digitized by Google

daß der Lieutenant Stutzbart, trotz seiner geringen Gage, einen vierschrötigen Tiegerhund an sich gebracht hat, welcher durch seine täglichen Rencontres mit der collegialen vierfüßigen Stadtmiliz zu nicht geringer Aergerniß gereicht.

An Wochenabenden versammeln sich die Dalberge des Städtchens in der Regel auf dem Rathskeller. Ich brauche nicht zu erwähnen, daß man hierunter kein unterirdisches Gewölbe versteht, sondern eine freundliche Schenkwirthschaft im Erdgeschoß des Rathhauses. Die alten Deutschen, wenn sie sich nicht mehr zu rathen wußten, besoffen sich. Dieß ist wohl der Grund, warum man noch heutzutage Rathsstube und Trinkstube in so bedeutsamer Nähe findet.

Da sitzt denn Deutschland, das junge wie das alte, hinter Bierkrügen, oft trinkend, wenig sprechend, viel rauchend, mit so verzweifelt ernstem Gesichte, wie weiland die römischen Senatoren, als die Gallier einrückten, und einen der Graubärte am Barte zupften. Man denkt jeden Augenblick, irgend-ein Genieblitz werde aus der Tabackswolke hervorleuchten, aber solche Excentricitäten würden den Biergeist streng beleidigen, und so schleppt sich das Gespräch träg und trüb im schlammigen Kanale der Alltäglichkeit dahin, und nur äußerst selten erhebt es sich einigermaßen zu einer geistreichen und interessanten Höhe. Die Glücklichen, sie werden nicht geplagt von Scrupeln und Zweifeln, weder von politischen, noch literarischen, noch andern, und ist das Bier gut ausgegohren, fehlt nichts zur Glückseligkeit. Es sind eben deutsche Philister, was soll ich sie weiter beschreiben, und diesen theuern Ausbruch findet man in Deutschland überall, so weit die Wolken ziehen.

Nachschrift.

Um nicht parteiisch zu erscheinen, erkläre ich ausdrücklich, daß in vorstehendem Aufsatze vorzugsweise die Schattenseiten, welche der Rüge bedurften, hervorgehoben sind. Die sächsischen Mittelstädte haben auch ihre Lichtseiten und Annehmlichkeiten, auf die ich später einmal zurückkomme.

Algesiras.

Kaum war ich von meinem Ausfluge nach Gibraltar wieder an Bord gekommen, als man verkündete, daß die Cholera sich mitten in der englischen Flotte zu zeigen angefangen habe. Schon vernahm man während der Finsterniß der Nacht den Fall verschiedener Körper in's Wasser, als Zeichen ihrer furchtbaren Verwüstungen, wodurch unsere Wachen von Entsetzen ergriffen wurden.

Das Fahrzeug, worauf ich mich befand, war eine Handels-Goelette; ein Marseillese befehligte sie. Dieser Mensch wurde neben der angeborenen Mäßigkeit eines Sohnes der Provence von dem Geize eines Juden besessen; die Sardelle und der Zwieback, die er seine Matrosen essen sah, erschienen ihm wie Verluste an den Interessen seiner Ladung; so sehr er jedoch geizig war, so unruhig war er auch über die Dispositionen seiner Mannschaft.

Seit lange schon hatte diese gegen die Unvorsichtigkeit ihres Kapitäns gemurrt. Der Wassermangel und die schlechte Nahrung hatten bei Einigen Fieber veranlaßt, und die Andern zur Verzweiflung gebracht. Auch ich war auf eine Ration von einigen Unzen Zwieback und eine hohle Hand voll Wasser gesetzt worden. So befand ich mich vier Monate lang unter zehn Menschen, deren Mißtrauen und Wuth mit ihren Bedürfnissen und Leiden wuchsen, und die immer bereit waren, sich zu zerfleischen.

Wie viel habe ich gelitten von den Schmerzen des Leibes und den brennendern Schmerzen der Seele, allein mit meinen Gedanken, auf dieser Seufzerbrücke schwebend zwischen Himmel und Wasser! Wie lange wurden mir die vier Monate, von denen eine Stunde mir zum Jahrhundert wurde in diesen Tagen der Angst, die von Menschen als die letzten betrachtet wurden, welche nur für einen Monat Hoffnung in ihr Fahrzeug gesetzt hatten. Wie oft sah ich Todesangst auf diesen Gesichtern, während der Sturm heulte und der Abgrund unser Fahrzeug verschlang, und wir vom Himmel nichts als die Flamme des Blitzes

gewahrten, der zwischen zwei Wasserbergen leuchtete, die sich schäumend auf uns herabstürzten! Wie oft hatte ich den kleinen Schiffsjungen nach seiner alten Mutter seufzen hören, deren Stütze er war, und die alten Matrosen andächtig zur Mutter Gottes flehen. Espera! Espera! stotterte der geizige Kapitän, wenn ein Wassersturz das Schiff zu zersplittern drohte; aber nur seine Ladung hatte ihm dann diesen Ruf der Hoffnung ausgepreßt.

Dieß jedoch war nur der schwächste Theil des Drama's; auf einem andern Schiffe waren schon drei Unglückliche gestorben, denen ich mich beigesellt hatte und die ich auf ihrem Fahrzeuge begleiten wollte. Einer von den Armen des Andern umschlungen und in dieser furchtbaren Krise durch das Gebet einer frommen St. Josephs-Schwester beigestanden, mußte eine ungeheure Welle des Oceans ihnen zum gemeinschaftlichen Grabe dienen.

Nach dieser fürchterlichen Reise war nichts geeigneter, mich vor meiner Rückkehr in das Vaterland angenehm zu zerstreuen, als das schöne Land Andalusien; und es war Zeit für die Mannschaft, wie für mich, wollten wir unsere Gesundheit erhalten.

Der Kapitän versammelte Alles auf dem Verdeck, und wagte es zu fragen, ob die Noth so dringend wäre, um sich in Algesiras aufzuhalten; ich begnügte mich, ihn stillschweigend zu betrachten, wie man wohl zu thun pflegt, wenn man seinen Mund nicht von rohen Worten überfließen lassen will; aber die Mannschaft war nicht so gesinnt, ihre Antwort war entscheidend: „Wir haben kein Wasser mehr, es gibt nichts mehr zu essen!“

Er mußte nachgeben, obgleich er es versuchte, bemerkbar zu machen, daß wir nicht weit mehr von unserem Reiseziele wären, daß wir die Küste von Spanien stets an unserer Seite liegen hätten und vor uns Carthagena und Barcellona. „Wir haben kein Wasser, wir haben nichts mehr zu essen!“ Diese Worte gingen ihm an's Herz: erstens wegen des Ankaufs von Wasser und Lebensmitteln, zweitens wegen des Zeitverlustes, da die Löhnung der Matrosen fortging, und drittens konnte er den Wind verlieren. Er war in Verzweiflung; ich aber sah mich schon voll Freude in Algesiras, mitten unter dem Volke, das frei hin- und hergehen durfte, während ich auf fünfzehn zusammengefügten Brettern zitterte; ich dachte schon darüber nach, auf welcher Seite ich meinen Einzug halten und welche Orte ich besuchen würde. Ich verschlang schon mit den Augen diese Wälder von Orangen und Granaten, ich sog schon ihren köstlichen Duft ein.

Der Anker wurde also gelichtet und wir schifften gerade auf die Inseln zu, welche Algesiras vertheidigen und der Stadt den Namen

geben; eine davon hat das Meer fast weggespült, es ist nichts mehr als ein Felsen, der kaum aus dem Wasser hervorragt; auf der andern liegt das Fort San Antonio, welches die Stadt vertheidigt.

Seitwärts von uns lagen einige spanische Kriegsfahrzeuge, unter denen ich eine Brigg von achtzehn Kanonen bemerkte, die mich durch ihre Reinlichkeit und Eleganz, wie durch die Exercitien, die ich an ihrem Bord ausführen sah, an die schönsten Kriegsfahrzeuge der englischen und französischen Marine erinnerte. Ich erfuhr bald, daß es ein Musterschiff sey, welches auf französischen Werften während des Kriegsjahrs von 1823 erbaut worden war. Die andern würden uns sicher durch den Gestank getödtet haben, den sie von sich gaben, wenn wir zufällig unter ihrem Winde gewesen wären; sie waren größtentheils mit Gefangenen gefüllt.

Um zwei Uhr ließ der Kapitän das Boot hinunter; er hatte mich einen Brief schreiben sehen, und mochte wohl glauben, daß ich Klage führen wollte; daher nahm er sich vor, allein an's Land zu gehen; allein auf die Gefahr, das Boot umschlagen zu sehen, sprang ich vom Schiff hinein. Wir richteten nun unsern Lauf nach dem Hafen, dessen neue weiße Gebäude man aus der Ferne schon sieht. Eine außerordentliche Thätigkeit herrschte dort; unser Boot war in den kleinen sogenannten Honigfluß eingelaufen, der die Stadt durchströmt, und so befanden wir uns bald mitten unter den Leuten, die sich auf beiden Ufern bewegten.

Ich betrachtete neugierig während unserer Fahrt alle diese nobeln Andalusier in ihren braunen Mänteln und mit ihren kleinen aufgekrempten Sammthüten, die immerfort zu sagen schienen:

Es una fiera gente la de España,
Que quando a pechos una mepresa toma,
Los tiembla el mar, la muerte los estraña,
Diga Numancia que le cuesta Roma.

(Es ist eine stolze Nation, die von Spanien; wenn sie etwas unternimmt, so zittert das Meer und der Tod entflieht; Rom sage an, was Numancia gekostet hat.)

Ich aber, ich vergaß Numancia und den Cid und die Räuber von Amerika, und sprang jauchzend mitten unter sie. Ich hatte kaum einen Schritt gemacht, als ich schon auf einen Majos gestoßen war, und zwanzig Flintenläufe auf mich und die Mannschaft des Bootes gerichtet sah. Ich that einen Sprung bei Seite, um der Salve zu entgehen, und zog mich in unser Fahrzeug zurück, wo ich bald erfuhr, daß diese guten Soldaten es nur auf die Cholera abgesehen hatten. „Auf die Cholera und auf Eure Flagge, die breit und schön an Eurer

Brigantine weht,“ sagte mir mit gutmüthigem Lächeln ein junger Spanier. Und in der That die Cholera und die dreifarbige Flagge beschäftigten in diesem Augenblick die heilige Hermandad stark. Wir schifften uns also unter einer furchtbaren Fluth ein, die uns fast alle sechs verschlungen hätte, und ließen dem Hafen-Kommandanten unsere Briefe zurück, die sogleich in Weinessig getaucht wurden, um ihnen die Ansteckungsfähigkeit zu nehmen.

Die Pairs von Frankreich hatten aufgehört, erblich zu seyn. Der Adel und die Geistlichkeit hatten ihr Weh-Geschrei durch die ganze Halbinsel ertönen lassen. In Algesiras, einer liberalen Stadt, sprach man von Armeen, die von Norden und Süden in das revolutionäre Frankreich einbrechen sollten. Diese Umstände waren ärgerlich, aber sie vermehrten meinen Wunsch, in Algesiras zu landen, und mein Wille wurde dadurch bestärkt, daß ich den ganzen Tag über Zeit hatte, die köstliche Lage dieser Stadt zu bewundern. Algesiras sieht stets einen heitern Himmel über sich; ein durchsichtiges Meer badet den Fuß seiner Mauern, und spiegelt in dieser Bucht die frischeste und bezauberndste Landschaft.

Die Straßen bilden schöne weiße Häuser, mit Balconen und Sommerdächern geziert. Sie gruppiren sich um eine schöne Kirche, welche die Stadt beherrscht, und ihre ganze Façade den Blicken zeigt. Gegen Norden verbirgt sich halb ein Kloster mit seinen geschwärzten Mauern, gegen Süden scheinen zwei andere Klöster die Stadt gegen die Landschaft hin zu beschließen. Das Ganze dieser schönen kleinen Stadt ist von einer terassenförmigen Hügelreihe umschlossen, die ein grünendes Amphitheater voll Reiz und Anmuth bildet. Die Landschaft ist nach allen Seiten hin mit Wein, Oelbäumen, Zuckerrohr und Maulbeerbäumen gedeckt; Citronen und Orangen beschatten in dieser afrikanischen Temperatur mit ihren duftenden Aesten die klarsten Bäche. Die schönsten Feldfrüchte wachsen ohne Menschenhand zwischen Alleen von Jasmin, Rosen und Myrthen, die immerwährend blühen; hin und wieder leuchten schöne Landhäuser hervor, wohin man die köstlichsten Lustparthien macht; meine Blicke verloren sich in die dunklen Gänge, welche dahin führten, weil die Sonne hinter die Berge sank, und die Abendschatten die ganze Küste in einen wohlduftenden Hauch hüllten, und mir so die Reize des Anblicks entzogen.

Ich stieg zum Hafen hinab, wo ich mitten in der Menge, die beständig zunahm, dem anmuthigen Gange der schönen Andalusierinnen folgte, die von der Abendkühle zum Meer hinaus gelockt wurden. Eine von ihnen, die in Begleitung einer Duenna war, hatte sich unserem Fahrzeug gegenüber gestellt; sie bewegte mit ausdrucksvoller

Grazie voll Ungeduld den Fächer, und dieses Spiel, welches die Spitze der Mantille verschob, ließ ihre schöne Stirne sehen, von welcher dicke Locken der schwärzesten und glänzendsten Haare herabfielen. Ich weiß nicht, was ich mehr an ihr bewundern sollte, die Grazie ihrer feinen Taille oder die erhabene Melancholie ihrer schwarzen Augen, die sich einige Zeit auf das Meer geheftet hatten und dann ihre Blicke zum Himmel kehrten, der sich zu verfinstern begann. Die Unglückliche! Sie war nach Algesiras gekommen und ging jetzt in den Hafen, um ihr letztes Lebewohl dem Gegenstande ihrer zärtlichsten Neigung zuzuwinken. Ihr Vater, den ein politisches Verdammungsurtheil zur Deportation verurtheilt hatte, befand sich am Bord der Fahrzeuge, welche so eben neben uns die Anker lichteten, um nach den Kolonien zu segeln. „So eben zieht Ferdinands Justiz vorüber," sagte mir ein Marine-Offizier, der, sein Cigaretto rauchend, sich an die Schanzverkleidung einer benachbarten Brigg lehnte. „Unglückliches Spanien! das schönste Land, der schönste Himmel, das unglücklichste Volk auf der Welt! Man kann auf das ganze Königreich von dieser Stadt schließen, die wir vor uns liegen sehen; ihre Gründung verliert sich in die Nacht der Zeiten, und doch sind fast alle ihre Häuser neu erbaut; ihre Bevölkerung war gleich der von Gibraltar, dessen Namen sie führte — denn Algesiras hieß lange Zeit das alte Gibraltar, bald von Phöniziern, Aegyptiern, Carthaginensern, endlich von Römern unter dem Namen Tinginaura und Julia traducta bewohnt. Als Graf Julian Spanien den Mauren übergab, wurde in dem Schlosse, dessen Ueberreste man noch am Ufer des Meeres erblickt, der Vertrag darüber abgeschlossen, und hier war es, wo sie zuerst an's Land stiegen. Sie gaben dem Schlosse den Namen Algesiras, welches auf arabisch zwei Inseln heißt, wegen der zwei Inseln, die am Eingange des Hafens liegen. Sie ließen sich hier mit Macht nieder, befestigten sich und da Algesiras nicht weit von Ceuta liegt, wo sie gewöhnlich ihre Waffenrüstungen unternahmen, so schifften sie einen Theil ihrer Truppen bequem in diesem Hafen aus, und schickten von da nach Afrika Sclaven und Beute, die sie in Spanien machten.

„Sie waren Herren dieses Ortes beinahe während siebenhundert Jahren. Man sieht in der Gegend noch viele ihrer Werke, und da sie durch ihre Sclaven sehr viel arbeiten ließen, so machten sie aus dieser Stadt einen entzückenden Aufenthalt. Als Abderamen, Fürst aus dem königlichen Geschlechte der Ommiaden sich 754 des spanischen Thrones bemächtigte, wobei ihm hauptsächlich die Bevölkerung von Andalusien Hülfe leistete, war diese Landschaft von Arabern verschiedener Stämme bewohnt; die Legion von Damaskus lag in Cordova, die von Chalcis in Jaen, die von Palästina in Algesiras.

„Um sich eine Idee von der Wichtigkeit dieses Platzes zur Zeit der Mauren machen zu können, muß man wissen, daß nach der Schlacht von Tarifa, welche Alfons XI. mit dem Beinamen der Rächer gewann, seine ganze siegreiche Armee zwanzig Monate lang Algesiras belagerte. Kurze Zeit darauf nahmen es die Mauren wieder; als sie aber sahen, daß sie es nicht behaupten konnten, seitdem die Einnahme von Sevilla sie genöthigt hatte, die Gegend zu verlassen, zerstörten sie es, eh' sie es verließen. Nur das Schloß des Grafen Julian wurde verschont.

„Der Tod dieses Statthalters ist eine der interessantesten Chroniken des Landes; er ist in folgenden Worten von Abulcacin-Tariff-Abentaricq erzählt:

„Der Graf Julian hatte Abschied genommen von den Heerführern Tariff und Muça. Er hatte sich mit seinen Dienern und Wachen nach Villaviciosa zurückgezogen, einem kleinen Flecken in Andalusien am Ufer des Meeres. Seine Frau und seine Tochter, welche in Tanger waren, kamen zu ihm. Der Graf Julian ging ihnen voll Freude entgegen, Florinde war besorgt und traurig. Die zärtlichen Liebkosungen von Vater und Mutter konnten ihr weder ein Lächeln entlocken, noch die Miene von Kummer und Schmerz zerstreuen, die auf ihrem Gesichte zu lesen war; sie rief sich unaufhörlich den Untergang Spaniens in's Gedächtniß zurück, sie beweinte das Christenthum, so viele Christen, die zu Sclaven gemacht oder getödtet worden waren, die verwüsteten Städte, die geplünderten heiligen Tempel, die geheiligten Dinge, die man profanirt hatte, und sie klagte sich an, die Hauptursache dieses großen Unglücks zu seyn. Was ihre Verzweiflung vermehrte, war, daß sie sich noch entehrt sah, und durch den Tod Rodrigo's keine Hoffnung sich zeigte, durch ein Ehebündniß ihre verlorene Ehre wieder herzustellen.

„Unter diesen finstern Gedanken bildete sie einen schrecklichen Plan und sie beschloß zu sterben. Eines Tages stieg sie auf einen Thurm und verschloß die Thür von innen, damit man sie nicht verhindern könnte, ihren Entschluß auszuführen; hierauf befahl sie einer ihrer Frauen, ihre Aeltern herbeizurufen; sie kamen. Jetzt sprach sie weinend mit kläglicher Stimme, daß auf der Welt keine unglücklichere Frau als sie lebe; daß es ihr unmöglich sey, länger entehrt zu leben; daß sie sie bitte, ihrer zu gedenken, ihr zu verzeihen und für sie zu beten. Dann, ohne auf die Vorstellungen ihrer Aeltern zu hören, stürzte sie sich von dem Thurm herab; man hob sie halbtodt auf, und sie lebte noch drei Tage, bevor sie starb.

„Ihre Mutter wurde ohnmächtig, als sie sie stürzen sah; Graf Julian wurde von diesem letzten Unglück so erschüttert, daß er den Verstand verlor; in einem Anfall von Wuth stieß er sich einen Dolch in's Herz. Einige Zeit hierauf erkrankte seine Gattin an einem

Krebsschaden, und nach unsäglichen Schmerzen starb sie zwar eines natürlichen, aber entsetzlichen Todes.

„Viele Reisende haben den Wohnsitz dieser unglücklichen Familie besucht; der ehrwürdige Pater Labat wohnte dort, als er Spanien besuchte. Er erzählt, daß zu seiner Zeit Graf Julian noch alle Abende kam, um die Schätze zu besuchen, die er dort verborgen hatte. Er war gewöhnlich bei sehr übler Laune und nahm sich die Freiheit, Die zu mißhandeln, welche ohne seine Erlaubniß sich in seinem Wohnsitze aufhielten. Seine Schätze wurden von dem Teufel bewacht, und Alle, welche es versuchten, sich in ihren Besitz zu setzen, starben als Opfer dieses kühnen Wagstücks. Der Verfasser der Annales españoles stieg in die Gewölbe dieses alten Schlosses hinab; er fand dort Crystallisirungen, denen in der Grotte von San Miguel zu Gibraltar ähnlich. Es hingen, so berichtete er, durchsichtige Stücke von solcher Dicke am Gewölbe herab, daß man Fragmente davon herunterschlagen konnte, die kaum zehn Menschen fortzutragen vermochten; sie sahen wie blühende Baumzweige aus. Auch der Schall in diesen Gewölben war merkwürdig; ein Pistolenschuß hallte darin eine Viertelstunde wieder, so viele Echo's gab es daselbst.

„Jetzt aber sieht man nur noch die Ruinen dieses Schlosses; eine neue Stadt, wie von gestern, erhebt sich auf dem Platze, wo die Maurenstadt gestanden; Algesiras erduldete alles Unglück, das die Nachbarschaft von Gibraltar ihm bereiten konnte. Es diente als Stützpunkt den Belagerern jenes furchtbaren Felsens, der seit lange schon im Besitz der Engländer ist.

„Während des Krieges von Napoleon wurde Algesiras zu Land und zu Wasser angegriffen. Die Nachbarschaft von Cadix machte es wichtig für die Armee, welche letztere Stadt belagerte. Kaum war es den Kämpfen um die Unabhängigkeit entgangen, so mußte es sich noch einmal den französischen Armeen im Jahr 1823 ergeben. Seit dieser Zeit hat der Handel mit Steinkohlen und den Produkten seines fruchtbaren Bodens, welche die Schiffe, die durch die Straße von Gibraltar fahren, in seiner Bay aufladen, ihm einen Anstrich von Wohlhabenheit verliehen. Die Stadt zählt 4800 Seelen.

„Die Einwohner haben sich durch den täglichen Verkehr mit den Engländern von Gibraltar und andern Fremden von einer Menge von Vorurtheilen losgemacht, welche noch das Innere des Landes erfüllen. Auch haben sie sich den Unterdrückern des unglücklichen Spaniens furchtbar gezeigt. Beim ersten Ruf der Unabhängigkeit wird man stets Algesiras bereit sehen, mit aller Macht der Vaterlandsliebe die heilige Sache der Freiheit zu unterstützen.“

Digitized by Google

So weit war der Offizier mit seiner interessanten Geschichte von Algesiras gekommen, als er sich plötzlich unterbrach, um mir anzuzeigen, daß ein Boot angelegt habe, um mir wahrscheinlich die gewünschte Erlaubniß zu bringen, an's Land zu gehen. „Morgen, fuhr er fort, werden Sie den Capitän-General eine Revue über unsere Truppen halten sehen; Sie werden, der Uniform nach, glauben, französische Truppen vor sich zu haben, denn seit 1823 haben wir uns französirt, was das Kleid betrifft; denn das Exercitium ist noch ziemlich unordentlich; Guitarre und Cigaretto stören noch das Ensemble und die Haltung, wie sie der Mann unter Waffen haben soll; sie werden selbst den Commandanten beim Exercitium sein Cigaretto rauchen sehen; die lebhafte Andalusierin und der Franziscaner-Mönch mit seinem großen Hut à la Basilio gehen an der Truppe vorüber, und die eine lächelt schelmisch diesem oder jenem Offizier zu, der andere gibt ihm seinen geistlichen Segen. Wird „Bajonet gefällt!“ commandirt, so haben ganze Glieder ihre Bajonette nicht einmal aufgesteckt; ein Bataillons-Chef stellt sich manchmal auf den Platz hin, der von einem andern eingenommen werden soll, und merkt er dann seinen Fehler, so lacht er laut und sagt zu seinen Leuten: „Seguid me muchachos!“ (folgt mir, Kinder) und nun laufen sie mitten durch die sich bildenden Divisionen quer hindurch, und stoßen und werfen Alles über den Haufen.“

In diesem Augenblick rief der Patron meinen Namen. Der Offizier sagte ihm auf spanisch, daß der Brief an mich adressirt sey, und versprach mir, den andern Tag an's Land zu kommen, um mich bei meinen Streifereien durch die Stadt zu begleiten; er ging an sein Geschäft, und ich öffnete den Brief, den man mir von Seiten des französischen Consuls brachte, und den ich voll Dankbarkeit aufbewahre.

Mit diesem Briefe kam Chokolade von Cadiz, Wein von Malaga, Milch in Flaschen, gebratene Vögel, Ballen mit weißen Melonen, Granaten, Orangen und ungeheuern Trauben, frisches Brod und Wasser; Wasser! es schien mir das beste, das vortrefflichste aller Geschenke.

Ich theilte meinen Vorrath mit der ganzen Mannschaft ohne Unterschied; hatten wir ja auch Alle gleich dem Tode in's Antlitz geschaut. Diese Mahlzeit gewährte mir einen hohen Genuß.

Am andern Morgen ging ich an's Land, und ganz im Gegensatze der Dinge, nach denen man sich lange gesehnt hat, schien mir Algesiras ein köstlicher Aufenthalt, der keinen von den Reizen bei näherer Bekanntschaft verlor, den ihm meine Einbildungskraft geliehen hatte.

Die Türkei,

vor den Reformen des jetzigen Kaisers.

Man kann sich kaum einen Begriff machen von der Schnelligkeit der Reformen in der Türkei unter dem Einflusse des festen und entschlossenen Willens des regierenden Sultans. Wenn diese Thätigkeit noch einige Jahre fortwährt, so wird die Gestalt des Landes gänzlich verwandelt seyn, und man wird die Geschichte fragen müssen nach jenen Mißbräuchen, welche dieser Fürst nach und nach vertilgt hat.

Diese Reformen beziehen sich nicht allein auf alle Zweige der politischen Verwaltung, sondern sie erstrecken sich auch auf Sitten und Gebräuche, selbst auf Costume, deren Verschiedenheit mit denen der civilisirten Völker das größte Hinderniß der Wiedergeburt entgegenstellten, die Selim III. furchtsam versuchte und sein Neffe Mahmud entschlossen vollführte.

Besonders war dieß der Fall mit Dingen, die irgend eine Verwandtschaft mit der Religion darboten. Allein der regierende Sultan unternahm es, auch diesen Vorwurf auszuführen; er ging an's Werk und räumte vor keinem Widerstande das Feld. Mit einem ersten Schlage zerbrach er die Gewalt des Säbels — die Janitscharen, mit einem zweiten Schlage paralysirte er die moralische Opposition, indem er das Corps der Ulemas — Rechtsgelehrte und Kirchendiener — verringerte und seine Privilegien einschränkte. Was aber am meisten die Rajas — nichtmuselmanische Unterthanen — den Erben der Eroberer gegenüber beeinträchtigte, das war der Zwang, der auf ihren religiösen Ceremonien lastete. Sie durften sie nicht ausüben, selbst in den ihnen vorgeschriebenen Gränzen, als mit Genehmigung und unter dem Schutze der türkischen Behörde.

Handelte es sich um den Gottesdienst, so waren es die Janitscharen, welche die Polizei der Kirchen und Synagogen handhabten. Mit dem Stock in der Hand, gingen sie umher, und schlugen die Zerstreuten, die Schwätzer, die Gleichgültigen. Nie hatten Andacht und Anstand wohl bessere Wächter.

Eine Hochzeit, ein Begräbniß durften nicht durch die Straßen ziehen, ohne daß einige Janitscharen mitgingen. Diese Soldaten waren bei allen Huldigungen, die man der Gottheit darbrachte, erforderlich.

Digitized by Google

Folgende Geschichte mag uns zeigen, welchen Chikanen der fremde Cultus ausgesetzt war, und wie sinnreich es die Agenten des Fiskus anzustellen wußten, ihren Erpressungen ein Colorit zu ertheilen.

Die Juden feiern alljährlich das Laubhüttenfest, eines ihrer größten Feste. Um es in Constantinopel zu begehen, baut man eine Hütte von Zweigen und Laub auf einer Terasse, die sich auf der Haupt-Synagoge befindet. Die schönsten Früchte der Jahreszeit müssen als Opfer und zum Schmuck der Laubhütte dargebracht werden. Weder Mühe noch Kosten werden gespart, um der Gottheit die vollkommensten Gaben der Natur darzubringen. Die kleinste Vernachlässigung gälte für frevelhafte Lästerung, und das ganze Opfer würde vom Herrn der Schöpfung nicht beifällig aufgenommen werden, wenn man irgend ein seltenes und vollkommenes Naturprodukt wüßte, ohne es den Gaben beizugesellen.

Auf diesen strengen Grundsatz des hebräischen Gesetzes baute ein Jude, ein Verräther an seinem Glauben, eine eben so seltsame als verbrecherische Spekulation. Einige Tage vor dem Laubhüttenfest hatte er bei einem Gärtner in der Gegend von Constantinopel eine Frucht bemerkt, welche nahe ihrer Reife war. Sie war vom schönsten Wuchse und ohne allen Fehler, so daß, wenn sie von den Anordnern des Festes entdeckt worden wäre, sie ihren Ankauf unbedingt bewerkstelligen mußten.

Der Jude setzt sich heimlich mit dem Eigenthümer dieses kleinen Schatzes in Vernehmen, und bietet ihm einen Gewinn von 50,000 Piastern an unter der Bedingung, mit ihm zu theilen. Dieser Vorschlag konnte nicht anders als angenommen werden, und der Handel ward richtig. Man muß hier bemerken, daß nichts der Treue der Türken in ähnlichem Falle gleich kommt, besonders hinsichtlich des Schweigens, das man ihnen gewöhnlich abzufordern pflegt.

„Morgen," sagte der Jude, „wirst Du jene Frucht so in Deinem Laden auslegen, daß sie Jedermann bemerken muß. Man wird Dich sogleich um den Preis befragen. Dann antwortest Du gleichgültig: 50,000 Piaster. Man wird glauben, falsch verstanden zu haben; Du aber antwortest mit demselben Phlegma: 50,000 Piaster. Man wird Dich auslachen, auch vielleicht einige Schimpfworte an Dich richten; mache Dir nichts daraus. Bald wirst Du zehn-, zwanzigmal höhere Preise für Deine Frucht anbieten hören, als sie wirklich werth ist; dann wirst Du lachen und die Käufer abziehen lassen. Am andern Tage werden Andere kommen und die Frucht besehen, die Du jedoch nicht anrühren lassen darfst. Sie werden sie zu kaufen verlangen. Du antwortest: Sehr gern, wißt Ihr den Preis? — Nein. — 50,000 Piaster. Ich kann keinen Para weniger nehmen. — Die Leute werden hierauf ein ungewöhnliches Lachen aufschlagen und nicht glauben, daß Du ernsthaft sprächest. Du wirst sehen, daß sie eine Bewegung zum Fortgehen machen, allein zu gleicher Zeit werden sie Dir einen Preis bieten, der Dich in Erstaunen setzen könnte, wenn Du nicht vorbereitet wärest. Am folgenden Tage wird die Frucht für sie das nothwendigste Ding von der Welt seyn; sie werden unaufhörlich gehen und kommen, und den Preis von Augenblick zu Augenblick erhöhen. Abends werden

die Anerbietungen sich bedeutender steigern; dann aber mußt Du kaltes Blut zeigen, Deine Freude unterdrücken, mit einem Worte, Dich beherrschen. Das kleinste Zeichen, als wolltest Du nachgeben, würde den ganzen Kunstgriff Deines Widerstandes zerstören. Eine Viertelstunde vor Sonnenuntergang wird man die letzten Versuche bei Dir anstellen, immer steigernd, bis sie Deine Forderung erreicht haben werden. Aber ich bitte Dich, zeige Dich ruhig, entschlossen und gleichgültig, dann ist Dein Glück gewiß, und morgen theilen wir als Freunde die bedeutende Summe, die Du durch mich gewonnen hast." — „Isch Allah! (wenn's Gott gefällt)," antwortete der Muselman, und er bereitete sich darauf vor, seine Rolle gut zu spielen.

Alles begab sich, wie der Israelite es verkündet hatte. Schon nahte der entscheidende Augenblick, und der gebotene Preis belief sich bereits auf 49,500 Piaster; der Kaufmann, dessen Freude durch alle Poren drang und der kein Wort mehr fand, solch' anziehende Propositionen abzulehnen, ergriff, um seine unwiderrufliche Forderung zu bekräftigen, die Frucht und rief: „Nicht um einen Piaster weniger sollt Ihr sie haben!" Allein er hatte den Stiel abgebrochen und dadurch die Vollkommenheit der Frucht zerstört.

Die vornehmsten Rabbinen, die selbst in dieser bedeutenden Angelegenheit unterhandelten, riefen nun ihrerseits ihm zu: „Unglücklicher, Deine Frucht ist in ihrem jetzigen Zustand keinen Para mehr für uns werth," und sie gingen schleunigst fort, ihn seiner Bestürzung überlassend.

Bis hierher sieht man in dieser Begebenheit nichts als die gerechte Strafe einer unersättlichen Geldgier; allein sie bietet noch überdieß ein schlagendes Beispiel der Willkühr dar, welche vor Mahmud's Regierung fremde Glaubensgenossen in der Türkei zu treffen pflegte.

Die Agenten des Fiskus stellten sich dem Gebrauche nach zu Ende des Festes ein, während Alles noch an Ort und Stelle sich befand, um die Abgaben für die Nahrungsmittel, Früchte und Blumen zu erheben. Die schuldige Summe war berechnet und bezahlt worden, und sie zogen sich befriedigt zurück, als das Gerücht des vorigen Tages ihnen zu Ohren kam. Sie kehrten noch einmal um und sagten zur Versammlung: „Wie, Elende, Ihr habt dem Schatz einen Theil seiner Abgaben entziehen wollen, und noch dazu auf Kosten Eurer heiligsten Pflichten? Euer Gesetz befahl Euch den Ankauf dieser köstlichen Frucht, und Ihr hättet ohne Zögern den Preis bezahlen müssen, den man von Euch verlangte. Euer Geiz ist Schuld, daß die Hand des Gärtners das Meisterstück der Natur verdarb. Euer Gott wird Euch bestrafen für Eure Schuld, aber der Sultan kann nicht darunter leiden!" Und sie forderten die Abgaben von den 50,000 Piastern.

Dies war aber noch nicht Alles. Der Stambul-Effendissi (Großrichter von Constantinopel), vor dem die Rabbinen Klage führten, verurtheilte die Synagoge zu einer Geldbuße, weil sie gewagt hatte, den kaiserlichen Schatz um eine Einnahme zu hintergehen, die ihm bestimmt war.

Digitized by Google

Feuilleton.

Die Hugenotten.

Diese Oper von Meyerbeer ist endlich mit großem Beifall in die Scene gegangen. Es war einer der glänzendsten Theater-Abende dieses Winters. Die Musik rechtfertigt den großen Ruf ihres Schöpfers, nur wird ihr vorgeworfen, daß ihr Melodie fehle. Die Urtheile nach dem ersten Anhören, in der Nacht niedergeschrieben, um andern Morgens der Presse überliefert zu werden, scheinen uns zu flüchtig, als daß wir sie den deutschen Lesern hier mittheilen sollten. Wir werden später, wenn ein allgemeines Urtheil sich über dieses Werk festgestellt hat, darüber resumiren. Für heute möge hier für Theater-Freunde die Analyse des Textbuches folgen.

Akt I. In einem Schlosse in der Touraine hält der Graf von Nevers, ein Katholik, ein großes Bankett. Er soll sich in einigen Tagen mit seiner Cousine Valentine vermählen, einer Tochter des Grafen von St. Bris. Man erwartet nur noch einen Gast, Raoul von Nangis, einen Hugenotten, der erst kürzlich zum Regiment aus seiner Provinz gekommen ist. Endlich erscheint er, und die jungen Freunde sprechen bei Tische von ihren Geliebten.

Raoul liebt ein Mädchen, das er dem Tode entrissen hat, und dessen Familie er nicht kennt. Man macht sich über ihn lustig, und die Fröhlichkeit steigert sich, als Marcel, sein alter Diener, vormals Soldat unter Coligny, ein eifriger Lutheraner und geschworener Feind aller Katholiken, in den Saal tritt. Ein Diener des Grafen von Nevers meldet demselben, daß eine verschleierte Dame ihn heimlich in ihrem Oratorium sprechen will. Die jungen Herren sind sehr neugierig; einer von ihnen schlägt vor, durch ein Gitterfenster zu lauschen, welches in das Oratorium hinabsieht. Dort erblicken sie nun in der That eine sehr hübsche Frau, die ihnen unbekannt ist. Sie werfen Raoul, der sich seitwärts hält, seine geringe Neugier vor; dieser blickt jetzt auch hinab, aber wie unangenehm ist er überrascht, als er seine junge Unbekannte erkennt, die er für die Geliebte des Grafen von Nevers hält. Es ist jedoch die Tochter des Grafen von St. Bris, Valentine, welche mit Bewilligung Margaretha's von Valois, deren Ehrendame sie ist, heimlich ihren Cousin, den Grafen von Nevers, bittet, seine Absichten auf ihre Hand aufzugeben, weil dieses Bündniß sie unglücklich mache. Nevers nimmt ziemlich ungehalten die Glückwünsche seiner Freunde auf, die ihm diese wegen des Abenteuers abstatten, als ein Page erscheint, der an Raoul von Nangis einen geheimen Auftrag hat. Er soll mit verbundenen Augen dem Pagen folgen. Die jungen Edel-

leute wollen das Siegel, die Devise und die Handschrift Margaretha's von Valois erkennen, theilen aber diese Vermuthungen ihrem Freunde Raoul nicht mit, der nach kurzem Bedenken das Abenteuer bestehen will.

Akt II. Der Schauplatz ist noch in Touraine in dem Schlosse Chenonceaux, wo Margarethe von Valois, die Schwester Carls IX. ihren Hof hält. Die Toilette, das Bad und der Tanz machen die Unterhaltung dieses Aufenthalts. Valentine ist der Liebling Margaretha's, und diese, die das Geheimniß ihres Herzens kennt, ist Willens, sie mit Raoul von Nangis zu vermählen, der mit verbundenen Augen hereingeführt wird, und nicht weiß, wo er sich befindet. Er ist allein der Königin gegenüber, welche, nachdem sie sich einige Zeit an seiner Verwirrung ergötzt hat, sich zu erkennen gibt, und ihm ihre Projecte mittheilt. Sie will die Zwistigkeiten zwischen den protestantischen und katholischen Häusern dämpfen, und schlägt ihm deßhalb eine reiche Erbin vor, eine Tochter des Grafen von St. Bris, seines alten Feindes. Raoul, der sich nun von der Unbekannten, die er liebte, losgesagt hat, nimmt den Antrag der Königin an. Die Präsentation soll in Gegenwart des Grafen von St. Bris und der katholischen Edelleute statthaben, aber Raoul, der nun in Valentine diejenige erkennt, die dem Grafen von Nevers ein Rendezvous gegeben hat, schlägt plötzlich diese Verbindung aus, und St. Bris fordert eine Genugthuung für diese Beleidigung, welche für den Augenblick die Gegenwart der Königin unmöglich macht. St. Bris wird an den Hof Carls IX. berufen, und die beiden Feinde geben sich das Wort, sich in Paris zu treffen.

Akt III. Das Theater stellt das berüchtigte Pré aux Clercs vor, wo die Clercs de la Basoche, Grisetten, Soldaten, Hugenotten, Zigeuner bunt durch einander promeniren, tanzen und trinken. Eine Hochzeit zieht vorüber; es ist der Graf von Nevers, der seine Rechte auf Valentinens Hand geltend gemacht hat. Raoul, der so eben mit der Königin nach Paris kommt, schickt noch denselben Abend dem Grafen St. Bris ein Cartel zu. Dieser nimmt es an; aber einer seiner Vertrauten, Maurevert, derselbe, der nach dem Admiral Coligny schoß, und der das Komplott gegen die Hugenotten bereits kennt, bringt den Grafen von diesem unnützen Duell ab, und erfinnt einen Streich, der den Kampf ohne Gefahr für sie endigen soll. Dieß erfährt Valentine, die es dem alten Diener Marcel mittheilt, und ihn bittet, über das Leben seines Herrn zu wachen. Der Augenblick des Duells ist gekommen; Raoul soll durch Verrätherei fallen, aber hugenottische Soldaten, die Marcel herbeiruft, befreien ihn. Die Ankunft der Königin, des Grafen Nevers und des Hochzeitszuges, welche die Braut abholen, unterbricht den Kampf. Erst jetzt, nachdem Valentine die Frau eines Andern ist, erfährt Raoul Alles von der Königin, und geräth darüber in Verzweiflung; allein zu spät, Valentine ist bereits die Gattin des Grafen von Nevers, der mit seiner Beute davon zieht.

Akt IV. Wir sind im Appartement Valentinens. Raoul ist bei ihr, um ihr ein letztes Lebewohl zu sagen. Er ist gezwungen, sich hier zu verbergen und vernimmt nun das Komplott des Hofes gegen die Hugenotten. Der Graf von St. Bris gibt im Namen des Königs den katholischen Edelleuten, die bei seinem Eidam versammelt sind, die nöthigen Befehle. Noch diesen Abend soll in allen Theilen von Paris das Gemetzel losgehen. Alle schwören zu gehorchen, bis auf Nevers, der entschieden seine Theilnahme an dem Verbrechen ablehnt. Sie gehen aus einander und Raoul schlüpft aus dem Versteck, um seine Brüder von der Gefahr zu benachrichtigen. Valentine hält ihn zurück, sie zittert für sein Leben und will ihn diese Nacht in ihrem Hotel verbergen. Er zögert einen Augenblick, aber die Glocken, die zum Morden das Zeichen geben, lassen sich vernehmen, er reißt sich aus den Armen Valentinens los und stürzt fort.

Akt V. Einige Tage vor der Bartholomäusnacht. Margarethe von Valois hatte sich mit Heinrich von Navarra vermählt. Es wird ein Fest gefeiert, welchem die vornehmsten Häupter der protestantischen Partei beiwohnen. Raoul unterbricht den Ball mit den Worten: »Zu den Waffen! Man erwürgt unsere Brüder!« Alle Edelleute ziehen die Degen und eilen ab. Das Theater verwandelt sich und zeigt ein Kloster und hinter demselben die Fenster eines protestantischen Tempels, wohin sich Weiber und Kinder geflüchtet haben. Der Graf von Nevers, der sie vertheidigen wollte, wurde von seinen eigenen Leuten getödtet. Valentine hatte von Catharina von Medicis Gnade für Raoul erhalten, wenn dieser seinem Glauben abschwören will. Allein Raoul verwirft dieses Anerbieten, und nun wird Valentine selbst Protestantin, um auf Erden wie im Himmel, mit ihrem Geliebten vereinigt, an seiner Seite zur Märtyrin zu werden. Marcel verläßt sie nicht, und alle drei fallen unter dem Feuer der Meuchelmörder, welche der Graf von St. Bris befehligt, der von Fanatismus getrieben, selbst der eigenen Tochter nicht schont. Man sieht Catharina von Medicis in einer großen reichen Sänfte hereintragen, die durch ihre Gegenwart die Mörder anfeuert.

Dieses ist nun die Analyse des Stückes, um welches Meyerbeer die schönen Gedanken seiner musikalischen Schöpfung geschlungen hat.

Bei Gelegenheit der Bartholomäusnacht können wir es uns nicht versagen, unsern Lesern ein kurioses Aktenstück mitzutheilen, welches

Digitized by Google

aus einem alten Rechnungsbuche auf dem Pariser Stadthause ausgezogen ist:

»Den Todtengräbern der Saincts Innocens 20 Livres, welche ihnen von dem Prevot der Kaufleute und den Schöffen zuerkannt wurden, auf ihre Forderung vom 13. Sept. 1572, weil sie innerhalb acht Tagen 1100 todte Körper aus der Gegend von St. Cloud, Auteuil und Challuau begraben hatten.« — Eine ähnliche Forderung vom 0. September über 15 Livres Vorschuß an dieselben findet sich gleichfalls vor.

Hier noch einige Worte über die Musik nach einem neuern Berichte:

Die 3 ersten Akte bilden gleichsam eine Opéra comique, in einer grand opéra (wir müssen zur richtigen Bezeichnung die französische Benennung behalten). Verschiedenheit in Ton, lokale und historische Färbung, geschmackvolle Verbindung der deutschen, französischen und italienischen Schule, das sind die Vorzüge, welche diesen Theil des Werkes auszeichnen. Den zweiten Akt eröffnet eine Arie Margaretha's, mit allem Zauber italienischer Melodie ausgestattet. Der sanfte, weiche Chor der Ehrendamen Margaretha's, der zugleich den Tanz begleitet, ist sehr ansprechend und graziös. Das Flötensolo welches die Arie:

O beau pays de Touraine!

einleitet, ist elegant und lieblich. Das Duett »Ah! s'il j'etais coquette!« entbehrt zwar der Einheit, und die Partie Raoul's steht gegen die Margaretha's etwas zu sehr im Schatten, aber die Melodie dieser letztern ist so frisch, ungezwungen und glänzend dabei, daß man jenen Mangel überhört. Die Aussöhnung zwischen St. Bris und Raoul:

»Par l'honneur, par le nom que portaient nos ancêtres!«

ist sehr charakteristisch. Die beiden Baßstimmen mit dem Tenor im Unisono, machen einen edeln und majestätischen Eindruck, und das erhabene Luther'sche Lied *), welches sich in den Schwur mischt, erhöht den pittoresken Effekt dieser Situation. Die reiche Instrumentirung nöthigte eine allgemeine Bewunderung ab.

Der Trinkchor ohne Begleitung, der den dritten Akt einleitet, ist ganz in deutscher Weise komponirt. Die Couplets:

En avant braves Calvinistes!

athmen soldatische Ungezwungenheit. Wir hören den plumpen Kriegsmann des sechszehnten Jahrhunderts. Der Weihechor der Frauen:

Vierge Marie,
Soyez benie!

bildet hiezu den glücklichsten Kontrast. Hierauf folgt nun der Gesang der Feuerlösch-Stunde (Couvre-feu), ganz im Tone der Zeit gehalten:

»Rentrez, habitans de Paris:
Tenez-vous clos dans vos logis.«

*) Eine feste Burg.

Das Duett von Marcel und Valentine klassifizirt man schon jetzt zu dem schönsten, was jemals auf der Bühne gesungen wurde. Der vierte Akt ist der reichste und ergreifendste, voll einer finstern und furchtbaren Musik. Das Sextett, das mit den Worten beginnt:

»Oui, l'ordre de la reine en ces lieux nous rassemble«

eröffnet eine musikalisch-dramatische Handlung, wie sie noch auf keiner Scene da war. Wie blutdürstig tönt diese Wuth, aus der wilden, heftigen und dabei doch so gelehrten Harmonie. Die Stelle, wo das Rinforzando der Pauken eintritt, bringt einen Effekt hervor, den keine Feder zu beschreiben im Stande ist. Hierauf folgt ein schönes Duett zwischen Tenor und Sopran, und endlich das Trio im fünften Akte mit dem Accompagnement der Bässe, so tragisch und rührend, womit das Meisterwerk sich schließt. Nourrit, Levasseur und Madmoiselle Falcon singen es aber auch trefflich, und tragen nicht wenig zu dem glänzenden Erfolge bei, den die Oper erhalten hat und bei jeder Vorstellung stets vermehrt erhält.

Mode.

Eine erste Vorstellung in der großen Oper oder bei den Italienern bringt immer neue Moden in Umlauf. Die Hugenotten von Meyerbeer zogen die glänzendste Gesellschaft in's Theater. Man sah dort Kleider von blaßrothem, blaßgelbem, granatfarbenem und carmoisinem Damast; Boas von Federn, Hermelin, blauem Fuchs; auch Sammtkleider sah man in allen Nuancen, eines von Stiefmütterchen-Farbe, Leib und Aermel mit Schleifen von citronengelbem Atlas. Man sieht die entgegengesetztesten Farben, z. B. blaßblauen Sammt mit Rosaatlasschleifen; selbst grün und blau und rosa und dunkelroth bekommt man zu sehen; diese Zusammenstellungen beleidigen wahrlich den Geschmack. — Atlaskleider werden perlgrau oder lila getragen. Rosaatlas-Hüte waren in der Oper sehr häufig; sie sind mit dicken Rosafedern geschmückt, und unter dem Schirme zieht sich ein Laub hin, aus Sammt gemacht. Gezogene

Capothüte werden nur zum Negligé getragen. Junge Frauen tragen Hüte mit kleinem Rande mit Federn oder Blumen. Bei Damen von gesetzterem Alter ist die Farbe veilchenblau, dunkelroth oder schwarz. Häubchen oder Toquen à la Stuart sieht man häufig. In den maskirten Soireen sieht man viele spanische Costüme, die nach den reizenden Schilderungen in den „Scenes de la vie espagnole" von der Herzogin von Abrantes angefertigt werden. Wir wollen hier zum Schlusse das Costüm eines Madrider Mädchens beschreiben. Ein kurzer Rock von schwarzem Sammt, mit Stahl gestickt und einer ähnlichen Franze besetzt; ein kurzes Corsett von Lilasammt mit engen Aermeln bis zum Handgelenk, auf allen Nähten gleichfalls mit Stahl gestickt; auf dem Kopfe eine Mantille von schwarzer Spitze, oben mit einer Schleife von Lilaband wie das Corsett zusammengehalten; am linken Arm hängt ein Rosenkranz, dessen Kügelchen aus Lapislazuli und Goldperlen bestehen, mit einem großen goldenen Kreuze daran; ein Fächer von chinesischem Elfenbein, prächtig gemalt, vollendet diese ächt spanische Toilette.

Dramatic Fashion.

In Paris machen die dramatischen Feste großes Aufsehen, welche in dem Hotel Castellan in diesem Augenblick ihren Anfang genommen haben. Diese Vergnügungen in der höheren Gesellschaft waren in Deutschland vor einigen Jahren nichts Seltenes, namentlich in Wien; und auch München sah seine hohen Dilettanten auf dem Theater des Herzogs von Leuchtenberg und später bei dem Grafen von Montgelas. Jetzt verlautet freilich nichts mehr davon in den Salons dieser Stadt. Das Hotel Castellane war völlig umgewandelt worden. Aus dem weiten Portal hatte man zur Bequemlichkeit der Gäste zwei Eingänge gemacht; Alles wollte dilettiren, wie es im Prologe des Faust heißt, und die böse Welt sprengte sogar aus, daß die Pompiers mit den Feuerspritzen im Arm, welche die Polizei beordert hatte, nicht wirkliche Pompiers, sondern verkleidete hohe Dilettanten waren. Alles, was die Aristokratie, die Literatur und die Kunst Glänzendes aufzuweisen haben, war hier versammelt. Man sah Auber, Meyerbeer, d'Arlincourt, Berryer, Lamartine, Victor Hugo, Mery, Balzac, die Prinzessinnen von Caraman, Belgiojoso, Bagration, die Herzoginnen von Ragusa, von Bearn, von Abrantes u. s. w. Das Parterre zeigte wie ein Schachbrett alte und neue Wappen. Jahrhunderte, Blumen, Frauen, Grazien, Alles gab sich hier die Hand. Die Comödie von Menechet: „der Graf von Caylus" ist ein artiges Genrebild, worin eine ziemlich alltägliche Eifersucht vorkommt. „Der ehrgeizige Bediente" von Herrn von Chazet ist eine Art Figaro. Den Beschluß machte ein dramatisches Sprichwort von Madame Sophie Gay. Den meisten Beifall erhielt das Spiel der Gräfin von Forget und die Grazie der Mademoiselle Aubissac, einer Schülerin des Théatre français. Der berühmte Michelot, von diesem Theater, leitet die Proben, und macht im ersten Stück einen Bedienten, der einen Brief zu überbringen hat. Dies war die Truppe der Madame Sophie Gay. Die nächste Vorstellung wird die Truppe der Herzogin von Abrantes geben.

Ein französischer Schauspieler.

Frederick Lemaitre, der Liebling Jules Janin's, l'homme-drame, wie ihn die französischen Critiker nennen, der Held in den drei Tagen aus dem Leben eines Spielers, Richard d'Arlington, Napoleon, Cardillac, Mephistopheles, Robert Macaire endlich, der Gipfel seiner Kunst, fing vor fünfzehn bis zwanzig Jahren auf dem kleinen Pantomimen-Theater der Madame Sequi an. Hierauf wurde er Stallmeister bei Franconi, dann spielte er die Vertrauten in den klassischen Trauerspielen des damaligen Odeons, hierauf dritte Rollen im Ambigue comique, bis er endlich zu der Porte St. Martin kam, wo er nach einander erster Liebhaber, edler Vater, Komiker, Sänger und Tänzer ward. Soubretten und Liebhaberinnen hat er nie gespielt, sonst Alles. Als zum ersten Mal das jetzige Lieblingsstück der Pariser, Robert Macaire, von ihm aufgeführt wurde, verlangten Einige im Publikum, den Verfasser zu kennen, obgleich die beiden letzten Tableaux mißfallen hatten. — Frederick erschien und begann ernst und feierlich die übliche Phrase: „Meine Herrn, das Stück, welches ...." — „Sagen Sie die Dummheit," unterbrach ihn ein Wüthender aus dem Parterre. — Frederick ließ sich nicht aus dem Concept bringen und sprach weiter: „Meine Herren! der, die oder das, was Sie wollen, und was wir hier vor Ihnen aufzuführen die Ehre hatten, ist von unserm Collegen Frederick Lemaitre." In diesem Augenblick hat der Künstler sein Engagement bei der Porte St. Martin verlassen und ist beim Variétés-Théatre in das Engagement getreten. Es kann nicht fehlen, daß dieses gute Geschäfte mit ihm macht.

Englische Radirungen.

Die Engländer sind unerschöpflich in der komischen Kunst, sie wissen Alles in den Bereich ihrer Carrikaturen hineinzuziehen. Ein neues Beispiel der Art liegt uns so eben vor: The comic almanac for 1836, ein komischer Almanach, mit 12 Monatskupfern von George Cruikshank geschmückt. Es sind die ergötzlichsten Zerrbilder englischer Sitte und Gewohnheit, mit derselben genialen Uebertreibung, denselben albern dämonischen Physiognomien, die aus den anderweitigen zahlreichen Werken dieses Künstlers bekannt sind, und die immer wieder unser Interesse erregen. Cruikshank's Radirnadel ist wie der Stab in der Hand des Zauberers; wo sie nur das Kupfer berührt, tauchen stets auf's Neue die seltsamsten Gestalten in verwunderlichster Leibhaftigkeit hervor. Er steht in genialer Phantasie dem Jacques Callot würdig zur Seite.

Sir Walter Scott zu Neapel.

Lady Blessington empfing von Sir William G. zu Neapel das Manuscript einer Schilderung der letzten Lebenstage Walter Scott's. Es war ein trauriges Bild von gesunkener Geisteskraft und zerstörter Gesundheit, und das Buch wurde auch deßhalb nicht in Druck gegeben, doch enthielt es einige interessante Notizen. Bald nach seiner Ankunft in Neapel besuchte Sir Walter in Begleitung seines Arztes und eines oder zweier

Freunde das große Museum. Zufällig waren gerade an diesem Tage eine Menge italienischer Studenten und Literaten dort versammelt und in einem der Zimmer mit Erörterungen über einige kürzlich aufgefundene Handschriften beschäftigt. Sie erfuhren bald, daß der „Seher des Norden“ da sey, und es ward eine Deputation an ihn abgesandt, um ihn zu bitten, daß er ihre Session mit seinem Vorsitz beehren möchte. Scott war damals schon eine Ruine, sein Gedächtniß konnte keinen Augenblick mehr etwas festhalten, und seine Gliedmaßen waren fast so unbehülflich, wie die eines Kindes. Er schleppte sich eben unter den Ueberresten aus Pompeji herum, ohne für irgend etwas von dem, was er sah, Theilnahme zu zeigen, als sein Arzt ihn von jener Bitte benachrichtigte. „Nein, nein,“ erwiderte er, „ich verstehe nichts von ihrer Sprache; sagen Sie ihnen, ich befände mich nicht wohl genug, um der Einladung zu folgen.“ Er schlich weiter, und nach Verlauf von ungefähr einer halben Stunde wandte er sich zum Dr. H. mit den Worten: „Wer wünschte mich doch zu sehen?“ Der Doktor setzte ihm die Sache aus einander. „Ich will gehen,“ sagte er, „sie sollen mich sehen, wenn sie es so gern wollen,“ und so stieg er gegen den Rath seiner Freunde, welche fürchteten, daß es zu viel für seine Kräfte seyn würde, die Treppe hinauf und trat in die Thür. — Ein enthusiastischer Beifallssturm bewillkommte ihn an der Schwelle; die Versammelten bildeten ein Spalier, Viele sanken auf die Knie, ergriffen seine Hände, indem er an ihnen vorüberging, küßten sie, und dankten ihm in ihrer leidenschaftlichen Sprache für die Wonne, die er der Welt bereitet habe. Mit den glühendsten Aeußerungen des Danks für seine Herablassung wurde er auf den Präsidentenstuhl geführt, und die Verhandlungen begannen wieder; da Scott aber keine Sylbe von der Sprache verstand, so fing er sich bald an zu langweilen, und seine Freunde, als sie dies merkten, schützten seinen Gesundheits-Zustand als Entschuldigung vor. So stand er denn auf und empfahl sich. Da drängten sich die feurigen Kinder des Südens noch einmal um ihn her, küßten mit lauten Ausbrüchen der innigsten Theilnahme, ja mit Thränen noch einmal seine Hände, unterstützten ihn in seinem wankenden Gange, und sandten ihm einen rauschenden Strom von Segenswünschen nach, als die Thür sich hinter ihm schloß. Der Verfasser jenes Manuscripts hatte diese Scene als eine der rührendsten geschildert, die er je erlebt.

Gerichtsscenen.

1.

Ein kleiner Savoyard erscheint mit seinem Vater vor den Schranken, weil er gebettelt haben soll.

Der Präsident. Gestehst Du, Almosen gefordert zu haben?

Der kleine Savoyard. Nein, mein Herr.

D. Pr. Was thatest Du, als man Dich arretirte?

D. kl. Sav. Ich ließ meinen kleinen Affen tanzen.

D. Pr. Das Protokoll sagt nichts hievon.

D. kl. Sav. Weil der kleine Affe eben ausruhte.

D. Pr. Aber von Deinem kleinen Affen ist gar nicht die Rede.

D. kl. Sav. Weil ich ihn in die Tasche gesteckt hatte; er fror und da erwärmte ich ihn, um ihn nachher tanzen zu lassen.

D. Pr. Und dabei fordertest Du Geld von den Vorübergehenden?

D. kl. Sav. Er ist so niedlich, mein kleiner Affe, wenn er tanzt; er forderte nichts, aber wenn man ihm etwas gab, so nahm ich es an; und das ist Alles.

D. Pr. (zum Vater). Es scheint mir, daß Ihr nicht gehörig auf Euern Sohn Acht habt, weil Ihr ihn betteln laßt.

D. Vater. Ach, mein Gott, nein! Das Kind arbeitet, damit es sein tägliches Brod erwerbe; manchmal bleibt es auch bei mir und wir arbeiten zusammen; ich habe mein Instrument, das allen Leuten Vergnügen macht, und er läßt seinen kleinen Affen tanzen; das heißt, sein Brod verdienen, aber nicht betteln. —

Die armen, ehrlichen Leute wurden freigesprochen.

2.

Eine arme kleine Alte, mit eingefallenen Backen, erhebt sich mühevoll von der Bank und nähert sich schwankend und niedergeschlagen.

Der Präsident. Wittwe Chataigner, Ihr seyd angeklagt, gebettelt zu haben.

Die Wittwe. Ach ja, leider! mein guter Herr!

D. Pr. Habt Ihr eine Wohnung?

D. Wittwe. Ich komme so eben aus dem Spital, wo ich sehr krank gewesen bin.

D. Pr. Wovon lebt Ihr?

D. Wittwe. Ich arbeite, wenn man mich braucht, und wenn ich gesund bin — aber wenn ich nicht arbeiten kann —

D. Pr. Dann bettelt Ihr?

Die arme Alte senkt den Kopf, ohne zu antworten.

D. Pr. Habt Ihr keine Kinder?

D. Wittwe. Zwei Söhne.

D. Pr. Können sie Euch nicht unterstützen?

D. Wittwe. Der Aeltere ist fünfzehn und der Jüngere erst zwölf Jahre alt.

D. Pr. Und sonst habt Ihr keine Kinder?

D. Wittwe (zögert mit der Antwort).

D. Pr. Habt Ihr nicht auch eine Tochter von 19 Jahren, die im Stande ist, etwas für Euch zu thun?

D. Wittwe (ihre innere Bewegung unterdrückend). Sie hat mich verlassen —

D. Pr. Und Ihr wißt nicht, wo sie sich aufhält?

D. Wittwe. Ich weiß es nicht.

Die arme Alte zieht sich langsam zurück, ihre Thränen trocknend; ihre Wangen färben sich plötzlich — wahrscheinlich aus Schaam ihrer Tochter wegen.

Das Gericht spricht sie frei, allein wer von den Anwesenden erbot sich, der guten Frau Arbeit zu geben?

Vermischtes.

Das zweite Heft eines im Verlage des Kaatzerschen Leseinstituts zu Aachen erscheinenden Volksbuchs: »Hallelujah« bringt unter andern Gaben »Sibyllinische Blätter von J. Görres«, die wieder ganz in der schön verschlungenen Bildersprache dieses tiefsinnigen Geistes geschrieben sind.

— Der Herzog von Devonshire hat bei dem jüngern Dantan seine Büste bestellt und zugleich die Ausführung von Bellini's Büste in Marmor, für seine reiche Gallerie.

Maria Carolina, Königin von Neapel.

Auf dem schönen Platze des Palastes, vor den Statuen Ferdinands und Carls, vor jenen prächtigen Pferden aus Erz und jener so zierlichen Kapelle hält der König Ferdinand II. alle Tage eine kleine Heerschau. Alle Müßiggänger, und es gibt deren viele, alle Reisenden, die nach Neapel kommen, begeben sich hieher, um den König und seine Truppen zu sehen, bedeckt mit Gold und Silber, mit Epauletten und Federn von tausend Farben. Auch ich befand mich dort, wie alle Uebrigen, als das Geschrei des Enthusiasmus mich auf eine offene Kalesche aufmerksam machte, die von vier prächtigen Pferden gezogen wurde. Die Soldaten präsentirten das Gewehr, Ferdinand senkte den Degen: es war die Königin, die in den Palast zurückkehrte. Die Königin, eine junge Frau von zwanzig Jahren, geschmückt mit allen Grazien der Jugend; schlank und leicht, mit großen, melancholischen und sanften schwarzen Augen. Ihre Bewegungen, ihr anmuthiges Grüßen drückten Güte aus; ihr ganzes Wesen flößte Ehrfurcht ein und zog die Herzen an; in diesem Augenblick der Bewunderung wurden diese Menschen von verschiedenen Nationen zu einem einzigen Volke, und die Vivats, die auf Französisch, auf Englisch, auf Russisch und Deutsch gerufen wurden, bildeten ein bizarres Durcheinander, welches für Maria Carolina dennoch nicht ohne Reize war. Auch schien sie darin eine eigene Art von Koketterie zu setzen, daß sie jeden Tag zur selben Stunde vorbeifuhr, um uns zu zeigen, daß sie es liebte, uns zu sehen. Und Alles verehrte und segnete diese Königin.

Die Neapolitaner konnten nicht aufhören, wenn sie Züge aus diesem leider so kurzen Leben mittheilten. Bald hatte sie in den Spitälern Andenken an ihre unerschöpfliche Mildthätigkeit hinterlassen; bald war es ein alter Soldat, dem sie selbst Hülfe spenden wollte, ein Gefangener, ein Verurtheilter, für den sie Gnade erhalten hatte. Wie viele Verschwörer von 1831 verdankten ihr ihre Begnadigung! wie viele Räuber kehrten zur Tugend zurück, nachdem ihnen im Namen der Königin die Pforten ihres Kerkers geöffnet worden waren! Sie ließ sich von allem Unglück Rechenschaft ablegen, denn dieses Theil hatte sie sich erwählt, als sie den Thron bestieg. Nie blieb eine Bittschrift ohne Antwort, und oft war diese Antwort von ihrer eigenen Hand; mit einem Worte, sie hatte nach Neapel alle Tugenden des fardinischen Hofes gebracht. Man erzählte viel von den Festen, welche ihre Ankunft im Jahre 1832 feierten; sie hatte sich mit Ferdinand in Voltri, unweit Genua, vermählt, im Kreise seiner Familie, und es war gleich einem Triumphe, als das ausgeflaggte Admiralschiff, mit Blumen bekränzt, die jungen Gatten, die Hoffnung des Vaterlandes, im Hafen ausschiffte; die unglücklichen und armen Schuldner des Schatzes werden das Andenken an diese Acte der Milde und unerschöpflichen Freigebigkeit für immer bewahren, welche das kurze Leben dieser vortrefflichen Fürstin auszeichnete.

Bei den Hof-Receptionen erschien Maria Carolina als die bescheidenste; ihre Einfachheit, welche Einige tadelten, wurde von Andern besser verstanden; die Natur hatte genug für sie gethan; der Ausdruck ihrer Blicke verrieth tausend liebenswürdige Eigenschaften, ihre Unterhaltung war hinreißend.

Ich sah den Gesandten einer Republik vor Rührung Thränen vergießen, als er sie anhörte. Er gestand, daß Königinnen etwas mehr besäßen, als andere Frauen. Ich glaube nicht, daß er davon in seinen Depeschen gesprochen habe, aber das ganze diplomatische Korps war Zeuge seines Enthusiasmus.

Die liebenswürdige Herablassung dieser Fürstin ließ es nicht zu, Einladungen, die an sie ergingen, abzulehnen; sie verschönte durch ihre Gegenwart fast alle großen Reunionen der Stadt; die Feste des Chevalier Acton, die Koncerte der Lady Drammond und der Lady Strand, überall war sie ohne Gefolge; nur ihre Grazie und die Liebe aller Menschen waren um sie. Ungeachtet dieser einfachen Manieren und, man muß es sagen, so geringer Zurückhaltung brachte man ihr doch so enthusiastische Huldigungen dar, als wenn sie sich weniger öffentlich gezeigt haben würde. Nur eins bedauerte man, daß sie dem Staate keinen Erben ihrer Tugenden gegeben hatte. Endlich wird er geboren, dieser ersehnte Kronprinz, aber ach! mitten unter den Festen, die seine Wiege umgeben, stirbt Maria Carolina. Sie hatte ihr vier und zwanzigstes Jahr noch nicht erreicht. Die Neapolitaner werden die drei Jahre nie vergessen, während sie auf dem Throne gesessen hat.

Die artistischen Beilagen.

Mit dem heutigen Hefte übergeben wir unsern Lesern:

1) Ein Pariser Original-Modebild.
2) Napoleon's Haus auf Elba in Stahlstich.

Herausgegeben von August Lewald.

Google

Telegraph von Deutschland.

Beilage zur Zeitschrift Europa.

Nro. 11. 16. März. 1836.

Von Hamburg nach London.

Es ist bekannt, mit welcher außerordentlichen Schnelligkeit die Dampf-Schiffe der General-Steam-Navigation-Company bei gutem Wetter den Weg zwischen Hamburg und London zurückgelegt und wie sie namentlich oft die Strecke von 105 Deutschen Meilen von Stadt zu Stadt in weniger als 2mal 24 Stunden gemacht haben. Wie sehr die Schiffe jener Gesellschaft sich aber auch in bösem Wetter bewähren, davon lieferte noch letzthin die Fahrt der City of Hamburgh, welche am Sonnabend den 6ten d. von Hamburg, und am 8ten d. von Curhaven begonnen und trotz eines orcanmäßigen Sturmes aus SW. glücklich vollbracht ward, ein Beispiel. Während des heftigsten Gegenwindes, und eines so hohen und ungestümen Seeganges, daß ein Theil der Steuerbord-Paddlebox weggeschlagen wurde, verrichteten die trefflichen Maschinen jenes Schiffes ihren Dienst mit ununterbrochener Regelmäßigkeit und Kraft. Als eine höchst werthvolle Eigenschaft dieses Schiffes verdient bemerkt zu werden, daß dasselbe, trotzdem, daß die Reise länger als das Doppelte der gewöhnlichen Zeit gedauert hatte, bei der Ankunft in London noch mit einem solchen Steinkohlen-Vorrath versehen war, daß es damit, ohne Ergänzung, die Reise nach Hamburg hätte zurück machen können. Jeder, dem die Nachtheile und Schrecknisse bekannt sind, denen man am Bord der Dampfschiffe bei schlechtem Wetter ausgesetzt ist, wenn die Kohlen ausgehen, wird diese Geräumigkeit der Schiffe der Allgem. Dampfschifffahrts-Gesellschaft zu schätzen wissen. Die bei verschiedenen entscheidenden Momenten von Seiten des Kapitain H. Wittingham entwickelte Entschlossenheit und Ruhe, welche auch dem furchtsamsten Reisenden Zutrauen einzuflößen geeignet war, beweist, wie umsichtig und glücklich die Direktion der Gesellschaft in der Wahl der Führer ihrer Schiffe ist. Nicht weniger verdient die Güte und der Ueberfluß, so wie die billigen Preise der Lebensmittel und Getränke der verschiedensten Art Erwähnung, so wie namentlich das höchst zuvorkommende und bescheidene Benehmen der Bedienung an Bord, gebührende Anerkennung. — Blickt man auf die unendlichen Schwierigkeiten und theilweise Gefahren zurück, mit denen noch vor 10 Jahren eine Reise von Hamburg nach London im Winter, mittelst der Segelpaketböte, verknüpft war, so scheint es als habe das Publikum alle Ursache, den Leitern der Londoner Allgem. Dampfschifffahrts-Gesellschaft, sich höchlich verpflichtet zu fühlen, für den unermüdlichen Eifer, mit welchem sie die wichtige Verbindung zwischen England und Hamburg zu vervollkommen bemüht sind. (Hamb. Neue Zeit.)

Unglücksfall.

Am 3. Febr. kehrten der 22 Jahr alte Dienstknecht Johann Schönegger und die bei Johann Lister am Arebacherberg in Tyrol in Diensten stehende Magd Anna Gutwenger Abends vom Markte nach Hause zurück, und hatten das Unglück, ganz in der Nähe ihrer Wohnung von einer Schneelawine fortgerissen zu werden. — Der Magd gelang es jedoch nach einiger Zeit mit vieler Mühe sich aus dem sie bedeckenden Schnee herauszuarbeiten, und um Hülfe umzusehen. Der Körper des in der Tiefe der ungeheuren Schneemasse liegenden Johann Schönegger wurde erst nach einer Stunde, erstarrt und entseelt gefunden und ausgegraben.

Anecdote aus dem Leben.

Doctor W. in Berlin, ein Israelit, hielt um die Tochter eines reichen

Glaubensgenossen an, wurde aber abgewiesen, weil seine Frömmigkeit dem streng orthodoxen Vater verdächtig war. Die Mutter von der Aussicht verlockt, ihre Tochter Frau Doctorin nennen zu hören, bot ihren ganzen Einfluß auf, um ihrem Manne andere Gedanken beizubringen, und bemühte sich besonders, die Rechtgläubigkeit des Doctors in das beste Licht zu setzen. — — „Wie?" rief endlich der Eheherr, „muß er nicht als Arzt eines unserer Hauptgebote verletzen; muß er nicht am heiligen Sabbathtage Rezepte schreiben? — „„Wo denkst Du hin, Kind!"" antwortete die eifrige Sachwalterin, „„die kann er ja alle am Freitage vorräthig schreiben!""

Unverhofft kommt nicht oft.

Kürzlich ging in Braunsch. ein mit starkem Postporto behaftetes Paket an einen unbemittelten Mann Namens Lefevre ein. Er konnte es nicht einlösen, und auch sein Sohn, dem es darauf angeboten wurde, war im Begriff, es zurückzuweisen, als sein Meister, der Wagenfabrikant Gille, dazwischen trat und sagte: „Man kann doch nicht wissen, ob nicht was Gutes darin ist; ich will Dir das Porto vorschießen." Das Paket ward nun geöffnet, und man denke sich das Erstaunen des armen Gesellen: es enthielt die Anzeige eines französischen Gerichts: Lefevre, sein Vater, sey der alleinige Erbe des Marschalls Lefevre, Herzogs von Danzig, und er möge kommen, um die 8 Millionen in Empfang zu nehmen, die sein berühmter Verwandte ihm nachgelassen habe.

Literatur.

In der Plahn'schen Buchhandlung in Berlin ist erschienen: König und Freiheit, ein Sendschreiben wider die falschen Propheten unserer Zeit.

Curiosum für Blumenfreunde.

Ein Herr v. d. Smissen hat ein „Pflanzen-Oratorium" gedichtet und herausgegeben, welches wirklich eine neckische Idee zu seyn scheint, da der Charakter der Blumen und Pflanzen sich einzeln, wie in Gruppen, in lyrischen Gedichten auszusprechen sucht. So findet sich ein Duett von zwei Mimosen, der Pisang hat ein Tenor-Solo; Cedern singen ein Terzett, Rose eine Kantate, und der Mahagoni ein Baß-Solo. Und bei alledem muß man gestehen, daß der Dichter seinen Gegenstand nicht ohne Geschmack, das Metrum mit Zierlichkeit und Gewandtheit behandelt.

Musik.

Der Königl. Hofsänger, Hr. Löhle, in München gründet ein musikalisches Conservatorium nach einem von ihm entworfenen, sehr zweckmäßigen Plane.

— In Heidelberg wird am 18. Mai d. J. Händel's Oratorium: Judas Maccabäus, instrumentirt von Lindpaintner, aufgeführt. Dem Vereine des Musikfestes ist Glück zu der Acquisition des Herrn Musikdirectors Hetsch aus Stuttgart zu wünschen. Unter der Leitung dieses kenntnißreichen, practisch-gebildeten und eifrigen jungen Mannes wird die Einübung des genannten Oratoriums sicher zu einem erfreulichen Ziele führen.

— Berlin. Am 25. d. M. hatte die Singakademie eine Wiederholung der Musik des Fürsten A. Radziwill zu Göthe's „Faust" veranstaltet. Der Andrang der Zuhörer war so bedeutend, daß der große Saal die Zahl derselben nicht fassen konnte, weßhalb schon zur Generalprobe Billets an die Zurückgewiesenen ausgegeben worden waren. Die Theilnahme an der herrlichen Composition des Fürsten während der Aufführung war außerordentlich und allgemein. (Dem Vernehmen nach trifft Herr Musikdirector Seidelmann in Breslau Anstalten, um den dortigen Kunstfreunden einige Proben aus diesem erhabenen Werke in den ersten Wochen nach Ostern vorführen zu können.)

Theater.

Vom 1. März angefangen hat der Königl. Hoftheater-Intendant, Herr Küstner, in München sein dreijähriges Provisorium beendigt und sein Definitivum angetreten.

— Nach Abschluß der Rechnungen über Einnahme und Ausgabe des K. Hof- und National-Theaters zu München vom Etatsjahre 1834 bis 1835 hat sich, wie man vernimmt, abermals, und sonach in allen drei Jahren, seit dem Dienstesantritt des gegenwärtigen Hoftheater-Intendanten Küstner, das Resultat ergeben, daß, ohne außerordentlicher Zuschüsse zu bedürfen, die Ausgabe mit der etatsmäßigen Einnahme gedeckt wor-

den ist, ein Resultat, das beim dortigen Hoftheter ein neues ist, ja, an dessen Möglichkeit man bisher zweifelte.

— Die Leibrente, Schwank von G. A. v. Maltitz, ist mit großem Beifalle in Berlin gegeben worden.

— Ein Breslauer Kritiker kündigt Blums Burleske: „Der Spiegel des Tausendschön,“ wie folgt an:

Der Spiegel des Tausendschön, oder die Büchsenschützen und Krötenstecher, oder die zwar isolirte, jedoch äußerst verliebte Gouverneurstochter Isoline, oder der Grobians-Spiegel und die Zauber-Fiedel, oder die Fleischpastete und die Brodtorte, oder der pfiffig verfolgte, endlich erlegte und auf der Bühne secirte Drache, oder Fitschepfeil und Muskedonner, oder der Kämmerling mit dem Drachenrüssel, oder die seufzenden Hofdamen und die falschen Locken, oder das travestirte Mädchen aus der Fremde, oder der idealisirte Freischütz und der profanisirte Ritter St. Georg, oder „Ueb' immer Treu und Redlichkeit,“ oder aufgethürmte Mitternächte und Schatten kühler Denkungsart, ein verspätetes Fastnachts- und für alle Zeiten unzeitiges Werkelltags-Spiel mit morpheischen Zauber- und Wunder-Scenen und Gruppen, Allegorien, Nutzanwendungen, Tableaux und Moral, in Einem langen Acte von C. Blum.

— Berlin, den 23. Febr. 1836. Wieder einmal ein stürmischer Theaterabend!

„Herrmann und Dorothea“ und das neue Lustspiel von Raupach: „Der Narr seiner Freiheit“ waren gestern Abend im Königl. Schauspielhause angesetzt. Die Rolle der „Dorothea“ in letzter Zeit von Fräulein Charlotte v. Hagn gespielt, befand sich in den Händen der Dem. Clara Stich. Fräulein v. Hagn, welche dießmal nur im letztern Stück zu thun hatte, und erst gestern Nachmittag von ihrer Kunstreise nach Magdeburg zurückgekehrt war, reclamirt gleich darauf die „Dorothea,“ und besteht fest darauf, sie zu spielen. Die darüber entstandenen Differenzen dauern selbst nach dem Anfang des Stücks fort, bis bei der ersten Scene der „Dorothea“ Dem. Stich heraustritt, die Rolle spielt, Fräul. v. Hagn aber das Haus verläßt. Das Stück geht zu Ende. Hr. Lemm erscheint auf dem Proscenium, und zeigt an, daß die Aufführung des zweiten Stücks wegen plötzlicher Unpäßlichkeit des Fräul. v. Hagn nicht stattfinden könne, und dafür das Lustspiel: „Vielliebchen“ gegeben würde. Das Publikum, durch eine unvorsichtige Plauderei von dem Vorgefallenen bereits in Kenntniß gesetzt, bezeigt sich unzufrieden, und verlangt das neue Stück zu sehen. Hr. Regisseur Weiß erklärt die Unmöglichkeit, dem Verlangen zu genügen. Fortwährende Unruhe und Geschrei nach Fräulein v. Hagn, dazwischen das Verlangen nach der Operette: „Der reisende Student,“ und dem Ballet: „Der gestiefelte Kater.“ Indessen ist die Aufführung des „Vielliebchen“ vorbereitet. Kaum aber geht der Vorhang in die Höhe, so wird der Tumult so arg, daß Dem. Erck und Hr. Krüger, welche die erste Scene haben, wieder abtreten müssen. Vorhang herunter. Während das Pfeifen, Zischen und Trommeln, trotz mehrer Arretirungen, fortdauert, tritt Hr. Regisseur Stawinsky vor, bezeugt ebenfalls die Unpäßlichkeit des Fräul. v. Hagn, entschuldigt damit die Nichtaufführung des neuen Lustspiels, erklärt auch die Unthunlichkeit der sofortigen Darstellung der beiden andern verlangten Stücke, und frägt nun, was das Publikum zu sehen wünscht. „Adele!“ schrien die meisten Stimmen, worauf Herr Stawinsky sich eine Viertelstunde Zeit erbittet. Endlich geht die Gardine wieder auf, Dem. Clara Stich, auch Dem. Erck, werden bei ihrem Auftreten rauschend empfangen. Das Lustspiel wird, vom Jubel der Zuschauer begleitet, ohne weitere Störung bis zu Ende gespielt, und Dem. Stich am Schlusse mit tausend Stimmen gerufen. Sie erschien dankend an der Hand Stawinsky's. Das Publikum verließ das Haus in Ruhe. (Pos.)

Digitized by Google

Des Nachtwächters Ruf.

Die Frau:
Ich muß Dich doch um etwas fragen,
Der Wächter ruft in jeder Nacht:
„Ihr lieben Herren laßt Euch sagen;“
Warum wird nichts von Frau'n gesagt?

Der Mann:
Ich will recht kurz die Antwort fassen:
Weil Frauen sich nichts sagen lassen.

Nekrolog.

Der Professor der Philosophie und sehr verdiente Director des Gymnasiums zu Göttingen, Herr Grotefend, ist daselbst mit Tode abgegangen.

Allerlei.

Folgendes Buch ist in Wien erschienen: Joseph Ritzenthaler, Kleidermacher, unentbehrliches Hilfsbuch bei dem Zuschneiden der Kleidungsstücke nach den Grundlagen der Geometrie, worin alle vorkommende Proportionen stufenweise berechnet und faßlich dargestellt sind. Mit neun Figuren u. s. w. Ob dieser gelehrte Schneider auch ein guter ist? —

— Im Leipziger Tagblatt wird dem glücklichen Finder einer mit Pelz besetzten Knabenmütze ein Gulden Belohnung versprochen. Sage man nun noch, das Glück sey nicht leicht zu erringen. Lerne nur das Glück ergreifen — denn das Glück ist immer da! —

— Die Frankfurter Schuhmacher-, Schneider-, Tischler- und Schlosser-Gesellen, jedes Gewerk für sich, haben in diesem Winter Bälle gegeben, welche an Kleideraufwand, Pracht der Equipagen und glänzenden Zurichtungen den glänzendsten Bällen der Stadt gleichkamen. Bravo! —

— Der ehemalige Redakteur des Münchner Unterhaltungs-Blattes „Panorama“, Herr Seraph Gleich, ist als Fisch-Controlleur nach dem Ammer-See versetzt worden. Die Journalistik von München hat an ihm viel verloren. —

(Münch. Tagbl.)

— Wien. Bei der im verwichenen Sommer veranstalteten Gewerbe- und Industrie-Ausstellung hierselbst, ist auch die geförderte Kunst des Pianofortebaues, wodurch Wien schon immer excellirte wieder sehr hervorgetreten. Die berümten Instrumentenmacher J. B. Streicher, Conrad Graff und Joseph Ries (ein Bruder des berühmten Componisten Ferdinand und des Virtuosen Hubert Ries) haben, erstere goldene Preismedaillen, letzterer die große silberne, für ihre vortreffliche Fabrikate und die dabei angebrachten Verbesserungen erhalten. In Folge dieser Belohnung haben die Bestellungen bei diesen Künstlern, besonders vom Auslande her, ungemein zugenommen.

— Wien. Der K. K. Hofschauspieler Koberwein, der älteste unter den Wiener Regisseuren, hatte vor Kurzem sein vierzigstes Dienstjahr zurückgelegt. Am 17. Febr. veranstaltete er in dem Gasthofe zum römischen Kaiser ein Gastmahl und lud dazu nicht nur sämmtliche Mitglieder des Hofburgtheaters, sondern auch mehre theils verwandte, theils mit den Ausgezeichneteren in Berührung stehende Personen ein. Der Senior der drei Regisseure, (nach Koberwein) Herr Korn, übernahm es, den Gefeierten auf eine den Verhältnissen angemessene Weise in seiner Wohnung abzuholen und nach dem Gasthofe in die Mitte der bereits versammelten Gesellschaft zu geleiten. Bei dem Eintritte in einen Nebensaal empfing ihn die K. K. Hofschauspielerin Frau von Weissenthurn mit einem würdigen Prologe, worauf man unter allseitigen glückwünschenden Begrüßungen zur Tafel von mehr als 70 Gedecken sich verfügte. Den Beschluß der Feier machten mehre von dem K. K. Hofschauspieler Herrn Anschütz angegebene Toaste, wobei man auch jener ausgezeichneten Mitglieder gedachte, welche bereits in eine bessere Welt dahin gegangen waren.

Homonyme.

Bin lang ich in der Mitte:
Dann schwindet Wunsch und Bitte
Mit mir, — auch oft der Dank.
Bin ich zu Anfang lang:
Wird man in mir gelahrt,
Treibt man's auf rechte Art.

Digitized by Google

Die Braut Napoleons.

An der Gränze von Limousin und Poitou, am Ufer der Vienne, ist ein Thal, welches dazu geschaffen scheint, Herzen, die von der Welt gebrochen sind, als Zuflucht zu dienen. Der hier sehr breite Fluß fließt sanft dahin; zum Theil bebaute Felsen umgeben ihn, von Epheu und Waldreben wie mit Festons umzogen, daneben grüne und frische Wiesen, und hin und wieder zerstreute reinliche Hütten und als Rahmen zu diesem artigen Bilde bewaldete Hügel.

Aus einer Gruppe von Bäumen erheben sich die bescheidenen Thürmchen eines alten Schlosses; jetzt bedeckt Gras seinen Hof; alles scheint wüst und öde. Moos kleidet die Mauern, Wasser dringt überall hervor. Dieß ist keine Ruine, sondern ein verlassener Wohnsitz. Der Eindruck, den man hier erhält, ist so schmerzlich, daß man darüber die lachende Landschaft vergißt, die sich zu unsern Füßen ausbreitet.

Den 10. December 1805 zeigte dieses jetzt so traurige Haus den Anblick einer geräuschvollen Lustigkeit. Ein tüchtiges Feuer brannte in dem großen Kamine des Saales. Man lachte, trank und sang, und von Zeit zu Zeit drang eine kindische Stimme durch den Lärm mit dem Rufe: „Vive l'Empereur!“

Die Nachricht der Schlacht von Austerlitz war so eben angelangt, und es gab im ganzen Kaiserthume keinen Ort, der treuere Herzen barg, als dieses einfache Haus.

Der Kapitän Lambert hatte unter Napoleon die Feldzüge in Italien mitgemacht; er folgte ihm nach Egypten, und entging in Jaffa der Pest nur, um auf dem Schlachtfelde von Abukir verwundet zu werden. Man fand ihn unter den Todten; er athmete noch; aber die unzähligen Wunden, die ihn bedeckten, ließen wenig Hoffnung zu seiner Rettung. Bonaparte kam in das Spital, als die Andern so eben den Entschluß gefaßt hatten, ihn zu verlassen.

„Nein,“ sprach er, „dieß ist ein Tapferer; ich will, daß man ihn herstelle!“

Es gelang wenigstens so weit, daß er im Stande war, sich mit seinem General nach Frankreich einzuschiffen. Die Sehnsucht erfüllte ihn, seine Frau wieder zu sehen, die er in der Schwangerschaft hinterlassen hatte; er freute sich auf sein Kind, das er noch nicht kannte; als er jedoch sich von seinem jungen General trennen sollte, dem er das Leben schuldig war, da vergaß er Vaterland und Familie; man mußte ihn fast unter den Rädern fortreißen, in dem Augenblick als der Wagen des zukünftigen Kaisers nach Paris abging.

Ein Grenadier von seiner Kompagnie, der gleich ihm blessirt worden war, und gleich ihm ihren Führer vergötterte, hatte geschworen, seinen Kapitän nicht zu verlassen. Beide waren durch unauflösliche Bande an einander geknüpft. Sie hatten zusammen gelitten, sie hatten zusammen gekämpft, einer machte so zu sagen einen Theil des andern aus. Welch' Vergnügen hätte wohl Lambert darin gefunden, von seinen Campagnen zu erzählen, wenn Heslin nicht da gewesen wäre, mit einem „Ja" einzufallen, gleichsam um die Wahrheit zu bestätigen? Und was wäre wohl aus dem armen Heslin geworden, wenn er nicht die Kleider des Kapitäns zu reinigen gehabt hätte, sein Zimmer in Ordnung zu bringen und dann mit ihm zu trinken und zu rauchen.

Sie machten sich nach Poitou mit großer Ungeduld auf den Weg, denn Lambert hatte von seiner Frau lange keine Nachricht erhalten. Er machte Plane für die Zukunft zur kriegerischen Erziehung seines kleinen Jungen, der einst seinen Vater in der Armee ersetzen und wie er den kleinen Korporal lieben sollte.

Endlich erblickten sie das Thal; die spitzen Giebel von Morand zeichneten sich auf dem glühenden Abendhimmel. Lambert blieb stehen, die Augen voll Thränen; er hörte die Lieder der Hirten, so ergreifend zu dieser Stunde, wo Alles Melodie wird; er verschlang mit den Blicken den Raum, der ihn noch von seiner Familie trennte.

„Vorwärts, Heslin," schrie er.

Beide gingen durch den Wald, und als sie in den Hof traten, ging Heslin voran, während sein Herr tief bewegt folgte. Bald kam der Soldat ihm mit einem Mädchen von einem Jahre auf dem Arm entgegen, welches dem Vater zulachte, sobald es ihn erblickte.

„Hier, Kapitän, haben Sie den Grenadier."

Diese lustigen Worte stachen seltsam zu der Miene und dem Tone Heslin's ab. Er schien so verlegen, daß man sogleich errathen mußte, irgend ein Unglück sey hier geschehen.

„Und die Mutter! die Mutter!" schrie Lambert, indem er in das Haus stürzte.

Eine Frau fand er darin in Trauerkleidern. Sie stand auf; es

war Mademoiselle Ursula. Das Schloß Morand hatte ihr zugehört; Lambert, der Sohn ihres Pächters, kaufte es in der Revolution; anstatt aber die vormalige Eigenthümerin daraus zu vertreiben, bat er sie, darin wohnen zu bleiben, und versprach, sie zu beschützen.

Lambert war außer sich, als er Ursula hier allein traf.

„Wo ist sie?“ rief er.

„Bei Gott!“ antwortete sie mit sanfter Stimme. „Sie bittet für Sie und für uns.“

Der Unglückliche begann zu weinen, und bedeckte sein Kind mit Küssen. Die Kleine fürchtete sich, und streckte ihre Hände gegen Ursula aus. Man suchte sie mit Liedern zu beruhigen. Mehre Tage vergingen in stiller Verzweiflung; nur die kleine Leonie konnte sie etwas mildern; Ursula verließ den Armen nicht; in ihrer häßlichen Hülle wohnte eine Engelsseele. Sie hatte Lamberts Gattin gepflegt, hatte ihren letzten Seufzer empfangen und ihr gelobt, sich gänzlich der armen Waise zu weihen. Sie liebte sie wie eine Mutter; sie selbst war eine frühe Waise geworden, und von Allem ausgeschlossen durch ihre Häßlichkeit, hatte sie das Glück des Lebens nie gekannt.

Der Kapitän, trotz seiner scheinbaren Rauhheit war dennoch zarter Empfindungen fähig. Er begriff den Edelmuth dieser Hingebung und überließ Ursula die Erziehung seiner Tochter; und mit Ausnahme eines einzigen Punktes: Napoleon, beherrschte sie allein das Kind ganz nach ihrer Laune.

„Kann sie ihm nicht dienen,“ sagte er, „so muß sie ihn anbeten; erhält er nicht ihr Leben, so muß er ihr Herz haben; das ist Alles, was ich ihm darbieten kann. Ja, wenn es ein Junge wäre!“

Somit erhielt das Kind eine seltsame Erziehung. Der Vater sprach mit ihm von seinem General, während die Erzieherin, nach Art träumerischer Seelen, es in jene ätherischen Regionen führte; sie poetisirte Alles. Napoleon wurde zum Gott.

Nach der Schlacht von Austerlitz war Leonie sieben Jahre alt. Der Sieg wurde in Morand im wilden Rausche gefeiert. Lambert und Heslin tranken auf die Gesundheit des Kaisers; Ursula betete; Leonie sang.

„Die Oestreicher und Russen sind geschlagen! Verdammte Kugel!“ rief Lambert, indem er auf sein hölzernes Bein wies.

„Ach, wenn ich den Kaiser nur einmal gesehen hätte,“ setzte das Mädchen hinzu.

Wer kennt nicht jene bleichen Kinder, deren Seele sich in die Augen geflüchtet zu haben scheint, deren Antworten uns überraschen, noch mehr aber ihre Gefühls-Aeußerungen; man gesteht sich seufzend:

Wie Schade! es wird nicht leben bleiben! So war es mit Leonie. Ihre glühende Einbildungskraft, welche sich durch Ursula's Unterricht frühe gebildet hatte, und von ihrem Vater nach einem einzigen Punkte hingeleitet ward, nahm dann und wann den Charakter einer unerhörten Ueberspanntheit an.

Ihr Herz und ihr Verstand erhoben sie über ihr Alter; mit jedem Jahr nahmen diese Anlagen zu; mit jedem Büsletin der großen Armee steigerte sich ihr Enthusiasmus. Sie folgte dem Kaiser Schritt für Schritt. Anfänglich war es nur eine kindliche Anhänglichkeit, später wurde eine Leidenschaft daraus, die desto glühender wurde, als sie ganz ungewöhnlich war. Der Schauplatz des Krieges war der Raum, in dem sich ihr Leben bewegte. Das arme Kind! Es hatte keine Mutter, die mit ihm sich von Gott unterhalten konnte, und sein Vater kannte keinen andern als Napoleon!

Um die Zeit der Vermählung mit Marie Louise starb Ursula. Es war der Augenblick, wo Leonie sie am nöthigsten hatte, wo sie durch heilsame Ermahnungen das Uebel wieder gut machen konnte, welches ihr zartes Herz angerichtet, ohne es zu wollen. Sie sah endlich die Fortschritte ihrer schlimmen Lehre ein, allein es war nun zu spät. Sie war nicht im Stande, ihr angefangenes Werk zu verbessern. Ihre letzten Worte waren ein Gebet für das Glück ihres Zöglings, ein Gebet für die Ruhe seines Lebens. Vermochte Ursula in die Zukunft zu blicken; die Wolken zu durchschauen, die sie unsern schwachen Augen verbergen?

Dieser Verlust ließ Leonie zum ersten Male seit ihrer Geburt allein dem Schmerze gegenüber. Sie hatte ihn geahnet, aber noch nie hatte seine scharfe Spitze ihr junges Herz zerrissen. Der Kummer, den man sich ausmalt, wie verschieden ist er doch von wirklichen Schmerzen! Ohne es zu wollen, behält man stets einige Hoffnung bei geträumten Unglücksfällen; so sehr sie sich auch verbirgt, man entdeckt sie stets; es ist eine Herbstblume, unter abgefallenen Blättern vergraben. Die Poesie verklärt Alles. Aber wirkliche Verzweiflung, wahr und gewaltig — der Tod — diese eherne Mauer, die uns von Allem trennt, was wir lieben, und an welcher alle unsere Kraft zerschellt! Dieß machte sie muthlos.

Sie war nun allein, ihr Vater verstand sie so wenig; Tage lang irrte sie auf dem Felde umher. Die glorreichen Erzählungen, welche die Freude ihrer Kindheit ausgemacht hatten, waren ihr jetzt unerträglich geworden. Sie schilderten ihr den Eroberer, so wie er war, mit seinem rauhen Wesen, seiner prosaischen Sprache; und wie so anders sah sie ihn! Außer einigen sublimen Phrasen, die sie sich oft

Digitized by Google

wiederholen ließ, schien ihr nichts seiner würdig zu seyn. Er war mehr in ihren Augen als ein Held der Iliade, er war ein christlicher Held. Alles, was sie von der Religion wußte, hatte sich dieser seltsamen Monomanie beigesellt. In ihrer Seele befand sich nur Ein Altar, und darauf hatte sie Gott den Schöpfer und Napoleon hingestellt. Sie liebte Gott, weil er ihn zum Kaiser gemacht hatte, und weil er ihn beschützte; sie dankte ihm die Gnade, womit er ihn überhäufte, und würde ihn mit Bitten bestürmt haben, wenn Napoleon unglücklich gewesen wäre.

Oft wenn sie am Ufer der Vienne saß, verlor sie sich stundenlang in diesen unsinnigen Träumereien. Sie versetzte sich an den glänzenden Kaiserhof; sie betrachtete mit Stolz jenen Mann, den Alle anbeteten, der Könige schuf und Scepter zerbrach; sie senkte ihre Stirne vor ihm in den Staub, von seiner Majestät geblendet. Dann warf sie einen mitleidigen Blick auf die Frau, die seinen Thron theilte; kein Gedanke von Eifersucht drang jemals in ihr Herz; diese Frau war die Kaiserin, die Gattin des Kaisers vor der Welt. Ihre Seele war Napoleons Seele fremd, und für ihn im andern Leben verloren; dann aber sollte Leonie's Rolle beginnen. Gott hatte sie dazu bestimmt, Napoleons Braut im Himmel zu seyn. Er hatte sie in die Welt gesetzt, damit sie Napoleon mit ihren Gebeten folge, ihn beschütze und ihm voraneile zu den Füßen des Ewigen; dort wird sie seinen Platz vor Allen ihm erwählen und ihn mit Engelsfittigen beschatten; sie wird über seinem Sterbelager schweben und ihn im Triumph davon tragen, wenn er in der Unendlichkeit erwachen soll. Sie schrieb an ihn und sprach mit ihm unaufhörlich. Daß er von ihr abwesend war, kümmerte sie nicht; sie wußte, daß sie ihn auf Erden nicht sehen würde. Keine Gefahren machten sie für ihn besorgt; er war der Gesandte des Herrn und der Herr beschützte ihn; so lange sie lebte, mußte er ja übrigens auch leben.

So oft ihr Vater von ihm sprach, hörte sie dessen gewöhnliche Lobsprüche mit unmerklichem Lächeln an. Nie sprach sie den Namen Napoleon aus; sie bewahrte ihn in ihrer Seele, wie in einem Heiligthum. Nachts, wenn die Sterne herniederblinkten, sandte sie ihn zum Himmel. Sie vernahm ihn in dem Säuseln, sie erblickte ihn in der Majestät der Natur. Dieser Name erschien ihr so groß, daß nur die großen Stimmen der Schöpfung würdig waren, ihn nach ihr auszusprechen.

Während des Krieges mit Rußland nahm ihre Gesundheit merklich ab, und ihr Vertrauen in das Glück des Kaisers folgte diesem Verhältnisse. Kein Unglück setzte sie mehr in Erstaunen, sie glaubte daran. Die Begebenheiten von 1814 ergriffen sie heftig. Der Gedanke, daß

er nicht mehr in seinem Vaterlande sey, daß er leide, flößten ihr ein Mitleid ein, dessen sie sich schämte, sie, die sich seinen Engel genannt hatte.

Leonie erholte sich auch nicht im Jahr 1815. Ein Vorgefühl sagte ihr, daß diese Rückkehr ein Unglück mehr für ihn sey; und wenn ihr Vater ausrief: „Wir jagen sie noch Alle fort!" so schüttelte sie traurig den Kopf und verbarg ihre Thränen. Nach den hundert Tagen erfuhr sie die Gefangenschaft auf St. Helena, und nun entwickelte sich die ganze Macht ihrer Exaltation. Sie glaubte sich mit ihrem Bräutigam auf einem Schiffe, sie saß neben ihm; sie vergaß völlig, wo sie war, die Leute, die sie umgaben; sie wurde wahnsinnig mit einem Worte! Aber ihr Wahnsinn war so sanfter Art, daß Niemand ihr mißtraute. Sie ging frei umher. Sie richtete kein Wort mehr an ihren Vater, an Heslin; allein von ihrem Hunde begleitet, den sie Marengo genannt hatte, verließ sie Morgens das Haus und ging zu dem Flusse hinab.

Für sie wurde dieser schöne kleine Fluß der weite Ocean. Unser grauer nebligter Himmel wurde der Himmel der Tropenländer; unser erbärmlicher Sturmwind wurde zum Orkan der heißen Zone; sie träumte sich in das Thal der Weiden. Mit einer Hacke versehen, arbeitete sie in dem Garten des Kaisers, wie sie es nannte; dann und wann hielt sie inne, trocknete sich den Schweiß von der Stirne und warf einen Blick überirdischen Glückes auf ein Bild, das sie in das Leere gezeichnet hatte. Dann sang sie Lieder nach unbekannten Weisen, in einer fast unverständlichen Sprache, pflog lange Plaudereien und schien auf Antwort zu warten. Man sah sie Waldberge erklimmen mit unterschlagenen Armen, als wollte sie Jemand zur Stütze dienen; auch sah man sie schnell vorwärts schreiten und dann und wann stille stehen, um mit ihrer Stimme ihren unsichtbaren Gefährten anzufeuern. Der Instinkt des Hundes, der ihr überall folgte, war dabei bewundernswerth. Seine Augen ließen nicht ab von ihr und er lief vor ihr her, als wollte er ihr den Weg zeigen. Wenn die Nacht kam und sie nicht an's Heimgehen dachte, heulte Marengo so lange, bis man seine Gebieterin holen kam. Er schlief vor ihrem Bette und schützte sie in ihrem unruhigen Schlaf mit eben solcher Sorglichkeit, als bei ihren abenteuerlichen Ausflügen.

Oft belauschte Lambert seine Tochter. Er hörte zuweilen folgende Worte, die ziemlich unzusammenhängend von ihr ausgestoßen wurden.

„Ja, ja, sagte sie, ich wußte wohl, als ich Dich in den Tuilerien besuchte, daß jene Deutsche nur die Gemahlin des französischen Reiches war. Auch fürchtete ich sie nicht, ich, die Braut Deiner Seele, die

Dich im Exil wieder finden sollte. Warum beklagst Du Deine Krone? Befindest Du Dich hier nicht besser? Sieh, wie die Sterne glänzen; solche hattest Du nicht in Paris. Dort überstrahlte Dein Stern alle übrigen. Jetzt ist er verdunkelt; sey ruhig, ich geb' ihn Dir wieder; ich weiß, wo er ist. Was willst Du aber noch? Ich liebe Dich so sehr! In mir findest Du die Ergebenheit Deiner Garde, Deiner Armee, Frankreichs!"

Dann horchte sie mit vorgehaltenem Ohr einige Minuten.

„Du bist dankbar? und wofür? Ist es nicht mein Loos? bin ich nicht für Dich geschaffen? hängt mein Leben nicht mit dem Deinigen zusammen? Sieh da, schöne Blumen! ich will sie pflücken und Dir daraus ein Diadem machen. Es wird nicht so drücken, wie das andere!"

Abends, wenn sie auf ihrem Platze saß, hörte sie dem Vorlesen der Zeitungen zu, und schien theilnahmlos, bis die Namen St. Helena und Napoleon genannt wurden. Dann wurde sie ganz Aufmerksamkeit, und wenn das Lesen zu Ende war, stand sie langsam auf, um in ihr Zimmer zu gehen, und sagte: „Ich werde ihm morgen erzählen, was sie von ihm gedruckt haben!"

Man versuchte es, sie eine Zeitlang ohne Nachrichten zu lassen, und dieß waren die Augenblicke, wo ihr Wahnsinn gefährlich werden konnte. Man mußte sie an dem täglichen Vorlesen wieder Theil nehmen lassen, damit sie ruhig wurde.

Der unglückliche Lambert näherte sich ihr alle Tage, bevor sie aufstand. Er nannte sie bei den zärtlichsten Namen und bedeckte sie mit Liebkosungen und Thränen. Sie ließ es geschehen, denn sie sah und hörte ihn nicht. Ihr einziger Gedanke war, daß sie sich schnell ankleiden müsse, um Napoleon in dem Thal der Weiden zu begrüßen. Man kann leicht denken, daß ihre Gesundheit im Abnehmen war. Sie aß wenig und schlief fast gar nicht, und dabei war dieser Schlaf fieberhaft erregt und vermochte sie nicht zu stärken.

Den 1. Januar 1821 stieg sie ungeachtet der Kälte nach dem Ufer der Vienne hinab. Dort sammelte sie eine große Menge Steine und bildete damit einen Kreis an ihrem Lieblingsplätzchen. Marengo legte sich mitten hinein und sah ihr traurig zu.

„Du wirst auch nachkommen," sagte sie zu ihm; „dieses ist aber nicht für Dich; dieser Marmor ist für ihn und für mich; dieß ist die Haft unserer Körper. Unsere Seelen werden bald zum Himmel fliegen, wo sie vereinigt werden. Ja, ein Grab, das ist mein Hochzeitsgeschenk. Es ist so schön! die Luft ist so rein; wie ruhig ich athme!"

Und dabei schneite es so gewaltig, daß sie ganz mit Flocken bedeckt war. Sie bemerkte es nicht. Abends fand man sie erstarrt.

Welch' ein schmerzliches Schauspiel ist es, ein edles Geschöpf der Vernunft beraubt zu erblicken, herabgestürzt von der Stufe, wohin Gott es gestellt, und unter den Instinkt selbst der Thiere gesunken. Man suchte umsonst auf dieser Stirne einige Zeichen der Vernunft; diese Augen waren erloschen, dieser Mund hatte kein Lächeln mehr. Und wo ist die Seele geblieben? Bleibt sie begraben in dieser leblosen Materie, die sie umsonst zu durchdringen strebt? oder verläßt sie den unempfindlichen Thonklumpen, der nichts ohne sie vermag? Ich glaube, daß die Seelen, die auf solche Weise entfliehen, sich zu eng in ihrer Höhle befinden; ich glaube, daß sie zu ihrem Vaterlande emporsteigen, daß sie unaufhaltsam an die Pforte dieser erhabenen Region pochen, und daß der Engel sie mit dem Rufe forttreibt: „Noch nicht! Dulde! harre! und dann erst kannst Du wiederkehren!"

Auf das Heulen Marengo's lief man herbei; man trug die Unglückliche auf das Bett, von dem sie nicht wieder erstand. Den 1. Mai war sie so schwach, daß man ihren Tod erwartete. Um zehn Uhr Morgens wollte sie aufstehen, allein sie war zu schwach.

„Ich muß," sagte sie, „fort von hier — dieß ist die Stunde — sonst kommt er vor mir an, denn auch seine Zeit ist um!"

So sprach sie leise lange fort; in ihren verworrenen Reden konnte man nur den Namen Napoleon verstehen. Dieß war das letzte, was sie sprach. Dabei setzte sie sich auf ihrem Lager in die Höhe, und breitete die Arme aus, als wollte sie einen den Uebrigen unsichtbaren Gegenstand an sich drücken. Hierauf sank sie zurück, und ohne Kampf verlöschte sie sanft. Sie hatte ihr Leben auf drei und zwanzig Jahre gebracht.

Zwei Monate später erfuhr man, daß der Kaiser den 5. Mai um sechs Uhr Abends auf St. Helena gestorben war.

Die beiden alten Soldaten pflanzten ein Kreuz auf das Grab der armen Leonie. Als sie es dann in der Einsamkeit nicht mehr aushalten konnten, suchten sie um eine Stelle bei den Invaliden nach, die sie auch erhielten.

Deßhalb bedeckt Gras den verödeten Gang, deßhalb grünt Moos auf den Mauern, deßhalb antwortet Niemand Eurer Stimme, wenn Ihr durch das unbewohnte Schloß von Morand schreitet; und deßhalb besonders seyd Ihr dann so traurig und eilt schleunigst von dannen, ein Gebet vor Euch hinmurmelnd.

Digitized by Google

Parlamentarische Physiognomien.

I.

Die torystische Partei in der Kammer der Gemeinen. *)

Sir C. Wetherel. — Croker. — Michael Sadler. — B. Raed. — Sir Robert Peel. — Goulbourn. — Sir Edward Knatchbull. — Sir Henry Hardinge. — Sir Robert Inglis. — Der Vicount Sandon. — Wynn. — Der Vicount Mahon. — Der Oberst Sibthorp. — Der Marquis von Chandos. — F. Shaw. — Sir Richard Vyvyan.

Wenn die liberale Partei in der Kammer der Gemeinen seit 20 Jahren unausgesetzt Terrain gewonnen hat, so muß zugegeben werden, daß sie im Jahr 1829 nur einen kleinen Raum einnahm, und daß man damals weit entfernt war, diese unerwartete Entwicklung voraus-

*) „Nie, seit der Regierung Jakobs II.," hieß es neulich in den Times, „ward eine für England und Irland wichtigere Parlaments-Sitzung eröffnet, als die jetzige." Und in der That, aus der Thronrede geht hervor, daß die wichtigsten Fragen der innern und äußern Politik hier zur Sprache kommen sollten. Unter diesen Umständen halten wir dafür, daß eine getreue Schilderung der verschiedenen Parteien, welche berufen sind, in diesen Debatten die Initiativen zu ergreifen, mit Interesse aufgenommen werden dürfte, selbst wenn es keinen andern Nutzen gewähren sollte, als die Meinungs-Verschiedenheit genau darzustellen, zu welcher sich die verschiedenen Redner bekennen. Die Kammer der Gemeinen besteht gegenwärtig aus 644 Mitgliedern, von denen 312 der torystischen oder conservativen Partei angehören, welche die Opposition gegen das jetzige Ministerium bilden. Die 332 andern Mitglieder, welche mit den Ministern stimmen, zerfallen in 3 Nuancen: die Radikalen 150, die Whigs oder Ministeriellen 142, O'Connell's Revolutionsmänner 40. Nach dieser Rechnung hat das Ministerium eine Majorität von 20 Stimmen.

zusehen. Mochten die Tory's ihr Spiel auch mit noch so wenig Geschicklichkeit treiben, dennoch hätten sie die Parlaments-Reform um ein halbes Jahrhundert oder doch wenigstens um 25 Jahre hinausgeschoben. Unläugbar ist, daß die große Majorität des englischen Volkes die Reform verlangte, daß sie seit langer Zeit sehnlichst gewünscht wurde, daß Chatham sie ausgesprochen und selbst Burke ihre Nothwendigkeit proclamirt hatte. Gleichwohl hätte man sich mit einigen unwichtigen Abänderungen begnügt; es wäre hinreichend gewesen, die allzu auffallenden Gebrechen der National-Repräsentation zu verbessern.

Man mußte einigen der Corruption überwiesenen Flecken, wie z. B. East-Retford und Penryn, die Rechte abnehmen, die sie seit langer Zeit mit so wenig Zurückhaltung ausübten; man mußte diese Rechte andern wichtigen, bis jetzt noch nicht repräsentirten Ortschaften übertragen. Warum hatte Manchester und Leeds bis zu jenem Zeitpunkte keine Vertreter? *) Durch Bewilligung solcher nothwendigen Freiheiten an so manche Bewohner, welche sich von denselben ausgeschlossen sahen, würde sich ein Ministerium die Achtung und Liebe auch der feindseligsten Liberalen erworben haben.

Unglücklicher Weise fiel es eines Tags dem Herzog von Wellington ein, zu erklären, die ganze Verfassung sey vollkommen. Jetzt erhob sich eine allgemeine Entrüstung, welche der Minister vorhersehen konnte, die er jedoch nicht zu beschwören vermochte. Zwei Drittel der Kammer der Gemeinen waren Tory's, allein die öffentliche Meinung hob sie auf und riß sie mit fort; sie erachteten es für klug, eine unvermeidliche Revolution herauszufordern, um sie leiten zu können. Unterdessen sprach sich die liberale Bewegung mit jedem Tage mehr aus. Die nach dem alten Systeme veranstalteten Wahlen gaben größtentheils günstige Resultate für die Reform, und das torystische Heer sank allmälig von 329 bis auf 192 Mitglieder herab.

Seit jenem Zeitpunkte hat sich allerdings eine Reaction zu ihren Gunsten bewerkstelligt; ihre Zahl beträgt gegenwärtig 270, sie erhebt sich sogar zuweilen bis auf 300, allein diese Zahl besteht bloß in der Einbildung; um die richtige Ziffer zu erhalten, müßte man mehre Halbliberale in die Rechnung mit aufnehmen, welche bei manchen Gelegenheiten sich den Tory's anschließen zu müssen glauben.

Unter dem Gesichtspunkte der Lebhaftigkeit des Geistes trägt diese

---

*) East-Retford und Penryn sind zwei kleine Flecken, deren jeder vor der Wahlreform das Privilegium hatten, zwei Deputirte in die Kammer der Gemeinen zu senden, während Manchester und Leeds, Manufaktur-Städte von großer Wichtigkeit, nicht vertreten wurden.

Digitized by Google

Unterabtheilung der Kammer den Sieg über alle andern davon, obwohl sie einige ihrer ausgezeichnetsten Mitglieder verloren hat, wie Sir Carl Wetherel, M. Croker und Michael Sadler; den letztern hat der Tod hinweggerafft, die erstern wurden durch neue Wahlen ersetzt. Eine aristokratische Ironie, eine vollständige Verachtung alles dessen, was gemein ist, zeichnete insbesondere die Herren Croker und Wetherell aus, Beide bemerkenswerthe Männer, bei denen das Gefühl des Schicklichen, die Anmuth und Feinheit des Geistes sich zur Vertheidigung der alten Sache des Thrones und der Kirche vereinigten; Beide gewissenhaft und offen, und weder Stellen noch Gunst suchend.

Sir Carl Wetherel gleicht einem jener alten, halb cynischen Edelleute, deren Anzug nachläßig, deren Rede epigramatisch und kurz, deren Miene spöttisch und gleichgültig ist, und die unter einem alten Kleide, das sie kaum des Ausbürstens werth halten, dennoch ein höchst ausgezeichnetes Aeußere behaupten. Er mag etwa 60 Jahre alt seyn, seine Züge sind durch eine Menge Runzeln bezeichnet, die Hautfarbe ist gelblicht und seine Physiognomie düster. Wenn sich mitten in der Kammer der Gemeinen dieser Mann von athletischer Gestalt und mürrischem Aeußern erhebt, so meint man, ein Mönch der alten Zeit habe seine Zelle oder den Sarg verlassen, und komme, die Irrthümer und Gebrechen der neueren Zeit mit dem Bann zu belegen. Ein Jude böte keine zwei Schillinge für alle Kleider, die er trägt, und seit Menschengedenken erinnert sich Niemand, ihn in neuen Beinkleidern oder einer neuen Weste gesehen zu haben. Man sollte glauben, der Zufall sey sein Schneider, so wenig Harmonie herrscht zwischen dem Frack und dem Körper, den jener bedeckt, und zwischen dem Hut und dem Kopfe. Er ist der geschworene Feind aller Hosenträger, und man muß ihn im engern Ausschuß einiger Freunde hören, wenn er beredte Diatriben voll Verachtung gegen die sogenannten Suspensif-Instrumente schleudert; er zweifelt nicht daran, daß der größere Theil der Calamitäten der neueren Zeit einzig und allein von dem Gebrauche der Hosenträger herrühre. Man gewahrt dieß an seinem Anzuge und an der wallenden Nachläßigkeit, mit der seine Beinkleider allen Bewegungen seines Vortrages folgen.

Mit seinem ernsten und melancholischen Aussehen erregt er das Lachen auf allen Bänken der Kammer; er öffnet den Mund nur um zu scherzen; oft geschieht dieß mit unglaublicher Bitterkeit, häufig aber auch mit einem Feuer, dessen Glanz und Wirkung die Liberalen, seine Opfer, anzuerkennen gezwungen sind. Man sucht ihm die Epigramme, die er mit vollen Händen ausstreut, mit Wucher zurückzugeben; es gelingt jedoch nicht; er bleibt gefühllos und unzugänglich, und ermüdet

dadurch die Hand seiner Feinde, die ihn aus seiner Stellung zu vertreiben sucht. Alle Pfeile prallen zurück, als ob sie gegen den Panzer des Rhinozeros abgeschossen wären. Er nimmt das Wort. Wenn man diese massive Gestalt, dieses ungalante Aeußere, diese geschlossenen Lippen, dieses erloschene bleifarbige Auge sieht, so glaubt man, der Redner werde einige unbedeutende Sylben stottern. Weit gefehlt! — Es folgt eine ganze Fluth von geistigen Pfeilen, ein Wolkenbruch grotesker Ausfälle. Sein guter Geschmack und bewundernswerther Takt weiß immer die Menschen zu schonen und sich nur an die Sachen zu halten; daher ist er auch trotz seiner Strenge und Heftigkeit, trotz der pikanten Anspielungen, mit denen er um sich wirft, im Allgemeinen als Politiker Derjenige, welcher von allen Parteien am meisten geliebt wird. Er weiß, was er denkt, und entfernt sich nie von seinen alten Grundsätzen, und ebenso ist er auch consequent in allen Folgerungen, welche er aus jenen Grundsätzen ableitet. Sich mit Auskunftsmitteln behelfen, seine Politik von Tag zu Tag sich machen, ein Hinderniß umgehen, einen Freund bestechen oder gewinnen: dieß sind lauter Dinge, die er nicht versteht. Nie wird er sich auf einen Vergleich einlassen; seine Unbestechlichkeit ist erprobt. Im Jahr 1829 bot ihm der Herzog von Wellington eines der wichtigsten Aemter des Königreiches an, ein Amt, das er wünschte, und das ganz für ihn paßte, unter der Bedingung, Sir C. Wetherel solle den Vorschlag der Emancipation der Katholiken unterstützen: er schlug es ab. Der Märtyrertod würde ihn nicht schrecken, so fest ist er überzeugt, der Torysmus sey das einzige Rettungsbret für Großbritannien.

Sir C. Wetherel ist eben so unermüdlich als unerschütterlich. Er erschöpft die Kammer, er spricht immer, er veranlaßt ein Amendement um das andere, und setzt Maßregeln, die er nicht liebt, alle nur erdenklichen Hindernisse entgegen. Eines Tages trennte sich die Kammer in Folge seiner Hartnäckigkeit erst Morgens um sieben ein halb Uhr, nach einer höchst anstrengenden und belebten nächtlichen Sitzung. Es regnete, worauf Sir Carl den Blick nach der Masse dicker Wolken aufschlug und ausrief: „Hätte ich eine Ahnung von diesem Wetter gehabt, so würde ich Ihr Vergnügen bis 8 oder 9 Uhr verlängert haben; ohne Zweifel hätte der Regen bis dahin aufgehört.“

Uebrigens ist sein politisches System kein Muster logischer Beweisführung, und das eigentliche Wesen des Fortschrittes hat er nie begriffen; sein lebhafter, aber beengter Geist erhebt sich nicht über die hergebrachten Gebräuche und jede Neuerung ist in seinen Augen gleichbedeutend mit dem Verbrechen der beleidigten Majestät an dem Staats-Oberhaupte. Er gehört zu jener Klasse von Menschen, welche auf

ihres Gleichen einen lebhaften, glänzenden, augenblicklichen Eindruck hervorbringen, die aber, weil es ihnen an wahrhafter Geisteskraft fehlt, keinen hohen, weit wirkenden und entscheidenden Einfluß zu erhalten vermögen.

Herr Croker, einer der mächtigsten Vorkämpfer des Torysmus und zugleich einer der geistreichsten Mitarbeiter des Quarterly Rewiew, ward gleichfalls durch die letzten Ereignisse aus der Kammer verdrängt. Er ist ein geborener Tory. Seine Sitten, seine Erziehung, seine ganze Natur und persönliche Individualität, Alles in ihm zeugt von der aristokratischen Tendenz. Als man eines Tages im Parlamente den Namen eines Hausbesitzers von Redford Square erwähnte, rief er mit dem Tone einer unnachahmlichen Ironie aus: „Redford Square! ich kenne diesen Ort nicht!“ Das Viertel, in welchem Redford Square liegt, ist ziemlich entfernt von West-End, wo die privilegirten Klassen wohnen. Diese Aeußerung schien lächerlich, und man hatte Recht, sich darüber aufzuhalten. Allein die sonderbare Folge dieses parlamentarischen Ausfalls war, daß Redford Square, mit dem Bannstrahl Hrn. Crokers belegt, bald darauf von der guten Gesellschaft verlassen ward. Die Hausmiethe schlug ab, und die Hausbesitzer verloren nach Verfluß einiger Jahre 50 Procent an ihren Wohnungen.

Herr Croker ist ein großer, wohlgewachsener Mann, der seit 28 oder 29 Jahren seinen Sitz in dem Hause der Gemeinen hat, und dessen kahles Haupt sich über die meisten seiner Collegen erhebt. Er ist beinahe 6 Fuß groß, macht Gestikulationen, nimmt tausend theatralische Stellungen an, und zwingt durch die Heftigkeit seiner Actionen das Haus, ihn anzuhören. Mehr geistreicher Advokat, als gewaltiger Redner, ist er kein Freund von langen Reden, zeichnet sich jedoch durch rasche und unerwartete Antworten aus; in solchen Fällen erfaßt und drängt er seinen Gegner lebhaft, greift ihn auf seiner schwachen Seite an, und macht ihn unversehens bügellos. Man muß ihn sehen, wie er seine Stellung, seine Haltung verändert, sich auf seinem Sitze hin und her bewegt, einen Witz um den andern losläßt, und seinen Gegner mit maliciösem Einwurf quält, dessen Antwort hierauf überhört, denselben Einwurf wieder vorbringt, und ihn auf solche Weise mit allen erdenklichen Mitteln ermüdet. Seine parlamentarische Taktik gleicht seiner Kritik im Quarterly Rewiew: sie ist unterhaltend, belebt, witzig, aber zugleich gewissenlos und ohne feste Basis. Nicht ohne Interesse war es, zu hören, wie ein anderes Mitglied desselben Hauses, Herr Jeffrey, der Eigenthümer und Hauptredakteur des Edimbourg-Rewiew, in ernstem Style dem Coryphäen des Quarterly antwortete, und sich der lebhaften Dialektik seines Gegners widersetzte.

Thomas Michael Sadler, ein ausgezeichneter politischer Oekonom, ein wohlwollender Mann, dessen frühzeitiger Tod ein wahrhafter Verlust für seine Partei war, hatte keine von den Eigenschaften des Herrn Croker. Von langsamem, aber scharfsinnigem Geist, arbeitsam und streng logisch, eignete er sich nicht für den kleinen Krieg und das Geplänkel. Seine erste Rede (maiden speech) hatte ihn zum Abgotte seiner Partei gemacht. Man wußte jedoch nicht, daß jene Improvisation, welche drei Stunden dauerte, den Redner mehr als drei Monate einer angestrengten Arbeit gekostet hatte. Als man ihn nach diesem glänzenden ersten Auftreten bei den wichtigsten Fragen ein gänzliches Stillschweigen beobachten sah, war die Enttäuschung unermeßlich und der Reiz entwich. Nie ward durch die Gelegenheit oder den Zufall die Thätigkeit seines Geistes geweckt; der erste Einwurf brachte ihn außer Fassung, und in den Ausschüssen sowohl als bei den Hustings ging man nur darauf aus, ihn anzugreifen, um ihn herabzusetzen. In solchen Fällen begann er zu stottern, er verlor den Faden seiner Rede, wußte nicht mehr, wo er war, und verhalf dem Feinde zu einem leichten Triumphe. Vielleicht ist diese unglückliche Eigenschaft den tiefdenkendsten Intelligenzen gemeinschaftlich. Sie bedürfen der Ruhe und Stille des Cabinets, um die Fragen in ihrer ganzen Tiefe zu erfassen. Die Polemik macht sie verlegen, und das ganze Gebäude ihrer Dialektik stürzt über dem Angriffe eines Epigramms zusammen. Wenn er seine Reden begann, so entwickelte seine Beredtsamkeit eine gewisse düstere Feierlichkeit, welche ganz im Einklange war mit seiner nachdenkenden Physiognomie, mit seinem vorgerückten Alter, seinem grauen Haupte und seinem näselnden Tone, der an den Accent eines Predigers erinnerte. Der ernste, schüchterne und allzu wenig feurige Charakter, welchen wir an ihm bemerkt haben, hielt ihn ab, auf die schweren Beschuldigungen zu antworten, welche ein politischer Gegner gegen ihn erhob, und die ihm die Abneigung der öffentlichen Meinung zugezogen. Er ward nicht wieder gewählt.

Das toryistische Heer, obgleich der drei wichtigsten Männer beraubt, deren Portrait wir so eben flüchtig entworfen, zählt in seinen Reihen noch andere Führer, welche Erwähnung verdienen. Ihr Oberhaupt ist seit Cannings Tode der berühmte Robert Peel. Er ist ein Mann von 47 Jahren, kräftiger Gesundheit, geschmeidiger Organisation, deren natürliche Thätigkeit durch ein mäßiges Leben noch zugenommen hat. Seine Gesichtsfarbe ist weiß und blühend, seine Haare sind röthlicht, sein Antlitz ist gerundet, und der Ausdruck desselben angenehm. Bemerken wir im Vorübergehen, daß zum wenigsten zwei Drittel der Mitglieder des englischen Unterhauses sich durch einen röthlichen Anstrich

der Haare auszeichnen. Die Eleganz der Kleidung anlangend, so wird Sir Robert nur von wenigen Mitgliedern übertroffen. Ohne als Dandy in's Lächerliche zu fallen, was sich für einen Staatsmann nicht passen würde, macht er sich durch den guten Geschmack und sogar durch das Ausgesuchte seines Anzuges und seiner Manieren bemerklich. Gewöhnlich trägt er einen grünen Frack, eine Weste von heller Farbe und dunkle Beinkleider; eine ungeheure goldene Kette wiegt sich auf der Weste und glänzt Jedermann in die Augen.

Ohne ein Genie zu seyn, ist er mit großem Takt, kaltem Blute, Biegsamkeit und vollendeter Gewandtheit begabt. Ein geschickter Taktiker, ehrgeizig, von scheinbarer Zurückhaltung, aller inneren Bewegungen Meister, verfolgt er alle seine Vortheile und beutet sie bis auf den letzten aus. Argwöhnisch, ein Skeptiker, nimmt er von Niemand Rath, und verbirgt die eigenen Plane auch seinen besten Freunden. Von allen Staatsmännern des neueren Englands ist er der fähigste, um eine Versammlung zu leiten, Einfluß auf sie auszuüben, die Leidenschaften zu seinen Gunsten zu wenden, und die Gelegenheit zum Siege zu ergreifen. Bewundernswerth als Geschäftsmann, kennt er keine Ermüdung. Sein geduldiger, biegsamer, höflicher und doch gleich der Stahlklinge schneidender Geist führt die umständlichsten und längsten Analysen ohne Mühe aus, steigt bis zu den kleinlichsten Details einer großen Frage hinab und ermattet niemals. Ich sah ihn mehre Nächte hintereinander von 5 Uhr Abends bis Morgens um 2 Uhr im Parlamente sitzen, den lebhaftesten Theil an den Debatten nehmen, und Morgens um zehn Uhr sich den diplomatischen oder ministeriellen Arbeiten von höchster Wichtigkeit unterziehen. Er besitzt eine biegsame und kräftige Constitution, welche weder Aufregung noch Leidenschaft je hinreißt, und die durch die Gewohnheit des politischen Lebens gestählt ist. In allen Fragen ist er zu Hause, und wenn seine Rede auch nie erhaben, originell und großartig ist, wenn er nie eine philosophische Frage anregt, wenn er nie in das Gebiet des Genie's eindringt, so sinkt er eben so wenig je bis zur gänzlichen Mittelmäßigkeit herab. Manches ist ihm unbekannt, was ein Mann der Politik wissen sollte; er ergänzt diesen Mangel jedoch durch die Klarheit seiner Entwürfe und den Muth, mit welchem er alle Dokumente aufsucht und zu Rathe zieht, welche ihm von Nutzen seyn können. Nie spricht er, als gegen das Ende der Debatten; er will das letzte Wort haben, auf alle Beweisgründe seiner Gegner antworten, ihre schwache Seite aufdecken, und der Maßregel oder Meinung, die er angreift, sofort den tödtlichen Schlag beibringen.

Er besitzt in hohem Grade die Fähigkeit rascher Co-Ordination

große Leichtigkeit, die Gründe, deren er bedarf, in einem Augenblick zu sammeln und in Schlachtordnung zu stellen; eine reiche Sprache, die ihm gestattet, seine Antworten zu improvisiren und sie vollständig, abgerundet und nachdrucksvoll zu geben, als ob er mehre Wochen damit zugebracht hätte, sie zu studiren. Der Ton seiner Stimme ist einschmeichelnd, sanft und wohlklingend, der Styl seiner Rede so rein und correct, als ob er sie abläse. Seine Geschicklichkeit ist bewunderns-werth. Vollkommen Herr seiner selbst, zieht er sich mit Leichtigkeit aus der schlimmsten Lage, und ersetzt das Raisonnement durch eine harmonische Beredsamkeit, welche täuscht und die Lücke ausfüllt. Unter seinen Händen wird jede Sache zu einer guten. Wenn man sieht, wie er sich erhebt, das Wort nimmt, und seine Rede mit einer so sanften, einfachen und ehrlichen Miene, mit so wenig anscheinender Prätention, mit so gänzlicher Uneigennützigkeit anfängt, so wird man versucht, sich ihm auf Treu und Glauben hinzugeben. Es ist kaum möglich, in der Politik die Verführung durch Aufrichtigkeit und die Täuschung durch Offenherzigkeit weiter zu treiben. Im Anfang zeigt er sich langsam, nicht sehr belebt, bescheiden, wie es einem unparteiischen Manne geziemt, der keine Meinung verletzen will, und der alle seine Collegen mit Höflichkeit behandelt. Seine rechte Hand stützt sich auf die Hüfte, während seine klangvolle Stimme einige wohlgesetzte, aber nicht bedeutende Perioden ausspricht. Allmählig wird er wärmer, lebendiger, greift stets auf unparteiische Weise die Meinungen und nicht die Menschen an, schlägt immer öfter auf die Lade, welche auf dem grünen Tische steht, verbindet den Ausfall mit dem Tadel, und erwirbt sich auf solche Weise endlich die Aufmerksamkeit des ganzen Hauses. Das Geräusch, welches seine Hand durch den Schlag auf die Lade regelmäßig zweimal in jeder Minute hervorbringt, dient gewissermaßen der Beredtsamkeit Sir Roberts zum Accompagnement, und erhält sämmtliche Mitglieder der Kammer wach. Ohne Zweifel hat Sir Robert die Wirkung zum Voraus wohl berechnet, welche diese akustische Begleitung auf ein hie und da zerstreutes und unaufmerksames Auditorium hervorbringen muß. Zu dieser sonderbaren Erfindung gesellt sich eine Gewohnheit, die ihm allein eigen ist. Statt sich, wie es Sitte ist, gegen den Präsidenten (Speaker) zu wenden, kehrt er diesem den Rücken zu, in dem Augenblicke, wo er die wichtigsten Stellen seiner Rede ausspricht, und wendet sich gegen die Schaar der Tory's, wodurch er dieser seiner Partei gewissermaßen das Zeichen zu den Beifalls-Bezeugungen gibt, welche alsbald mit einer einstimmigen Heftigkeit erschallen, durch die auch die anspruchvollste Eigenliebe zufrieden gestellt werden müßte.

Digitized by Google

Seine ganze Beredtsamkeit beruht auf einem einzigen Prinzip, nehmlich auf dem der Furcht. Niemand versteht es, so wie er, diesen großen Hebel der Menschheit mit größerer Kraft und mit mehr Talent zu handhaben. Er weiß, welche Gefahr diejenigen laufen, zu denen er spricht, und welche Vortheile sie zu verlieren haben. Anstatt die Geister überzeugen zu wollen, und sie langsam von einem Schlusse zum andern zu führen, regt er den Schrecken in denselben auf. Alles schweigt ringsum. Sein Accent ist feierlich und einfach. Kein Laut läßt sich hören. Ein magischer Talisman legt dem Athem seine Leiden und Freudenfesseln an. Alle Interessen werden aufgeschreckt durch diese Stimme, welche ihren Untergang vorhersagt. Denn wenn man den Rathschlägen Sir Roberts nicht folgt, wenn man die Maßregeln annimmt, die er verwirft, so ist alles verloren, so sind alle Existenzen gefährdet, und das Ende der Welt steht nächstens bevor. Man vernimmt kein Lächeln, keine Unterbrechung mehr. Noch nie hat während der Rede Sir Roberts auch nur ein Mitglied seinen Sitz zu verlassen gewagt. Sein rascher, aber vernehmlicher Wortstrom, seine bestimmte Aussprache, sein ruhiges, anstandsvolles Benehmen dämpfen das Schmerzliche und Aufregende in den Besorgnissen nieder, die er heraufbeschworen hat. Da er sich nie verwickelt, so folgt man ihm ohne Mühe. Nur selten wendet er den Witz und den Scherz an. Seine geistreichsten Stellen haben etwas allzu Feines und Zartes, um auf eine ganze Versammlung einen lebhaften Eindruck zu machen. Greift man ihn geradezu an, so sah ich beinahe immer, wie er die linke Hand in seine Weste steckte, ein Bein über das andere schlug, sich dann gegen seinen Angreifer wendete, und ihn mit ernstem, ruhigen Blick betrachtete. Ich erinnere mich nur einer einzigen Gelegenheit, wo ihm das Wort und die Geistesgegenwart fehlte. Man hatte den Marquis von Londonderry zum Gesandten am russischen Hofe ernannt, und der edle Marquis hatte keinen Anstand genommen, alle Polen für Rebellen zu erklären, welche die schwersten Strafen verdient hätten. Von allen Seiten des Hauses erhob sich ein Schrei der Mißbilligung, und Sir Robert versuchte es, dagegen Widerstand zu leisten. Bei dieser schwierigen Aufgabe unterlag er. Zum ersten Mal in seinem Leben stockte er und verlor die Fassung. Diese Niederlage war eben so neu, als schmerzlich für einen Mann, welcher dergestalt an Erfolge auf der Rednerbühne gewöhnt war, daß selbst seine heftigsten politischen Feinde jedesmal ihr Bedauern ausdrücken, daß sie ihn nicht mehr hören, wenn er aufhört, zu sprechen. Sir John Hobhouse sagte einst im versammelten Parlamente, es gebe nur einen Ersatz für das Unrecht, welches das Ministerium Sir Roberts dem Lande zufüge:

das Vergnügen, die Stimme eines so eloquenten Redners recht oft zu hören.

Unter einem ruhigen und verträglichen Aeußern verbirgt Sir Robert die größte Reizbarkeit, eine stets im Hinterhalt lauernde Eigenliebe, und unermeßlichen Ehrgeiz. Als Mann der Staatsgewalt und nicht der Opposition, zeigt er vollkommene Gleichgültigkeit und selbst Verachtung gegen Stellen und Aemter. Nachdem er während der letzten Sitzung sich in Ausfällen gegen die Ehrgeizigen, das Ministerium und alle Steckenpferde der Macht erschöpft hatte, verließ er die Kammer und der Zufall wollte, daß ich ihm auf der Straße begegnete. Diese vor wenig Minuten noch so fröhliche Physiognomie verdüsterte sich, sobald er allein war. Jene Fröhlichkeit war nur Maske, die Epigramme, die er während der ganzen Sitzung verschwendet hatte, waren nur ein Mittel gewesen, das tiefe Leidwesen zu verbergen, von dem er verzehrt wurde. Seine Mäßigung verläßt ihn nie, so lange seine Gegner ihn nicht an der Ehre verletzen. Man mag ihn als Thoren, als Pinsel, als Unsinnigen, als Mann ohne Talent behandeln, so wird er darüber keine Miene verziehen. Greift man aber seine politische oder seine Privat-Rechtlichkeit an, so erhebt er sich, verlangt auf der Stelle vollkommene Ehrenerklärung, und entwirft im Weigerungsfalle zum Voraus die Herausforderung, die er am folgenden Morgen dem Beleidiger zusendet. Gleichwohl ist sein politisches Leben eben so schwer zu vertheidigen, als zu begreifen und zu erklären. In seinem Charakter als Staatsmann befindet sich eine Mischung von Heuchelei und Offenheit, die jede Zergliederung unmöglich macht. Im Herzen Tory und Aristokrat, aber seine Grundsätze nach der Nothwendigkeit der Umstände richtend, und sein Gewissen stets zur Verfügung der Ereignisse stellend, ward es ihm möglich, sich auf den Trümmern der Dynastie Castlereagh aufrecht zu erhalten, und sich durch geschickte Concessionen, die er dem Einbruch der liberalen Ideen machte, zu behaupten. Seiner Ansicht nach rechtfertigt die Nothwendigkeit Alles; er ist der Minister der Umstände, der unterthänige Diener der Ereignisse; seine Biegsamkeit dient ihm als Schutzwehr, und wenn er einer neuen Bewegung, die er mißbilligt, nachgeben muß, so thut er es auf eine Weise, daß es scheint, als sympathisire er mit derselben. So war sein Benehmen, als es sich um die Emancipation der Katholiken handelte, die er verabscheut, und die er hervorgerufen hat; bei der Reformbill, der er eben so abgeneigt war, und die er durchgeführt hat; so war es gegenüber den Dissidenten, denen er Dienste zu leisten schien, während sie ihm in der Seele zuwider waren, und bei den obrigkeitlichen Corporationen, die er im Augenblicke, als er das Porte-

Digitized by Google

feuille verließ, im Widerspruch mit seinen Grundsätzen, im Begriff war, zu reformiren.

Er ist der Abgott, das Orakel, das Oberhaupt der Partei der Conservativen; alle torystischen Mitglieder geben sich blindlings der Bewegung hin, die er ihnen ertheilt. Man fragt ihn nicht einmal um fernere Projekte: er befiehlt und man gehorcht. Er gruppirt die Stimmen um sich, ohne daß er sich die Mühe nimmt, den Plan, den er sich vorgezeichnet hat, mitzutheilen, und seine Unternehmungen zu rechtfertigen. Seine Schaar rückt vor, ohne das Ziel zu kennen, auf das er losgeht. Sir Roberts unermeßliches Vermögen, sein hoher Kredit, sein Rednertalent, seine vollkommene Unabhängigkeit — dieß alles trägt dazu bei, seine Stellung zu befestigen. Folgendes auffallende Beispiel beweist die Passivität jener Menschenmasse, welche dem Willen ihres Oberhauptes unterworfen ist. Als Lord Russel die Reform der Municipal-Corporationen in Vorschlag brachte, begaben sich Sir Roberts Freunde in die Kammer, in der Ueberzeugung, ihr Gebieter werde sich mit seiner ganzen Beredtsamkeit waffnen, um sich der Annahme der Bill entgegen zu setzen. Allein wie groß war ihr Erstaunen oder vielmehr ihre Entrüstung, als Sir Robert nach einigen Bemerkungen voll Würde, die Erklärung gab, daß er nicht nur die ganze Maaßregel, sondern auch die Mehrzahl der einzelnen Artikel, aus denen die Bill bestand, billige. Die Torys beobachteten tiefes Schweigen. Sir Roberts Abfall verkündigte ihnen zur Genüge, daß der Posten unhaltbar sey. Seit jenem Zeitpunkt wagte es kein einziges Mitglied der torystischen Parthei mehr, auch nur eine Phrase zu Gunsten der angegriffenen Corporation auszusprechen.

Dieß ist der Charakter des merkwürdigen Mannes, der sich vermöge einer Mischung negativer Eigenschaften und wahren Talentes, tiefer Zurückhaltung und intellectueller Thätigkeit, großer Biegsamkeit in den Handlungen, und nicht minderer Hartnäckigkeit in den Grundsätzen, zum ersten Range der Staatsmänner seines Landes aufgeschwungen hat. Ein einziger Redner machte ihn während seines letzten Ministeriums erbleichen: Sir John Hobhouse, ein kraftvoller, unbestechlicher Mann, der eine bewundernswerthe Geschicklichkeit besitzt, die verwundbaren Stellen eines politischen Lebens zu entdecken. So oft Sir John sich erhob, um zu sprechen, änderte sich Sir Roberts Gesichtsfarbe, als ob er vorausgesehen hätte, daß dieser Mann es sey, der ihn stürzen werde. Während der einfachen aber gewaltigen Rede, welche Sir John zu Gunsten der Polen bei Gelegenheit der Ernennung des Marquis von Londonderry hielt, wuchs Sir Roberts Blässe von Moment zu Moment. Er fühlte sich im innersten Herzen verwundet:

jede Phrase vernichtete eine seiner Stützen, warf eine der Hoffnungen jenes ephemeren Cabinets über den Haufen. Sir Johns politische Rechtlichkeit schien diesem einen unermeßlichen Vortheil über die geschickten Variationen zu verleihen, aus denen die parlamentarische und ministerielle Existenz Sir Robert's besteht. „Bemerken Sie nicht, sagte der Redner zu dem Minister und seinen Kollegen, daß Sie nicht durch sich selbst bestehen, daß Sie kein eigenes, Ihnen selbst inwohnendes Leben haben; daß die Partei Stanley Sie mit einem Hauche auslöschen kann, gleichwie man die Flamme eines Lichtes ausbläst; daß Sie sich für ein Ministerium halten, ohne es in der That zu seyn? Denn wir, die Sie die Opposition nennen, haben wir nicht die Majorität bei allen Fragen? Geziemt es einem rechtlichen Manne, der die öffentliche Meinung achtet," — so wendete er sich an Sir Robert: „Minister zu bleiben, wenn man genöthigt ist, dem Schiffe seiner Feinde am Schlepptau zu folgen, und ihnen zu gehorchen, um nicht gestürzt zu werden? — Wenn man die Gewalt nur in den Händen behält, um Sclave zu seyn? Wenn man sich gezwungen sieht, alles das zu thun, was man nicht thun möchte; wenn man seine ganze Thatkraft aufwendet, um die eigene Niederlage zu betrachten und sich derselben zu unterwerfen, sich an die Staatsgewalt anzuklammern, die man nur noch behaupten kann, indem man den eigenen Willen erstickt; wenn man endlich sich zu liberalen Meinungen bekennen muß, die man verabscheut, und gegen welche sich alle Vorgänge eines langen und arbeitsamen Lebens erheben?"

Der Beifallruf, welcher das Haus der Gemeinen erschütterte, entstellte Sir Roberts gewöhnlich sanft und ruhig aussehendes Angesicht; sein Ministerium war vernichtet.

Herr Goulburn, ein torystischer Fanatiker, hat zum wenigsten das Verdienst einer erprobten Aufrichtigkeit. Es fehlt ihm nie an Worten, aber immer an Gedanken. Seine ziemlich klangreiche Stimme, sein correcter und eleganter Stiel gefallen im ersten Augenblick, ermüden jedoch bald durch Eintönigkeit und Gedankenleere, und lassen keinen Eindruck zurück. Da er stets das Aussehen hat, seiner selbst gewiß zu seyn, so hört man ihm anfangs mit Vergnügen zu; allein bald gewahrt man, daß seine Beredtsamkeit auf keinem festen Grunde beruht, und daß zwei bis drei ultramonarchische Grundsätze sein ganzes intellectuelles Geräthe bilden.

Man verlange von ihm hier nicht das Opfer eines Jota. Eher mögen die Colonien zu Grunde gehen, als ein Prinzip. Herr Goulburn ist einer von den Männern, die ihre Partei tödten, indem sie dieselbe vergöttern, die selbst der Nothwendigkeit jede Conzession ver-

Digitized by Google

weigern, und die sich mit ihren innigsten Freunden abwerfen, wegen einer Meinungsverschiedenheit. Er hat erklärt, daß wenn die Dissidenten je zur Universität Oxford zugelassen würden, sein Sohn dieselbe verlassen werde. Es ist nicht etwa der Thron, der seiner Theorie zur Basis dient: es ist der Altar, der den Thron beherrscht, und von dieser furchtbaren Höhe schüttet er die Vorräthe seiner unaussprechlichen Verachtung auf die Gegner herab. Ein Jacobiner, d. h. ein Liberaler, ist in seinen Augen gleichbedeutend mit einem Galgen=Candidaten. Er hat die Uebertreibung seiner Grundsätze so weit ausgedehnt, daß die Mehrzahl der Torys, hingerissen von der Bewegung der Zeit, ihn verläugnet.

Zum Collegen und Mitschuldigen seiner Unklugheit hat er Sir Edward Knatchbull, den Zielpunkt aller liberalen Journale, die sich darin gefallen, aus ihm den vollkommenen Typus veralteter Einfalt zu machen. Alle diese Angriffe, die sich häufig in der Kammer wiederholen, erträgt er mit einer wahrhaft erbaulichen und unerschütterlichen guten Laune. Er ist nicht glänzend, aber ehrwürdig. Seine 55 Jahre, seine weißen Haare, sein sanfter und edler Ernst vertragen sich ganz mit den Grundsätzen eines alten Edelmanns, der der Zukunft nicht zur Welt zu kommen, und der Vergangenheit nicht zu sterben erlauben will. Er ist ein schätzenswerther, aber unkluger Redner, seine Fähigkeiten verdienen Achtung aber keine Bewunderung; der Parteigeist hat sie auf unverdiente Weise herabgewürdigt.

Zu den beglaubigtsten Männern derselben Partei gehört Sir Henri Hardinge, dessen Talent ihn über die gewöhnlichen Intelligenzen stellt, ohne ihn jedoch bis zur Ueberlegenheit der Genies zu erheben. Im spanischen Kriege hat er einen Arm verloren, und mag jetzt etwa 50 Jahre alt seyn. Seine edle Haltung, sein eleganter Wuchs, die glückliche Wahl seiner Worte machen ihn ganz geeignet, eine Stelle in den aristokratischen Reihen einzunehmen. Er fällt auf durch seine vorstehende Stirne und durch den Kontrast seiner weißen Gesichtsfarbe und seiner kastanienbraunen Haare. Sir Henri ist der reizbarste Mann der ganzen Kammer. Er selbst erlaubt sich nicht die geringste Persönlichkeit, und weist dagegen auch alle Anspielungen, die ihn beleidigen, oder nur feindlich scheinen, mit größter Heftigkeit zurück. Diese auf's äußerste getriebene Empfindlichkeit würde wenigstens 30 Duelle in jeder Sitzung veranlassen, wenn alle Mitglieder an dem gleichen Fehler litten. Unlängst griff Herr Marcow, ein Irländer, das ganze Ministerium Peel und seine Freunde in Masse an, und machte ihm den Vorwurf, es stehe in auffallendem Widerspruche mit seinen ehemaligen Grundsätzen; dadurch hielt sich Sir Henri für

persönlich beleidigt, und schleuderte einen Strom verächtlicher Beiwörter gegen Herrn Marcow, der sie ihm mit Wucher zurückgab, worauf eine doppelte Herausforderung erfolgte. Auf das Gesuch der Kammer machte der Präsident den Vermittler, indem er von beiden Gegnern einen förmlichen Widerruf verlangte.

Welcher Unterschied zwischen diesem kriegerischen Gesetzgeber und dem friedfertigen Sir Robert Inglis, jenem dicken, kurzen Manne, mit verblühter Gesichtsfarbe, kahlem Haupte und rundem Antlitze, jenem friedsamen Edelmanne, der sich nie eine Bemerkung erlaubt, ohne sich zu entschuldigen, daß er genöthigt sey, sie zu machen, und ohne sein Bedauern darüber auszudrücken, daß er denjenigen ehrenwerthen Mitgliedern zu nahe treten muß, die nicht seiner Meinung sind. Zuweilen liegt etwas Komisches in dieser Allianz der ausgesuchtesten Rücksichten und der schwersten Beschuldigungen. Hat er jemand zu sagen, er habe seinen Vater getödtet, so bittet er wegen der großen Freiheit, die er sich herausnimmt, um Verzeihung. Mit Schmerz, mit Freundschaft, mit Sympathie klagt er O'Connell an, er sey ein Meineidiger und Shiel, er diene dem Meineid. Man mußte diese gedehnte, einförmige Stimme, dieses Organ eines puritanischen Predigers hören, wie er die Katholiken auf das Heil ihrer Seelen aufmerksam machte. Shiel antwortete heftig und mit Talent. O'Connell ließ sich weniger hinreißen, gebrauchte aber die Waffen der Ironie mit bewundernswerther Geschicklichkeit. Er entwarf Sir Roberts Portrait, und nannte ihn den guten, fetten, dicken und zufriedenen Edelmann. O, fuhr er fort, welchen Schmerz, welche Pein, diese schweren Anklagen mit einer so kläglichen Stimme aussprechen zu hören. Der düstere Accent des ehrenwerthen Redners hat mich schmerzlicher betroffen, als die ganze Anklage, die er gegen mich erhob. Allgemeines Gelächter bemächtigte sich des Hauses.

Trotz dieser anscheinenden Lächerlichkeiten steht er in Ansehen, weil er gewissenhaft ist. Die englische Kirche, deren Rechte er mit so viel Ausdauer und Kraft vertheidigt, liegt ihm in der That am Herzen. Wenn er den gähnenden Höllenschlund unter dem Fußtritt so mancher seiner Kollegen geöffnet sieht, und er diese als eine sichere Beute dorthin sendet, so geschieht es immer zu seinem großen Bedauern; er beklagt sie ehrlich. Daher hört man ihn auch mit Aufmerksamkeit und mit einer gewissen Rücksicht an. Es ist dieß das Privilegium aller derer, welche fortwährend dasselbe Benehmen zur Richtschnur nehmen, und die den geraden Weg der Geschmeidigkeit vorziehen.

Mancherlei Umstände haben dem Lord Sandon, einem unfähigen

Digitized by Google

Redner, der unter den Torys in einem gewissen Ansehen steht, einige Wichtigkeit verliehen. Er gehört einer alten, geachteten Familie an, ist der älteste Sohn des Herzogs von Harrowby, und der Repräsentant Liverpools, einer reichen und bevölkerten Stadt; zugleich ist sein Benehmen exemplarisch und seine Redlichkeit über allen Zweifel. Als Politiker folgt er dem Sterne der Begebenheiten, und läßt sich von diesem mit fortreißen. Die Vortheile, welche Lord Sandon seinem Vermögen und seiner Geburt verdankt, sind einzig und allein im Stande, seine untergeordnete Stellung als Redner auszugleichen, und die Männer seiner Partei vergessen zu machen, wie groß seine Unfähigkeit ist, von der er so manchen Beweis abgelegt hat. Seine rauhe Stimme verletzt das Ohr. Selten spricht Lord Sandon öffentlich eine Phrase aus, ohne zu stottern und sich zu wiederholen; beinahe alle seine Perioden bleiben unvollständig und abgebrochen und die Reporters sind genöthigt, diese unpotente und verstümmelte Phraseologie nach beßter Ueberzeugung neu zu construiren.

Zu den jüngsten Rekruten dieser Partei müssen wir Herrn Raed, einen ziemlich gewandten Redner zählen, dessen Talent jedoch hauptsächlich in einer etwas kleinlichen Rabulisterei und in einem Advokatengewäsche besteht, das bei allen Veranlassungen Schwierigkeiten erhebt. Jeder große Gesichtspunkt entgeht ihm; er hält sich nur bei den Details der Fragen auf. Alles wird von ihm bekritelt, und in schönem Style, mit großem Wortschwall, der über sein wahrhaftes Talent täuscht, mit Einwürfen von sehr geringem Werthe versehen. Die Morning-Post verdankt ihm den größern Theil ihrer Leaders, oder ersten politischen Artikel; auch hält man ihn für einen der bezahlten Redakteure dieses Journals, welche Beschuldigung er mit Nachdruck zurückweist. Gleich so vielen andern Rednern hat er Hoffnungen erregt, die sich nicht erfüllten.

Herr C. Wynn, der Repräsentant der Grafschaft Montgomery, ist einer von denjenigen Rednern, welche am häufigsten sprechen und denen man die geringste Aufmerksamkeit schenkt. Tory im Herzen, spielt er den Liberalen mit den Grundsätzen der absoluten Monarchie, und verliert sich so vollständig in seine abstrakte Metaphysik, daß seine Collegen, nach einer anhaltenden Rede von drei Stunden, sich ernstlich fragen, ob er für oder gegen die vorgeschlagene Maßregel gesprochen habe. Als es sich darum handelte, die Dissidenten zu den Universitäten Oxford und Cambridge zuzulassen, hielt er einen so außerordentlichen Vortrag über den Glauben, den Zweifel, den freien Willen, die Prädestination, daß der Präsident genöthigt war, den Redner zu unterbrechen, um zu erfahren, ob er mit Ja oder mit Nein stimme. Wynn

ist ein Mann von 60 Jahren, von ziemlichem Körperumfang, dessen außergewöhnliche Aussprache an der Stelle der s ein Pfeifen aus der Kehle hören läßt, wovon keine Orthographie einen Begriff zu geben vermag.

Lord Mahon, einer der Vertrauten und Schützlinge des Herzogs von Wellington, hört sich mit Wohlgefallen reden, ohne bis jetzt einen Beweis höherer Fähigkeit gegeben zu haben. Seine Manieren, sein Wuchs, seine Stimme haben Anstand, aber den des schönen Geschlechts. Man glaubt wenig Prätentionen an ihm zu bemerken, was immer gefällt. Was das Detail und die Untersuchung der Thatsachen, so wie die Klarheit seines Vortrags anbetrifft, so wird er von Niemand übertroffen.

Der Marquis von Chandos, obgleich Aristokrat mit Leib und Seele, vertritt das Interesse des Ackerbaus in der Kammer, wodurch er sich den Titel: „Freund der Pächter" erworben hat. Schon oft opferte er seine eigenen Interessen denen des englischen Ackerbaus auf. Von hohem Wuchse, hat er bei einer ausdrucksvollen und anmuthigen Physiognomie regelmäßige Züge, schwarze Haare und jene hohe Stirne, welche den intellectuellen Menschen verräth. Nie hat er mit seinem Gewissen Verträge geschlossen. Sir Robert Peel bot ihm unlängst eine Stelle in seinem Ministerium an, wenn er einwillige, eine von ihm gestellte Motion zurückzunehmen, die ihm sehr günstig für die Interessen des Ackerbaus zu seyn schien. Wie manche andere Mitglieder, selbst von denjenigen, deren politische Rechtschaffenheit noch nie in Zweifel gezogen wurde, hätten hierin einen bequemen Vorwand gefunden, ein Portefeuille anzunehmen? — Der Marquis von Chandos spricht wenig; die tiefste Ueberzeugung belebt alle seine Reden, die sich durch ihre Gedrängheit auszeichnen. Er sucht weder die Kunstgriffe der Rhetorik, noch die Sophismen der Advokaten. Jedes seiner Worte trägt das Gepräge der Treuherzigkeit. Als Eigenthümer beträchtlicher Besitzungen in West-Indien haben ihm die dortigen Pflanzer die Vertheidigung ihrer Interessen anvertraut, und er hat diesen Auftrag mit eben so viel Eifer als Talent erfüllt. Wenige Mitglieder unter den Torys und Whigs haben fortwährend so sehr die Achtung ihrer Collegen verdient.

Der einzige irländische Tory, der die orangistische oder protestantische Partei mit Glanz repräsentirt, ist Herr Shaw; gewöhnlich verhält er sich kalt und einsilbig, so bald es sich aber um die protestantische Geistlichkeit oder um die Interessen seiner Partei handelt, so erhebt sich seine Beredsamkeit zu einer ungewöhnlichen Höhe. O'Connell, dessen geschworener Feind er ist, hat er oft mit Heftigkeit angegriffen,

Digitized by Google

selten jedoch mit so großem Erfolg, als an dem Tage, an welchem er den Richter Smith vertheidigte, der angeklagt worden war, die Jury durch politische Reden eingeschüchtert zu haben. Es lag etwas wahrhaft Großartiges und Edles in dem Bilde, das er von dem alten, ehrwürdigen Richter entwarf, dessen Haare im Dienste des Vaterlandes grau geworden waren, und der sich der Vertheidigung der alten Verfassung gewidmet hatte. Im Allgemeinen hat Herr Shaw wenig Einfluß; eine ihm eigene Uebertreibung schadet ihm sehr. Man weiß wohl, daß, was er auch sagen mag, die Civilisation der ganzen Welt nicht von der protestantischen Geistlichkeit zu Dublin, von ihrer Existenz und von ihrer Wohlfarth abhängt, und bei der erkünstelten Wuth, mit der er die Universität vertheidigt, deren Repräsentant er ist, kann man sich des Lachens kaum enthalten.

Die Torys hatten große Hoffnungen auf das erste Auftreten Sir Richard Byvyans, des Abgeordneten der Stadt Bristol, gesetzt; er ist ein Mann von 34 Jahren, dessen Physiognomie von Nachdenken zeugt, und dessen harmonische Stimme die abgerundeten Perioden, die er ausspricht, angenehm in das Ohr fallen läßt. Er war auf dem Punkte, Sir Robert Peel zu ersetzen und an der Spitze des conservativen Bataillons zu marschiren, als der Letztere seine Anhänger bei Gelegenheit der Reformbill der Municipal-Corporationen durch einige unerwartete Ausflüchte in Schrecken versetzte; allein dieser Erfolg dauerte nur einen Augenblick. Der gewandte Sir Robert manövrirte geschickt, und bot dem Winde seiner Partei die Segel auf's Neue, so daß Sir Byvyan genöthigt war, in die Masse zurückzutreten und dem höhern Rang zu entsagen.

Es bleibt mir noch übrig, von dem unterhaltendsten, originellsten und unerschütterlichsten aller Mitglieder des Hauses der Gemeinen zu sprechen. Nicht leicht gibt es eine Versammlung, in der sich nicht dieses nothwendige Wesen findet, das sich als Carrikatur mitten in die ernstesten Interessen hineinsetzt, und allen Parteien den Stoff zu Scherzen gibt. Auf welcher Seite der Kammer oder der Gallerien man sich befindet, welche Stunde man auch zu seinen Beobachtungen wählt, so wird man einen so reichhaltigen, riesenhaften und außergewöhnlichen Backen- und Schnauzbart gewahren, daß die Nase, der Mund, die Augen des ehrenwerthen Eigenthümers vor der Dicke dieses Waldes verschwinden. Einige unserer Senatoren tragen Backenbärte von gewöhnlicher Größe, andere haben die Mode Carls II. nachgeahmt, der einen schwarzen Punkt über dem Kinn trug; aber neben dem Obersten Sibthorp, der die Grafschaft Lincoln vertritt, verschwinden alle physiognomischen Sonderbarkeiten seiner Collegen. Auch

ist er stolz auf eine Auszeichnung, welche die Natur ihm verliehen und die Kunst mit Sorgfalt gepflegt hat. Er ist ein enthusiastischer Tory: aber Tory's, Liberale, Radikale, alle Minister und beide Kammern würde er seinem Barte opfern. Unglücklicher Weise findet er besonderes Vergnügen daran, alles Auffallende, das er bei seinen Collegen entdeckt, herauszuheben. Diese Eigenheit setzt ihm Recriminationen aus, die nicht ohne Interesse sind. Gewöhnlich ist er Derjenige, welcher es auf sich nimmt, die Kammer zu unterhalten. — „Wahrlich, sagte er vor drei Monaten, die Herren Mitglieder des Ministeriums scheinen sich in einer ganz übeln Lage zu befinden; nur mit Mühe ruhen sie auf dem Throne aus, der sie unterstützt, und ihr Sitz ist ein Dornbusch. (Man lacht.) Hier sind 33 Edelleute, die nicht zweckmäßig gekuppelt sind. Der eine dieser Renner ist dämpfig, der andere buglahm, der dritte hinkt. (Großer Beifall.) Man braucht nur ihre Stellung und ihre bleichen Gesichter zu sehen, um zu begreifen, daß sie ihren Sturz vorausfühlen. Welche Physiognomien! Guter Gott! Ich kann nicht umhin, sie zu beklagen; sie sehen sehr schlecht aus!" —

Sämmtliche ehrenwerthe Deputirte erstickten beinahe vor Lachen, und O'Connell, der Keinem weicht, wenn es sich um eine plumpe Ironie handelt, rief aus: „Ich weiche von der Meinung des ehrenwerthen Gentleman nur um die Breite eines Haares ab. (Alle Blicke wenden sich nach dem ehrwürdigen Kinn und den beschatteten Wangen des Obersten.) Ich gebe zu, daß das Ministerium zu allen Zeiten etwas Mühseliges und daß es den Männern der Staatsgewalt unmöglich ist, in einer repräsentativen Kammer ein so merkwürdiges Gesicht zu machen, wie dasjenige des tapferen Obersten." (Die Beifalls-Bezeugungen verdoppeln sich.)

Der Vortrag, die Gesticulation und die Manieren des Obersten sind sehr schwer zu beschreiben; er spricht immer und Jedermann zum Trotze. In den Ausschüssen ergreift er das Wort oft fünfzehnmal in einer Sitzung; vergebens bemühen sich seine Collegen, ihm Stillschweigen aufzuerlegen; er hält einen Augenblick mitten in seiner Phrase an, stellt sich, als werfe er einen Blick auf die Papierrolle, die er stets in den Händen hält, und fährt dann fort, als ob nichts geschehen wäre. Im Allgemeinen schadet er jeder Meinung, der er beitritt, und viele Mitglieder des Parlaments halten dafür, es sey unmöglich, mit ihm zu stimmen, ohne sich bloß zu stellen. Bald erschüttert sein Geschrei die Gewölbe der Kammer; bald verstehen selbst Diejenigen, welche ihn zunächst umgeben, kaum eines seiner Worte. Seine Lieblingsgeberde besteht darin, daß er die erwähnte Papierrolle mit unge-

Digitized by Google

meiner Kraft und Schnelligkeit über seinem Haupte schwingt. Die Torys würden sich glücklich schätzen, wenn er auf die Seite ihrer Gegner überträte; die Kammer ist jedoch einer andern Meinung: sie würde zu viel verlieren, wenn die Gegenwart des heldenmüthigen Obersten nicht mehr ihre ernsten Discussionen erheiterte.

Dieß sind die Hauptführer der conservativen Partei im Hause der Gemeinen. Bei Einigen herrscht Hartnäckigkeit und abergläubischer Cultus der Vergangenheit; bei einigen Geschicktern Geschmeidigkeit, oft ohnmächtiges Verlangen, die liberale Meinung dadurch zu beherrschen, daß sie sich ihr anschließen; bei dem größeren Theile aufrichtige Redlichkeit und ehrenwerthe Anhänglichkeit an die Verfassung des Landes; bei Keinem jener kraftvolle Willen, jene Thatkraft, jene gebieterische Beredsamkeit, jene herrschende Gewalt, welche den Menschen befehlen und einer Partei die Autorität einer Religion verleihen. Diese Gewalt schöpft man nur aus der Denkungsart des Volkes, aus den Interessen der Gegenwart und der Zukunft, während die Basis des Torysmus einzig in der Vergangenheit liegt.

Macht und Schwäche.

1.

Was wird der Kaiser dazu sagen?

Den 8. Januar 1806 lag eine junge Frau auf einem Sopha des königlichen Schlosses im Haag. Sie war groß, bleich und beinahe blond, aber ihre Gestalt zeigte nichts von der charakteristischen Fülle der flamändischen Schönen. An ihrem kleinen zierlichen Fuß, an ihren wunderbar modellirten Formen, an ihrem Gesichte, das zwar etwas länglicht, aber unvergleichlich graziös war, würde ein geübtes Auge sogleich die Pariserin erkannt haben. Dieß war die Tochter von Josephine Beauharnais, die berühmte Schülerin der Madame Campan, die Königin Hortense. Vor ihr stand in ehrfurchtsvoller Haltung eine junge und gleichfalls schöne Dame d'Annonce — und dieß war meine Mutter.

„Nun!“ rief die Königin mit einer Stimme, die von Ungeduld und Schmerzen zeugte.

Meine Mutter zerfloß in Thränen.

„Sie schweigen, Louise, Sie schweigen, mein Gott! So ist mein Kind denn todt! — todt — vergiftet!“ wiederholte sie, indem sie die Hände in Verzweiflung rang. „Man hat es mir vorausgesagt. Dieses Kind war ein Kind Frankreichs. Es hieß Napoleon und mußte sterben! ....“

Thränen erstickten ihre Stimme.

„Was aber wird der Kaiser sagen?“ rief sie dann wieder. „Dieses Kind war sein Nachruhm, war der Erbe seines Glückes .... Mein Sohn, mein Sohn!“

Dann ergriff sie beide Hände meiner Mutter mit Heftigkeit.

„Wie traurig ist diese Größe, Louise!“ fuhr sie fort, indem sie eine Thräne trocknete. „Jeder glaubt, daß das Glück mit den

Königen auf dem Thron sitzt. Gott allein weiß, daß der Purpur Leiden verbirgt, die den übrigen Menschen unbekannt sind. Was würde ich nicht darum geben, in die bescheidene Lage zurückkehren zu können, aus welcher ein grausamer Zufall mich gerissen hat? Ich verfluche die Krone, die man mir auf's Haupt gesetzt.... Denn es ist uns verboten, zu lieben, und die Etikette mißbilligt unsere Thränen. Man muß als Königin aufhören, Weib zu seyn!“

Nun folgte ein langes Schweigen. Meine Mutter wagte nicht, es zu brechen; sie wußte, daß gewöhnliche Trostsprüche großen Schmerz nur vermehren. Jetzt trat eine Frau in's Zimmer, die wenig durch ihre Schönheit, mehr jedoch durch ihre Eleganz auffiel. Dieß war Mademoiselle Cochelet, die Gespielin der Kindheit, die liebste Freundin der Königin.

„Ach, da bist Du ja, meine gute Emilie,“ sprach Hortense mit einem trüben Lächeln. Sie ließ sie neben sich Platz nehmen.

„Du siehst es, wie ich dem Unglück Trotz biete,“ sprach sie mit einer Stimme, die ihre heftige Rührung nicht verrathen sollte; „diese Erde ist ein Thränenthal, und die Religion gebietet uns, unser Kreuz mit Geduld zu tragen.“

Thränen der Bewunderung entströmten den Augen der jungen Freundin. Unwillkürlich sank sie vor der Königin auf die Knie. Die Königin umschlang ihren Hals mit beiden Armen.

„Wir wollen ihn beweinen, Emilie, zusammen beweinen; denn siehst Du, die Stärke, von der ich vorhin sprach, war nichts als Heuchelei, die mir der Schmerz auspreßte ... ich wollte meine Rolle als Königin spielen. O über die anmaßende Thorheit! Gott hat mir ein Mutterherz gegeben! Mein Kind war so schön, Emilie! Ein gesalbter Kaiser in der Wiege! Mein Sohn wäre Napoleon gefolgt.... denn Du hast es gesehen, Du hast es gehört.... Du weißt, ob jemals ein Kind größere Hoffnungen gegeben!“

Hier stand sie auf, und machte eine Bewegung, als ob sie fortgehen wollte.

„Aber nein! es ist nicht möglich,“ sprach sie plötzlich, indem sie Mademoiselle Cochelet bei der Hand nahm; „es ist eine Lüge, ein entsetzlicher Irrthum! Tausendmal schon haben die Aerzte Schlaf für Tod genommen. Komm, Emilie, komm! ich will meinen Sohn sehen. Sie wären wohl im Stande, ihn lebendig zu begraben.“

Kaum hatte sie diese Worte gesprochen, als ein Geistlicher sich stillschweigend der Königin nahte. Sie sah ihm mit schrecklicher Angst entgegen.

„Mein Sohn ...“ wollte sie dumpf und unarticulirt beginnen.

Der Priester unterbrach sie: „Kinder werden Engel, wenn sie die Erde verlassen," sagte er mit heftiger Bewegung.

Die Königin ward sehr bleich.

„Dank, mein Vater, Dank! wir wollen Gott für ihn bitten, meine Damen," fügte sie dann leise hinzu, und kniete vor dem Kruzifix nieder.

Während dessen erschien ein Mann in der Thür des Salons. Er war von mittlerer Größe, fast hager zu nennen, und außer seinen ausdruckslosen Augen zeigte sein Gesicht eine merkwürdige Aehnlichkeit mit Napoleon. Er ging auf die junge Königin zu, und wollte sie bei der Hand nehmen, allein sie zog sie zurück:

„O Sire," schrie sie mit einer herzzerreißenden Stimme, „Sire, geben Sie mir mein Kind zurück! . . ."

Der König schauderte zusammen.

„Wenden Sie sich zu Gott, Madame, Ihr Sohn ist im Himmel."

Dieser Mann war Louis Bonaparte.

„Er ist im Himmel, sagen Sie," wiederholte die junge Königin mit Kraft. „Gut, aber, mein Herr, unser armes Kind hat ein Vermächtniß der Rache hinterlassen, und hat es uns Beiden zur Ausführung anvertraut. Die Schändlichen, Sire, die Schändlichen, die mein Kind vergiftet haben, sollen sie ungestraft bleiben? Wenden Sie nicht den Kopf, Louis! Was ich hier sage, muß Ihnen Ihr Herz schon lange gesagt haben. Sie sind Mann, mein Herr, zeigen Sie sich würdig dessen, was Gott aus Ihnen gemacht hat, und erniedrigen Sie nicht Ihre hohe Würde."

Louis schien tief ergriffen.

„Ihr Schmerz verwirrt Ihren Kopf, und dieß entschuldigt Sie, Madame . . . . allein glauben Sie, es gibt Verhängnisse, welche die Resignation allein überwinden kann."

„Nein, Sire, nein, die Resignation ist die Waffe der Schwachen. Muth, Energie brauchen wir. Und was haben Sie zu fürchten? Sind Sie nicht der Bruder Napoleons, und ist Napoleon nicht der Herr der Welt?"

„Hortense," erwiderte der König mit Bitterkeit, „dieser Schlag kam aus einer Höhe, die ich nicht erreichen kann. Kann ich ohne Armee, ohne Leute mich an einen Koloß wagen? Wissen Sie denn nicht, daß wir von Spähern umgeben sind, die nur auf einen Vorwand warten, um Holland zu revolutioniren, meinen Thron zu stürzen und die Krone ihrem früheren Besitzer wieder zu geben? Nein, Madame, die Zeit ist noch nicht gekommen. Wir müssen unsere Rache vertagen und abwarten, bis die Hand meines Bruders sich mit der

Digitized by Google

meinigen verbindet!“ Dann fügte er mit zärtlicher Betonung hinzu: „Hortense, dieser Palast ruft zu traurige Erinnerung in Ihr Gedächtniß zurück. Wir wollen ihn auf einige Monate verlassen .... Sie wissen, daß die Zeit alle Schmerzen vertilgt.“

Ein bitteres Lächeln schwebte auf den Lippen der jungen Königin: „Sire,“ erwiderte sie, „es gibt Schmerzen, welche die Zeit nicht vertilgt, und die nichts auf der Welt vergessen macht!“ Hierauf wandte sie sich zu Mademoiselle Cochelet: „Folge mir, Emilie, denn Du allein und Gott wissen es, wie sehr ich leide!“

2.

Ein Holländer.

Der Palast zum Busch ist eine der herrlichsten königlichen Residenzen in Holland. Er liegt mitten in einem Walde, ist mit vielem Geschmack gebaut, und scheint mitten in einer grünen Krone zu liegen, um zu beweisen, daß das Elegante und Malerische sich trefflich vereinigen können. Nach diesem Schlosse lenkte am Tage nach dem Tode des ältesten Sohnes der Königin Hortense der Kutscher eine große Berline, mit acht Pferden bespannt, welcher einige Garde-Offiziere vorausritten. Im Fond des Wagens saß die junge Königin, und neben ihr ihr Schutzengel, ihre Freundin, die Vertraute ihrer Freuden und Leiden, Mademoiselle Cochelet, traurig wie sie. Louis Bonaparte und der Polizeiminister Vanhoff saßen auf dem Rücksitz. Die Stirne des Königs war gedankenvoll, aber nicht verdrüßlich; sein Schweigen war Wohlanständigkeit, und es schien sich eine innere Zufriedenheit dahinter zu verbergen. Von den beiden Kindern der Königin wurde nur das jüngere von ihm geliebkost; das andere, das Napoleon geheißen hatte, war stets der Gegenstand seiner Abneigung gewesen, und es fragte sich, ob politische Motive allein Bonaparte bestimmt hatten, dieses Kind zum Nachfolger zu ernennen und ihm offiziell den Titel eines Königs von Rom zu ertheilen.

Die Königin Hortense hatte auf der ganzen Fahrt kein Wort gesprochen. Sie hatte den Kopf auf die Schulter der Mademoiselle Cochelet gestützt; man hätte glauben können, sie schliefe, wenn nicht von Zeit zu Zeit eine Thräne aus ihren Augen auf die Hände ihrer Freundin gefallen wäre. Als sie nun aber durch die Bäume die Schornsteine des Palastes zum Busch erblickte, schauderte sie zusammen,

richtete sich in die Höhe, und sagte entschlossen, indem sie mit ihrem Finger leicht das Knie ihres Gatten berührte: „Lassen Sie halten, Sire, mein Wille steht fest, ich werde dieses Schloß nicht betreten."

Der König blickte sie erstaunt an. „Und warum, Madame, wenn's beliebt?"

„Weil," erwiderte die schmerzgebeugte Mutter, „weil dort in jenem Zimmer, dessen Fenster die Eiche beschattet, ich zum letzten Mal mit meinem Kinde spielte! Ueberall, nur nicht in dieses Schloß, Sire! Der Gram würde mich hier tödten ...."

„Aber wohin wollen Sie gehen, Madame," bemerkte der König besorgt. „Wo werden Sie diesen trüben Gedanken nicht Preis gegeben seyn? Sie wissen, daß es in dem jetzigen Augenblick unmöglich ist, nach Rotterdam zu reisen. Das Haag ist ein Mittelpunkt der Intriguen, und vier Meilen genügten schon oft, um ein unübersteigbares Hinderniß zwischen den Monarchen und seinen Thron zu bauen. In unsern Tagen ist eine Krone ein zerbrechliches Ding, und die meinige kann der leiseste Stoß zerschmettern."

Ein verächtliches Lächeln verzog die Lippen der jungen Königin. „Gott weiß es, Louis, ich würde keine Thräne darum vergießen."

Der König zog die Augenbrauen zusammen: „Ihr Verstand gehört Ihnen nicht mehr an, Madame," versetzte er mit einer unzufriedenen Betonung. Dann wandte er sich zu dem Polizeiminister: „Befindet sich das Schloß des Herrn A. nicht hier links ganz in der Nähe?"

„Ja, Sire," erwiderte Herr Vanhoff, „aber ich weiß es durch die geheime Polizei, daß dieser Mann altholländisches Blut in seinen Adern hat; er wird Ihnen die Aufnahme verweigern."

„Sind Sie närrisch, mein Herr?" erwiderte Louis Bonaparte erzürnt. „Es sind noch nicht vierzehn Tage, daß ich diesen A. zu meinem Kammerherrn ernannt habe."

Einige Augenblicke später hielt die Berline in dem Hofe des prächtigen Schlosses des Herrn A. Dieser eilte schnell herbei, und stellte sich, als ob er die Reisenden nicht erkenne.

„Was verlangen Sie?" fragte er heftig.

Louis ging ihm einige Schritte entgegen; „Gastfreundschaft, mein Herr. Der ältere Sohn der Königin Hortense ist gestern Abend gestorben, wie Sie wissen...."

„Ja — und?"

„Und? Die Königin ist untröstlich. Sie flieht jeden Ort, der ihr Den in's Gedächtniß ruft, den sie beweint. Und da es kein königliches Haus gibt, wo das Kind nicht gewesen, so bitte ich Sie in ihrem Namen um eine augenblickliche Zuflucht in diesem Schlosse."

Google

Der Kammerherr erwiderte ironisch nach einer kurzen Pause: „Ich bin untröstlich, aber ein jedes dieser Zimmer hat seine feste Bestimmung, und es ist unmöglich, dieselbe zu ändern.“

„Also verweigern Sie eine Zuflucht dem Könige von Holland?“

Der Holländer schlug die Arme über der Brust zusammen und sah Ludwig gerade in's Gesicht: „Sind Sie Wilhelm von Oranien? Nein, mein Herr, nein! Sie sind Louis Bonaparte, Bruder des Generals Bonaparte und ein korsischer Edelmann wie er!“

Dann wurde seine Stimme stärker, und er betonte jedes seiner Worte mit Nachdruck:

„Merken Sie wohl, mein Herr; Alles haben Sie in Holland verändern, aber nichts ausrotten können. Es ist leicht, einen Thron zu stürzen; Throne sind nur von vergoldetem Holze; das Glück einiger Schlachten kann es bewerkstelligen; allein nicht so ist es mit einem Prinzip, das in dem Lande Wurzel geschlagen, und eine Gewohnheit, ein Bedürfniß, eine Religion geworden ist. Dieses Prinzip ist in Erz gegossen, und es gibt nur ein Mittel, es zu vernichten: ganz Holland Mann für Mann ermorden zu lassen; seine Geschichte Blatt für Blatt, Wort für Wort zu verbrennen, alle Monumente zu zerstören, unsere Häuser, unsere Kirchhöfe zu rasiren, dann — nur dann, mein Herr, werden Sie mit Recht behaupten können, daß Sie König von Holland sind.“

Louis, der sehr bleich geworden war, wandte sich zu seinem Gefolge.

„Was sagen Sie dazu, meine Herren“, rief er tief ergriffen aus, „ist die Krone, die Napoleon uns auf's Haupt setzte, nicht eine Dornenkrone?“

Niemand antwortete und die Berline fuhr langsam auf dem Wege nach dem Palaste zum Busch zurück.

Zur Sittengeschichte.

Den Tag nach dem blutigen Schauspiel der drei Hinrichtungen in Paris waren die Salons eines bekannten Restaurateurs in der Vorstadt des Tempels von einer glänzenden Versammlung überfüllt. Man beging das Hochzeitfest eines Schauspielers der Boulevards mit der Tochter des Chefs der Claqueurs desselben Theaters. Es war eine sehr passende Verbindung, sowohl durch das Alter, als die übrigen Verhältnisse. Der Künstler war groß gewachsen, jung und schön, hatte sehr weiße Zähne, sehr schwarze Augen und lockige Haare. Das Publikum liebte sehr sein Organ. Natürlich war er arm, stolz und ehrgeizig. Oft hat man ihn sorgenvoll am Tische eines Kaffeehauses sitzen sehen, ganze Stunden stillschweigend, die Ellenbogen aufgestützt, den Kopf in den Händen, dann aufspringend, seinen großen Mantel um die Schultern werfend, das Kaffeehaus schnell durchschreitend, sich vor der Thür in die Sonne stellen, ruhig und lächelnd, wie eine Statue der Hoffnung, und Alles dieses, weil er seine kleinliche Gegenwart überdachte, und an eine Zukunft mit dem innern Blicke vorüberglitt, die er nicht für weniger als 20,000 Franken Renten hergegeben haben würde.

Der Chef der Claqueurs sah schon seit lange eine große Ehre in dem Bündniß mit einem Künstler; er erblickte darin ein sicheres Mittel, seinen Kontrakt der Unternehmung der Theater-Successe vortheilhaft erneuern zu können; ein Kontrakt, bei dem viel zu gewinnen war. Indem er einen ersten Liebhaber zum Schwiegersohn erwählte, den die Direktionen sicherlich einmal mit Gold aufwägen würden, hoffte er endlich durch diesen Schwiegersohn an ein höheres Theater zu gelangen. Der Künstler seinerseits hatte seine guten Gründe, einen Chef der Claqueurs zum Schwiegervater zu erwählen. Täglicher Tisch, sehr ordentlich und im Ueberfluß, baares Geld, eine doppelte Salve bei jedem Auftreten, eine dreifache beim Abgang, zweimal wöchentlich

Digitized by Google

Hervorruf, Alles noch außer dem, was die Administration ausbedungen hatte; zwar war der Vater ein wenig schmutzig, trank gern, hatte unsaubere Verbindungen, aber die Frau war dafür jung, schön, kam so eben aus der Pension, war überall vorzustellen, spielte Flügel und konnte darin unterrichten; das war aller Ehren werth. Die Verbindung wurde schnell geschlossen und die Hochzeit lustig begangen. Beide Theile waren zufrieden.

Zu diesem Feste war die ganze schöne Kundschaft des Theaters eingeladen worden, Dichter, Journalisten und eine Anzahl jener guten Seelen, die man Actionairs zu nennen pflegt. Der Direktor und die Künstler, die an jenem Abend nicht spielten, waren auch da. Das Diner war reich und appetitlich, das Dessert voll Laune und Lustigkeit. Man las Verse vor, die ein alter Freund des Hauses, ein Dilettant, mühsam in seiner Jugend für alle ähnlichen Gelegenheiten zusammengeleimt hatte. Diese Verse waren sehr gut. Als der Champagner gebracht wurde, fingen die Leute an zu singen, wenn man das Geheul von fünfzig angetrunkenen Kehlen so nennen kann. Nach den Männern kamen die Damen an die Reihe. Da ließ ein schönes blondes Mädchen, auf die schon seit dem Anfange des Banketts alle Augen gerichtet waren, die herrliche Romanze von Louise Puget „Ave Maria" hören. Es war eine allgemeine Bewunderung. Alle, von Wein, tollem Lachen, Geplauder und Trinkliedern erhitzt, wurden plötzlich gerührt, und trockneten die Augen. Das blonde Mädchen war so schön, so frisch, so sanft; sie sang diese zarte Musik mit einer so lieblichen Stimme! Nachdem sie geendet, trat ein allgemeines Stillschweigen ein. Alle blickten sich an, Alle suchten in dem Gesicht ihres Nachbars die himmlische Rührung zu lesen, die dieses Gebet eines Engels, von einem Engel gesungen, hervorgebracht hatte.

Nach dieser frommen Stimmung erfolgte ein donnernder Beifall. Man stand auf, man umgab die schöne Blondine, man überschüttete sie mit Blumen und Lob; man wetteiferte, sie recht nahe zu sehen, ihre Haare, ihr Kleid zu berühren, einen lächelnden Blick aus ihren sanften blauen Augen zu erhaschen. Man setzte sich nicht mehr zu Tische, Niemand wollte mehr singen, Alles war aus; es wäre Profanation gewesen, nach dieser Stimme die seinige ertönen zu lassen. Jetzt öffneten sich die Thüren des Tanzsaales. Die schöne Sängerin war schon zu zwanzig Contretänzen aufgefordert; zwanzig Tänzer blickten sich schon voller Neid ihretwegen an. Die Quadrillen sollten beginnen, jeder Tänzer, seine Dame an der Hand führend, erwartete ungeduldig das Ritornell, nicht ohne die Blicke nach dem glücklichen

Cavalier zu senden, der die Ehre hatte, mit der schönen Blondine den Ball zu eröffnen; dieses war ein berühmter dramatischer Schriftsteller. Allein das Orchester schwieg noch immer. Erstaunt darüber fragt der Bräutigam nach der Ursache. — „Wir warten auf das Klappenhorn,“ sagte der Direktor; „indeß wird der Musiker bald da seyn. Wenn die Damen es wünschen, so wollen wir ohne ihn beginnen. Es wäre jedoch schade, denn der junge Mensch hat viel Talent.“

Man befragte die Damen, und sie beschlossen, den Hornisten abzuwarten. Wie sollte man auch in der That tanzen ohne diese liebliche neue Erfindung.

Endlich erschien der Musiker, der mit einem langen Zuruf des Vorwurfs und der Freude begrüßt wurde. Er nahm sein Horn aus dem Futteral, indem er einen langen finstern Blick auf die geputzte Menge warf; es war ein bleicher Jüngling, das Gesicht voll Leiden, die Augen roth vom Weinen, der wahrscheinlich irgend einen unersetzlichen Verlust erlitten hatte, und nun hier durch die Freude, die er andern bereitete, das Nothdürftigste gewinnen mußte, was er vielleicht zur Erhaltung einer armen Mutter bedurfte! Denn man denkt wahrlich nie daran, wenn man in's Schauspiel oder auf den Ball geht, welche schreckliche Qualen oftmals hinter jenen geschminkten und verzerrten Gesichtern wüthen, die uns zum Lachen bringen, oder hinter den gleichgültigen Automaten-Larven, die uns zum Tanz aufspielen. Auch sie haben ein Herz, auch sie lieben und trauern, sie weinen gleich uns, jene Unglücklichen, die gezwungen werden, uns zu erheitern, weil man sie dafür bezahlt. Ich darf wohl davon sprechen, der ich einst heiße Thränen über die Schminke einer armen Schauspielerin rinnen sah, die gezwungen wurde, an dem Abend des Tages zu spielen, wo ihr geliebtes Kind, ihr erstes, ihr einziges, in ihren Armen gestorben war. — —

Die Quadrille, worin die schöne Sängerin tanzte, war die der Braut, und stand dem Orchester zunächst. Als die Violinen das Zeichen gegeben hatten, und während der Chaine anglaise, unterhielt man sich von dem Jüngling mit dem traurigen Gesichte, aber als das Tutti vorüber war, und das Klappenhorn sein Solo begann, welches von einem heitern Rhythmus war, legte der Musiker seine ganze Verzweiflung hinein, daß man die fürchterlichsten und herzzerreißendsten Klagen eines Verdammten zu hören glaubte. Bei diesen Tönen schauderten alle Tänzer zusammen; die junge Blondine hob die Augen nach dem Hornisten, und sagte, indem sie die Hand ihres Tänzers plötzlich

Digitized by Google

losließ, mit einer unbeschreiblichen Betonung halb für sich: „Armer Mensch!“

„Kennen Sie ihn, Jenny?“ fragte die Braut.

„Ich sah ihn gestern .... bei meinem Vater,“ erwiderte das Mädchen ganz verwirrt.

„Gab Ihr Herr Vater gestern einen Ball?“ fragte der Tänzer, dessen Hand sie so eben losgelassen hatte.

Da blickte sie erstarrt nach dem Fragenden; das Roth entfloh von ihren Wangen; ihr ganzer Körper zitterte. Dieß dauerte jedoch nur eine Sekunde; sie erholte sich unglaublich schnell, und erwiderte ernst, ihre Hand von Neuem dem Tänzer reichend, um wieder in die Figur zu treten: „Man tanzt nicht bei meinem Vater, mein Herr. Sie werden also so gütig seyn, meine geringe Uebung zu entschuldigen.“

Der Contretanz ging nun ohne Unterbrechung zu Ende. Nachdem der dramatische Dichter seine Tänzerin dem zweiten Cavalier, der sie aufgefordert hatte, überlassen, eilte er zu der Braut, um zu erfahren, wer das hübsche Mädchen sey, die sie so eben mit dem vertrauten Namen Jenny genannt hatte. Er fand bereits ein ganzes Dutzend Neugierige um sie versammelt, welche dasselbe wissen wollten. Der Bräutigam sah dies und stand mit gesenktem Haupte in der Ferne.

Aber bei allen diesen auf sie einstürmenden Fragen schwieg die Braut still; endlich, sichtlich gedrängt, erhob sie sich von ihrem Stuhl, und sagte mit dem Ausdruck der Unbehaglichkeit: „Es ist eine Freundin aus der Pension.“ Hierauf nahm sie den Arm ihres Vaters und entfernte sich schnell.

Unterdessen befand sich am andern Ende des Saales eine Gruppe von Frauen, die voll Entsetzen mit stierem Auge und zurückgehaltenem Athem sich erzählen ließen, was den Schmerz des jungen Musikers eigentlich erregte. Der arme Junge war der Freund, der Schützling, der angenommene Sohn eines der Verurtheilten, die Tages vorher mit Fieschi guillotinirt worden waren. Ihm war die traurige Mission zu Theil geworden, von dem Nachrichter die verstümmelten Reste seines Wohlthäters zurückzufordern.

„Wie abscheulich!“ sagte eine alte Dame, „und er hat das Herz, nun hieher zu kommen und zum Tanze aufzuspielen?“

„Sein Wohlthäter ist dahin, Madame,“ entgegnete darauf der Erzähler, „und seine kranke Mutter und seine drei jungen Brüder haben jetzt nur ihn zum Ernährer. Das hat ihm Kraft verliehen, nach solchem Vorgange zum Tanze zu spielen.“

„Und die schöne Demoiselle, die beinahe ohnmächtig wurde, als sie ihn erblickte, kennen Sie sie?“ fragte Jemand.

„Welche? die so schön bei Tische gesungen hat?“

„Ja.“

„Es ist die Tochter des Nachrichters.“

Die Tochter des Nachrichters! Bei dieser schrecklichen Eröffnung wichen Alle entsetzt zurück; alle Gesichter wurden bleich, als wenn das entsetzliche Gerüst zum Vollstrecken menschlicher Gerechtigkeit sich mitten in dem Ballsaal erhoben hätte. Verschiedene Herren geriethen förmlich in Wuth, Frauen verlangten ihre Mäntel, und verließen den Saal voll Abscheu, daß man sie mit der Tochter des Nachrichters eingeladen hatte. Es schien diesen moralischen und gut erzogenen Leuten, als wenn die Strafgesetze des Todes plötzlich mit allen ihren Schrecknissen und in ihrer ganzen Antisocialität zu Fleisch und Bein geworden wären, in der Erscheinung eines unschuldigen Kindes, welches zehn Minuten früher von ihrer Bewunderung und ihrem Neide umgeben war. Sie fanden es sogar abscheulich, daß Jenny schön war. Die Tochter eines Scharfrichters mußte rothe Haare und schwarze Zähne haben, über und über mit Blut bespritzt seyn, und ihre Stimme sollte dem unangenehmen Tone gleich kommen, den das Eisen macht, wenn es geschärft wird. Der Tochter des Scharfrichters gebührte eine gemeine Haltung, ein freches Lachen und Worte der Schamlosigkeit. Die Tochter des Scharfrichters sollte ein Zeichen an der Stirne tragen, wie es sonst ihr Vater auf die Schulter der Galeerensclaven einbrannte, damit Jeder sie gleich erkenne, sich vor ihr hüte und sie verwünsche, wenn sie vorübergeht. So dachten, so sprachen zum Theil jene guten Leute.

Thörichte Welt! zu vergessen, daß der Scharfrichter nur der Arm der Gerechtigkeit ist, die sich im Blute badet; wo hätte aber der Arm einen Willen? Deßhalb schlägt man eben den Kopf den Verurtheilten ab, und wer den Scharfrichter verachtet, ist so abgeschmackt, als jener Strafartikel, der den Mördern vor der Hinrichtung die Hand abschlagen ließ. Wer sah jemals, daß bei einer militärischen Execution das Peloton, welches den Schuldigen erschießen mußte, von dem Regimente mit Verachtung bestraft wurde? Und wenn morgen die Todesstrafe aufgehoben würde, wessen Tochter wird die Tochter des Scharfrichters dann seyn? — —

Zwei Tage darauf fand ich die Thür und Treppe des prächtigen **Café de la Renaissance** mit Menschen zum Erdrücken gefüllt. Ich glaubte mindestens, die Beduinen machten dort ihre Kunststücke, und man antwortete auf meine Frage: „Gehen Sie nur hinauf, zahlen

Sie zwölf Sous, zwanzig Sous, hundert Sous, und Sie werden sehen!“ — Und was sah ich? An einem Comptoir, reich geschnitzt, im Geschmacke der Zeit Ludwig XIII., auf einer Art von Thron, über den goldene Franzen und Damast-Drapperien herabhängen, saß ein kleines, unansehnliches Weib, einäugig, zahnlückig, mit einem Kropf, in einem Kleide von röthlicher Seide, im bloßen Halse und goldene Aehren in den Haaren. Dies war Nina Lassave, die unreine, abscheuliche Nina Lassave, die Geliebte Fieschi's und die Tochter seiner Geliebten, die Wittwe Fieschi's und die Tochter seiner Wittwe. Dort thronte sie vor ganz Paris, diese blutschänderische Courtisane, im Glanze der scheußlichen Unsterblichkeit ihres Geliebten, ihre Hände stützend auf die Löwenköpfe eines Fauteuils von Bronze, als wären es die Köpfe von Pepin und Morey. Und eine lange Procession zog unaufhörlich an ihr vorüber, lachend, sie verhöhnend, sie beleidigend, aber weder Lachen, noch Spott, noch Beleidigungen erschütterten diese cynische Statue auf ihrem Piedestal von Koth; denn man muß es zur ewigen Schande dieser verderbten Zeit gestehen, die Bewunderung kam hinzu, um den Eindruck von dem dummen Gesichte Nina's zu verwischen, den die Masse des Schimpfes endlich doch darin hervorrief. Neben diesem Weibe, die an einen Schandpfahl neuer Art geschmiedet war, stand kalt und beobachtend der Eigenthümer des Café de la Renaissance, der Mann, den eine derbe Feder den Cornac von Nina Lassave genannt hat; und der Cornac hatte in seiner Hand ein Fläschchen mit englischem Salz, um es seinem Thiere unter die Nase zu halten, wenn es möglich seyn könnte, daß das Thier ohnmächtig würde. — Das ist schön, das ist ehrenwerth, und gebietet allen Völkern Achtung, daß in Paris, mitten in der feinsten Stadt der Welt, ein so gesunkenes Weib, die sich dem Verbrechen und dem Schaffote eines Räubers, den sie liebte, hingab, von einem gemeinen Spekulanten für vierzig Franken täglich gemiethet wird, der so sicher auf die Gemeinheit seiner Landsleute spekulirt, daß er ohne Furcht vor Verlust diesen eckelhaften Handel abschließt; und nun wirklich dieser unedle Haufe, der herzuläuft zu dieser schaudervollen Ausstellung, und sein Gold auf einen Misthaufen wirft, das im Stande wäre, fünfhundert Familien zu ernähren! Denn der wackere Mann im Café de la Renaissance wird Euch mit der Schreibtafel in der Hand beweisen, daß Nina Lassave ihm hunderttausend Franken einträgt.

Mein Gott! drängt nicht so, Ihr guten Pariser! in einem Monat oder zwei werdet Ihr sie ganz gemächlich sehen können, Eure prächtige Heldin; Ihr werdet sie schöner sehen, als heute, denn sie wird verworfener, schmutziger und entehrter dastehen. Rose Pierre, das

historische Mädchen des Hauses Bancal, ließ sich auch einmal im Café **Beaujon** sehen; erinnert Ihr Euch dessen noch? Je nun, kurze Zeit darauf schleppte sie im Schmutz der Boulevards die seidenen Fetzen ihres prächtigen Schmuckes. Nur Geduld! Nina, die Häßliche, wird eben so enden, wie Rosa, die Hübsche, wenn nicht in acht Tagen ein hübscher junger Mann Nina entführt, wie er es ihr schon öffentlich proponirt hat. Vielleicht ist Mancher unter Denen, die sich aus irgend einer schmutzigen Spekulation den Besitz dieses Mädchens aneignen möchten, der auf jenem Ball mit lautem Geschrei und voll Schrecken seine Handschuhe weit wegwarf, als er sich erinnerte, beim Tanzen damit die Hand der schönen Jenny berührt zu haben.

Digitized by Google

Feuilleton.

Kleine Zeitung.

Regensburg, den 9. März.

— Ein längst gehegter Wunsch, der jedem einigermaßen kunstsinnigen Beschauer unserer Domkirche sich aufdringen mußte: daß nämlich dieselbe nicht bloß von dem Schmutze und Staube, welcher seit Jahrhunderten an den Säulen, Wänden und Gewölben sich angelegt, sondern auch von den hineingebauten hölzernen Gerüsten, Bühnen und von den geschmacklosen Zierrathen, welche das Innere verunstalteten, entleert und gereinigt werden möchte; dieser gerechte Wunsch ist nunmehr der Erfüllung nahe gebracht. Nach technischer Anordnung des mit diesem Geschäfte vertrauten Prof. Gärtner und unter der fördernden Aufsicht des k. Bauinspektors Nadler ist nun, schon seit dem Juli v. J., Hand an das Restaurationswerk gelegt worden. Zuvörderst sind mehre riesige, schwerfällig berahmte, moderne Gemälde, welche dem Motive des altdeutschen Baustyls zuwider, die Wände bedeckten, weggenommen, und die zwei besseren davon in der St. Emeranskirche wieder aufgehangen worden, wo sie, durch sorgfältige Reinigung wieder kenntlich gemacht, eine passende Stellung und Wirkung erhalten haben. Dann wurden die zwei großen hölzernen Bühnengerüste, womit die herrlichen Bogen des Kreuzschiffes zu beiden Seiten durchbaut waren, mit ihren Glashäusern und Logen und den zwei barocken Treppenhäuschen weggebrochen, einige schlechte Altäre und mehre Grabdenkmäler, welche mit ihren überladenen und größtentheils schon beschädigten Zierrathen aus einer ganz entarteten Kunstepoche die Wände und Pfeiler der Kirche verunstalteten, beseitigt, die eigentlichen Grabsteine mit ihren Inschriften jedoch sorgsam wieder aufgestellt. Die durch die schonungslose Anbringung jener Altäre und Monumente vielfältig verstümmelten Säulen und architektonischen Verzierungen werden mit Sorgfalt wieder hergestellt, das Pflaster an vielen schadhaften Stellen wieder ausgebessert, und an den drei nördlichen Seitenkapellen, die mit abgeschmackten Stuccozierrathen verunstalteten Eingänge durch neue, einfache Spitzbogen ersetzt. Die Orgel wird mit erweitertem Tonumfange in angemessener Verkleidung an einem passenden Ort wieder aufgestellt, einige neue Altäre werden im Style der Kirche aufgerichtet, dann der ganze Dom in seinem Innern gesäubert, und

so in seiner ursprünglichen Reinheit und Würde wieder hergestellt werden. Bischof Leo legte den 23. April 1275 den Grundstein zu ihm. Es wurde darauf von den Bürgern hiesiger Stadt kein Testament gemacht, ohne nicht zu der Vollendung dieses Tempels oder »zum Werk des Tumbs« beizutragen. Graf Heinrich von Rotteneck, der den Bischofsstuhl später bestieg, i. J. 1277 vollführte den Bau und verkaufte zu diesem Zwecke seine Stammgüter in Baiern, insonders die Grafschaft Rotteneck an den Herzog Ludwig von Baiern.

Seit dem Jahre 1789 hat Regensburg ein stehendes Theater, Privatunternehmen auf Abonnement gegründet, vom fürstl. Thurn und Taxischen Hofe in etwas unterstützt. Am Horizonte dieser Bühne glänzen wenige Sonnen, mancher Stern; Irrwischgeflimmer kugelt sich regelmäßig. Im J. 1827, nach Weinmüller's Abgang, übernahm der jetzige Direktor, August Müller, nicht ganz ohne Verdienst, die Leitung des Theaters. Der morgenröthliche Schimmer, welcher vom Auftreten seiner ersten Gesellschaft ausging, versprach einen sonnigen Tag. Aber die Donaunymphen hauchen einen gar dichten Nebel; auch schon die wenigen schönen Strahlen des Theaterphöbus, kaum daß sie sich zeigten, verhüllten sie in ihren düstern Schleier. Nur bisweilen blitzt denn doch eine Sehne los, der sonnige Pfeil drückt sich durch die Wolken, und zittert im Giebel des Hauses. Ob auch jetzt? Bei den charakterlosen Stücken, welche die Theaterdirektion eben uns vorführt, wo Thalias Tempel als die Grotte des Trophonius erscheint, aus welcher nie herzerfreuende Orakel in die Welt drangen, muß man, wie billig, daran zweifeln. Aber die Stücke sind dem Personale angemessen. Haben Sie irgendwo die Fräulein Heibel und Schubart kennen gelernt? Oder die Großkopf, Mutter und Tochter? Einer unserer Theaterrecensenten meint doch in ihnen »einen Frauenkranz voll Kunst und Fleiß, im reinsten Einklange mit unbescholtenem, unentweihtem Wandel zu finden, um den uns wohl die Bühne mancher Hauptstadt beneiden darf.«

Von jeher wurde wenig im In- und Auslande über die hiesige Bühne gesprochen und bekannt; ein sicheres Zeichen, daß eben nicht viel darüber zu sagen war, obgleich sich die Direktion sogar in das Gebiet der Oper verstieg, und Tankred, Moses, Preziosa, Freischütz, Schnee, Sonntagskind rc. über die Bretter gingen. Eine Art Recensionen liefert, früher häufiger, jetzt selten, die »wöchentliche Unterhaltung«, eine Beilage zur Regensburger politischen Zeitung.

Vor einigen Wochen reiste der Freiherr von Hallberg, der Eremit und Cincinatus von Gauting, hier durch und stieg im Gasthof zum goldenen Kreuze ab. Wir hatten jedoch nicht das Vergnügen, ihn in seiner Karrosse mit den sechs Eseln bespannt, mit Vor- und Nachreitern, zu bewundern, wie der edle Freiherr in München gewöhnlich fährt. Er suchte einen Käufer für seine »adressirten« Gautinger, indem er fest entschlossen ist, vom Pfluge weg als Oberstfeldhauptmann nach Griechenland zu marschiren. *)

Bereits seit drei Tagen haben wir Hochwasser; der obere und untere Wöhrd, zwei Inseln ober- und unterhalb der Donaubrücke, sind dem Wasser sehr ausgesetzt. Gleich außerhalb Stadtamhof, am Thore, sind die Felder und die Straße nach Nürnberg, Amberg und Böhmen so überschwemmt, daß man sie mit Kähnen befährt, und die Wagen fast bis an die Achsen im Wasser gehen.

Literarische Uebersichten.

LOTOSBLÄTTER.

Drei Novellen von Adolfine.

Leipzig, F. A. Brockhaus. 1836.

* In der ersten Novelle: »Leidenschaft bringt Leid«, erscheint ein edler Lord, der nicht an Treue glaubt, und um die Richtigkeit seiner Ansichten einem seiner Bekannten zu demonstriren, dessen Braut verführt. Weil es dem Lord bloß um die Beweisführung und ein wenig Befriedigung seiner Sinnlichkeit zu thun war, wirft er sogleich die Larve der Liebe ab; die Verführte ersticht sich deßhalb und der Verführer wird wegen einer frühern Sünde ebenfalls erstochen. Die Frauen sind indessen unschuldig und unterliegen nur der dämonischen Gewalt Seiner Lordschaft. — Die zweite Novelle: »Lisbeth oder die schöne Holländerin«, zeichnet ein solches Stillleben, daß nur eine einzige Ohnmacht darin vorkommt. Die schöne Holländerin ist nicht wie jenes berühmte Gärtnermädchen, zu dem die Reisenden aller Länder wanderten, um ihm den Tribut der Bewunderung zu bringen. Sie heilt ganz einfach einen Grafen, ihren Nachbar, der an der Augenentzündung leidet, und wird dafür seine Gattin. — In der dritten Novelle lieben sich Vater und Tochter, ohne ihr Verwandtschaftsverhältniß zu kennen. Die Entdeckung bringt dem Vater den Tod; die Tochter geht in ein Kloster. — Die Verfasserin entwickelt am meisten Talent für jenes Genre der Erzählungen, das mit dem Beisatze »für edle Jungfrauen« in die Welt tritt; dieß ergibt sich aus ihrer Holländerin. Um ein Schuld-beflecktes Daseyn zu zeichnen, muß man freilich einen Blick in das Leben gethan haben, den zarte Frauen nach

*) Freiherr von Hallberg steht im 77. Lebensjahre.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

ihrer äußern Stellung nie zu thun im Stande sind. In dem Mißlingen ihrer Schilderungen liegt gleichsam der Beweis, daß sie ihre eigene Würde rein zu erhalten gewußt haben.

DAS HAUS ROWLAN,
oder
Hang und Geschick.
Eine irländische Familiengeschichte
von
J. Banim.
Aus dem Englischen.
Leipzig, F. A. Brockhaus. 1836.

— * Der große Agitator versteht es, die Aufmerksamkeit fortwährend auf sein unglückliches, halbverhungertes Vaterland zu richten. Er schildert das Elend, dem seine Landsleute unterliegen, einzig und allein als Folge des Drucks, der nach Auflösung der Union schwinden müßte; von der angestammten Sittenverderbniß, von dem Erbleichtsinne, wenn nicht gar der Erbliederlichkeit, der niederen Klassen Irlands spricht er nicht, und wir mußten uns beinahe begnügen, den von ihm und seiner Partei verbreiteten Ansichten Glauben zu schenken. Um so interessanter müssen uns Werke erscheinen, wie »das Haus Rowlan«, die den politischen Tendenzen fremd, das Familienleben der Landbewohner schildern, und uns einen freien Blick in den moralischen Zustand des persönlichen Charakters gewähren. Die gräßliche Entsittlichung, Völlerei, Raub und Mord und was Alles nach den Zeitungs- und Parlaments-Deklamationen, aus dem politischen Zwange entspringen sollte, stellt Banim als in der Individualität der von ihm gegebenen Personen gelegen dar. Die sinnliche Grundsubstanz im Wesen der Irländer führt zu den Uebeln, die die Aufhebung der kirchlichen Lasten nicht zu heben vermöchten. Der Erbverbrüderung mit den Schweinen, wie sie im Hause Rowlan dargestellt wird, und der außerordentlich starken Neigung für das andere Geschlecht vermag das Gesetz nicht zu steuern; eine solche Versumpfung, wie wir sie hier in dieser Familien-Geschichte finden, könnte nur durch das Werk der Erziehung getilgt werden. Die Bilder aus dem häuslichen Leben in Irland sind umfangreich, treu und scharf ausgeprägt, das Haus Rowlan liefert treffliche Studien des nationalen Charakters von der Gasconade bis zum Mord. Der Roman, so anziehend er in seiner Verwickelung und Lösung erscheint, dient der Sittenschilderung nur als Unterlage. Die Uebersetzung möchte gefälliger geworden seyn, wäre man nicht so ängstlich bemüht gewesen, den deutschen Text der Urform nachzubilden.

— § Alle pikanten Züge, alle interessanten Anekdoten von Personen der neuesten Zeit sind noch nicht erschöpft, wie dieß ein neues Werk beweist, welches unter dem Titel: »Les Souvenirs d'un demi-Siècle« erschienen ist. Der Verfasser, dessen Bildniß dem Buche beigefügt ist, spricht hier aus Erfahrung. Alles ist nach einem regelmäßigen Plane verfaßt; Scenen aus dem öffentlichen und häuslichen Leben, literarische Kritik, Theater-Recensionen, eine reiche Gallerie von Porträts, dieß sind die Elemente, welche hier auf eine neue und glückliche Weise verbunden sind. Man kann dieß merkwürdige Buch den Chroniques de l'oeil de Boeuf an die Seite setzen.

Kunst.

Rehberg's Nachlaß (S. Feuilleton S. 432) wird vom Stadtgericht in München regulirt. Es befinden sich darunter seine großen Gemälde: Niobe, Bathyll, Aeneas und Dido u. s. w. und viele Zeichnungen, die auf dem Rathhause in München zum Verkauf aushängen.

Uebersicht der diesjährigen Pariser Kunstausstellung.

Die klassische Malerei ist in diesem Jahr fast gänzlich ausgeblieben; die Romantiker purificiren sich und werden wahrer; indessen ist zu bemerken, daß je friedlicher wir werden, desto kampflustiger die Künstler sind. — Schlachtengemälde sind an der Tagesordnung.

Horace Vernet hat allein ein halbes Dutzend geliefert; ausgezeichnet sind seine drei Schlachten Napoleons und die Schlacht von Fontenoy. Paul Delaroche, sein Schwiegersohn, boudirt mit dem Ministerium wegen der Gemälde in der Magdelaine-Kirche, und arbeitet jetzt für reiche Fremde und hat nichts ausgestellt. Großen Beifall erhält „la Patrie en danger en 1792“ von Leon Cogniet. Auf besonderen Wunsch des Königs hat der Eigen-

thümer des herrlichen Gemäldes von Leopold Robert: „Fischer des adriatischen Meeres“ dasselbe zur Ausstellung gesandt, allein es hat einen schlechten Platz, und bedarf seines reichen Farbenzaubers, um gegen die übermäßige Helle mit Glück anzukämpfen. Genre-Bilder sind wie im vorigen Jahr im Ueberfluß da; allein in der Annahme von Porträts ist man strenger gewesen, und Niemand beklagt sich wohl darüber. Die allerliebsten Porträts von Dubuffe machen jedoch eine Ausnahme, und trotz seines conventionellen Colorits, seiner manierirten Stellungen und des Urtheils seiner Collegen, die das geradezu nicht Malerei nennen, ziehen sie die allgemeinste Aufmerksamkeit an.

Die Ausstellung ist Montag bloß der königlichen Familie geöffnet und Samstag jenen Personen, die Billete haben; die übrigen Tage wird das Publikum zugelassen. Bis zum 19. Februar wurden Werke angenommen; trotz der Strenge, die man bei der Annahme walten ließ, enthält doch der Catalog 3500 Stücke, die von 1300 Künstlern herrühren. Im Jahr 1835 hatten 1227 Künstler 2536 Werke geliefert.

Musik.

Das rheinische Musikfest wird wieder zu Pfingsten und dießmal in Düsseldorf gehalten. Man hofft Mendelssohns Oratorium „Paulus“ auf dem Programme zu finden.

— Der Musikverein im Elsaß bereitet eine große Aufführung in Straßburg zu Ehren Guttenbergs vor. — Folgende Werke sollen gegeben werden: Jephta von Händel, Chöre von Gluck, die Weihe der Töne von Spohr, Fest-Ouverture von Ries, und eine Cantate zu Ehren Guttenbergs von Redslob und Hörtel in Straßburg.

Theater.

Don Giovanni wurde bei den Italienern in Paris wieder vorgeführt, und hat einen einstimmigen Enthusiasmus erregt. Tamburini war köstlich sowohl im Spiel als im Gesang in der Rolle des Don Juan; die Grisi erhielt als Donna Anna das Publikum bis zur letzten Note in Spannung; Rubini zeigte sich als Don Ottavio eben so groß, als wäre die Parthie eigens für ihn geschrieben; die Albertazzi als Zerlina und die Assandri als Donna Elvira sangen wie gewöhnlich, das heißt vortrefflich; Santini mußte die große Arie des Leporello wiederholen und wurde mit Beifall überhäuft. Es war ein wahrer ultramontanischer Fanatismo; Rossini war gegenwärtig; die schönsten Hände von Paris beklatschten die herrlichsten Sänger der Welt, welche die schönste Musik vortrugen, die jemals das Genie erfand.

— Kaum hat die große Oper in Paris die Hugenotten herausgebracht, und schon beschäftigt sie sich mit dem neuen Ballet „der hinkende Teufel“, das nächstens in die Scene gehen wird. Das nenne ich Thätigkeit! —

— Unter den vier Parodien, die Meyerbeer's Huguenots an das Licht rief, führt jene, welche die Variétés bringen, den Titel les Berlingots; eine Anspielung auf die Vaterstadt des Componisten.

— Im Circus Franconi zieht das neue Schaustück „la Jérusalem délivrée“

Digitized by Google

die Menge an. Vom ersten bis zum letzten Akte ist der Blick beständig auf die Pracht gerichtet, welche der Himmel, die Hölle und das Wasser entfalten. Man sieht Cascaden stürzen, junge Nymphen baden, Dämonen mit feurigen Klauen, Engel mit weißen Fittigen, und dazwischen vernimmt man wildes Kriegsgeschrei; die Ungläubigen und das Heer der Christen liefern schreckliche Schlachten, und in einem Turnier, ein so prächtiges Schauspiel, als man nur sehen kann, wird Soliman von Rinaldo verwundet und Jerusalem genommen. Man wird indessen nicht glauben, in diesem Drama das Gedicht Tasso's wiederzufinden. Tancred, Argant und Clorinde fehlen gänzlich, nur Armida und Rinaldo stehen im Vordergrunde als handelnde Personen. Obgleich nun in einem solchen Stücke die Stärke der Lanzen, die Gelehrigkeit der Pferde, die Geschicklichkeit der Reiter und das Talent des Malers Hauptsachen sind, so kann in diesem Falle doch auch einiges Verdienst den Worten des Verfassers beigemessen werden. Auch gehört in der That ein hoher Grad von Geschicklichkeit dazu, das Interesse der Handlung mit den Forderungen einer solchen Mise en Scène zu verknüpfen.

Das befreite Jerusalem, das Gottfried's und Tasso's Namen verherrlichte, scheint berufen zu seyn, das Glück Franconi's zu machen. Und Mahomed weiß nichts davon! --

Die Gewalt des Liedes.

Oper in drei Akten, von Peter Lindpaintner.

Dies am 13. d. Monats auf dem Stuttgarter Theater zum ersten Mal gegebene Werk erhielt einen Beifall, der zu den seltenen gehört. Es ist uns lieb, in dem Augenblicke, wo die Berichte über das neue Werk von Meyerbeer alle Spalten der Blätter des In- und Auslandes füllen, auch von einer Oper berichten zu können, die nicht mit dem Glanz der Hugenotten in die Scene gegangen, auch nicht tausend größeren und kleineren Accessorien und Umständen mancherlei Art ihren Platz in der Gunst des Publikums verdankt, sondern lediglich einer durch und durch gehaltenen Musik, die voll edler Melodien, durch eine glänzende Instrumentation gehoben, den Weg zum Ziele fand, das oft so schwer dem wahren Talente zu erringen wird. Es handelte sich für unsern Componisten nicht darum, ein neues Operngedicht mit Tönen zu durchweben; er fand keine kühnen, neu angelegten Situationen, keine lyrischen Ergüsse, keine großen Momente, die den Componisten zu begeistern im Stande sind. Er nahm ein altes Gedicht, eine verbrauchte türkische Geschichte, wie sie hundertmal da war, schlechte Verse aus einer alten Uebersetz-Fabrik, und hüllte dies Alles in ein glänzendes Gewebe von Harmonien so üppig und verschwenderisch ein, daß das langweilige Skelett zu einer glänzenden Erscheinung wurde. Wenn wir Lindpaintner's Composition classificiren sollen, so würden wir sie einer frühern Arbeit Boyeldieu's oder Berton's beigesellen, ohne damit zu sagen, daß unser Freund nicht originell gewesen sey. Wer aber die frühern Compositionen jener Meister genau kennt, und weiß, wie sehr die Musikfreunde in Frankreich nach der Rückkehr zu diesen Partituren seufzen, für den ist auch der Werth unserer neuen Oper festgestellt.

Von italienischer Richtung ist durchaus keine Spur darin zu finden, und so sehr wir auch italienische Meister lieben, so erfreulich ist es uns doch, auf einem fremden Terrain einmal Nicht-Italienisches anzutreffen, und diesem Umstande war wohl auch der allgemeine Beifall zuzuschreiben, den das Werk erhielt. Das Einzige, was der neuesten Zeit angehört, ist der verschwenderische, wenn gleich richtige Gebrauch der Blech- und Lärm-Instrumente. Lindpaintner ist längst als ein meisterhafter Instrumentist bekannt, und es ist unnöthig, hier in's Detail seines Lobes einzugehen. Zu den glänzendsten Nummern dieses Genre gehören die Ouverture, ein Marsch und ein Ballet im dritten Akte; ein schön durchgeführter musikalischer Scherz ist in dem Ensemble enthalten, wo Nadir sich auf verschiedenen Instrumenten vor dem Sklavenhändler hören läßt; das Finale: „Fort nach Lahore, fort"; die große Baß-Arie des Nabob, die wohl zu dem Glänzendsten gehört, was seit lange für die Baßstimme geschrieben wurde, und einige zarte Romanzen, von denen wir eine unserer heutigen Lieferung und eine zweite unserer nächsten beilegen werden. Wenn wir früher dem Stücke unsern Beifall versagten, so soll damit nicht gemeint seyn, daß es gänzlich zu verwerfen sey. Es ist immer noch so gut, als ein italienisches Libretto, besser als die Italienerin in Algier, der Türke in Italien und viele andere türkische Schwänke, die in Musik gesetzt sind. Wir wollten nur unser Bedauern ausdrücken, daß ein so talentvoller Maestro, wie Lindpaintner, nicht ein besseres Buch erlangen konnte, und unsere Dichter, die Lust haben, sich in diesem Fache zu versuchen, recht angelegentlich auffordern, ihre Dichtungen ihm anzuvertrauen. Sie können sie in keine bessern Hände geben.

A. L.

Aus Russland.

Das Bildniß des Großfürsten Thronfolgers ist von Afanaßjeff in Stahl gestochen in St. Petersburg erschienen. Dies ist der erste Versuch in Rußland, in Stahl zu stechen. — Rupini hat russische Volksgesänge herausgegeben, die er der Kaiserin gewidmet hat. — Clavigo von Göthe ist in russischer Sprache in Moskau aufgeführt worden. — „Das Eishaus" von Laschetschnikoff ist einer der interessantesten neueren Romane und auch die „Herberge" von Stepanoff findet Beifall.

Mailänder Carneval.

Eines der brillantesten Feste, worauf sich die Mailänder am meisten freuten, war die erste Aufführung von Bellini's „Puritaner", die derselbe bekanntlich für Paris geschrieben hat. Allein die Partitur war so unvollständig und gestrichen, daß die Aufführung in der Scala kein Glück machte. In Genua hingegen, wo man sich eine gute Copie zu verschaffen gewußt hat, erregte sie einen allgemeinen Enthusiasmus. — Vaccaj's Giovanna Gray, für die Malibran geschrieben, erhielt in der Scala großen Beifall. Zwar war die Malibran bei der ersten Vorstellung etwas befangen, welches ihrem großen Talente zur Ehre gereicht, dafür aber war der zweite Abend ein Triumph für sie und den Maestro. Beide wurden mehrmals gerufen. In

dramatischer und melodischer Hinsicht ist diese Oper dem dritten Akte von Giulietta e Romeo desselben Componisten an die Seite zu stellen. — Außer diesen musikalischen Genüssen war der Carneval von 1836 in Mailand nicht sehr brillant; die Mailänder Masken gelten ohnehin nicht für die geistreichsten und lustigsten in Italien. Graf Cicogna war in Trauer, und daher gab er keine Bälle, zum großen Leidwesen der Damen, die sich so der schönsten und fashionabelsten Feste ihres Carnevals beraubt sahen.

Der Selbstmörder.

Kürzlich wollte sich ein Flamänder, der St. Omer bewohnt, drei Mal das Leben nehmen, ohne daß es ihm glückte. Er hatte ein kleines zinnernes Gefäß in einem Wirthshause gestohlen, und lief, was er konnte, von der Wirthin verfolgt. Als er nicht mehr entkommen zu können glaubte, sprang er in den Kanal, allein sein Nachbar sprang ihm nach und zog ihn heraus. Kaum schickte man sich an, ihn fortzubringen, als er noch einmal in's Wasser sprang, und, wie das erste Mal, durch denselben Mann gerettet wurde. Dieser war nun damit beschäftigt, sich zu trocknen, und überließ es der Wirthin, sich mit dem nassen Diebe herumzuzanken, als er zum dritten Mal in den Kanal sprang und dießmal unfehlbar ertrunken seyn würde, wenn ihn ein Schiffer, der zufällig in der Gegend war, nicht noch einmal gerettet hätte, zu seinem großen Verdrusse, wie er betheuerte.

Vermischtes.

Von Oehlenschläger sind neu in Kopenhagen, in dänischer Sprache erschienen: eine Tragödie „Sokrates“ und „Wanderungen in Fühnen“, ein Liederkranz.

— Folgender Handel wurde vor Kurzem zu Brassy von zwei ambulanten Auvergnaten abgeschlossen: „Ich, Johann Gaumont, verpflichte mich, dem Herrn Damien zehn Millionen Dutzend Eier, zu eilf Sous das Dutzend, zu liefern. Die Lieferung beginnt mit diesem Tage bis vierzehn Tage nach Ostern. Die Bezahlung soll alle vierzehn Tage erfolgen. Die Abgabe geschieht zu Brassy unter der Bedingung, daß für jedes Tausend Dutzend nicht gelieferter Eier ein Reukauf von zweihundert Franken bezahlt werden soll. Sechszig Franken als Darangeld erhalten.“

— Seit einigen Wochen gibt Madame Lange vom Wiener Burgtheater eine Reihe von Gastrollen in Stuttgart, die sich großen Beifalls zu erfreuen haben. Sie wird sowohl in tragischen Müttern, wie in chargirten Rollen des Lustspiels von allen hiesigen Theaterfreunden mit großer Befriedigung gesehen. Der Raum gestattet uns nicht, hier in's Detail zu gehen, doch sind wir der Künstlerin diese ehrenvolle Erwähnung um so mehr schuldig, da ihr Fach bei der hiesigen Bühne seit längerer Zeit nicht auf genügende Weise ausgefüllt wurde.

— Die Nachricht, daß Jenny Vertpré, welche die Direktion des französischen Theaters in London übernommen hat, Monrose, Ligier, Michelot, David, Duperrai, Firmin und die Dupuis, Verneuil und Plessis für ihre Unternehmung engagirt habe, wird widerrufen, da alle jene Mit-

glieder des Théatre français keinen Urlaub erhalten.

— Mademoiselle St. Val die Jüngere, mit ihrem wahren Namen Marie Blanche Alziary de Rauquefort, eine der berühmtesten Künstlerinnen des Théatre français, starb auf ihrem Landsitze, 85 Jahre alt. Sie hinterläßt ein Vermögen von 300,000 Franken.

— Die Londoner und Pariser Blätter erzählen seit einiger Zeit wieder ganz köstliche Lügen von Deutschland. — Eine der auffallendsten ist wohl die, daß der bekannte Hof-Oper-Regisseur in Braunschweig, Herr Cornet, durch ein zu frühes Aufziehenlassen des Vorhangs eine hohe Person in momentane Verlegenheit gebracht haben soll, und darauf die Flucht ergreifen müssen. Die Journale gehen so weit, schon für den nächsten Monat sein Debut in der komischen Oper zu Paris zu verkünden. Daß an dem Allem nichts wahr, dürfen wir unsere deutsche Leser nicht erst versichern.

Nekrolog.

Die Gräfin Bertrand erlag auf ihrem Schlosse Laleux, bei Chateauroux, einer langen und schmerzvollen Krankheit. — Sie war die heldenmüthige Gattin von Napoleons letztem Freunde.

Die artistischen Beilagen.

Mit dem heutigen Hefte übergeben wir unsern Lesern:

1) Ein kleines Standbild Schillers. Der Berliner Bildhauer Drake hat als Seitenstück zu Rauch's bekannter kleiner Statue Göthe's in einfacher Hauskleidung eine eben solche Statue Schillers geliefert. Wir sehen den Dichter vor uns, wie er sinnend, tiefer Gedanken voll, das Zimmer auf und nieder gegangen ist; plötzlich hat er das Wort für den Gedanken gefunden, er hält ein im Schritte, und erhebt die Rechte mit dem Stifte, um es auf das Papier, das er in der Linken hält, niederzuschreiben. Der Kopf ist nach der Todten-Maske modellirt. Es ist in diesen Tagen viel über die Statue Schillers verhandelt worden; so mag denn auch ein Beispiel künstlerischer Realisation für die mannigfach aufgeworfenen Fragen und Ansichten nicht ohne Belang seyn. Wir ließen unsere Lithographie nach einer dem Kugler'schen Museum beiliegenden anfertigen.

2) Das Lied von der Rose, Romanze aus Lindpaintners neuer Oper »die Gewalt des Liedes«. (S. das Feuilleton).

Ferner eine Extra-Beigabe:

Friedrich I., knie nd vor Heinrich dem Löwen. Nach Geißler's Zeichnung, durch C. Mayer in Stahl gestochen.

Wir werden im Verlaufe der nächsten Monate noch sieben solcher historischen Scenen in Stahlstich der Europa beigeben. Diese acht Bilder stellen acht der interessantesten Momente aus der Geschichte des deutschen Volkes dar, von frühester bis auf die neuere Zeit. Nicht zweifelnd, daß diese hübsche Gallerie unsern Lesern willkommen seyn werde, liefern wir sie zuerst in der Europa, bevor sie dem in derselben Verlagshandlung erscheinenden Werke »Geschichte des deutschen Volkes und des deutschen Landes, von Dr. K. W. Böttiger«, zu welchem sie zunächst gehört, beigegeben wird.

Herausgegeben von August Lewald.

Digitized by Google

Telegraph von Deutschland.

Beilage zur Zeitschrift Europa.

Nro. 12. 23. März. **1836.**

Literatur.

Von Dante's göttlicher Komödie sind 34 Gesänge von der Hölle in einer deutschen metrischen Uebersetzung erschienen. Die Hallische Literaturzeitung nennt das Werk ein durchaus tüchtiges und gelungenes, das durch die zahlreichen gelehrten Anmerkungen noch größeren Werth habe, und setzt hinzu, der Verfasser sey ein in den wichtigsten bürgerlichen und militärischen Aemtern vielfach beschäftigter Fürst, — Se. Kön. Hoh. der Prinz Johann von Sachsen.

Neuere Dichter und Humoristen.

In Hamburg hatte vor Kurzem eine Prügelei statt gefunden, worüber der dortige „Erzähler" Bericht erstattete. Dieß veranlaßte einen „dabei stark Betheiligten," folgende Berichtigung jenem Blatte einzusenden, die wir unsern Lesern nicht vorenthalten wollen. Es weht ein gesunder Niederdeutscher Humor darin, und das Pröbchen Elbe-Poesie ist auch nicht zu verachten!

„Herr Erzähler! Mit Bedauern habe ich erfahren, daß man Ihnen die am 15. Febr. auf dem Valentinskamp stattgefundene Affaire sehr falsch berichtet hat. Ich fühle mich daher gezwungen, Ihnen den wahren Hergang der Sache zu schreiben. Wir gingen an jenem Abend, 9—10 Barbiere an der Zahl (und nicht 20—30) aus, um einen sogenannten freundschaftlichen Tanz-Verein einer geschlossenen Gesellschaft zu besuchen, wo man auch ungeschlossen Zutritt haben kann. Als wir dort auf die Treppe kamen, wurden wir von sechs tapfern jungen Leuten freundschaftlich, d. h. mit kleinen Balken und Holzabschnitten, empfangen; wir hatten durchaus keine Waffe, uns zu wehren, wurden daher gereizt, und vertheidigten uns so gut wie möglich, und drangen mit ihnen zugleich in den Salon ein, wo fast 40 bis 50, mit denselben Waffen versehen, auf uns losschlugen. Wir baten uns also freundschaftlich auch einige davon aus, und in 3 Minuten waren alle auseinander gestiebt. Mich hat man als Anführer benannt, das kommt wohl nur, weil sie angeführt worden sind. Das löbl. Bürgermilitär haben wir gar nicht incommodirt. Zwei wurden von uns arretirt, und von den andern waren wohl an 14 auf der Wache, theils blessirt. Aus nachfolgendem Briefe, den man mir d. W. zugeschickt hat, können Sie ersehen, mit was für Leutchen wir zu thun hatten. Er ist theils in Prosa, theils in Versen abgefaßt:

„Christlich ist es doch wahrlich nicht,
O, Du armer Bartbuttje,
Uns im freundlichen Verein
So zu überfallen,
Und uns so geschlagen habt,
Daß wir nicht konnten lallen;
Jetzt mußt Du zur Strafe
Nun Zweidrittel geben,
Einst wirst Du noch denken,
That ich dieses doch nie!!!

Junger Mann, wenn ihr euch einst etablirt als Barbier, so wählt euch ein Eckhaus, wo ihr könnt dann beide Straßen überblicken, und nichts wird eurem Scharfsinn entgehen."

— Schließend hat die Ehre zu zeichnen:

K—, als ein hiebei stark Betheiligter."

— Im Münchener Tagblatt lesen wir Folgendes:

Herr Kammerhuber produzirte sich vorgestern, unterstützt von seiner Virtuosin, im Platzlbräuhause, woselbst er die sehr zahlreich anwesenden Gäste mit einer Auswahl munterer Gesangs- und Deklamationsstücke sehr gut unterhielt. Der-

gleichen musikalische Abendunterhaltungen, welche nicht viel kosten, sind das beste Mittel, manche langweilige Abende zu verkürzen und die Gäste in eine heitere Stimmung zu versezzen, besonders wenn Speis und Trank mit der musikalischen Unterhaltung im Einklange stehen, wie es in diesem Bräuhause bei dieser Gelegenheit der Fall war. Metzger und Kellnerin wetteiferten in flinker Bedienung der Gäste; nur der von der Zimmerbeleuchtungs-Commission aufgestellte Lichtschneuzungs-Gehilfe hätte seine auf 10 Pferdekraft gesteigerte Fortschiebungsmethode etwas moderiren dürfen, da er ohne einen solchen außerordentlichen Kraftaufwand doch zu seinem Ziel gelangt wäre.

Ein sich sehr gut unterhalten thun habender Gast.

Ist das nicht auch Humor? — Saphir möge entscheiden! — Ein weiteres Pröbchen aus dem Frankfurter Journal:

Flörsheim. Heute ist unser Freund Storch ohne Gefolge dahier angekommen, wahrscheinlich auf neu errichteten Eisenbahnen per Dampfschiff (!).

Das
Hydro-Oxigen-Gas-Mikroskop.

Wer, wie Refer., bereits Gelegenheit genommen hat, von den außerordentlichen Darstellungen, welche Hr. Prof. Döbler vermittelst obbenannten Instruments in Hamburg seinen Zuschauern zum Besten gibt, persönlich sich zu überzeugen, dem wird es gewiß als gerechtfertigt erscheinen, wenn wir die Aufmerksamkeit des Publikums auf jenes Kunstwerk, als auf eines der merkwürdigsten, die es vielleicht gibt, mit einigen Fingerzeigen hinzulenken suchen. Für die noch ganz mit der äußern Vorrichtung Unbekannten sey vorläufig nur so viel gesagt, daß das Haupt-Instrument ein sogen. Vergrößerungsglas ist, jedoch von der Stärke, daß es bis zu 2 bis 3 Millionen Mal vergrößert, daß aber das Publikum nicht, wie bei den bisherigen Gläsern, eins nach dem andern und nur mit einem Auge blinzelnd, in selbiges hineinzugucken nöthig hat, sondern, wie im Theater, mit Bequemlichkeit sitzend oder stehend, auf einer ihm gegenüber ausgespannten großen Leinewand die vor das Glas gebrachten Gegenstände in riesenhaftem Maßstabe vergrößert sich präsentiren sieht, gleich den Figuren eines Schattenspieles oder einer Laterna magica. Und in der That, es verdient letzteren Namen, es ist gleich einer Zauberlaterne in der Hand eines allgewaltigen Magiers, dem alle Elemente unterthan, und auf dessen Geheiß alle Urstoffe der Natur und alle Erscheinungen im Reiche des Lebens, wie des Todes sich dem blöden Auge des Sterblichen enthüllen müssen. Da zeigt sich uns z. B. der Saugrüssel einer Biene von der Größe eines Mastbaums, der Flügel einer Büchermotte von dem Umfange eines Scheunthors, der Art, daß man, wie an dem Skelett eines Schiffes, alle Rippen, das ganze Gebälke (daß ich mich so ausdrücke) dieses wundervollen Baues, ja das feinste Geäder desselben, nebst aller Farbenpracht des darin aufgetrockneten Blutes und der geronnenen Säfte erschauen und bewundern kann. Es klingt vielleicht fabelhaft, was wir hier sagen, allein — man gehe hin und sehe, und man wird gestehen, — es sey in der That über alle Beschreibung. Darum halte man uns auch unsere etwas auffallenden Vergleichungen zu Gute; das Ungewöhnliche läßt sich nicht mit gewöhnlichen Farben darstellen. Wir sahen ferner eine Wanze, deren Leib sich in dem Umfange den Augen präsentirte, welchen ein großes Fuder Heu in der Luft beschreibt, oder auch, einem hellbräunlichen, halbdurchsichtigen, mit ungeheuren Zangen und Rüssel bewaffneten Wallfische, oder Elephanten vergleichbar. Dann plötzlich hieß es aus des Herrn Professors Munde: etwas Käsestaub! Und es zeigte sich ein großes, schmuzziges Chaos, aus dem — mit einem Male — ein dunkler Klumpe von der Größe einer Ratte lebendig wurde, und sodann mit ausgezeichneter Behendigkeit auf dem Tummelplatze seines Daseyns hin- und herfuhr. Ein allgemeines O! der Versammlung — huldigte und — ein allgemeines Klatschen gleich hinterdrein opferte Beifall — wem? möchten wir fragen — dem lieben Gott? — oder dem Prof. Döbler? — oder der Käsemilbe? — Denn eine solche und nichts Geringeres war besagter, so urplötzlich lebendig gewordener Ueberraschungs-Klumpen. — Dieses Klatschen war wirklich ein guter Witz, den der deut-

Digitized by Google

sche Michel, sonst auch unser National-Charakter benamset, zum Besten gab. — Der Engländer, wenn etwas seinen Geist oder seine Sinne ungewöhnlich angenehm afficirt, macht seinem Gefühle mit einem: Well, well! Excellent! Most excellent! oder auch wohl mit einem God dam! Luft. Der Franzose, die schönste Personification des Begriffes: Lebendigkeit in Menschengestalt, schreit bei Allem, was ihm gefällt, oder was er bewundert, sein Vive! es lebe! und wären es auch nur todte Dinge oder Abstraktionen, wie Vive l'Empereur! Vive la Colonne! (d. i. die Säule, auf welcher des Kaisers Bild steht) Vive la France! etc. Und der Deutsche endlich — klatscht, denn er ist blöde, überhaupt, wenn es gilt, die Zunge zu gebrauchen, und er glaubt auch, namentlich der Norddeutsche, es zeuge von um so mehr Gedanken, je mehr man schweige. — Aber auch wir wollen jetzt schweigen von den Menschenhaaren, dem Blumensamen, den Ibisfedern, den Ungeheuern, die in einem Tropfen Regenwasser sich umhertummeln, und allen übrigen uns offenbarten Wundern einer bis jetzt verschlossenen Welt.

(Hamb. Erz.)

Musik.

Herr Carl Kloß in Berlin hat am 13. März ein Concert gegeben, das mit vollem Rechte den Titel eines „Concert spirituel" verdiente. Hier das Programm:

Erste Abtheilung. — Aus der deutschen Schule klassischer Meister. Haydn: Simphonie. Ausgeführt von der Königlichen Kapelle. Händel: Arie für die Altstimme, vorgetragen von der Königl. Sängerin Dlle. Lehmann. Beethoven: Große Concert-Phantasie für das Pianoforte (mit Orchester und Chor), vorgetragen von Carl Kloß. (Anmerkung. Die Grundintension dieses genialen Werkes scheint aus folgenden Worten des Chor-Textes entnommen zu seyn: „Was sich (in des Lebens Harmonien) rauh und feindlich dränget, (Adagio Solo), „Ordnet sich zu Hochgefühl." (Finale mit Orchester und Chor.) — Zweite Abtheilung. A. Archäologische Musik. Historische Bemerkungen über die Musik der ältesten Völker der vorchristlichen Zeit, insbesondere: „Ueber die Musik der alten Aegyptier" nebst Ausführung arabischer Elegien mit dem (arabischen) Urterte gesungen. B. Aus den drei Schulen der neuesten Zeit: Aus der italienischen Schule: a. Ouverture von Spontini. Ausgeführt von der Königl. Kapelle. b. Duo, für zwei Baßstimmen von Rossini, vorgetragen von den K. Sängern Hrn. Hauser und Hrn. Zschiesche. Aus der französischen Schule: Chor; Aux plaisir! etc. aus der neuen Oper: „Die Jüdin" von Halevy. Aus der deutschen Schule: a. „Scene im Mondschein," von C. M. v. Weber, (mit neuer Dichtung von Arthur vom Nordstern), für eine Tenorstimme, Flöte, Violin, Cello und Pianoforte, vorgetragen von Herrn Braun, den Königl. Kammermusikern Herrn Gabrielsky, Hrn. Zimmermann, Hrn. Ganz und dem Concertgeber. b. Divertimento und Variationen für die Violin, von Kalliwoda, vorgetragen von dem Königl. K. M. Hrn. Hub. Ries.

— Ein Herr Fernando Giachosa gab in Berlin ein Concert, worin er ein Guitarrensolo, mit Begleitung von 24 Guitarren, vortrug. Das muß ein Gesumme gewesen seyn!

Theater.

Der bekannte Komiker Nestroy in Wien, der Verfasser des Lumpacivagabundus u. s. w., hat sich in eine höhere Sphäre erheben wollen und ein „dramatisches Gemälde" unter dem Titel: „Der Treulose oder Saat und Ernte," aufführen lassen. Allein es hat nur wenig Glück gemacht. Die Wiener Kritiker hatten dem Verfasser, nach dem Erscheinen seines letzten Products: „Zu ebener Erde und im ersten Stock," zugerufen: „daß fortan an des Autors Talent die größten Forderungen zu machen seyen," und dieß hat den Mann veranlaßt, sich zu versteigen.

— Hamburg. Christine von Schweden, Drama in 3 Akten, nach van der Velde, von W. Vogel, wurde zum Erstenmal gegeben. Der Hamb. Freischütz nennt es ein durch und durch gutes Stück. Mad. Lenz gefiel in der Hauptrolle und wurde gerufen. — In Ludwig XI. gefiel Jost in der Titelrolle und bekundete seine Meisterschaft darin. — Das eherne Pferd füllt Haus und Kasse. — Dem. Francilla Pixis, die glückliche Nachahmerin neuerer italienischer Sängerinnen, trat als Gast auf und gefiel.

— **Wien.** Ein neues Lustspiel von Bauernfeld, betitelt „der literarische Salon," wird in diesem Augenblick im Hofburgtheater einstudirt, und erregt schon in Hinsicht seines Titels einige Erwartungen. Man sagt, es soll darin das Treiben des sogenannten jungen Deutschlands geschildert seyn. Man freut sich übrigens, daß der geistreiche Graf Fürstenberg, Theater-Intendant, durch so schnelle Annahme der neuesten Produkte deutscher Schauspieldichter die Theaterfrequenz noch mehr zu beleben weiß. — Im Kärnthner Theater hatte gestern in Gegenwart Sr. Maj. des Kaisers und der Erzherzoginnen Therese und Sophie die erste Aufführung der Oper Halevys, die Jüdin, statt. Sie erhielt getheilten Beifall.

Das Jahr 1836.

Das Jahr 1836 zeigt in der That einen sonderbaren Bund von Zahlen in seiner Zahl 1836 — 1—8—3—6! Die zwei ersten Zahlen geben die Summe der zwei letzten, die zwei letzten natürlich die Summe der zwei ersten. Die zwei letzten wie die zwei ersten machen zusammen 9. Alle vier zusammengezählt machen 18, und zählt man 1 zu 8, so hat man wieder 9. Multiplicirt man die Jahreszahl mit 9, so ergibt sich die Summe 16,524, und zählt man diese Zahlen zusammen, so hat man abermals 18. Dividirt man die Jahreszahl mit 4 — und das ist das Zeichen des Schaltjahres — so findet sich der Quotient 459, und zählt man diese drei Zahlen zusammen, so hat man abermals 18. Das Jahr 1836 ist das 9te Schaltjahr des 19ten Jahrhunderts. Dieß ist ein zu merkwürdiges Zahlenergebniß, als daß es in dieser Welt von Zahlen nichts bedeuten, nicht auf ein ergebnißreiches Jahr hindeuten sollte.

Außerordentliches!

Das Münch. Tagbl. schreibt: Wir finden uns veranlaßt, dem hiesigen Publikum einen Künstler in das Andenken zurückzuführen, der sich namentlich als Miniatur-Portraitmaler einen ehrenvollen Ruf allenthalben erworben hat. Es ist dieß Herr Peter Mayer, den wir bestens empfehlen und von dem uns viele Anerkennungen seiner Meisterschaft aus öffentlichen Blättern vorliegen. Nicht nur, daß Herr Mayer in seinen Portraiten eine außerordentliche Aehnlichkeit hervorbringt, sondern er verbindet mit dieser Tugend auch noch eine seltene Zartheit des Pinsels. Ja, nicht genug, Herr Mayer hat, ohne daß die Personen ihm selbst gesessen, auf bloße Beschreibungen und Aussagen hin oder aus dem Gedächtnisse, sprechend ähnliche Portraite geliefert. Dieß war unter andern auch mit einem Portraite der Kaiserin Marie Louise von Oesterreich der Fall. So hat auch derselbe Meister im Jahre 1820 einzig nach mündlicher Angabe und Beschreibung das Bildniß des in demselben Jahre leider verstorbenen einzigen Sohnes des k. Obristen der Gendarmerie, Herrn Grafen von Taufkirchen, auf eine überraschende Weise ähnlich gemalt, ohne daß er denselben je am Leben gesehen hatte. Wir halten es für eine angenehme Pflicht, die Verdienste dieses Künstlers hiemit öffentlich anzuerkennen und ihn bestens zu empfehlen.

Allerlei.

Am letzten Samstag den 6. März feierte der wackre Musik-Direktor Moralt in München sein fünfzigjähriges Dienstes-Jubiläum durch ein feierliches Hochamt in der Dreifaltigkeitskirche. Die zahlreiche Familie desselben, so wie viele Mitglieder der k. Hofkapelle und eine große Anzahl seiner Freunde und Verehrer wohnten dieser Feierlichkeit bei.

— Das Leipziger Tagblatt enthält folgende Bekanntmachung: Ein resp. Publicum wird hierdurch in Kenntniß gesetzt, daß mit dem 6. März d. J. der gewöhnliche Hundeschlag seinen Anfang nimmt.

Leipzig, den 3. März 1836.

G. Krätz, Nachrichter.

Auflösung der Homonyme.

Erlangen. — Erlangen.

Digitized by Google

Chronologische Uebersicht

der Monate

December 1835, Januar und Februar 1836.

Von Dr. C. A. M.

Der ungünstigste Theil des Jahrs für eine kriegerische Zeit ist die rührigste Periode unseres friedlichen Lebens. Wenn die Soldaten in den Quartieren, die Flotten in den Häfen liegen, da sind die Diplomaten von den Badefiesten auf ihre Posten zurückgekehrt, die Parlamente versammeln sich, die Industrie überschlägt ihre Gewinnste, denkt an neue Erweiterungen des Handels und der Schifffahrt. Mag es draußen wettern und winden, um so vergnüglicher sitzen die Menschen am häuslichen Herd und entwerfen die Bauplane ihrer Zukunft.

Noch sind keine sechs Jahre verflossen, als ein unermeßliches Ereigniß die Welt aus den Angeln zu schnellen schien, und wie ist überall wieder das Gefühl der Behaglichkeit und des Vertrauens! Die Reichen und Vornehmen hatten gezittert vor dem Neid des Volks, dem von Gleichheit träumte, sie trugen Sorge, ihm den Anblick der Kluft zu verbergen, die zwischen seinen Entbehrungen war und ihrem Ueberflusse. Manche stolze Carrosse war in der Remise bei Seite geschoben, von manchem Putztisch das Schmuckkästchen im Schrank verschlossen. Die Sprache der Autorität war artiger, die Hoffart bescheidener geworden. Das Bürgerkönigthum schritt mit dem Regenschirm unter'm Arm Hände drückend durch die Menge. Aber seitdem ist es in die Tuilerien eingezogen, und die alten aristokratischen Gewohnheiten der gebildeten Gesellschaft haben ihr schwankendes Ansehen hergestellt. Es droht kein Kampf mehr zwischen den Hütten und den Palästen, zwischen den Fräcken und den Zwillichkitteln, zwischen den Geldsäcken und den Schnappsäcken. Die unreifen, die unmöglichen Wünsche sind gezügelt. Die Armuth ißt wieder zufrieden im Schweiß des Angesichts ihr Brod. Der Genuß spricht zu der Arbeit: Sey kein solcher Narr, der ärgerlich wird, wenn wir schwelgen. Unsere Ueppigkeit gibt Dir Verdienst.

Wann gab es einen Winter gleich dem vergangenen, so hell erleuchtete Tempel der Lust, so glänzende Maskeraden und Ringelrennen? Wann wurden so viele Aktienvereine errichtet, lauter befruchtende Kanäle des allgemeinen Wohlstandes? Wann war die Achtung vor bestehenden Rechten so groß, daß sogar der Preis der Feudal-Lasten über Pari gestiegen ist? Wann floß der Strom der constitutionellen Bewegung sanfter? Verstummt ist die Rhetorik der Leidenschaft in der Presse, auf der Tribüne. Der Berathungsgang in dem französischen Nationalrath ist fast so gehalten und gemessen, als eine deutsche Ständeversammlung. Das Votum, das die Doktrinäre stürzte, war eine unwillkürliche Anwandlung früherer Unbotmäßigkeit, die die Kammer bald bereut haben wird. Einstweilen wird sie das Versehen dadurch gut machen, daß sie sich den Grundsätzen des abgetretenen Kabinets in seinen Nachfolgern unterwirft. Der unwandelbare Willen, der die Ruhe Frankreichs, Europa's schützt, ist unerschüttert.

Sind Dieß echte und zuverläßige Kennzeichen der Wiedergenesung des socialen Körpers? So scheint es, wenn anders die ärztliche Behandlung, die jezt ganz in officiellen Händen ist, die glücklich begonnene Kur zu vollenden weiß. Schonung des reizbaren Temperaments des Patienten, gesunde nahrhafte Kost, Erholung im Freien werden das Beste thun. Die revolutionäre Seuche ist nur ansteckend, wo sich der Krankheitsstoff an einem verwandten Uebel entwickeln kann. Man entferne die Mißbräuche, so hat man sich vor den Theorien nicht zu fürchten. Man vergönne der gesteigerten individuellen Thätigkeit im Vaterland einen gesetzlichen Spielraum, so wird sie keinen verbotenen suchen. Man zeige Sinn für Ehre und Größe, so werden die Tadler schweigen. Man leite die Begeisterung einer ungeduldigen Jugend, aber hasse, unterdrücke sie nicht. Sie kann einen Schatz guter Werke enthalten. Gibt es doch Epochen, wo das Pflichtgebot allein nicht ausreicht.

Während im Innern des Welttheils tiefe Stille herrscht, und die Staatskunst sich angelegen seyn läßt, den Frieden nicht nur zu erhalten, sondern ihm auch Keime des Segens zu entlocken, sind fortwährend ängstliche Blicke auf zwei entgegengesezte Punkte gerichtet — auf die thrazische Halbinsel, wo die Elemente eines großen Interessen-Kriegs schlummern, auf die pyrenäische, wo der Prinzipien-Krieg mit dem Hader um die oberste Gewalt heftiger entbrennt. Für jezt ist auch von diesen Seiten für das Ganze wenig Gefahr.

Spanien zwar steht an den äußersten Grenzen der Nothwendigkeit. Durch Frankreich und England isolirt, wird es in sich selbst

Digitized by Google

austoben. Wann? Das weiß der Himmel! Weder die drei Fremdenlegionen, noch Mendizabals 100,000 Mann haben die Entscheidung näher gerückt — jene, durch Vernachläßigung entmuthigt, ohne Sold, zerlumpt, zum Theil in den Spitälern, diese zu einer Zahl zusammengeschrumpft, die nicht viel Mehr als die Lücken ausfüllt. Zum Glück sind die Schlachten nicht so grausam, als die Bülletins der beiden Parteien, nach welchen ihr gegenseitiger Verlust an Todten und Verwundeten in die Millionen ginge. Je verzweifelter aber die Unmacht zu siegen, desto unbarmherziger ist die Barbarei gegen die Gefangenen, die, troz des elliot'schen Vertrags, nur Geißel oder Opfer sind — desto unmenschlicher ist die Rache, welche die Mutter für den Sohn, die Gattin für den Gemahl, die Schwester für den Bruder mit dem Kopf verantwortlich macht. Die Cortes sind, ohne Etwas vollbracht zu haben, wieder nach Hause geschickt worden. Unfähig, Rath zu schaffen, haben sie gern dem Wunderthäter geglaubt, der sich Inhaber des Geheimnisses zu seyn rühmte, durch welches Spanien sollte gerettet werden können. Gerettet — auf wie lange? Wird das Kapital der todten Hand, für die lebende Hand zurückgefordert, in der es dereinst schöne Zinse tragen mag, wird es — noch unwerth wegen der Unsicherheit der Erwerbstitel — eine mehr als augenblickliche Aushilfe gewähren? Und wenn auch dieses Mittel verbraucht seyn wird, Was dann? Unerschöpflich ist es nicht, denn die Geistlichkeit konnte sich jeder Mitleidenheit an dem Ruin der Nation nicht entziehen. Nun ist es wohl eine große Hinterlassenschaft, in die der Staat als lachender Erbe eintritt, der eigentliche Gewinn wird aber doch erst dem Fleiß eines kommenden Geschlechts zufallen. Das arme Spanien, so ist also Alles dahin, was seine Größe, sein Stolz war! So ist von diesen Reichen, in denen die Sonne nicht unterging, von diesen Armaden, die den Ocean bedeckten, die köstlichsten Erzeugnisse aller Zonen auf seinen Stapelplätzen anhäuften — so ist von all diesen Herrlichkeiten ihm Nichts übrig geblieben, als eine traurige Lehre in der Betrachtung, Was es seyn könnte ohne so viele Mißregierungen, die den Geist des Volks lähmten, und damit auch zum Krebsfraß wurden an seiner materiellen Wohlfahrt, die gegen das Ende, nachdem sie das Mark der Gegenwart aufgezehrt, noch ein kümmerliches Daseyn fristeten durch trügerische Wechsel, die sie auf die Nachwelt zogen. Die Unterjochungsversuche gegen die abgefallenen Kolonien waren die lezte, ersterbende Anstrengung der spanischen Macht. Jezt sieht sich das Mutterland so vieler Völkerschaften beschränkt auf ein paar Eilande im westindischen Meer, die Absteigequartiere der ersten Eroberer und der Rest seines Antheils am Welthandel sind einige Ausrüstungen für den verächtlichsten

Zweig desselben — den Sclavenmarkt. Noch blieb diese mächtige Kirche mit ihren prächtigen Kathedralen und Klöstern ein Denkmal schimmernder Vergangenheit. Auch ihr Tag ist gekommen. Wo die Gläubigen niederknieten, und der Priester, verehrt wie ein Gott, die Hand zum Segen erhob, ertönt des Ausrufers Stimme: Ein Heiligenbild! Ein Altar! Ein Kloster auf den Abbruch! Schon berechnen sie in Madrid, daß Spanien mit 915,357 Centnern Glocken läutet — thut beiläufig 200 Millionen Realen — vielleicht, daß sie das Erz einschmelzen, um wie die Mohammedaner auf ein Bret zu klopfen, wenn man zum Gebet oder zur Messe ladet. In Rom hat man alle Ursache zu seufzen, nicht allein über verlorene Einkünfte aus Kreuzbullen, nicht allein über schismatische Verkennung der Rechte des apostolischen Stuhls — wo das Kirchenthum so ganz wie in Spanien in der Form erstarrt ist, geht häufig mit der Schale auch ein Stück vom Kern zu Grund. Indeß der Schaden für die Religion wird nicht dauernd seyn — der menschliche Geist, von ihrem Bedürfniß ergriffen, wird nach kurzem Unglauben nur tiefer in ihr Wesen eindringen. Aber Was der Abgrund der spanischen Staatsschuld verschlungen hat, wird er schwerlich wieder von sich geben. Oder hoffen die Gläubiger, die Nation werde, wenn alle Quellen versiegt sind, sich selbst als eine Art Heloten in ihre Hände überliefern?

Sonderbares Geschick, daß Spanien und die Türkei, die beiden Staaten, von denen der eine den Islam besiegt, der andere ihn in einem großen Theil von Europa herrschend gemacht hatte, gleichzeitig durch ihren Verfall den Welttheil in Unruhe versetzen. Wenn man die Lage des einen und des andern vergleicht, so kann man sagen: Spanien ist eine Nation, es wird sich aufrichten — die Türkei ein Conglomerat von Nationen, ohne inneres Band als die Gewalt des Schwertes, eilt unaufhaltsam der Auflösung entgegen. Man wird diesen Zeitpunkt so weit als möglich hinausschieben, denn die Nervenknoten der ganzen europäischen Conservativpolitik laufen dort zusammen. Man wird aber höchstens verhindern können, daß Rußland nicht allein mit den Trümmern dieses Reiches sich vergrößert. Könnte Jemand noch an der trostlosen Schwäche der hohen Pforte zweifeln, so darf er nur bemerken, wie sich der Sultan von allen Seiten unter die Arme greifen lassen muß. Ohne Rußland hätte Stambul dem Pascha von Egypten nach der Schlacht von Kiutahia nicht widerstanden. Damals scheint man in England und Frankreich geglaubt zu haben, Mehemed Ali könne der Stifter eines verjüngten arabisch-türkischen Staates werden. So hätte man sich über den Sturz des osmanischen Hauses nicht betrübt, die Türkei wäre ja beisammen geblieben, unter

der neuen Dynastie nur mächtiger geworden. Die rasche Intervention aus Sebastopol rettete den Sultan, vollendete aber die moralisch-politische Nullität der Türkei. Seitdem hat das Cabinet von Saint-James den Vicekönig aufgegeben, sich unbedingt zu Mahmud gewendet. Jedes Frühjahr bezieht die englische Flotte die Wache vor den Dardanellen — nach und nach zu einer Größe angewachsen, die Alles übertrifft, was seit den Kriegen mit Napoleon auf den mittelländischen Gewässern gesehen worden ist. Und indem sie die muselmännische Hauptstadt deckt, bedeutet sie jenem übermüthigen Vasallen, daß, wenn es ihn gelüstet, sich die Rolle des Selbstherrschers beizulegen, er es mit der ersten Seemacht der Welt zu thun hat. Wie früher Rußland, so ist nunmehr die Türkei der gehorsame Verbündete Großbritanniens. Konnte sie einen schlagenderen Beweis ihres Vertrauens geben, als in dem Ferman, der die oberherrliche Regulirung der Handelsverhältnisse Syriens und Egyptens gleichsam zu einer englischen Staatsangelegenheit macht? An Rathgebern und Lehrmeistern der Civilisation fehlt es dem Großherrn nicht, aber die Pascha's sind nicht gleich zu geordneten Verwaltern gebildet, noch gleich Schätze mit der Wünschruthe aus dem Boden gehoben, daß er seine Contribution an Rußland zahlen könnte. So lange er bloß der beste Bogenschütze in seinem Reich ist, oder statt im ernsten Waffenspiel sich im Biribi übt, wird Silistria nicht geräumt, Braila und Giurgewo nicht wieder aufgebaut.

Das Portfolio verbreitet die Meinung, daß England im Fall einer Schilderhebung gegen Rußland auf Oesterreich würde rechnen dürfen. Oesterreich, wird behauptet, habe, abgesehen von der rein türkischen Frage, zu viele slavische Völkerschaften unter seinem Scepter vereinigt, daß es schon deßwegen auf den Monarchen von Rußland eifersüchtig seyn müsse, weil dieser seinen Titel: Kaiser aller Reußen, gar leicht in den noch prägnantern: Kaiser aller Slaven könnte verwandeln wollen. Dabei wird an die Thatsache erinnert, daß man in Wien sich sehr für Serbien interessirt, dessen Fürst auch zu einem Besuch in der Kaiserstadt erwartet wird. Der Schluß auf einen gegenrussischen Einfluß, der hier geltend gemacht werde, knüpft sich an. Nun ist aber die Begebenheit von Krakau dazwischen gekommen, und es fragt sich: Sind die Hoffnungen Englands dadurch widerlegt? Ja oder nein. Wenn die Veröffentlichungen des Portfolio den Zweck haben könnten, den Bund der drei Mächte gegen die Revolution zu untergraben, so würden sie ohne Zweifel diese Absicht nicht erreichen. Oesterreich hat die Leitung der Intervention in Krakau übernommen, wahrscheinlich eingedenk, daß Rußland bei einer andern Gelegenheit erklärt hatte: entweder werde es zu Dreien einschreiten oder zu Zweien oder allein.

War sonach die Intervention nothwendig geworden, so mag es immerhin zu Linderung des Schicksals der unglücklichen Verbannten beigetragen haben, daß Oesterreich es war, das sie vollzog und nicht die Kosaken. Daraus folgt jedoch gewiß nicht, daß die Politik Oesterreichs in Bezug auf die Türkei nicht konservativ sey und daß es nicht unter gewissen Umständen mit England gemeinschaftliche Sache machen würde.

England verfolgt sein großes Ziel mit Mäßigung und Weisheit — ein Bote des Friedens und der Aufklärung, und ein hohes Vorbild gesetzlicher Freiheit. Es hat Sardinien mit Portugal, Frankreich mit Amerika versöhnt. Seine Reformen im Innern befestigen sich, die torystischen Schreier verstummen. Die Wellington's und Peel's scheiden von den Intrikanten des Carlton-Klubbs. Der gesunde Sinn der Nation siegt über die Umtriebe des egoistischen Parteiwesens. England hat dem Absolutismus seine Börsen verschlossen. Es hat Europa aus der napoleonischen Sclaverei gerissen — es wird es unter kein schlimmeres Joch gerathen lassen. Wohl dem Volke, dessen Interessen mit den Sympathien der Menschheit zusammentreffen! Deutschland darf sich besonders freuen, daß es ein Land gibt, das seine altgermanischen Institutionen so geschickt auszubilden versteht!

---

1. December. — Die Universität Löwen lebt als Stiftung des belgischen Katholizismus wieder auf. Die Universität heißt eine freie, aber nur sofern sie keine Staatsanstalt ist. Sie ist entstanden unter dem Schutz des Gesetzes, das in Belgien das Prinzip der Freiheit des öffentlichen Unterrichts anerkennt, der Unterricht selbst ist nicht frei, sondern fordert als ausschließliche Grundlage für alle wissenschaftliche Bildung die katholische Religion. Alle Beamten, Lehrer und Zöglinge der Universität müssen diesem Glauben angehören. Von den Angestellten wird das Glaubensbekenntniß nach der Vorschrift Pius IV. abgelegt, und dem belgischen Episcopat der Eid der Treue und des Gehorsams geleistet. Um dieser Einseitigkeit nach anglicanischem Muster zu begegnen, hat die liberale Partei ihre Universität in Brüssel errichtet, und die Regierung läßt sich das Emporbringen der beiden Landesuniversitäten zu Lüttich und Gent um so angelegener seyn. Zu Vermeidung jedes Scheines von Parteilichkeit geschieht die Prüfung der Kandidaten durch geschworene Examinatoren, zu deren Ernennung die beiden Kammern mitwirken.

In der Citadelle zu Warschau wird der dem Andenken des

Kaisers Alexander gewidmete dreißig Ellen hohe Obelisk enthüllt. Auf der Hauptseite der quadratförmigen Basis aus Gußeisen liest man die Inschrift: „Alexander dem Ersten, Kaiser aller Reußen, dem Besieger und Wohlthäter Polens. Errichtet nach Beendigung der warschauer Citadelle am 19. November 1835."

4. December. — Reibungen in der Moldau zwischen dem Hospodar und der Aristokratie. Fürst Stourdza hatte willkürlich die Steuern erhöht, und drei der ersten Bojaren, die sich dieser Maßregel widersetzen wollten, darunter den Logotheten oder Minister des Innern, auf ihre Güter verbannt. Die Unzufriedenen, 150 Bojaren, die ihn überdieß beschuldigten, daß er durch Ankauf so vieler Ländereien und Waldungen für seine Familie das Land zu Grund richte, wandten sich mit Beschwerden nach Petersburg und Konstantinopel. In Jassy wäre nach einer Zeitungsnachricht, die übrigens ein anderer Korrespondent für ein Mährchen erklärt, dem Fürsten der Possen gespielt worden, daß er eines Mals in den Straßen hätte austrommeln hören müssen: „die Stelle des Logotheten sey zu veräußern." Als die Trommler angehalten wurden, zeigten sie einen Befehl des Polizeidirektors vor. Die Unterschrift war künstlich verfälscht. Später wollte der Hospodar das Verbannungsdekret widerrufen, die Verbannten wiesen aber die Begnadigung zurück. Die ganze Geschichte sieht einer Intrike gleich, durch welche auswärtigem Einfluß in die Hände gearbeitet wird.

7. December. — Der Präsident der hessisch-darmstädtischen Abgeordnetenkammer, Eigenbrodt, überrascht mit einer Kritik des Budjets, wornach die Ausgaben für die neue Finanzperiode sich gegen die vorige um 400,000 fl. höher belaufen, die Verwaltung überhaupt zu theuer erscheint. Die Majorität nimmt an diesem oppositionsartigen Resumé so großes Aergerniß als der Regierungskommissär, der ohne die herkömmlichen Verbeugungen den Saal verläßt. Die Regierung hält es für angemessen, in einer unter die Mitglieder vertheilten Denkschrift vom 10ten der Kammer zu beweisen, „daß nicht derjenige Staat, welcher die geringsten Ausgaben hat, bloß darum als der bestverwaltete angesehen werden darf, sondern vielmehr derjenige, in welchem die Ausgaben am Zweckmäßigsten verwendet werden."

Feierliche Eröffnung der Eisenbahn zwischen Nürnberg und Fürth, Deutschlands erster Eisenbahn mit Dampfkraft. Die Kosten der ganzen Einrichtung auf der $^{7}/_{4}$ Stunden langen Strecke betrugen 175,000 fl. In der ersten Woche (8. bis 14. December) warf der Personenverkehr allein (von 8044 Passagieren) 1154 fl., in

der zweiten Woche 1033 fl. ab, und da sich diese Einnahme auch später, nachdem der Reiz der Neuheit vorbei war, auf solcher Höhe behauptete, so stiegen die Aktien schnell um etliche und achtzig Prozent. Ein so günstiger Erfolg erfüllte ganz Süddeutschland mit Eisenbahn-Projekten. In Augsburg, München, Ulm, Stuttgart, Karlsruhe, Mannheim, Darmstadt, Frankfurt, Bamberg &c. war man überzeugt, daß Eisenbahnen zu dem großen Gebäude der materiellen Wohlfahrt Deutschlands den Schlußstein bilden müssen. Ueberall traten Comité's zusammen, wurden Subscriptionen veranstaltet, boten die Kapitalisten mit patriotischem Gemeinsinn ihre Börsen. In kurzer Zeit waren die erforderlichen Millionen beisammen und mehr als man brauchte. Eine Menge Anträge mußte abgewiesen werden. Die Glücklichen, die sich gehörig beeilt hatten, sahen, ehe noch eine Schiene gelegt war, ansehnliche Gewinnste realisirt. Dem Staatspapierhandel droht an dem Handel mit Eisenbahnaktien ein gefährlicher Nebenbuhler. Man erwartet ein allgemeines Steigen des Zinsfußes. Ein Beweis, wie reich Deutschland ist, und wie Unrecht Diejenigen haben, die das Volk nicht für glücklich und zufrieden halten! Die Bahnen, um die es sich jezt handelt, sind: eine Verbindung zwischen Augsburg und München, wahrscheinlich die nächste, die zu Stande kommt, denn die Terrainschwierigkeiten sind gering, der Personenverkehr auf dieser Route aber sehr bedeutend, folglich um so vielversprechender der Nutzen, daher auch die Actien bereits mit einem Aufgeld von 12 bis 14 Procent bezahlt werden; ein großer Straßenzug von Lindau über Augsburg, Nürnberg, Bamberg an die sächsische Grenze, der in die leipzig-dresdner Bahn einmünden soll; ein Straßenzug durch ganz Würtemberg nach dem Bodensee, noch ungewiß, einerseits ob von Stuttgart über Heilbronn nach Mannheim, oder über Pforzheim nach dem Leopoldshafen, andererseits ob durch das Rems- oder das Filsthal über Ulm; ein Straßenzug von Mannheim nach Basel; Straßenzüge von Frankfurt nach Mainz, Würzburg, Kassel, Leipzig. In Darmstadt scheint man kein eigenes Bahnsystem zu beabsichtigen, sondern sich einstweilen nur mit Geld zu rüsten zum Anschluß. In Würtemberg zerkämpfen sich viele Lokalinteressen und man hört den Ruf: Seyen wir nur Würtemberger! welcher mit der nothwendigen Rücksicht eines Binnenlands auf seine Nachbarn verstanden werden muß. In Baiern soll das Eisenbahnwesen im Allgemeinen dem Ludwigskanal untergeordnet bleiben, d. h. Eisenbahnen sollen nur erlaubt werden, wo sie mit dem leztern nicht in Collision kommen. Der funkelnde Polarstern all' dieser Spekulationen aber sind die Aktien der Ludwigseisenbahn zu Nürnberg!

Digitized by Google

In Washington Versammlung des Congresses. Frankreich, England, ganz Europa waren wegen der vielbesprochenen Entschädigungsfrage auf die Botschaft des Präsidenten gespannt. Wird der alte Hickory Krieg oder Frieden aus seiner Toga schütteln? Wird er sich entschuldigen oder durch neue Anzüglichkeiten die französische Empfindlichkeit reizen? Auch die Verhältnisse von Texas, die Aufregung in den Sclavenstaaten versprachen diesem Aktenstück ein ungewöhnliches Interesse. Die Botschaft, „eine der längsten unter den langen, aber der geschicktesten unter den geschickten“, wie die englischen Blätter sagen, entfaltet herkömmlicher Maßen ein vollständiges Gemälde der Lage der vereinigten Staaten, in welchem der in jugendlicher Kraft aufblühende unermeßliche Wohlstand eines Volks von 15 Millionen die glänzende Lichtseite bildet, ein Europäer jedoch unangenehm berührt wird, wo er die ärgerlichen gesetzwidrigen Auftritte in den Sclavenstaaten als Grund des Vorwurfs gegen die „brandstifterischen“ Schriften der Abolitionisten erwähnt findet. Bloß in der Anerkennung der Nothwendigkeit, eine bewaffnete Macht zu schaffen, kräftig genug, Angriffen von Außen und Innen zu widerstehen, oder einen Theil der fast nur auf dem Papier bestehenden Miliz zum Dienste der Behörden mobil zu machen, liegt eine leise Andeutung der Mißbilligung jener Ausschweifungen muthwilliger Rache und Selbsthilfe. Um billig zu seyn, darf man freilich nicht vergessen, daß die Oberregierung Alles, was die Sclaverei betrifft, nicht anders als mit zartester Schonung berühren darf, weil, so lange die Meinung der Humanität noch nicht durchgedrungen hat, hier eine Klippe ist, an der der ganze Staatenbund zerschellen könnte. Dagegen hat die Botschaft den schwierigen Fall mit Frankreich mit eben so viel Würde als gewandter Feinheit behandelt. Frankreich, beleidigt, weil der Präsident in seiner vorjährigen Botschaft sich Drohungen erlaubt haben sollte, hatte die Bezahlung der 25 Millionen an die Bedingung einer Ehrenerklärung geknüpft. Nun erwiederte der Präsident: „als unabhängiger Staat können wir uns nicht gefallen lassen, daß uns eine fremde Macht für die Form von Mittheilungen, die zwischen Regierung und Congreß gewechselt werden, verantwortlich machen will. Aber bedarf es denn einer Erklärung? Unser Gesandter hat bereits für sich der französischen Regierung die Versicherung gegeben, daß von meiner Seite keine Beleidigung beabsichtigt war, und ich habe nachher diese Versicherung gut geheißen und dadurch zu einem Regierungsakt erhoben.“ So hatte Frankreich eine öffentliche Erklärung, der Präsident hatte seine und seiner Nation Ehre gewahrt. Unglücklicherweise war inzwischen der amerikanische Gesandte von Paris abgereist, der französische von Washington abbe-

rufen worden. Als man in Frankreich die Botschaft erhielt, fand man sie befriedigend. Weil man Dieß aber in Amerika noch nicht wußte, als man das Zerschlagen der diplomatischen Unterhandlungen erfuhr, so war Jacksons Geduld erschöpft, und eine Zuschrift an den Congreß forderte diesen zu Ergreifung von Zwangsmaßregeln gegen Frankreich auf — vor jezt durch theilweise Hemmung des Verkehrs (non intercourse). Wer weiß, ob nicht unter diesen unterwegs sich durchkreuzenden freundlichen und unfreundlichen Posten zulezt noch Feindseligkeiten unvermeidlich geworden wären? Der Congreß war geneigt, auf Jacksons Antrag einzugehen. Doch war auch hier Englands Vermittlung willkommen. Am 22. Februar gelangte die amtliche Anzeige von der glücklichen Erledigung des Streits an den Congreß.

Ankunft des Königs von Baiern in Athen. Die Ueberfahrt von der italienischen Küste wurde in 100 Stunden gemacht. Die englische Regierung hatte auf dem Schiff Medea für alle Reisebequemlichkeiten gesorgt. Mehre Zimmer waren wie die Gemächer der neuen Residenz zu München bemahlt, Musikchöre an Bord genommen, Corridor's mit Orangerien zum Spazierengehen eingerichtet. Der Kapitän stellte sich mit den Worten vor, daß er zu voller Verfügung des Königs stehe und sofort keinen Herrn und Gebieter habe als Gott und Seine baierische Majestät und Dero Befehle erwarte, wohin, wann und wie gefahren werden solle. In Athen war eine Ehrenpforte errichtet. Die Alterthümler wollten dem hohen Gast die Abbildung einer kürzlich bei Korinth gefundenen Vase, die Schuljugend Kronen von Myrten und Lorbeeren überreichen, das auf der Pnyx versammelte Volk „dem aufrichtigen Freund der griechischen Unabhängigkeit, dem ersten unter Europa's Königen, der die wiedergeborene Hellas großmüthig unterstüzte“ sein Sito! zu rufen. Der Graf Armansperg eilte voran zum Empfang des Königs im Piräus. Und bald sah die das Ufer umwogende Menge die Barke des Königs Otto dem Schiff zurudern, auf dessen Verdeck Ludwig dem Sohne die Arme entgegenstreckte. Der Prinz, so jung aus dem Schoos der Seinigen losgerissen, in so schwierige, ungeordnete Verhältnisse gestellt, unter Menschen fremder Sitte, fremder Sprache, die ein Glück von ihm erwarteten, das der begeistertste Wille nicht hätte hervorzaubern können, und die sich vielleicht getäuscht glaubten, wenn die Zeit ihnen zu langsam zu arbeiten schien — wie oft mochte ihn ein bitteres Heimweh beschlichen, er sich ferne gewünscht haben von dieser dornenvollen Krone! Nun kam der Vater, den Muth des Sohnes aufzurichten, sich mit ihm zu freuen über die stolze, aber etwas einsame Secundogenitur! Alles war vergessen. Eine Reihe Feste verherrlichte die denkwürdige

Digitized by Google

Begegnung der beiden Könige, an die sich neue Hoffnungen des Volks knüpften, daher ihn eine Hymne als Kampfrichter einer neuen Olympia begrüßte, seine Ankunft mit der des „Götter und Gesetze bringenden Kekrops“ verglich. König Ludwig schien übrigens mehr den beobachtenden Zuschauer und stillen Rathgeber zu machen, als unmittelbar bestimmend auf die Geschicke Griechenlands einwirken zu wollen. Dieser Ruhm sollte für den Sohn ungeschmälert bleiben. Aber die Bemerkungen, die man von ihm hörte, bewiesen deutlich genug, aus welchem volksthümlichen Gesichtspunkte er die griechischen Angelegenheiten auffaßte: wenn er z. B. über die von der Regentschaft angefeindete Nationaltracht sein Wohlgefallen zu erkennen gab, mit Vergnügen zusah, als die benarbten Kapitani ihre Romaika vor ihm tanzten, wenn er sich verwundert äußerte über die große Anzahl der Beamten einiger Ministerien, wenn er sich für die Erhaltung der antiken Baudenkmale interessirte, wenn er sich mit der heiligen Synode in christlichem Sinn über die Unantastbarkeit der Gerechtsame der Kirche unterhielt. Es mußte den Griechen wohl thun, in ihm so ganz den Bewunderer und Kenner zu finden von Allem, was ihren gerechten historischen Stolz ausmacht. Seine baierische Majestät, wurde berichtet, theile die Zeit zwischen ernsten Berathungen über Griechenlands Gegenwart und gedankenvollen Betrachtungen über dessen Vergangenheit. Oft wandele der Monarch allein in der Umgegend, auf die nahen Hügel, oder ruhe in gleicher Einsamkeit unter einer der mächtigen Ruinen im Parthenon oder unter den gewaltigen Säulen des Olympicion, vertiefe sich in einen der klassischen Schriftsteller von Hellas, den Herodot oder Thukydides, Homer oder Sophokles im Anblick der Gebirge ihrer Heimath und umgeben von den Erinnerungen an ihre Epoche. So unter steter Abwechslung der Arbeit mit geistreicher Erholung, im Eindruck der wachsenden Wohlfahrt des interessanten Volkes und der Befestigung seiner Regierung und in ungestörter Heiterkeit, wurden sechs Wochen in Athen verlebt. Der unangenehme Zwischenfall mit dem spanischen Gesandten, der, weil die Königin Christine von Baiern nicht anerkannt ist, bei einer Aufwartung des diplomatischen Korps nicht vorgestellt werden konnte, und deßwegen seine Pässe nehmen wollte, ist kaum der Rede werth. Die Sache wurde auch bestens beigelegt. Selbst die — man weiß nicht warum — fortdauernde Vorenthaltung der dritten Serie von Seite der drei Mächte war nur eine augenblickliche Verlegenheit, indem die englischen Häuser, welche die Nationalbank errichten werden, bereitwillig die für den laufenden Dienst benöthigten 3 oder 5 Millionen Drachmen gegen Hypothek der Zehnten von 1836 vorgeschossen haben sollen. Um die Mitte Januars machte Seine Ma-

jestät einen Ausflug nach dem für den griechischen Handel so wichtigen Smyrna und der Küste von Troja, und nach Ihrer Rückkehr nach Athen traten die beiden Könige am 8. Februar in Gesellschaft des Grafen Armansperg eine Rundreise an durch den Archipel. Man glaubte nicht, daß König Ludwig vor Anfang des folgenden Monats Griechenland verlassen werde. Wird der Staatskanzler, dessen Gesundheit noch immer leidend ist, von seinem Posten abtreten, ganz oder auf Urlaub? Wird Hr. von Mieg ihn ersetzen? Dieß sind Fragen, die sich nicht beantworten lassen. König Ludwig scheint die Verdienste des Grafen anzuerkennen, und auch das griechische Volk hat sich augenscheinlich seit Errichtung des Staatsraths mit seiner Verwaltung mehr und mehr befreundet. Noch bleibt ein Wunsch zu erfüllen — die Gründung eines konstitutionellen Rechts!

8. December. — Das Portfolio beginnt seine berühmt gewordenen Indiscretionen. Anfangs wollte die Quelle dieser Staatspapiere Vielen verdächtig scheinen, und wohl mögen auch einzelne von englischem Fabrikat sich darunter eingeschmuggelt haben, z. B. die angeblichen Aktenstücke aus Circassien, indem man offenbar den dortigen Gebirgsvölkern zu viel Ehre erweist, wenn man sie zu gefährlichen Feinden des russischen Reiches macht. Im Allgemeinen wird jedoch an der Aechtheit der Mittheilungen des Portfolio nicht mehr gezweifelt. Dieses überlegene politische Urtheil, das sich besonders in denjenigen Depeschen ausspricht, die dem Grafen Pozzo di Borgo zugeschrieben werden, läßt sich nicht nachahmen. Auf welchem Weg sich die Herausgeber in Besitz dieses interessanten Schatzes gesezt haben, ist nicht bekannt. Aber in dem englischen Gold liegt ein mächtiger Hebel. Der unverkennbare Zweck der bisherigen Veröffentlichungen ist, Europa und die englische Nation insbesondere über die Absichten Rußlands aufzuklären, alle Schwächen dieser Macht aufzudecken, um, in der Voraussicht der Nothwendigkeit eines künftigen Konflikts, jene öffentliche Stimmung vorzubereiten, welche vorhanden seyn muß, ehe ein Ministerium über die Kräfte der britischen Reiche verfügen kann. So scheint man auch in Frankreich die Ansicht zu verbreiten, als sey Rußland der Erbfeind der französischen Nation, und es in Petersburg in der Mode, über deren moralischen und politischen Werth mit Geringschätzung sich zu äußern.

9. December. — Einäscherung der Stadt Mascara. Dieß ist der Glanzpunkt der von dem Marschall Clausel mitten in der Regenzeit mit 8 Brigaden unternommenen sechszehntägigen Expedition gegen Abd-el-Kader. Die Trophäen sind 7—800 Juden mit Weibern und Kindern, welche die Armee auf dem Rückzug begleiten,

nachdem sie ihnen die Häuser abgebrannt hat. Unter mühseligen Strapazen, im fürchterlichsten Wetter, im Schlamm versinkend, umschwärmt von den Feinden, die nach den vorhergegangenen Gefechten hätten vernichtet seyn sollen, und nicht ohne Verlust an Menschen und Zugvieh, traf man am 12ten wieder in Mostaganem ein. Mascara enthielt die Zeughäuser des Emirs, große Vorräthe von Getreide, Schwefel und Salpeter, und ein mit 22 Kanonen besetztes Fort. Es wäre also wohl der Mühe werth gewesen, eine solche Eroberung zu behaupten, und nicht da die Wüste zu vergrößern, wo das Land der Wüste abgerungen werden muß, wenn anders die Franzosen, wie sie versichern, Afrika civilisiren wollen. Doch das Heer durfte sich nicht schwächen — es mußte dem Herzog von Orleans auf dem Rückweg zur Bedeckung dienen. So begnügte man sich, den arabischen Stämmen einen kleinen Schrecken einzujagen, zufrieden, daß man Stoff zu einem lobrednerischen Bulletin hatte, dessen Quintessenz der Thronrede einverleibt werden konnte, um den Kammern zu sagen, die Schlappe von Macta sey gerächt, der Kronprinz habe dem Marschall seine 10 Adjutanten und Ordonnanzoffiziere zur Verfügung gestellt und einen Prellschuß erhalten — Alles zum Ruhme der großen Nation! Man sieht, die Expedition konnte nicht auf eine bessere Jahreszeit aufgeschoben werden.

15. December. — Furchtbarer Brand in New-York. Sechshundert vier und siebzig Häuser, das prächtige Börsengebäude, die Post und eine Menge der reichsten Waarenlager werden ein Raub der Flammen. Tausend Handelsfirma's, welche 3500 bis 4000 Commis beschäftigen, haben ihr Handelslokal verloren. Der älteste und gewerbsamste Theil der Stadt liegt in Ruinen. Die Löschanstalten waren von geringem Erfolg, da die Kälte so streng war, daß das Wasser in den Spritzenröhren gefror. Erst durch Niederreißen von Häusern konnte den Fortschritten des Feuers Einhalt gethan werden. Man fürchtete Anfangs große Fallimente, besonders einen Bankrutt der Versicherungs-Gesellschaften, die man außer Stand hielt, den zu 18 bis 20 Millionen Dollars geschätzten Schaden zu ersetzen. Doch auf einfache Bürgschaft der brennenden Stadt schoß der Präsident der Bank der Vereinigten Staaten 10 Millionen vor, alle Städte, alle Banken wetteiferten, Unterstützungen und Subscriptionen anzubieten, und die Versicherungs-Gesellschaften können jezt bezahlen. Nach einigen Tagen war das Unglück wie vergessen, die Geschäfte wieder im Gang, und tausend Hände in Bewegung, um den Schutt wegzuräumen, so daß man in einem oder zwei Jahren den zerstörten Stadttheil schöner erstehen zu sehen hofft. Die Amerikaner zeigten, welche Hülfsquellen

sie in ihrem Muth, in ihrer Thätigkeit und ihrem Gemeinsinn besitzen.

18. December. — Der Kammer der Procuradoren wird ein Gesetzes-Entwurf über die Preßfreiheit vorgelegt. Die Bestimmungen sind zum Theil der französischen Gesetzgebung nachgebildet, nur sind die angedrohten Strafen in demselben Verhältniß milder, als Spanien ärmer und die Presse dort weniger eine Macht ist. Direkt umwälzende Schriften werden an dem Verfasser mit ein- bis vierjähriger Haft und mit 2 — 6000 Realen, indirekt umwälzende mit einmonatlichem bis einjährigem Gefängniß und 200 — 2000 Realen gestraft. Das Verbrechen der Umwälzung wird verübt durch Angriffe auf die Religion, die Grundgesetze des Königreichs, die Thronrechte Isabella's II., die Vorrechte der Staatsgewalt, die unbestreitbaren Rechte der Nation, sey es, daß man sie lächerlich macht, sey es, daß man zum Ungehorsam oder zum Aufstand anreizt. Außerdem sind noch scandalöse und obscöne Schriften im Interesse der öffentlichen Ordnung verpönt. Die Privatehre wird nicht nur gegen verleumderische Schmähschriften, sondern auch gegen bloß ehrenrührige oder beleidigende Ausfälle geschützt, und im leztern Fall wird nicht einmal der Beweis der Wahrheit zugelassen, doch muß ein Versöhnungsversuch gemacht werden, ehe zum Prozeß geschritten werden darf. Das gerichtliche Verfahren ist öffentlich und geschieht durch Geschworene, und zwar in zweifacher Beziehung, sowohl durch eine Anklage- als eine Spruchjury. Jene entscheidet über die Versetzung in Anklagestand (Was in Frankreich der Staatsanwalt thut), diese über die Straffälligkeit. Die Wähler für die Cortes in der Stadt, wo sich das Gericht befindet, sind auch Geschworene. Der Präsident des Gerichtshofs zieht die Geschworenen durch das Loos, für die Anklagejury 12, für die Spruchjury 15, deren Zahl er dann auf 10 und 12 vermindert. Bei der Spruchjury können Kläger und Beklagter, Jeder ohne Angabe eines Grunds, 5, der Fiscal 8 Namen verwerfen. Das Urtheil wird in geheimer Abstimmung nach absoluter Stimmenmehrheit gefällt. Die Geschworenen haben zu erklären, ob mildernde oder erschwerende Umstände vorhanden seyen. Stimmengleichheit spricht frei. Verfasser, Verleger und Drucker, selbst Verkäufer sind verantwortlich, so daß, wenn der Verfasser nicht erscheint, man sich an den Verleger hält u. s. f. Zu Herausgabe eines Journals ist die Erlaubniß des Civil-Gouverneurs der Provinz erforderlich. Er kann sie nicht verweigern, wenn zwei Personen von gesellschaftlicher oder literarischer Befähigung, z. B. Wahlmänner oder Abgeordnete, die Bürgschaft übernehmen, und 60,000 Realen baar oder das Doppelte in Scheinen der consolidirten Schuld hinterlegt sind. Ein

Blatt, das in einem Jahr drei Prozesse verliert, kann unterdrückt werden. Auch können die Civil-Gouverneure wegen gefährlicher Artikel die Circulation einzelner Numern suspendiren. Religiöse Schriften bleiben nach wie vor unter Censur.

21. December. — Das spanische Ministerium verlangt von den Cortes ein Votum des Vertrauens, nämlich die Ermächtigung, die Abgaben für das Jahr 1836 nach dem bisherigen Finanzgesetz fort zu erheben, in dem Verwaltungssystem Veränderungen einführen zu dürfen, wenn sie zweckdienlich scheinen zu Erzielung eines höheren Ertrags der Einkünfte, auch alle Hilfsquellen zu schaffen für die Bedürfnisse des Heeres, um den innern Krieg so schnell als möglich zu beendigen, ohne jedoch diese Mittel weder in neuen Anlehen zu suchen, noch in der Zerstücklung der Staatsgüter, die zur Fundirung und Tilgung der Schuld bestimmt sind. Worin bestehen also die Mittel für so außerordentliche Leistungen? Das sagt Mendizabal nicht, es ist ein Geheimniß. In der Debatte, in der die frühern Minister eine schwache Opposition versuchten, bekannte Galiano, daß eine solche allgemeine Vollmacht allerdings befremdend erscheinen könne, aber, sezte er hinzu, Revolutionen erheischen revolutionäre Maßregeln!

26. December. — Kaiser Nikolaus gedenkt am zehnten Jahrestag seiner Thronbesteigung der Verschwörer von 1826, Trubetzkoi und Genossen. Den schon im November 1832 auf 15 Jahre Begnadigten sind zwei Jahre Festungsarbeit nachgelassen. Die Andern, deren Strafzeit damals auf 10 Jahre ermäßigt war, sollen jezt schon in Sibirien angesiedelt werden.

27. December. — Lord Ponsonby erhält von der Pforte den nachgesuchten Ferman gegen das Monopol-System des Vicekönigs von Egypten, das dieser auch auf Syrien hatte ausdehnen wollen. Ohne dieses Monopolsystem, ohne eine Verwaltung, welche die Steuern des Herrschers, den Gewinn des Kaufmanns und des Fabrikanten in Einer Kasse vereinigte, hätte Mehemed Ali den ihm unterworfenen Völkern nie den sauern Schweiß auspressen können, um die Schätze zu sammeln, durch die es ihm möglich ward, mächtige Heere und Flotten auszurüsten, und seinem Oberherrn dem Sultan über den Kopf zu wachsen. England hat sich seiner alten Handelsverträge mit der Türkei erinnert, sie waren durch den egyptischen Vasallen verlezt, jezt fordert es deren Vollziehung in vollem Umfang. Der Ferman erklärt alle Monopole für ungesetzlich, sofern sie nicht von der Pforte, die allein das Recht hat, die Grundsätze der Verwaltung in ihren Provinzen zu reguliren, genehmigt sind.

Eine ernstliche Mahnung des Bassa an sein Unterthanen-Verhältniß, wie er lange keine mehr gewohnt war! Gibt er nach, so ist der Nerv seiner Macht zerschnitten, im andern Fall hat er England zum Feind, das sehr geneigt scheint, zu Herstellung des sultanischen Ansehens seine Flotten zu leihen! So würde die russische Hilfe der Türkei entbehrlich werden.

28. December. — Eine Abtheilung nordamerikanischer Truppen von 112 Mann wird von den Seminolen überfallen und bis auf 3 Mann niedergemacht und scalpirt. Damit beginnt ein Kampf, der ganz Florida in Blut und Flammen sezt. Wer nicht fliehen kann, fällt unter dem Tomahawk der rothen Männer. Der Congreß hat in Eile eine halbe Million Dollars zur Verfügung des Kriegsministers gestellt. Da dieser Rachesturm — die lezte verzweifelte Anstrengung eines Volks vor der Deportation von seinem heimathlichen Boden nach den nordwestlichen Wildnissen — sich nach den Gegenden wälzt, wo die Negersclaverey blüht, wo es z. B. Gesetz ist, daß der Weiße, der einen Sklaven lesen oder schreiben lehrt oder ihm ein Buch schenkt, mit 5000 Dollars, der Sklave, der den Unterricht oder das Geschenk annimmt, mit 39 Peitschenhieben gestraft werden soll, aus dem Grunde, weil Dieß die Sklaven unzufrieden mache und zum Aufstand reize, so ist man besorgt, die Neger möchten mit den Indianern gemeinschaftliche Sache machen. Oder wird Amerika später seine Sklavenkriege haben?

Die Dresdner feiern den 81sten Geburtstag des Königs Anton durch Errichtung eines Denkmals und einen Festzug, in welchem achtzig Jungfrauen Sr. Majestät ein Gedicht überreichen. Die Zeitungsberichte nennen Dieß „ein freiwilliges Zeichen der Anerkenntniß der väterlichen Güte des Monarchen, welcher seinem Land eine Verfassung gegeben hat, und gleichsam eine Expiation der Vorfälle im Jahr 1830, welche als die nächste Veranlassung der neuen Ordnung der Dinge zu betrachten sind."

Die nach dem neuen englischen Corporationsgesetz in fast zweihundert Städten angefangenen Gemeinderathswahlen erfüllen die Freunde des Fortschrittes mit den erfreulichsten Hoffnungen. Der Torysmus verliert wieder ein mächtiges Bollwerk. Die liberale Majorität im Unterhaus rechnet bei einer künftigen Parlamentswahl auf einen Zuwachs von 40 bis 56 Stimmen, weil dann den Gegnern ihr Einfluß auf so viele Gemeinden, die Verfügung über das körperschaftliche Vermögen und damit ein reiches Bestechungsmittel entzogen seyn wird.

29. December. — Versammlung der französischen Kammern. Zum ersten Mal klagt die Thronrede nicht über den

Digitized by Google

Unfug der Parteien. Die Ruhe im Innern, erklärt sie, sey ungefährdet, das allgemeine Glück und das Staatseinkommen im Steigen, die Macht nach Außen gesichert. Der Augenblick sey gekommen, da Frankreich die Früchte seiner Klugheit und seines Muthes ernten solle. Wird die lang erwartete Amnestie, die Reduktion des Heeres auf den Friedensfuß, die Herabsetzung der Zinse der Staatsschuld, die Verminderung des Budjets, die Rückkehr von den Ausnahms-Maßregeln zum ordentlichen Recht, werden alle die gesellschaftlichen Interessen, welche die Julirevolution in Aussicht stellte, nun rasch folgen? Es scheint nicht. Die Thronrede spricht nur in unbestimmten Ausdrücken davon, daß man sich bemühen werde, die Gemüther zu beruhigen, die Einrichtungen zu vervollkommnen, alle Interessen zu beschützen, und die Einschüchterungsgesetze vom September sind es, denen sie für den jetzigen geordneten Zustand Dank weiß. Dagegen verweilt sie mit Rührung bald bei der überstandenen Noth des Königshauses im Juli 1835 und der damals in Frankreich geoffenbarten Theilnahme, bald bei den neuesten Gefahren des Kronprinzen auf dem Zug nach Mascara. Sie rühmt unter Bezeugung ihrer treuen Anhänglichkeit an den Quadrupelallianz-Traktat die Innigkeit mit Großbritannien und kündigt an, daß diese Macht in dem Streit mit Nordamerika ihre Vermittlung angeboten und Frankreich sie angenommen habe.

30. December. — Die beiden Dampfboote unter Obrist Chesney schwimmen auf dem Euphrat. Das erste war schon am 6. Oktober flott gemacht worden, troß aller Hindernisse, die Ibrahim Pascha dem Unternehmen in den Weg legte und troß der Schwierigkeit des Transports. Einem einzigen Wagen waren 76 Ochsen vorgespannt worden, die von 36 Personen geführt wurden.

31. December. — Tahir Pascha kehrt mit seiner aus 4 Linienschiffen, 2 Fregatten, einer Korvette und einem Kutter bestehenden Flotte in die Dardanellen zurück. Er überbringt dem Sultan die Nachricht von der Pacification von Samos. Die Unterwerfung soll durch gütliche Mittel zu Stande gebracht worden seyn. Die compromittirtesten Personen hatten sich geflüchtet. Zwar ließ der Kapudan-Pascha 18 Gefangene nach Konstantinopel abführen. Aber auch diese, wird versichert, seyen bald wieder auf freien Fuß gesezt worden.

1. Januar. — Die Vermählung der Königin Donna Maria II. wird zu Lissabon und in Deutschland gleichzeitig durch Procura vollzogen. Der am 7. December unterzeichnete Ehekontrakt soll folgende Bestimmungen enthalten: Der Prinz Ferdinand führt den Titel Prinz von Portugal, mit dem Prädikat: königliche Hoheit, bis ein Thronfolger geboren wird, worauf er König heißt und Theil

an der Regierung bekommt. Stirbt seine Gemahlin, so wird er Vormund und regiert allein. Er verzichtet auf die coharyschen Besitzungen in Ungarn, und erhält dafür in Portugal ein jährliches Einkommen von 25,000 Pf. Sterl. In Bezug auf die Zahl der Personen seiner Umgebungen, die er mitbringen will, ist er nicht beschränkt: sie werden aus dem portugiesischen Schatz besoldet. Auch hat ihm die Königin die Stelle eines Oberbefehlshabers des Heeres zugedacht, Was jedoch in den Cortes Anstand findet.

2. Januar. — In Texas gestalten sich die Dinge immer drohender für Mexico. General Santa-Anna bricht von Potosi gegen die Insurgenten auf. Vermöge einer Proklamation vom 30. December hat Jeder, der das Gebiet der mexicanischen Republik bewaffnet betritt, oder den Feinden Kriegsvorräthe zuführt, die Strafe als Seeräuber verwirkt, Was so viel heißt: die Kriegsgefangenen sollen erschossen werden. Der Erzbischof von Mexico und der Bischof von Puebla sollen der geldentblößten Regierung eine Million Dollars vorgestreckt haben. Schon im August hatte eine Volksversammlung in Nacogdoches der mexicanischen Regierung den Gehorsam aufgekündigt, oder vielmehr den Entschluß erklärt, eher das Aeußerste zu wagen, als die Eingriffe des tyrannischen Häuptlings der Hauptstadt in ihre Verfassung zu dulden. Unter dem Vorwand der Verhinderung des Schmuggelhandels scheint es auf eine militärische Besetzung und die Entwaffnung der meist aus eingewanderten Nordamerikanern bestehenden Bevölkerung abgesehen gewesen zu seyn. Man griff zu den Waffen. Die Texaner nahmen den amerikanischen General Samuel Houston in ihre Dienste, riefen aus den vereinigten Staaten Freiwillige zu Hülfe. In New-Orleans und andern südlichen Städten der Union wirbelte die Werbtrommel. Es fehlte nicht an zahlreichen Abenteurern, welche gerne die Flinte ergriffen, um einer Einladung zu folgen, die ihnen freigebige Belohnungen mit fruchtbaren Ländereien, deren Texas noch Millionen Morgen besitzt, im Hintergrund zeigte. Umgekehrt suchte die mexicanische Regierung, durch ähnliche Aussichten, die Indianer in ihr Interesse zu ziehen. Bis jetzt war der Vortheil entschieden auf der Seite der empörten Provinz. Eine Abgeordneten-Versammlung zu San Felipe erklärte am 3. November den Unionsvertrag mit Mexico vernichtet und Texas unabhängig. Texas hat nicht nur die Nordamerikaner, bei denen der Gedanke an eine Ausdehnung der Grenze bis an den Rio Bravo del Norte sehr populär ist, zu Land und See zu Bundesgenossen, sondern in Mexico selbst ist die Partei der Yorkinos, die es gerne sehen würde, wenn sich Santa-Anna's Centralisations- oder Diktaturplane (nach der neuen

Digitized by Google

Verfassung vom 23. Oktober vorigen Jahres sind die Autoritäten der einzelnen Staaten aufgehoben), an diesem Widerstand brächen. Troz des Gesetzes, das den Bürgern jeden feindseligen Akt gegen eine befreundete Regierung bei strenger Ahndung verbietet, haben Nordamerikaner sich nicht gescheut, mexicanische Schiffe wegzunehmen, sogar einen Angriff auf Tampico versucht, der jedoch den Unternehmern übel bekommen ist, indem sie 28 Gefangene zurückließen, welche ohne Gnade (es war ein Lösegeld von 100,000 Dollars angeboten) hingerichtet worden sind, und troz der Beschwerden des mexicanischen Gesandten und bei dem besten Willen dürfte das Kabinet von Washington kaum im Stande seyn, die erklärte und in der Botschaft des Präsidenten wiederholt zugesicherte Neutralität streng aufrecht zu halten, gegen die öffentliche Meinung das Gesetz zu vollziehen, oder ihr, die einmal für die Texaner spricht, eine andere Richtung zu geben. Und die nach Vera-Cruz geschickten Kaperbriefe werden wohl auch die auf diesen Krieg spekulirenden Yankee-Kaufleute nicht schrecken. Die Marine Mexico's ist zu wenig furchtbar. In diese Kämpfe ehrgeiziger Militärhäuptlinge um die Alleinherrschaft bald einzelner Provinzen, bald ganzer Staaten, die im spanischen Amerika an der Tagesordnung sind, mit Ausnahme etwa eines Theils von Columbia, Bolivia's und Chili's, wo Santander, Paëz, Santa-Cruz und Pieto ihr Uebergewicht behaupten — in diese anarchisch-gesellschaftlichen Bewegungen, anderswo sich selbst überlassen, wird sich demnach in Mexico ein mächtiges englisch-amerikanisches Element eindrängen.

Unterzeichnung des Vertrags zwischen den deutschen Zollvereinsstaaten und der freien Stadt Frankfurt wegen des Beitritts der Leztern. Der Vertrag ist gültig bis zum Jahr 1842 und kann dann von 12 zu 12 Jahren verlängert werden, wenn nicht anders der deutsche Bund inzwischen eine allgemeine Maßregel zu Vollziehung des 19ten Artikels der Bundesakte zu Wege bringt. Darf man aus dem Beisatze vielleicht auch nicht auf eine nahe bevorstehende Vereinigung von ganz Deutschland schließen, so erhellt daraus doch, daß man die Hoffnung noch nicht aufgegeben hat.

4. Januar. — Bekanntmachung der russischen Regierung in Polen, daß vom 20. August nächsten Jahres an Niemand ein Staatsamt soll bekleiden können, wer sich nicht über hinlängliche Kenntniß der russischen Sprache ausweist. In den altpolnischen Provinzen hatte ein Ukas vom 24. Oktober, unter Bezeugung des kaiserlichen Mißfallens, daß unter dem polnischen Adel so wenig Eifer für den Staatsdienst sey, verboten, bei den durch Adelswahl zu besetzenden Stellen künftig

Jemand zuzulassen, ohne daß der Kandidat vorher im russischen Militär- oder Civilfach gedient habe.

Metzeleien in Barcelona. Mina war auf einem Zug gegen die Insurgenten abwesend, als das Gerücht, die Karlisten hätten wieder eine Anzahl Christinos, Einwohner der Stadt, erschossen, der unter dem Volk ohnehin herrschenden Gährung neue Nahrung gab. Man beschuldigte die Regierung, sie sey zu nachsichtig gegen die Karlisten, und begünstige eher insgeheim ihr Entkommen, als daß sie die gesetzliche Strafe über sie verhänge. So eben hatte ein Kriegsgericht einige Gefangene, die überwiesen waren, Thaten wilder Grausamkeit verübt, Weibern die Augen ausgerissen zu haben rc., bloß zur Deportation verurtheilt. Bald rotteten sich bewaffnete Haufen, meist Nationalgarden aus den untersten Ständen, die dem Bataillon der Blusen angehörten, zusammen, und zogen unter dem Geschrei: Tod den Karlisten! durch die Straßen. Ungehindert erstieg das Volk die Mauern der Citadelle, holte bei dem Kommandanten Pastors die Schlüssel zu den Gefängnissen und erwürgte über 100 Gefangene. Die Behörde und die andern Nationalgarden verhielten sich ruhig, bis die Wüthenden nicht dabei stehen blieben, sondern den Constitutionsstein aufpflanzen wollten. Nun erst regte sich der übrige Theil der Nationalgarde, dem es vor einer Ochlokratie bangte, der Befehlshaber des Linienschiffes Rodney, Kapitän Hyde-Park, drohte, 700 Soldaten zu landen; der Constitutionsstein mußte wieder weggeschafft werden; die Anführer der Bewegung wurden festgenommen, und auf das englische Schiff gebracht. Das Blusenbataillon wurde unter die Feldtruppen gesteckt. Die Königin verehrte der treuen Nationalgarde eine gestickte Fahne.

7. Januar. — In Regensburg wird die königlich bairisch-würtembergische Gesellschaft für Dampfschifffahrt auf der Donau, nachdem ihr die bairische Regierung ein Privilegium auf 40 Jahr ertheilt, und die Uebernahme der größern und kleinern Korrektionen des Strombetts auf Staatskosten zugesagt hat, förmlich konstituirt. Das ganze Kapital ist zu 400,000 fl. in Aktien zu 100 fl. festgesezt. Der Sitz des General-Comités bleibt Regensburg, die Gesellschaften in Passau und Ulm schließen sich an. Die Dampfschifffahrt soll in Jahresfrist in Thätigkeit seyn. Fast gleichzeitig wird von Straßburg her gemeldet, daß es mit dem Plan eines Kanals von Kehl nach Ulm Ernst werden soll, daß die Häuser M. Williek, Goll und Komp. in Amsterdam, Engel, Brugman und Komp. in Brüssel und andere bereits die nöthigen 10 Millionen unterzeichnet haben, daß ein Straßburger, Namens Molineau, an der Spitze der

Digitized by Google

Aktiengesellschaft stehe, daß der englische Ingenieur Hamond die Leitung der Arbeiten übernehmen werde, daß sogar noch andere Kanäle mit im Plan seyen, nämlich Verbindungen der Donau mit dem Bodensee und mit dem neuenburger, thuner und züricher See. Wenn man die Entwicklung der Rheindampfschifffahrt betrachtet, die im Jahr 1834 einen Gewinn von 81,458 Thlr. abgeworfen, im Jahr 1835 gegen 100,000 Passagiere zwischen Straßburg und Köln gefördert hat, für welche bei dem von Jahr zu Jahr zunehmenden Verkehr jezt das neunte Dampfboot im Bau ist, damit künftig zwischen Köln und Mainz täglich zwei Boote gehen können, und deren Aktien zu 150 Prozent Aufgeld gesucht, ja, nicht zu bekommen sind, so kann man sich vorstellen, welchen Reiz alle derlei Unternehmungen haben müssen, aber man ist doch begierig, woher der Kanal nach Ulm das Wasser nehmen wird. Das Unternehmen ist seitdem aufgegeben worden, da die Regierungen von Baden und Würtemberg sich nicht dazu verstehen konnten, 5 Proz. Zinse zu garantiren.

8. Januar. — Gutzkow's Prozeß vor dem Hofgericht zu Mannheim wegen seines Romans Wally. Die Neuheit der Anklage gegen einen Schriftsteller wegen eines moralisch-religiösen Verbrechens, da man bisher nur politische Sünden der Literatur gerichtlich zu verfolgen pflegte, nebst der gegen das junge Deutschland gerichteten Regierungs-Maßregel, gaben dem Fall ein bedeutendes Interesse. Gutzkow vertheidigte sich selbst in einem, wie man versichert, geist- und kenntnißreichen Vortrag. Mit welchem Erfolg, erhellt daraus, daß das Hofgericht wenigstens die Anklage der Blasphemie fallen ließ. Der Gefangene wurde wegen Angriffs auf die im Großherzogthum Baden anerkannten Religionsgemeinschaften zu 10 Wochen Gefängniß verurtheilt, der erstandene sechswöchentliche Untersuchungsarrest jedoch abgezogen. Der alte Paulus hatte sich besonders angelegen seyn lassen, den Richtern eine beruhigtere Ansicht beizubringen. Ueberhaupt scheint die anfängliche Strenge gegen das junge Deutschland bereits sich etwas zu mildern. Da der von der Bundesversammlung in der 31sten vorjährigen Sitzung gefaßte Beschluß kein absolutes Interdikt ausgesprochen, sondern sich begnügt hat, in mehr verwarnender Weise die Straf- und Polizeigesetze der einzelnen Länder gegen die als gefährlich erkannten Tendenzen der neuen Schule anzurufen, so ist damit jeder Regierung freigestellt, wie sie die befürchteten Nachtheile für die öffentliche Moral verhüten will. Wenn es zuerst scheinen konnte, als sollten Heinrich Heine, Karl Gutzkow, Heinrich Laube, Rudolf Wienbarg und Theodor Mundt geradezu literarisch mundtodt erklärt werden, so scheint es jezt, daß

man ihnen unter Censur zu schreiben nicht verwehren wird. Zwar hat Laube die Redaktion der Mitternachtszeitung, Mundt seinen Zodiacus aufgeben, auch sich unter den Mitarbeitern der Societät für wissenschaftliche Kritik ausstreichen lassen müssen. Aber während viele Personen sich beeilt haben, das junge Deutschland, mit welchem sie in Verbindung gestanden, zu desavouiren, während das Journal des Debats der Rechtfertigungs-Zuschrift Heine's an die hohe Bundesversammlung ihre Spalten geöffnet hat, so haben in Berlin selbst angesehene fürsprechende Stimmen sich erhoben, und die Gerüchte von Organisation einer literarischen Polizei im größern Styl, von einer Censur, die nicht bloß einen negativen Einfluß ausüben solle, von Errichtung einer großen National-Akademie als Oberaufsichts-Behörde für die deutsche Gesammt-Literatur sind wieder verschollen. Dagegen sind die Vorkehrungen gegen die nachtheiligen Einwirkungen der französischen Presse geschärft worden. Von pariser Blättern dürfen von den preußischen Posten sous-bande nur noch Moniteur, Debats, Gazette de France, Quotidienne, Journal de Paris, Renovateur und Courrier français (letzteres Oppositionsblatt, weil es keine Correspondenzen aus Preußen enthält,) frei bezogen werden. Von den übrigen wäre das Postgeld wie von Briefen zu bezahlen, wobei das Journal auf jährliche 500 Thaler käme. Auch ist es verboten, sie an öffentlichen Orten oder in Lesezirkeln aufzulegen. Mehre Journale, namentlich der National, sollen durch diese Maßregel eine gute Anzahl Abonnenten verlieren.

Marschall Clausel rückt von Oran gegen Tlemsen. Abd-el Kader, in dessen Reihen dießmal 500 Marokkaner fechten, wird zu wiederholten Malen geschlagen. In Tlemsen erschienen Abgeordnete verschiedener Stämme, und boten ihre Unterwerfung an. Nach Zurücklassung einer Besatzung in dieser Stadt zieht Clausel am 12. Februar wieder in Oran ein. Es scheint, daß der Marschall auf diese Art nach und nach das ganze Land zum Gehorsam bringen will.

9. Januar. — Die Zerwürfnisse zwischen dem sardinischen und portugiesischen Hof werden durch englische Vermittlung beigelegt.

12. Januar. — Der Prinz Karl von Capua, Bruder des Königs von Neapel, entflieht (vier Tage vor der Niederkunft der Königin mit einem Kronprinzen, an deren Folgen dieselbe am 31. Januar starb,) mit einer schönen Irländerin, Miß Penelope Smith. Die Neuvermählten eilen nach Madrid. Der Prinz hofft, die Königin Christine werde den Bund der Liebe in einem andern Lichte betrachten, als der strenge Bruder. Es scheint aber, daß man auch am madrider

Digitized by Google

Hof die Partie nicht angemessen findet, und es ist davon die Rede, das Paar werde sich nach Portugal oder England begeben.

13. Januar. — Die französische Deputirtenkammer votirt die Adresse. Sonst war die Adresse immer eine Art Ereigniß, der Ausdruck irgend einer Initiative, welche die Kammer in der Regel zum Nutzen und Frommen ihrer Popularität, gegenüber der Regierung, ergriff. Ist nun gleich dieses Streben nach Selbstständigkeit durch Ludwig Philipps kluge Disciplin neuerer Zeit sehr gemäßigt worden, so wurde diese Taktik des Scheins parlamentarischer Souveränität auch dießmal versucht, und siehe da — der Versuch gelang. Ein Amendement zu Gunsten der durch die Verträge sanctionirten altpolnischen Nationalität wurde durchgesezt. Es ist zwar bloß eine tapfre Phrase und man weiß, daß von da bis zum tapfern Handeln noch ein weiter Schritt ist, aber für die politische Stellung Frankreichs ist sie bezeichnend. Sie gewöhnt die Nation an den Gedanken eines Kriegs mit Rußland, und lautet fast wie die Drohung: Entweder können wir uns durch die Verträge von 1815, die uns in mancher Beziehung so lästig sind, nicht für gebunden halten, oder auch andere Mächte dürfen die ihnen auferlegten lästigen Verpflichtungen nicht abschütteln. Selbst in der Pairskammer ließen sich Stimmen in ähnlichem Sinn vernehmen. Besonders schien einigen legitimistischen Herren die Sache der katholischen Kirche in Polen nahe zu gehen, und sie äußerten sich in einer Art, als ob Rußland überall seine Czaars-Religion einführen wolle. Die Minister bekämpften diese Amendements, um nicht voreilige Hoffnungen zu erwecken, gaben aber ihre Uebereinstimmung in der Gesinnung unzweideutig zu erkennen. Wirklich will man behaupten, daß Polen höheren Orts nicht selten unter der Hand ermunternde Winke erhalten, wenigstens werden ihre politischen Vereine mehr geduldet, und die neuerdings errichtete Conföderation, mit dem Zweck, die ganze Emigration zu vereinigen, alle Mißverständnisse unter den Parteien zu beseitigen, findet bei der Polizei, der sie ihre Statuten vorgelegt hat, keinen Anstand.

14. Januar. — Der Finanzminister Humann bringt in der Deputirtenkammer bei Vorlegung des Budjets (1,012,000,000 Franken) die Zinsherabsetzung der fünfprozentigen Schuld in Anregung. Die Gründe für diese Maßregel sind: Dieser Zins steht in keinem Verhältniß mehr zum Werth des Geldes, das man überall um 3 bis 4 Prozent haben kann, zum Ertrag des Grundeigenthums, welches sich höchstens mit 3 Prozent verzinst, der Schatzkammerscheine, welche nur 2 Prozent, der Sparkassen, welche nur 4 Prozent zinsen, zum Stand der Staatskapitalien von fast

ganz Europa, bei welchen, wo die Finanzen nicht zerrüttet sind oder die Bürgschaften des Vertrauens fehlen, der Zinsfuß 4, 3½ oder 3 Procent beträgt. Ohne ungerecht gegen die Staatsgläubiger zu seyn, die eine Schuld, von der nicht über 75 Prozent Kapital in die öffentlichen Kassen gekommen, zu 100 voll heimbezahlt erhielten, würde aber die Reduktion das Budjet um 35 Millionen erleichtern, welche Erleichterung, wie nebenbei behauptet wird, um so nothwendiger sey, als sonst ein Deficit von 17 Millionen vorhanden wäre. Die Deputirten vernahmen die Eröffnung mit großer Aufmerksamkeit, mit Ueberraschung die Minister. Humann hatte zwar seinen Collegen von seinem Plan gesagt, aber nicht förmlich ihre Zustimmung nachgesucht. Der Herzog von Broglie widersprach daher im Namen des Cabinets: die Sache sey nicht zeitgemäß. Die Kammer wünschte wenigstens zu erfahren, wann die Regierung glaube, mit einem Gesetzesentwurf hervortreten zu können? Das Cabinet könne sich noch durch keine bestimmte Zusage binden, war die Antwort. Was vermochte Ludwig Philipps Rath so sehr einer Maßregel abgeneigt zu machen, gegen deren Billigkeit und Gerechtigkeit schlechterdings Nichts einzuwenden war? Die fünfprozentige Rente befindet sich größtentheils in den Händen des pariser Mittelstandes, der Nationalgarden, der Stützen der Regierung, diese würden ⅕ ihres Einkommens verlieren — ihr Eifer könnte noch mehr erkalten!

16. Januar. — Die preußische Regierung verleiht dem rheinischen Adel das Recht, Majorate zu errichten, zu substituiren, abzufinden, und hebt in dieser Beziehung das französische Recht auf.

18. Januar. — Mendizabal läßt unerwartet die noch übrigen 37 Klöster in Madrid schließen. Um Mitternacht kündigen Regierungs-Commissäre den Mönchen an, daß sie mit Tages-Anbruch die Gebäude räumen müssen. Als Morgens die Menge ihre Andacht verrichten will, sind die Glocken, die sonst zur Messe riefen, verstummt, an den Pforten bewaffnete Nationalgarden aufgestellt und Wagen bereit, auf welchen die hölzernen Altäre, in Bretter zerschlagen, Kruzifixe und Heiligenbilder, bunt durch einander geworfen, weggeführt werden. Den Zellenbewohnern wurden Seitenthüren geöffnet, und so konnten sie in die weite Welt gehen.

19. Januar. — Die preußische Regierung verbietet den Kauf der spanischen Staatspapiere auf Zeit. Es war in Preußen sehr unglücklich spekulirt worden.

20. Januar. — In Canada noch immer viel Aufregung. Während der neue Gouverneur, Lord Gosford, die französische Be-

Digitized by Google

völkerung und den canadischen O'Connell, Papineau, durch versöhnende Maßregeln zufrieden zu stellen sucht, beschuldigt ihn die brittische Partei des Franzosenthums, ungefähr wie die Orangisten in Irelaud die Minister des Papismus. In Quebeck sollte ein allgemeiner Congreß aus allen Theilen des brittischen Amerika zusammentreten.

22. Januar. — Der Prozeß gegen die Mucker in Königsberg wird durch königlichen Kabinetsbefehl niedergeschlagen. Diese pietistische Sekte mit ihren schamlosen Nuditäten und Fleischeskreuzigungen hatte zwanzig Jahr ihr Wesen getrieben. Zwei Prediger, Ebel und Diestel, standen an der Spitze. Zulezt wollte sie durch eine schöne Gräfin den neuen Messias gebären lassen. Diese Skandale haben der modischen Frömmlerei in Berlin einen starken Stoß versezt. Die Grundsätze der historisch-philosophischen Kritik im Leben Jesu von Strauß, obgleich von Hengstenberg verdammt und von Neander nicht gebilligt, finden um so mehr Anklang.

23. Januar. — Der Senat der freien Stadt Krakau widerlegt das in auswärtigen Zeitungen verbreitete Gerücht, als seyen am 18. Dezember, dem Namensfest Seiner Majestät des Kaisers aller Reußen in dieser Stadt Unruhen vorgefallen, zu deren Unterdrückung es des Einschreitens der bewaffneten Macht bedurft hätte. Bloß ein Mensch, der gar kein Krakauer sey, habe in Gesellschaft von zwei oder drei Straßenjungen einigemal mit Eisstücken an einige beleuchtete Fenster geworfen und mehre Scheiben zertrümmert, habe dafür aber bereits die angemessene Strafe bekommen.

Der Pairshof beendigt in 8 Monaten und 13 Tagen den Aprilprozeß. Die Strafen werden nach der Gefährlichkeit der Angeklagten ermessen, deßwegen alle Mitglieder des pariser Centralcomité oder die Häupter der republikanischen Partei zur Deportation, d. h. lebenslänglicher Einsperrung verurtheilt: so Kersausie, der Engländer Beaumont (der später als Ausländer begnadigt wird), und von den Entflohenen, von denen mehre während des fieschi'schen Prozesses in Paris verborgen gewesen zu seyn scheinen, Cavaignac, Berrier-Fontaine, Viguerte, Lebon, Guinard, Delente, Marrast und der vormalige Deputirte de Ludre. So ist der Hydra des Republikanismus gleichsam der Kopf abgeschlagen. Die Verurtheilten werden indeß mit vieler Schonung behandelt, wie denn z. B. Kersausie gegen Verpfändung seines Ehrenworts seinen alten Vater besuchen durfte. Doulens ist das Ham der Republikaner.

27. Januar. — Auflösung der Cortes. Die reaktionäre Opposition der HH. Toreno und Martinez de la Rosa (die frühere

Majorität) hatte sich bei der Berathung über das Vertrauensvotum gemäßigt. Bei der Stimmung der Provinzen, unfähig, selbst ein Kabinet zu bilden, konnte sie das Ministerium nicht geradezu stürzen wollen. Um so rücksichtsloser griff sie das neue Wahlgesetz an, welches die Grundlage eines Systems werden sollte, das nicht das ihre war. Es war ihr auch die Verstümmlung mehrer der wichtigsten Bestimmungen des Wahlrechts gelungen. Wollte Mendizabal seine gegen die Junten übernommenen Verpflichtungen erfüllen, seinem Wahlspruch treu, daß man Alles von dem Volk erlangt, wenn man es nicht betrügt, so war die Auflösung nothwendig. Die Wahlen beginnen mit dem 19. Februar. Die neuen Cortes sind auf den 17. März einberufen.

Türkische Fastenverordnung. Es wird den Gläubigen ernstlich an's Herz gelegt, sich während des Ramazan auf das allerAnständigste und Gebührendste zu betragen, und auf eine geziemende und schickliche Weise einherzugehen, die Vorlesungen in den Moscheen aufmerksam anzuhören, und nicht unter den Erkern und Eingängen, in den Ecken und Winkeln und auf der Straße vor den Moscheen zusammen zu sprechen, zu lachen, und mit dem Rosenkranz spielend, sich herum zu tummeln, als wären sie in der Barbierstube. Sollte Jemand sich so ungebührlich betragen, so solle er ergriffen und geschlagen werden, bis ihm die Nägel abfallen. Vor seinem Haus, Gewölb und Thor soll Jedermann den Koth und Schmutz wegräumen, die Spinngewebe von den Fenstern wegnehmen, die Gassen kehren und die Aeser wegbringen lassen, und bemüht seyn, Alles auf's Reinlichste zu halten. Besonders sollen die Leute in den Buden, Khans und Barbierstuben, wenn Seine Hoheit der Sultan vorbeikommt, nicht vor den Fenstern sitzen bleiben und den Kopf herausstrecken und gaffen, sondern bescheiden sich zurückziehen u. s. f. Wenn diese Sprache etwas streng erscheint, so hatte der Sultan dagegen das Würfelspiel erlaubt, und selbst bei einem Preußen mit seinem ganzen Diwan Unterricht im Biribi genommen. Abdy-Bei der Hofnarr, der ergötzliche Belustiger seines Herrn, war im December nach 40jährigem Dienst mit Tod abgegangen.

30. Januar. — Prozeß Fieschi. Die siebenzehntägigen Verhandlungen werfen kein neues Licht auf das Verbrechen und dessen Urheberschaft. Die Hauptrolle bleibt Fieschi, und dieser gefällt sich darin. Er wird von dem Pairshof mit vieler Zuvorkommenheit behandelt. Er spielt bald den reuigen Sünder, aber mit so beredter Eitelkeit, so daß man ihm anmerkt, er sey innerlich stolz auf eine That, durch die er auf die Nachwelt übergeht. Bald gibt er sich als

einen bekehrten Anhänger der Regierung: er hat ihre Trefflichkeit erkannt, spricht mit Bewunderung von dem „Napoleon des Friedens“, ist voll Ergebenheit, fühlt sich als den Mann, der ihr dienen, sie befestigen kann, der ihr bereits gedient hat, denn „seit der Höllenmaschine sind ja alle Emeuten verstummt und mehr republikanische Bocksbärte gefallen, als durch die Anstrengungen der ganzen Nationalgarde und Armee!“ Bald vergißt man, daß er Angeklagter ist — man könnte ihn für den Staatsanwalt halten, der die Anklage gegen Pepin und Morey leitet. Diese beiden hätten ihn, den von aller Welt Verlassenen, nach seiner Angabe, zu dem Verbrechen verführt, dafür bezahlt? — nein bloß seinen Patriotismus mißleitet. Seinen guten Bekannten Boireau behandelt er als einen „jungen Laffen“, den er — ein Mann — nicht in ein so furchtbares Geheimniß hätte ziehen mögen, und der erst fast im Augenblick des Attentats durch Pepin davon in Kenntniß gesezt worden sey. Ob Boireau den Ritt vor dem Hause vorbei gemacht, oder nur hat machen wollen, ob ihn Pepin dazu aufgefordert, oder er es für sich gethan, wird nicht ausgemittelt. Gegen Morey ist hauptsächlich das Zeugniß der Nina Lassave, der Mätresse Fieschi's. Er sollte der angebliche Onkel seyn, der für Fieschi das Haus gemiethet, ihn oft besucht, auch die Gewehrläufe mit geladen (wiewohl abwechselnd Fieschi auch allein geladen haben wollte). Da jedoch Niemand die Identität seiner Person so recht wieder zu erkennen scheint, so gibt Nina an, Morey selbst habe ihr nach der That seine ganze Theilnahme an dem Verbrechen erzählt. Er, der 60jährige Greis, der nach Fieschi's Behauptung, um jede Mitwissenschaft zu vernichten, mit Fleiß einige Gewehre so überladen, daß sie zerspringen mußten, hätte sie, die wegen ihrer Verbindung mit Fieschi in jeder Minute verhaftet zu werden fürchtete, die in Verzweiflung schon die Kohlen angezündet hatte, um sich zu ersticken, sie, die siebenzehnjährige Dirne, zu seiner Vertrauten gemacht, nachdem der Bewahrer seines Geheimnisses, wie damals die Sage ging, todt war. Morey's Vertheidiger, Dupont, machte diese Unwahrscheinlichkeiten in glänzender Rede geltend. Auch gegen Pepin war nur Fieschi's und theilweise Boireau's Zeugniß, welcher Leztere ihn aber kaum kannte. Am meisten schadete er sich durch sein zaghaftes Benehmen. Während er stets seine Unschuld betheuerte, wagte er es nicht, Fieschi's Beschuldigungen direkt Lügen zu strafen, sondern gewöhnlich war seine Antwort: „Hr. Fieschi irrt sich.“ Am 15. Februar sprach der Pairshof das Urtheil. Es lautete gegen Fieschi, Morey und Pepin auf den Tod, gegen Boireau auf zwanzigjährige Einsperrung. Bescher, gegen den Nichts herauskam, als daß er, um

Fieschi's Flucht zu erleichtern, sein Wanderbuch hergegeben, wurde frei gesprochen. Am 19ten Morgens 8 Uhr wurden die Hinrichtungen vollzogen. Man hatte den Schlußakt aufgeschoben, weil der Pairshof, mit dem Ergebniß der Untersuchung selbst nicht zufrieden, von Pepin noch Aufschlüsse erwartete. Aber dieser schwache Charakter hatte im Angesicht der verhängnißvollen Nothwendigkeit sich gefaßt. Die von ihm gemachten Eröffnungen, über die nach seinem Tod ein Protokoll in den Zeitungen erschien, enthielten mehr das Geständniß einer gewissen Mitwissenschaft als wirklicher Mitschuld. Morey blieb sich gleich — unter körperlichen Leiden fast erliegend, stoisch gelassen. Als ihm Pepin am Morgen der „Toilette" sagte: „Es scheint, alter Morey, daß wir heute zusammen in die andere Welt gehen werden," so antwortete er: „ein Wenig früher, ein Wenig später, Was liegt daran?" Noch auf dem Weg zur Hinrichtung wurde Pepin zu Geständnissen aufgefordert, und eine Gerichtsperson war in der Nähe, um sie zu protokolliren. Er erwiderte, er habe keine zu machen. Unter dem Ausruf: „Ich bin unschuldig, ein Opfer ruchloser Machinationen," legte er sich unter das Beil. Morey mußte auf das Schaffott beinahe hinauf getragen werden. „Es ist nicht Mangel an Muth, sondern Kraftlosigkeit meiner Beine", sollen seine lezten Worte gewesen seyn. Die Reihe kam an Fieschi. Nach dem Buchstaben des Urtheils hätte er sollen die Strafe der Vatermörder erleiden, mit schwarz verhülltem Haupt hinausgeführt, auf dem Schaffott ausgestellt werden, während man noch einmal das Urtheil verlas. Diese Schärfung der Strafe war ihm vom König erlassen worden — er hatte wohl Mehr gehofft in Betracht seines „ehrenvollen" Benehmens vor Gericht, wie es der Generalprokurator nannte. Doch das vergossene Blut schrie zu laut nach Rache. Fieschi füllte seine lezten Stunden mit Briefschreiben aus. Er wußte, er war so interessant, jeder seiner Briefe war eine Merkwürdigkeit, Tausende wünschten ein Andenken von ihm zu besitzen. Mit diesen Andenken war er denn, wie schon während der Gerichtssitzungen, wo ihn die Zuschauer oft um einige Buchstaben von seiner Hand gebeten, so auch jezt sehr beschäftigt. Er bearbeitete Material für seine Geschichtschreiber. Auf dem Schaffott bekräftigte er noch einmal die Wahrhaftigkeit seiner Aussagen. Morey und Pepin waren Julidekorirte und standen in einigen Beziehungen zu der Gesellschaft der Menschenrechte. Will man Dieß nicht als Beweis gegen die republikanische Partei annehmen, so ist der Schleier, der auf dem Ursprung des Verbrechens liegt, noch nicht gelüftet.

31. Januar. — Der Kaiser Nikolaus vertheilt wieder polnische Güter an seine Offiziere. Sieben Generalma-

Digitized by Google

jors erhalten Besitzungen mit einem jährlichen Ertrag von 10,000 fl., eilf Obristen, solche mit einem Ertrag von 5,000 fl., dazu noch 9 weitere Schenkungen vom 1. Februar, gleichfalls zu je 5,000 fl. Ertrag. Unter den Bedachten sind auch zwei Kanzleidirektoren und ein Kapitän. So geht durch Schenkungen und Confiscationen eine große Umwandlung des polnischen Grundeigenthums vor sich!

1. Februar. — Der heilige Vater ergießt sich in einer Rede im geheimen Consistorium in bittere Klagen über die Regierungen der pyrenäischen Halbinsel. Von Portugal heißt es: Alle Vorstellungen, alle Ermahnungen, alle Beweise von Langmuth hätten nichts gefruchtet. Der Unthaten (facinorum) und Schändlichkeiten (ausorum flagitiosissimorum) gegen die Kirche sey kein Maß. Gleichsam als Anhäufung der Verstocktheit habe man Genossen solcher Gottlosigkeit in das Kirchenregiment selbst eingeschoben, deren Mancher in Tollkühnheit so weit gehe, daß er die Gemeinschaft mit dem apostolischen Stuhl den Gläubigen sogar untersage. Und dieses Volk habe sich sonst gerühmt, Königen zu gehorchen, die durch den Ehrennamen der Allertreuesten ausgezeichnet gewesen seyen. In Bezug auf Spanien wird bemerkt: Der apostolische Stuhl habe bei dem dortigen Kampf um die oberste Gewalt nach alter Gewohnheit den Rechten weder des einen noch des andern Theils Etwas in Weg gelegt, und nur um der Friedensliebe willen und aus Sorge für die in jenem weiten Reich lebenden Gläubigen zu Erhaltung des gegenseitigen Verkehrs den Erzbischof Aloysus von Nicäa dort gelassen. Die Anwesenheit dieses Delegaten würde aber im Fortgang der Zeit nur zur Unehre des heiligen Stuhls und zum Schaden der Religion ausgefallen seyn. Denn unter seinen Augen habe man die Güter der Kirche geplündert, ihre Diener mißhandelt, den Bischöfen die Büchercensur großentheils entzogen, die Mönche in das Seculum hinausgestoßen. Um diesen Schmerz nicht länger anzusehen, sey dem Stellvertreter Seiner Heiligkeit Nichts übrig geblieben, als die spanischen Grenzen zu verlassen.

2. Februar. — Die Mutter Napoleons, Madame Maria-Lätitia, geboren den 24. August 1750, aus der Familie Ramolini, seit 1814 in Rom ansäßig, stirbt an gänzlicher Entkräftung. Seit mehren Jahren blind und an einem Hüftenbruch bettlägerig, sah sie fast Niemand mehr bei sich, als ihren Stiefbruder, den Kardinal Fesch, der ihr auch in den lezten Augenblicken tröstend zur Seite stand. Ihr Vermögen, das keine volle Million Scudi betragen soll, also bei Weitem nicht so bedeutend ist, als man früher glaubte, wird unter ihren Kindern zu gleichen Theilen vertheilt.

4. Februar. — Eröffnung des Parlaments durch den König. Regulirung des Zehntwesens in England und Wales, Verbesserung der Rechtspflege, dann befriedigende Lösung der großen irischen Fragen, Municipalwesen, Zehnten- und Armengesetzgebung sind der reiche Reformstoff für die gegenwärtige Session. Irland wird wieder der große Kampfplatz der Parteien seyn. O'Connell's Bestreben (dessen Rente — ein Beweis seiner ungeheuern Popularität — das lezte Mal fast das Doppelte eingetragen hat,) geht auf möglichste Gleichstellung seines Vaterlandes mit England, und diese Aussicht gibt die Thronrede. Das neue Armengesetz — Brougham's Verdienst — hat sich in England auf das Wohlthätigste erprobt: es wird die Armentaxe in 3 Jahren von 7 Millionen Pf. St. auf 3 vermindert haben, es hat durch die Scham vor der Versetzung in ein Arbeitshaus die Kräfte im Volk geweckt, unter den niedern Klassen die gegenseitigen Unterstützungs-Gesellschaften und die Einlagen in die Sparkassen vermehrt — es soll in seinen Grundzügen auch auf Irland angewendet werden, damit der Skandal aufhört, daß dort, wie aus dem Bericht der irischen Armen-Commission hervorgeht, die Leute oft von Nahrungsmitteln leben müssen, welche die Schweine übrig gelassen haben. Die englische Municipalbill hat der Tyrannei einer volksfeindlichen Faktion Schranken gesezt, eine ähnliche soll auch in Irland die orangistische Uebergewichtspolitik zertrümmern. Zum „Schutz des Handels“, wohl aber auch zur Unterstützung diplomatischer Unterhandlungen soll die Marine vermehrt werden. Die Minister dürfen auf eine entschiedene Majorität im Unterhaus rechnen. Gegen Peels Versuch, durch ein Amendement in der Adresse aus dem irischen Municipalgesetz das Prinzip der englischen Bill auszumerzen, siegten die Minister mit einer stärkeren Mehrheit, als in der vorigen Session bei den wichtigsten Lebensfragen. Ein Amendement zu Gunsten der polnischen Nationalität unterblieb, aber die Frage wurde mit solcher Wärme erörtert auf Anregung Lord Dudley Stuarts (des Begleiters des Fürsten Czartoryski und des Grafen Zamoyski auf ihrer Reise durch England und Schottland, bei welcher Gelegenheit die Stadt Edimburgh den berühmten Verbannten das Bürgerrecht verlieh, der hohe Adel Englands, Graf Grey, der Herzog von Hamilton 2c. glänzende Feste gab), daß man wohl sah, wie populär der Name Polen im brittischen Reich geworden ist. Hinsichtlich der auswärtigen Politik scheint überhaupt zwischen Whigs und Tories kein Streit. Peel hielt der französischen Allianz eine Lobrede, und der Tory, Lord Franz Egerton, nahm sogar die Ehre dieser Politik für seine Partei in Anspruch: „Es sey keine

Digitized by Google

neue Politik, es sey die Politik des Lord Castlereagh auf dem wiener Congreß, als England mit Frankreich und Oestreich sich verbunden habe in Opposition gegen Rußland. Die Herzensergießungen der Tories über das Benehmen der Regierung in den spanischen Angelegenheiten waren Tiraden, sonst Nichts. Lord Palmerston antwortete mit Spott auf die Schilderungen, die Jene von der Macht des Prätendenten entwarfen. Er fragte: warum denn Don Carlos alsdann nicht aus den biscayischen Schlupfwinkeln hervorgehe? Auch der Herzog von Wellington hatte der Königin Christine Waffen geliefert. Wenn die Tories am Ruder wären, würden sie ohne Zweifel dem Prätendenten günstigere Bedingungen auszuwirken suchen — er würde vielleicht das blutige Dekret von Durango vom 2. Juni 1835 widerrufen, aber auch sie würden Spanien nicht der nordischen Allianz zufallen lassen wollen. Freilich würden sie dem Prinzen nicht sagen, Was Lord Palmerston auf die Bitte des Bischofs von Leon um brittische Verwendung für karlistische Gefangene an diesen Prälaten unter'm 20. Oktober schrieb: „Ich war nicht darauf gefaßt, die Prinzipien der Menschlichkeit und die Lehren der Religion von dem Repräsentanten und Rathgeber eines Fürsten anrufen zu hören, der seinen Offizieren und Soldaten die Ermordung brittischer Unterthanen als eine Pflicht auferlegt hat. Ich war nicht darauf gefaßt, Vertrauen auf das Ehrenwort eines Karlisten von dem Agenten des Mannes fordern zu hören, der sich nicht entblödet, geschriebene Verträge zu verletzen, die mit seiner eigenen unbedingten Genehmigung eingegangen waren. Erst dann werden Sie berechtigt seyn, an die Menschlichkeit und das religiöse Gefühl der brittischen Regierung zu appelliren, wenn Sie Don Carlos bewogen haben werden, einen für einen christlichen Prinzen und einen civilisirten Menschen schmachvollen Befehl öffentlich zurückzunehmen und wo möglich gut zu machen."

5. Februar. — In der Deputirtenkammer wird die von dem Ministerium verlangte Vertagung des gouin'schen Antrags auf Reduktion der fünfprozentigen Rente verworfen. Umsonst hatte Thiers alle seine Beredsamkeit aufgeboten, mit rhetorischer Empfindsamkeit an das Mitleiden für die ärmeren Stände appellirt, welche er als diejenigen darstellte, die durch diese Finanzoperation am meisten leiden würden. Die Kammer, noch jüngst so fügsam, daß man die Mitgift der Königin von Belgien und Rambouillet nebst jährlichen 300,000 Franken als Apanage für den Herzog von Nemours von ihr zu erhalten gehofft hatte — sie blieb unerbittlich. Sämmtliche Minister nahmen ihre Entlassung.

8. Februar. Die würtembergische Abgeordnetenkammer berathet die Umwandlung und Ablösung der Frohnden. Andere Ablösungsgesetze sollen folgen. Höchste Gerechtigkeit gegen die Berechtigten ist ausgesprochener Grundsatz. Die Verhandlung bewegt sich zwischen zwei Polen: einer liberalen Opposition, welche glaubt, daß den Berechtigten zu Viel zugestanden werde, und einer aristokratischen Opposition, welcher auch diese Zugeständnisse nicht genügen, von welcher unter Anderem die Behauptung vertheidigt wird, daß Frohnarbeit eben so viel Werth habe als freie Arbeit. Die vorher zwischen dem Ministerium und der Ritterschaft gepflogenen Unterhandlungen hatten die Sache nicht erleichtert. Sie zogen jenem von einem Theil der Kammer den Vorwurf zu, daß es sich mit §. 125 der Verfassung in Widerspruch gesezt habe, wornach „Angelegenheiten, welche vor die gesammten Stände gehören, in keinem Fall weder von dem König und der Regierung, noch von den Landständen und dem ständischen Ausschusse an einzelne Stände gebracht, oder die Erklärungen einzelner ständischen Mitglieder, Städte oder Oberamtsbezirke darüber eingefordert werden“ dürfen. Und die Ritterschaft klagte, die Uebereinkunft sey nicht eingehalten worden. Um in dem Adel keine bittern Gefühle zu erregen, hat die Kammer auf die historische Beleuchtung des historischen Rechts verzichtet. Ungeachtet aller Mäßigung und Delikatesse von dieser Seite ist man nicht ohne Besorgniß für das endliche Resultat wegen des systematischen Geistes der ersten Kammer. Hört man, daß in dem Fürstenthum Lübeck Frohnen, die schon vor 40 Jahren auf Wiederruf abgelöst waren, vom 1. Mai an wieder in Natura geleistet werden sollen, und betrachtet man die Stellung, welche auch die erste Kammer des Großherzogthums Hessen in den Ablösungsfragen anzunehmen scheint, so ist vorauszusehen, daß man in Deutschland über diese Fragen noch lange nicht in's Reine kommen werde.

9. Februar. — Dreizehn politischen Gefangenen wird in Frankfurt das Urtheil verkündet. Dr. Bunsen, Buchhändler Oehler, Literat Funk und sieben Andere sind zu verschiedenen Zuchthausstrafen bis zu fünf Jahren verurtheilt. Bei Zwei ist auf ein und halbjähriges Gefängniß erkannt. Einer ist von der Instanz entbunden. Auch in Berlin sollen die meisten politischen Gefangenen entweder abgeurtheilt oder zu vorläufiger Antretung der Strafe nach den Festungen abgeführt seyn. In Würtemberg sind die Akten seit einigen Monaten geschlossen und den Vertheidigern zur Einsicht mitgetheilt.

Lord Russel bringt eine Bill ins Parlament, betreffend die Umwandlung der Zehnten in England und Wales.

Digitized by Google

Der Plan ist: einen firen Grundzins zu schaffen durch freiwillige Uebereinkunft der Berechtigten und der Pflichtigen. Können sich die Partrien binnen 6 Monaten (oder welche Zeit das Parlament festsezt) nicht vereinigen, so wird der Werth des Zehnten nach einem siebenjährigen Durchschnittsertrag von einer Commission geschäzt. Der Grundzins darf nicht über 75 und nicht unter 60 Prozent betragen. In derselben Sitzung wird von der Regierung ein Gesetzesentwurf zu Modifizirung der Fremdenbill vorgelegt. Um den Ausländer aller unnützen Plackereien mit dem Paßwesen zu überheben, so soll derselbe bei seiner Ankunft in England bloß gehalten seyn, seinen Namen anzugeben, sowie den Namen des Landes, woher er kommt. Die lästige Erneuerung der Aufenthaltskarte, und was dergleichen mehr ist, fällt weg. Nach der bisherigen Fremdenbill zog die Vernachläßigung der Anmeldung im Hafenpaßbureau oder der Verlängerung der Aufenthaltskarte eine Geldstrafe von 20 bis 50 Pf. St. oder Gefängniß bis zu 6 Monaten nach sich.

Oesterreich, Rußland und Preußen verlangen von dem Senat der freien Stadt Krakau die Entfernung aller polnischen Flüchtlinge, überhaupt aller gefährlichen Fremden. Sie bewilligen zu Ausführung dieser Maßregel eine achttägige Frist. Die Ausgewiesenen sollen über Podgorcze nach Amerika geschickt werden. Der Senat erklärt in der Antwort seine Bereitwilligkeit, dem hohen Willen der drei Schutzmächte zu entsprechen, erlaubt sich jedoch, diejenigen unter den betroffenen Personen, die während eines fünfjährigen Aufenthalts Vermögensverhältnisse kontrahirt, sich verheirathet, Güter angekauft oder gepachtet oder Werkstätten errichtet hätten, der Berücksichtigung zu empfehlen.

10. Februar. — Die Türkei ist mit Verbesserung ihrer Finanzen beschäftigt. Es ist die Einrichtung im Plan, daß die Pascha's in Zukunft aus ihren Provinzen nicht mehr bloß einen Tribut entrichten, sondern dieselben für unmittelbare Rechnung der Pforte verwalten sollen. Die österreichische Regierung hat dem Sultan einen Bergwerkverständigen, Pauliny, geschickt, zu Untersuchung der in der Türkei ohne Zweifel reichlich vorhandenen aber unbenützten Minenschätze. Aus Alexandria hat man Nachricht, daß Mehemed Ali den ihm von dem englischen Generalkonsul überreichten Ferman ehrfurchtsvoll, d. h. durch Berührung des Bodens mit der Stirn und unter Schwingen von Rauchfässern entgegengenommen hat. In Syrien soll er bereits durch Absendung des Obristen Seives mildernde Bestimmungen haben eintreten lassen. Doch zweifeln Andere noch an der Aufrichtigkeit dieser Ergebenheitsbezeugungen, und die neue Ausrüstung der türkischen Flotte scheint gleichfalls den frühern günstigen Nachrichten zu widersprechen.

11. Februar. — Die Tories machen die carlower Wahlsache im Parlament anhängig. Ein reicher londoner Kaufmann, Alexander Raphael (Sohn eines Armeniers), hatte große Lust nach einem Sitz im Parlament. Man wandte sich an O'Connell. Da für des Kandidaten liberale Gesinnungen gebürgt wurde, so ließ sich der Agitator bewegen, seinen Einfluß in Carlow für ihn geltend zu machen,

wo Jener überdieß begütert war. Die Wahlkosten wurden zu 2,000 Pf. Sterl. berechnet und an O'Connell ausbezahlt. Raphael wurde gewählt, aber die Wahl wegen Unregelmäßigkeiten vom Parlament für nichtig erklärt. Dieß ermunterte den, wie es scheint, beschränkten Mann, daß er die geheime Geschichte seiner Wahl öffentlich bekannt machte. Nun die Anschuldigung: O'Connell habe mit einem Parlamentssitz Handel getrieben. Das Haus ernennt auf O'Connells eigenen Antrag eine Untersuchungskommission, vor welcher dieser sich zu erweisen erbietet, daß das Geld lediglich durch seine Hand gegangen, und die bei einer Wahl erlaubten nothwendigen Ausgaben, Ankündigungen in den Zeitungen, Abholung der Wahlmänner 2c. davon bestritten worden seyen. Dieser Angriff ist ein indirekter Angriff auf die Minister, welche der Torysmus als O'Connells Creaturen darstellen möchte.

14. Februar. — Schreckliches Unglück in Petersburg. Die Belustigungen der Butterwoche (der Woche vor den Fasten) hatten in einer hölzernen Bude, in welcher Theater gegeben wurden, eine große Menschenmenge versammelt. Plötzlich hört man Feuerlärm, Alles stürzt nach den Thüren, die Vordersten werden von den Nachdringenden getreten, diese von den Hintersten gequetscht, und so verwickelt sich Alles in einen unentwirrbaren Knäul, die Dachsparren brechen zusammen und begraben die Zuschauer in einem Meer von Glut. Als man die bretternen Wandungen niedergerissen, welch' ein Anblick! Da stehen sie Kopf an Kopf und Leib an Leib, umsonst überschütten die Spritzen sie mit Regengüssen — sie rühren sich nicht. Hundert und sechs und zwanzig Personen (nach andern Berichten gegen sechshundert) wurden erstickt, verbrannt oder zertreten unter dem Schutt hervorgezogen — meist Leute aus den mittlern oder niedern Ständen!

17. Februar. — Besetzung Krakau's. Der österreichische Generalfeldwachtmeister, Franz Kaufmann von Trauensteinburg, erläßt als Befehlshaber des Occupationskorps eine Bekanntmachung, welche die Einwohner des Freistaats von den Gründen des Beschlusses der drei Schutzmächte in Kenntniß sezt. Die Maßregel ist zu Aufrechthaltung des Ansehens des Senats, welcher nicht im Stand gewesen war, seiner Aufforderung an die Auszuweisenden gehörigen Nachdruck zu geben, und sie hat ihr Ziel erreicht, sobald die durch so viele „Flüchtlinge, revolutionäre Emissäre und bestimmungslose Menschen“ gestörte Ruhe dauerhaft gesichert seyn wird. Man spricht von 600 Individuen, die zu Wagen nach Triest gebracht und daselbst nach den vereinigten Staaten eingeschifft werden sollen. Der seitherige Präsident des Senats hatte später seine Stelle niedergelegt.

19. Februar. — Besprechung der russischen Politik im Parlament. Indem Lord Dudley Stuart auf Vorlegung der in den polnischen und türkischen Angelegenheiten gepflogenen Unterhandlungen anträgt, entwickelt er ein imposantes Gemälde der Vergrößerungen Rußlands seit Katharina II., und schildert die Gefahren, von welchen Englands Handelsinteressen, seine politische Macht, sein indisches Reich, die Unabhängigkeit von ganz Europa bedroht wären, wenn vollends Konstantinopel und die Dardanellen russisch würden. Ein europäisches Gleichgewicht, sagt er, sey jezt schon nicht mehr

Digitized by Google

vorhanden — einem weitern Umsichgreifen dürfe man nicht zusehen — lieber ziehe man das Schwert. Aus Lord Palmerston's Erwiderung stellt sich die Aufgabe der britischen Staatskunst folgender Maßen heraus: „England wünscht Europa einig, weil vornehmlich dann Rußland seine Eroberungen machte, wenn die übrigen Nationen mit einander im Hader lägen; es hofft, wenn es zu den Waffen greifen muß, die Sympathien des Menschengeschlechts und viele und mächtige Bundesgenossen für sich zu haben; es wird zu den Waffen greifen, wenn es die Integrität der Türkei nicht auf andere Weise erhalten könnte." Für unmittelbaren Krieg ließ sich nur Eine Stimme vernehmen: Attwood von Birmingham. Er meinte, der Krieg mit Rußland würde populärer seyn als irgend einer, dessen die britische Geschichte gedenke. Nur die Juden und Börsenspieler seyen für den ewigen Frieden. Ein erfreuliches Zeichen war es, als die Vertheidigung des großen deutschen Handelsvereins, aus dem Einige nebenbei eine moskowitische Machination hatten machen wollen, von dem britischen Handelsminister übernommen wurde, mit den Worten: Als Deutscher hätte er ihn auch unterstüzt, besonders auch darum, weil er die Bildung der deutschen Völker zu einer Nation fördern müsse. Der Antragsteller begnügte sich mit dem Vertrag von Hunkiar-Iskelessi. Dieser Vertrag hatte früher so heftige Philippiken erregt — jezt nannte ihn Palmerston einen todten Buchstaben.

Mendizabal erläßt ein Dekret wegen Versteigerung der National- oder sekularisirten Klostergüter.

21. Februar. — Ende der Ministerkrisis in Paris. Thiers wird Minister der auswärtigen Angelegenheiten und Präsident des Conseils. Passy, Sauzet und Pelet de la Lozère vom Tiersparti treten in's Kabinet. Die allgemeine Politik, scheint es, leidet durch den Austritt der Doktrinärs keine Veränderung. Thiers gilt für einen Vertrauten Talleyrands.

26. Februar. — Die norwegische Regierung trägt im Storthing auf Verwandlung des suspensiven königlichen Veto in ein absolutes Veto an. Der Antrag wird einstimmig zurückgewiesen.

28. Februar. — Auflösung der orangistischen Bündnerei. Im Parlament zeigte Lord Russel des Königs Antwort auf die Adresse des Hauses der Gemeinen an. Demnach ist es „Seiner Majestät ernster Wille, die Orangelogen und überhaupt alle politischen Gesellschaften zu entmuthigen, welche Personen eines andern religiösen Glaubens ausschließen, sich geheimer Zeichen und Symbole bedienen, und durch affiliirte Logen zu wirken suchen." Der unermüdliche Vorkämpfer gegen die Orangisten, Hume, hatte nachdrücklich darauf bestanden, daß alle Offiziere, die nach Lord Hills Verbot sich noch in Logen blicken lassen, von der Armeeliste gestrichen werden sollten, und die Regierung hatte das Versprechen gegeben, jeden Uebertreter ohne Rücksicht auf Rang und Würde vor ein Kriegsgericht stellen zu lassen. Da jedoch ein Armeebefehl nur Offiziere in wirklichem Dienst und nicht zugleich die auf halbem Sold angeht, so hatte Hume weiter gefragt, ob denn der in diesem Augenblick nach Seiner Majestät

nächste Mann im Reich, weil er keinen vollen Sold beziehe, deßwegen auf keine Art von der königlichen Prärogative erreicht werden könne? Die Minister, hatte er hinzugesetzt, sind verpflichtet, den Herzog von Cumberland unverzüglich aus dem Heer zu entlassen! Er hatte aus einer Menge von Briefen und andern Dokumenten über das Treiben in den Logen dargethan, daß im Schooß der Gesellschaft ein Komplott vorhanden gewesen oder noch vorhanden war, den gegenwärtigen König Wilhelm zu entthronen und den Herzog von Cumberland an seine Stelle zu erheben, und daß man dazu sich der Hülfe der Armee hatte bedienen wollen. Wie nun endlich das Haus in einer einstimmig angenommenen Adresse von dem König die Unterdrückung oder (nach dem Ausdruck, welchen Lord Russel, um den Herren die herbe Pille zu versüßen, vorschlug) die Entmuthigung der Orangistenlogen verlangte, so hielt es der Herzog von Cumberland für um so angemessener, die Sache nicht weiter zu treiben, als neben der milden Form des Verbots doch auch Drohungen fielen, wie die: man könne auch Edelleute nach Botanybay schicken. Die Orangisten, von dem Herzog von Cumberland selbst zur Auflösung der Logen aufgefordert, sind jezt am meisten über das Justemilieu im Parlament erbost und sagen, der Peelsschweif sey noch abscheulicher als der O'Connellsschweif. Mit der Vernichtung dieser Faktion ist ein neuer gewaltiger Schritt zur Beruhigung Irelands geschehen. Im Morning-Chronicle erscheint ein Orangisten-Portfolio.

29. Februar. — Die Corteswahlen fallen in Spanien in einem der Partei der Bewegung günstigen Sinn aus. Unter andern Neugewählten nannte man Minas Adjutant Caldero, den Offizier, der in Madrid eine Militärinsurrektion im Sinn der Verfassung von 1812 versucht hatte und daher auf die balearischen Inseln verbannt worden war. Toreno und Martinez de la Rosa, überhaupt viele der Pasteleros der lezten Kammer, sollen durchgefallen seyn. Wie weit in dieser Thatsache ein Fortschritt liegt zur endlichen Lösung der spanischen Wirren, steht zu erwarten. Darin liegt jeden Falls keiner, daß man im Krieg, statt ihn durch Tapferkeit zu entscheiden, wieder zu den grausamsten Repressalien greift. Es ist nicht glaublich, wird aber berichtet, die Mutter des Karlistenhäuptlings Cabrera sey auf Minas Befehl zur Rache für die von ihrem Sohn verübten Gräuel erschossen werden. Den Schwestern und Gattinnen Anderer stehe das gleiche Loos bevor!

Digitized by Google

Feuilleton.

Kleine Zeitung.

Wien, 15. März.

Die Fastenzeit ist eingetreten, wer aber vermeint, es habe deßhalb alles hier einen stillen kontemplativen Charakter angenommen, ist im Irrthume, es ist noch immer hier lustiger und lebendiger, als in andern deutschen Städten zur Zeit des Carnevals. Anstatt Bälle gibt es desto glänzendere Gesellschaften und Reunionen mit poetischem Titel, z. B. das Fest im Blumenhain, den Winter als Frühling im Helenenthal u. s. w. — und prosaische Unterhaltung, denn man hört bloß die Walzer, die man früher getanzt, und schmaust so ernstlich, daß es der armen Fastenzeit so ergeht, wie der Charte manches Landes und Ländchens, sie ist nämlich keine Wahrheit. Die Theater bieten nichts Ausgezeichnetes. Außer einigen spurlos vorübergegangenen französischen Uebersetzungen ist im Burgtheater seit meinem letzten nichts Neues vorgekommen. Ein neues Lustspiel von Bauernfeld, unter dem Titel: »der literarische Salon«, welches bereits einstudirt, und zur Einnahme der Regisseure noch im Laufe d. M. gegeben wird, erregt allerlei Erwartungen; es soll gegen das junge Deutschland und gegen den alten Saphir gerichtet seyn. Ob Bauernfeld die dramatische Polemik wie einst Kotzebue gegen die neue Schule der poetischen Poesie und gegen die Gebrüder Schlegel sel. Andenkens zu führen, hinreichende Kraft hat, ist noch sehr problematisch. Im Kärnthnerthor-Theater macht der Jude Dupont mit Halevy's »Jüdin« noch zum Abschied ein gutes Geschäftchen. Der oder die neuen Pächter werden bald mit italienischer Oper beginnen, und werden für die deutsche. Breiting, Staudigl, Heinefetter und Schmetzer von Frankfurt sollen Engagement haben; ob diese wohl mit Poggi, Galli, der Lalande und Tadolini, die für die ital. Oper gewonnen sind, werden rivalisiren können? — Im Theater an der Wien ist ein neues Stück — der Verf. nennt es dramatisches Gemälde — von Nestroy, dem berühmten Autor des Lumpacivagabundus, unter dem Titel: »der Treulose, oder Saat und Erndte« gegeben worden, hat aber wenig angesprochen. Nestroy ist zwar ein eben so großer Dichter, wie sein Ideal Raimund, erreicht ihn auch glücklich in falschem Pathos, steht ihm aber als Schauspieler weit nach. Die andern Vorstadttheater stehen unter Null. — Die in ganz Deutschland jetzt grassirende Eisenbahnomanie, wüthet auch

Digitized by Google

hier. Eine Eisenbahn unter Crösus-Rothschilds Auspicien, von Wien bis Bochnia, mit Seiten- und Flügelbahnen, eine Strecke von mehr als 68 Meilen (deutsche) umfassend, ist angekündigt, und der Zudrang zur Actien-Einschreibung ist so groß, daß die Actien bereits vergriffen seyn sollen. Das Unternehmen ist riesenhaft, wird aber, dafür bürgt der Friede und der Unternehmer, realisirt werden und das Kapital sich vielleicht vortheilhaft verzinsen. Eine andere Eisenbahn von Wien über Baden nach Raab projektirt der unermeßlich reiche Grieche Sina, und kann diese kürzere Bahn ein großes Resultat herbeiführen. Wenn einmal das Eisenbahnnetz (in des Wortes technischer Bedeutung) sich über das ganze Festland ausspannt — und die Zeit dürfte nicht mehr fern seyn — welch' außerordentliche Umwälzung steht dann bevor! — und da alles in Europa rascher pulsiren wird, muß auch das Journal Europa anstatt alle acht Tage, wenigstens alle Stunden erscheinen. — Wohl mitunter durch Dampf, aber nicht mit übergroßer Schnelligkeit bewegt sich unsere Literatur. In den Sciences exactes erscheint manches Gute, und was in den Belles lettres geleistet wird, da fehlt es an Posaunen nicht.

Literarische Uebersichten.

DAMPFBOOTFAHRT auf der DONAU
und
Skizzen aus Oestreich, Ungarn, der Wallachei, Serbien, der Türkei, Griechenland u. s. w.
Von
Michael J. Quin.
Aus dem Englischen.
Leipzig. 1836. Literarisches Museum.

* Im Allgemeinen sind die Engländer nicht gerade die schärfsten Beobachter bei ihren Reisen auf dem Kontinente von Europa. Es mag dieß theilweise vom Mangel an Sprachkenntniß, theilweise davon herrühren, daß sie Länder und Menschen durch ihre Theekessel und Fleischtöpfe betrachten, die man ihnen in Europa überall vorsetzt. Man muß sie trennen vom Wesen ihrer Heimath, man muß sie in andern Welttheilen reisen lassen, dann beobachten sie mit anderen, geschärfteren Augen, und ihre Werke erhalten einen wirklichen Werth. — Quin gibt in Vorliegendem kein eigentliches Reisewerk, er tritt nicht mit der Anmaßung eines erschöpfenden Urtheils auf; dadurch zeichnet sich seine Schrift vor denen seiner Landsleute aus. Er theilt Kettenglieder von Skizzirungen in einem sehr heiteren Gewande mit, spricht sich lebhaft und vorurtheilsfrei aus. Wenn der deutsche Leser auch viel Bekanntes findet, so wird er sich dadurch doch nicht gelangweilt sehen, weil der Verfasser nicht in unnöthige, weitschweifige Details eingeht, sondern die bekannten Gegenstände nur im Fluge berührt, und überall mit lebhaften Bildern vermischt. Die Uebersetzung bleibt daher immer ein Verdienst.

LEAROSA, die MÄNNERFEINDIN.
Ein Roman
von
Emerentius Scävola.
Drei Theile. (Leipzig, Brockhaus. 1836.)

Immer für Weiber und Kinder; ich dächte,
man schriebe für Männer,
Und überließe dem Mann Sorge für Weib
und für Kind.
Schiller.

— *** Die »Gegnerin des Romans: Adolar, der Weiberverächter« bedurfte eines solchen versöhnenden Oelblattes, um anzudeuten, daß die Sündfluth draußen aufgehört. Wird aber dieses Motto seinen Zweck erreichen, und der Kritik einen andern Standpunkt geben? — Virgil, Horaz, Tacitus und Livius ahnten nicht, daß sie einst so häufig von Tertianern, Secundanern und Primanern exponirt würden, auch sie schrieben für Männer; aber sie hatten das Hinzutreten der Jünglinge nicht zu fürchten. Denn sie schrieben nichts, wodurch sie den Fackelbrand einer maßlosen Sinnlichkeit in das umfriedete Gemüth schleudern konnten. Der Roman ist bei uns an die Stelle des Epos, der Epopöie und versuchsweise auch an die der pragmatischen Geschichte getreten. Es wäre groß und schön, wenn wir diese Stellung festgehalten, nicht um wie im Julius und Evagoras, Woldemar ꝛc. philosophische Systeme zu popularisiren, auch nicht, um jene leidigen Nützlichkeitspoesien zu Tage zu fördern, die uns irgend ein Wissen, eine Idee eintrichtern sollen, jenes wie dieses führt zur Verflachung und berechneten Unnatur. Aber wirken, erheben, fördern durch sich selbst darf und muß der Roman auch bei Männern, wie im Leben. — Das hat sich aber heutzutage anders gestaltet, der Ernst und der Kampf des Lebens und der Wissenschaft nimmt die Männer meist in Anspruch, es ist eine traurige Thatsache, aber es ist eine Thatsache, daß meist nur das Ennui, das unbestimmte Sehnen nach einem würdigen Gedanken- und Phantasiespiel nach einem Romane greifen heißt, und da finden wir Frauen, Jünglinge und Jungfrauen, die sich zu den Leihbibliotheken drängen. Der Roman ist heutzutage Unterhaltungsliteratur. Von diesem gegebenen Standpunkte aus, müssen wir die ganze Tendenz dieses Romans von uns weisen; diesem Publikum in die Hände gefallen, kann und muß es unfägliches Unheil stiften. Aber auch auf der andern Seite müssen

Digitized by Google

wir in diesem psychologisch gehaltenen Lebensbilde das Hinweglassen einer bestimmten Motivirung rügen. Es ist eine moderne jungfräuliche Niobe, die gegen die Götter nichts verschuldet, und doch von ihren tödtlichen Pfeilen jämmerlich verfolgt wird. — Learosa wird schon als sechszehnjähriges Mädchen, durch ihre unverwüstliche Naivetät in die mißlichsten Verhältnisse gerissen, die ganze Welt hat sich gleichsam gegen sie verschworen, mit den engelreinsten Herzen erscheint sie von den Umständen verfolgt als Buhlerin, mittelbare Vatermörderin, überall werden ihr Fallstricke gelegt, die Männer erscheinen ihr alle als Teufel, und in der Angst ihres Herzens verbindet sie sich mit einem steinalten schwächlichen Oheim. Sie wird von der ganzen Welt für eine Sünderin gehalten und nach langen Verwicklungen und Entwicklungen fällt sie endlich wirklich. Die Einwirkung der neuesten französischen Literatur ist hier unverkennbar, obgleich alle Charaktere, die mit der bekannten meisterhaften Hand gezeichnet, ächt Deutsche sind. Trefflich gewählt ist die Zeit, unmittelbar nach dem siebenjährigen Kriege in Sachsen.

Kunst.

Im vergangenen Monat fand zu Wien die öffentliche Ausstellung der von verschiedenen Künstlern verfertigten Gemälde als Lösung der von der Akademie gestellten Preis-Aufgabe: „Darstellung des Momentes, wie Abraham die Hagar und ihren Sohn Ismael verstößt,“ im Lokale der akademischen Kunsthandlung statt. Herrn Danhauser wurde von Sr. Maj. dem Kaiser der Preis zuerkannt, womit eine jährliche Pension zur ferneren Ausbildung in Rom mit 800 fl. auf drei Jahre verbunden ist.

— Von der K. K. Akademie der Künste zu Wien ist der von dem verstorbenen K. K. Feldkriegs-Registrator, Joseph Reichel, abwechselnd für die Geschichtsmaler, Bildhauer und Medaillen-Graveure gestiftete jährliche Preis für das J. 1836 der Abtheilung der Geschichtsmaler zugewiesen, und für den vom J. 1835 zurückgebliebenen Preis für die Abtheilung der Medaillen-Graveure ein neuer Concurs eröffnet worden. Das Preisstück der Geschichtsmaler soll in einem, mit Oelfarben ausgeführten historischen Original-Gemälde von nicht weniger als drei Fuß Höhe und Breite, und das Preisstück der Medaillen-Graveure in einer aus Stahl geschnittenen Schaumünze (Medaille) oder Stanze mindestens in der gewöhnlichen mittleren Medaillengröße bestehen. Die Wahl der Gegenstände wird den Künstlern einer jeden der beiden Abtheilungen überlassen. Ein jeder der zwei Preise besteht in 400 fl. W. W., das Preisstück bleibt dem Künstler. Die Einsendung der Concursstücke muß spätestens bis zum 15. December 1836 geschehen.

— Der Kunstverein zu Frankfurt a. M. wird am 1. Mai d. J. eine zweite große Kunstausstellung eröffnen, deren Dauer auf vier Wochen angesetzt ist.

— Die im Jahr 1819 gestiftete Friedens-Gesellschaft in Potsdam, deren Zweck es ist, unbemittelte junge Leute, die sich dem Studium oder der Kunst widmen wollen, zu unterstützen, die aber ihre Wirksamkeit auf Berlin und den Potsdamer Regierungs-Bezirk beschränkt, hat während ihres nunmehr sechszehnjährigen Bestehens 91 junge Leute, unter diesen zwei, die sich der Malerkunst widmeten, überhaupt mit einer Summe von 5772 Thlrn. 22 Sgr. 3 Pf. unterstützt. Ihr Kapital-Vermögen betrug nach der in der letzten Haupt-Versammlung vorgelegten Berechnung 2700 Thlr. (Museum.)

Concerte.

Gleich wie in Deutschland finden jetzt auch in Paris die Prüfungen

Digitized by Google

musikalischer Schüler der öffentlichen Unterrichts-Anstalten in Form von Concerten statt. Es machte einen eigenthümlichen Eindruck, an 300 Kinder von 8 bis 10 Jahren Chöre aus Joseph von Mehul, aus der Zauberflöte u. s. w. mit wahren Engelstimmen ausführen zu hören.

— Ein musikalisches Wunderkind von 9 Jahren läßt sich jetzt in Paris auf dem Flügel hören. Es ist dies Charles Delioux. Er hat bereits drei Concerte unter steigendem Beifall gegeben; sein Vortrag ist so zart und innig, daß viele der Zuhörer bei der Andantino-Variation auf das einfache alte Motiv, Notre Dame du Mont-Carmel von Herz, sich ihrer Thränen nicht enthalten konnten, und im gewaltigen Septett von Hummel entwickelte er wieder eine solche Kraft, daß er die übrigen Instrumente übertäubte. — Die Pariser nennen den Knaben den kleinen Mozart der Basse-Bretagne, woselbst er geboren wurde.

Theater.

Auf dem kleinen Theater der Porte St. Antoine wird von dem Dichter Méry ein Drama: „la bataille de Toulouse" aufgeführt werden. Es ist das erste Mal, daß Méry auf dem Theater mit einem Werke erscheint. Victor Hugo hat ihn dazu bestimmt, und ihm zugleich seine Erfahrung bei der Ausarbeitung des Gegenstandes zu Theil werden lassen.

— La donna Irlandese heißt eine neue Oper, die im Theater Fondo zu Neapel kürzlich aufgeführt wurde. — Folgende Critik derselben entnehmen wir einem neapolitanischen Blatte, sie ist mindestens originell zu nennen:

Gute Nacht, Doktor! — Wo gehen Sie hin? — Nach Hause, um meinen Artikel zu schreiben. — Ohne den zweiten Akt gesehen zu haben? — Ich habe genug. Mi basta. — Aber was werden Sie von der Musik sagen? — Ich werde sagen, daß ich mir das Ohr habe kitzeln lassen, ohne von einer neuen Melodie überrascht worden zu seyn. — Was werden Sie vom Buche sagen? — Daß ich es nicht verstanden. — Es ist von Romani. — Ja, aber von Romani, da er noch ein Kind war; es ist nicht der einzige Kinderstreich, den man ihm vorzuwerfen hat. — Was werden Sie von Mad. Duprez sagen? — Nichts. — Und von dem Tenor Moriani? — Noch weniger. — Werden Sie von dem ersten Baß Cosselli sprechen? — Ja, um ihm zu rathen, den Don Geronio im Turco in Italia und den Taddeo in der Italiana in Algieri zu geben. — Nun aber sagen Sie mir einmal, was Sie von Mad. Bertrand berichten werden? — Ich werde von ihr sagen, daß sie eine gräßliche Furcht hatte, daß sie mehr leistete, als sie versprochen, daß sie ihre Cavatine mit Grazie und Präcision gesungen, daß sie sich in einem Duett ausgezeichnet, und daß man sie einstimmig hervorgerufen habe. — Was endlich werden Sie aber von der Musik des Maestro Mazza berichten? — Daß er auf dem Theater erschien, um der Bertrand die Hand zu reichen. — Aber Sie hätten doch noch den zweiten Akt abwarten sollen! — Doktor, gute Nacht! — — —

— Die Italiener in Paris. Don Giovanni soll drei Mal gegeben werden; zwar ist es wenig, aber doch etwas! Das Meisterwerk ist bestimmt, die Zeit auszufüllen, die zu den Vor-

Digitized by Google

bereitungen zu Mercadante's Brigantini nöthig ist. Auch diese Oper wird nur 5 bis 6 Male gegeben werden können, da sie zu spät kommt und die Saison sich ihrem Ende naht. Die Schuld davon liegt nicht an dem Componisten: Romani, der Dichter des Libretto, liebt das Farniente zu sehr und ließ zu lange warten. — Endlich, als noch immer nichts ankam, mußte man sich entschließen, einen in Paris sich aufhaltenden Italiener, Herrn Crescini, den Gatten einer geschickten Sängerin, um ein Libretto anzugeben. „Dieser übersetzte nun Schiller's Räuber“, wie die Franzosen glauben, und Mercadante machte die Musik dazu! — Maximilian von Moor — Karl, Franz, Amalie, Herrmann! in's Italienische übersetzt und nach Mercadante's Noten gesungen! Herr Crescini wird sich wahrscheinlich die Sache leichter gemacht haben, als wir und die Franzosen glauben.

— Die sechs ersten Vorstellungen der Hugenotten haben 55,000 Fr. eingetragen.

— Cornet's Bearbeitung des „Lastträgers“ von Gomis, einem spanischen Componisten, die schon in Braunschweig so großes Glück gemacht hat, ist nun mit ähnlichem Erfolg auf dem Königstädtischen Theater aufg[illegible] worden.

Der Prinz von Capua.

Ein englisches Blatt enthält folgendes Schreiben aus Madrid:

Es sind vier Tage, daß ein Reisewagen durch das Thor von Valencia in Madrid hineinfuhr und vor dem Hotel des Engels in der Straße der Königin anhielt. Ein Paar stieg heraus, das unbezweifelt den höchsten Klassen der Gesellschaft angehörte; der junge Mann war schön; die junge Dame noch schöner. Die Ankunft einer jungen Engländerin machte Aufsehen in Madrid, und Jeder war neugierig, zu erfahren, wer sie sey, um so mehr, da sie sich mit etwas Geheimnißvollem zu umgeben schien, und weil die Herrschaft wie die Dienerschaft ihre Namen anzugeben verweigert hatten. Der Majordomo, der sie darum im Namen der Polizei befragte, erhielt zur Antwort: „Wir fragen nichts nach der Polizei, die ist nicht für uns da!“ und dabei schnippten sie mit den Fingern (snapping their fingers).

Bald wurde die Neugier des Publikums jedoch noch vermehrt, als man erfuhr, daß Herr Mendizabal zwei Besuche den Fremden im Gasthofe abgestattet und hierauf zwei Couriere an die Königin im Pardo gesandt habe. Ich wohne mit andern Engländern in demselben Hotel, und das Schwatzen der Dienstboten unterrichtete uns von Allem, was vorging. Die Fremden wohnten in getrennten Zimmern, und der englische Gesandte war von ihrer Ankunft nicht benachrichtigt worden. Wo sie sich blicken ließen, suchten alle Blicke sie zu erforschen. Man bewunderte an ihm seine Jugend, er war nicht älter als 22 Jahre, seinen Wuchs, sein gesundes Aussehen und seine Haare, die hochblond, fast röthlich waren; sie war nur mit einem Engel zu vergleichen, blaue Augen, blonde Haare und eine herrliche Haut! Drei Tage lang war das Geheimniß undurchdringlich, dann aber erfuhr man, daß es der Prinz Carl von Neapel und Miß Penelope

Smith seyen, von deren Flucht schon alle Blätter voll waren.

Miß Penelope ist eine junge Irländerin, die schon in ihrer Heimath eine große Verheerung unter den Herzen der Landjunker der Grafschaft Waterford angerichtet hatte. — Ich selbst habe sie bei den Assisen von Cork gesehen, mit einer Schleppe von Bewunderern, gleich O'Connell. Dann begab sie sich nach Dublin, wo sie auch nicht Ein Herz ihren Rivalinnen übrig ließ, obgleich sie es nie dahin bringen konnte, einen Mann zu bekommen. Von Dublin zog sie nach Frankreich und faßte Posto in der Rue de la Paix, wo es ihr auch nicht an Anbetern fehlte. Von Paris durchzog sie halb Europa, bis sie nach Rom kam, wo man Venus wiederbelebt in ihr zu sehen glaubte. Keinen römischen Prinzen gab es, der nicht sein Herz und sein Vermögen ihr zu Füßen gelegt hätte. Auf der Gränze von Neapel fand um sie ein Duell zwischen einem Engländer und einem italienischen Edelmanne statt. Letzterer wurde getödtet, und da der Prinz von Capua dem Sieger seine Pistolen geliehen hatte, wurde sein Name in dieser Sache genannt. Des Prinzen Neugierde wurde erregt, und er beschloß, die Irländerin zu sehen. Bald aber verliebte er sich in sie so sehr, daß er mit ihr das Königreich verließ.

Einige Unterrichtete glauben, daß Hr. Mendizabal allein um das Geheimniß ihrer Verheirathung wisse; man glaubt, er werde in Madrid bleiben. So viel ist gewiß, daß der Prinz von einem sehr einnehmenden Aeußern ist, und daß Miß Penelope's Schönheit so groß ist, daß sie würdig erscheint, ihrem Besitze große Opfer zu bringen.

Eine Stunde der Freiheit.

Dom Alvaro Joseph Xaires Bothello, Graf von St. M...., Pair von Portugal, lebte bereits lange zu Paris, in einem prächtigen Hotel, welches einer hübschen und liebenswürdigen Französin gehörte. — Bald entspannen sich kleine Vertraulichkeiten zwischen Beiden, die nach und nach einen ernsten Anstrich annahmen. Der edle Pair konnte sich, obgleich er 67 Jahre alt war, nicht entschließen, sein Leben als Hagestolz zu enden. Er sprach mit der Eigenthümerin des Hotels von Heirath, die seinen Vorschlägen nicht ungeneigt schien. Der gute Graf hatte dem Weibchen aber nichts von seinen Schulden vertraut, und bald sah er sich, zu ihrem großen Erstaunen, hinter St. Pelagie's sichernde Mauern versetzt. Hier blieb er einige Monate, während seine großmüthige Braut an alle Thüren der Gläubiger klopfte, um mit ihnen zu unterhandeln, und ihren Freier endlich in Freiheit zu setzen. Dieß Benehmen konnte nicht ohne Belohnung bleiben, und wirklich machte der portugiesische Pair ernste Anstalten, seine Heiraths-Projekte auszuführen. Allein — welch' ein Unglück! er hatte noch einige Gläubiger im Hinterhalte, die ihn richtig wieder einstecken ließen, ehe er seine Hochzeit vollziehen konnte. Dießmal konnte seine tugendhafte Zukünftige, so gern sie es auch wollte, ihn nicht befreien. Die Gläubiger — sechs an der Zahl — waren unerbittlich und die Summen sehr beträchtlich. Da schrieb der edle Schuldner, aus seinem Kerker,

Digitized by Google

folgendes Schreiben an den Präsidenten des Gerichts:

„Alvaro Joseph, ꝛc. Graf, Pair von Portugal u. s. w., wohnhaft in Paris, und eingekerkert im Schuldgefängniß, hat die Ehre, Ihnen vorzustellen, daß er entschlossen sey, sich zu verheirathen, vor dem Herrn Maire des ersten Arrondissements von Paris, mit Mlle. B., und daß nur seine Einsperrung der vorgesetzten Hochzeit im Wege steht. Er bittet daher, ihn auf einen Tag in Freiheit zu setzen, und deßhalb seine Gläubiger vorfordern zu lassen, und sie deßhalb um ihre Einwilligung zu befragen; dann einen Huissier zu beordern, ihn aus dem Gefängnisse zur Hochzeit zu holen, mit allen in solchen Fällen üblichen Vorsichtsmaaßregeln, und ihn nach vollbrachter Ceremonie wieder dahin abzuliefern."

Das Gesuch wurde noch denselben Tag bewilligt. Man lud den Huissier zur Tafel; er trank ordentlich mit und die Neuvermählten theilten mit ihm und allen Gästen die größte Heiterkeit. Zu größerer Sicherheit hatte der Huissier noch zwei seiner Gehilfen mitgebracht, die den Bräutigam nicht aus den Augen ließen. Sie hatten ihre Rücksicht so weit getrieben, ihre schönsten Kleider anzuziehen, so daß man sie eher für Zeugen, als für Gerichtsdiener halten konnten. Nach der Trauung war eigentlich die Zeit bis auf wenige Minuten schon verflossen, allein der Huissier gestattete mit ächt französischer Galanterie ein längeres Ausbleiben des Gefangenen. Nach der Tafel begab man sich nach dem Jardin Turc um einige Becher Punch à la Romaine und Sorbet zu leeren, und dort blieb man bis spät am Abend. Endlich aber kam der Moment der Trennung herbei, und nach einer rührenden Abschiedsscene, geleitete der Huissier, treu seiner Pflicht, den Gefangenen zu seinem einsamen Nachtquartier, während seine Gattin in den Wagen stieg und nach ihrem Hotel fuhr.

Deutsche Bälle.

So schildert uns ein neuerer französischer Autor:

Kaum ist man jenseits des Rheins, so tritt man in eine neue Welt ein. Die Vereine sind dort minder glänzend und die Vergnügungen weniger rauschend. Selbst mitten in ihren großen Versammlungen versteht es die deutsche Familie, sich abzusondern, sie will überall ihren markirten Platz haben. Oeffentliche Bälle bestehen nicht in Deutschland, und nur Studenten und Handwerker geben etwas dem Aehnliches, wenn sie sich Sonntags im Wirthshause zusammenfinden, um zu tanzen und Bier zu trinken. Vornehme Herrn, Banquiers u. s. w. geben Bälle unter sich, und die geringern Leute thun es ihnen darin nach.

In jeder Stadt gibt es 5 bis 6 organisirte Gesellschaften zu dem alleinigen Zwecke, Feste und Soireen zu veranstalten. Jede auch nur ein wenig bemittelte Familie ist Mitglied derselben, und erlangt durch einen kleinen Beitrag das Recht, den Reunionen beizuwohnen, und Jeden, den sie will, dazu mitzunehmen. Eine nach der andern dieser Gesellschaften gibt nun ihre Bälle und Concerte, und Verwandte und Freunde werden dazu höflichst eingeladen.

Die Soiree beginnt um 8 Uhr. Gewöhnlich wird mit der Polonaise

angefangen, eine langsame Procession, während welcher der Geliebte seiner Geliebten Alles mittheilen kann, was er auf dem Herzen hat; dann folgt der Walzer, wo man kühner wird, und ein allgemeiner Dreher, wo man sich berauscht. Für Die, welche das Schicksal mitten in diesen Tanz geschleudert hat, ist er das Paradies der Einbildungskraft, für Die, welche zuschauen müssen, ist er das Fegefeuer der Liebe.

Auch andere Tänze kennen die Deutschen, z. B. den Cotillon, den sie von ihren Vätern geerbt haben, und der für sie das ist, was für uns die Menuet; die Mazurka, die sie von den slavischen Völkern haben; die Bernoise (?), reich an Figuren, und den Galop, den sie uns entlehnten (!). Mit dem Galop endigen die Bälle. So bald er beginnt, gehen ruhige Leute nach Hause; die Frauen, die keinen Lärm lieben, fragen nach ihren Portechaisen, denn der Galop, wie er dort (là bas) getanzt wird, gleicht eher einer Cavallerie-Charge, als einem Tanze. So sehr sich die Deutschen damit brüsten, leicht zu walzen, eben so sehr lieben sie es, am Schlusse ihrer Bälle jeden Zwang abzuschütteln, wie toll durch den Saal zu rennen, ihre Tänzerin mit sich fortzureißen, und mit dem Fuß zu stampfen, daß die Fenster klirren. Die Frauen sind damit ganz einverstanden und sehen ohne Bedauern ihren schönen Haarputz sich auflösen. Eine halbe Stunde später erblickt man nur noch rothe und erschöpfte Gesichter, die von Haaren wild umflattert werden; der Boden des Ballsaals ist mit Blumen und Schleifen wie übersät. Aber noch lange, wenn der Tanz aufgehört hat, sprechen die Deutschen mit Vergnügen von ihrem Lieblingstanze, dem Galop.

Vermischtes.

Herr Thalberg, der Wiener Pianist, fährt fort, die Pariser zu electrisiren.

— In der Pariser Ausstellung ziehen die Bilder zweier Deutschen, der Herren Lehmann und Canzi, die Aufmerksamkeit der Beschauer an sich. Diese Künstler haben sich durch biblische Gegenstände inspirirt.

Die artistischen Beilagen.

Mit dem heutigen Hefte übergeben wir unsern Lesern:

1) Eine Ansicht von New-Castle.

2) Ein Original-Pariser-Modekupfer.

Ferner als Extra-Beigabe:

Eine historische Scene aus der deutschen Geschichte: „Bonifacius fällt die heilige Eiche.“ Nach Geißler's Zeichnung durch C. Mayer in Stahl gestochen.

Herausgegeben von August Lewald.

Digitized by Google

Telegraph von Deutschland.

Beilage zur Zeitschrift Europa.

Nro. 13. 30. März. **1836.**

Aeltere Dichter.

Der in Baiern bekannte Peter Prosch, lustigen Andenkens, sprach einst am Namensfeste der Churfürstin Maria Anna ein von ihm selbst verfaßtes Gedicht, worin es unter Anderem hieß:

So viel Rollen hat ein Pudel,
Und es Fische gibt im See,
So viel als in Bayern Nudel,
Und in Indien Cafe;
So viel Flöh' die Jungfern plagen,
So viel Nüß ein Zirbelbaum
Pflegt im besten Jahr zu tragen,
Millionen flecken kaum;
So viel Kröpfe, Böck' und Ziegen,
So viel Schnecken im Tyrol;
So viel Jahre voll Vergnügen
Dir der Himmel geben soll.

Dieser Prosch, oder Peterl, wie er durchaus genannt wurde, war beim Fürst-Bischofe von Würzburg und Bamberg, Adam Friedrich, sehr in Gnaden. Peterl ließ sein Reim- und Versespiel am Geburtsfeste seines gnädigen Fürsten hören, wie folgt:

Salomo ist ein Bärenhäuter
Gegen Dich, Du bist gescheiter;
Ja, Du bist auch beim Altar
Frömmer noch, als Adam war.
Dein Verstand ist unermeßlich,
Deine Thaten unvergeßlich.
Jeder gräbt sie nicht in Stein,
Sondern tief in's Herz hinein.
Großer Fürst, von Gott erkoren,
Heute, da Du wardst geboren,
Rufen alle, so wie ich,
Vivat Adam Friederich!

Neuere Dichter.

Die vier Stufen der Begeisterung im Tempel des Bacchus.

1) Der Zinkinkerl.
2) Der Rabuzi.
3) Der Bamhori.
4) Der Zolpl.

(Melodie: Lützow's wilde Jagd.)

Was hör' ich dort lärmen und jauchzen schier,
Was stimmet die frohen Gäste?
Es einen sich all' unter einem Panier:
Man hört nur singen und johlen hier
Beim heutigen Bundesfeste.
Und wenn ihr die muntern Gesellen fragt:
Das ist des Zinkinkerls verwegene Jagd.

Merkt auf! was heut in schwerfälligerm Gang'
Doch immer noch froh sich den Ohren?
Es singet noch immer, doch währt's wohl zu lang,
Schon schwer sind die Zungen, es lallet der Klang;
Schon ist Harmonie ganz verloren.
Und wenn ihr die hehren Gesellen fragt:
Das ist des Rabuzi langsamere Jagd.

Wo die Linden sich ziehen gerad' nach der Schnur,
Wo die ebenste Bahn ist gewähret,
Da folgen die Menschen doch anderer Spur,
Es wanken die Füße, es bebet die Flur,
Was ist's, das den Taumel bescheeret?
Und wenn ihr die wackelnden Bursche fragt:
Das ist des Bamhori strauchelnde Jagd.

Ein feuriger Geist, aus Reben gepreßt,
Er hilft uns zu herrlichen Siegen,
Wir johlen, wir lallen, wir wanken beim Fest,
Bis endlich die Kraft uns völlig verläßt,
Bis gänzlich am Boden wir liegen.
Und wenn ihr „wer thats" die Gefall'nen nun fragt:
Das ist des Zolpels hinschmeißende Jagd.

K . . r.

(A. d. Regensburger Unterhaltungsblatt.)

Brief-Charaktere.

Brief eines schwäbischen Rekruten.

„Eine Bitte an den allerhöchst hochwohlgeboren Herrn Arsenal-Hauptmann v. ***

Ich *** bitte Ihnen ergebenst um Verzeihung, daß ich so frei war, an

Ihnen zu schreiben und Ihnen sogleich in Kenntniß zu setzen; daß mich das Loos traf Soldat zu werden, und wünsche daher, unumschränkt und mit Freuden in das Arsenal zu kommen und zur Arbeits-Compagnie eingereiht zu werden. Habe mir daher den Entschluß gefaßt, und Ihnen das Zutrauen und die Güte geschenkt, meine Bitte an Ihnen, nicht zu versagen, sondern ohne Zweifel hoffe Ich, daß Sie Ihr gutes Herz vor mir nicht verschließen. Es thut mir leid, daß Ich im Augenblick nicht in dem Zustande bin, den Brief nicht frei machen zu können, indem es doch eine Bitte an Ihnen ist, Ich werde dann meine Dankbarkeit an Ihnen, theils durch Worten, theils aber auch durch Thaten und einer guten Aufführung bestättigen.

Ich verbleibe indessen Ihr dankbarster Untergebener
* * *

Mit Ergebung."

Bei der Naivität im Ausdrucke ist doch auch die richtige Orthographie des Schreibers bemerkenswerth, die bei einem Bauerburschen einer andern deutschen Provinz nicht gefunden werden dürfte. Ein Beweis unsers guten Schulunterrichts auf dem Lande.

Reclamation eines sächsischen Beamten.

Die Ameise gibt Folgendes:

Wörtlicher Abdruck.

Elentester Reböll und Ameisenschreiber! Ich Unterzeichneter bin nur ein kleines Licht im Staatstienste und bloß Unterbeamde, aber emhörend ist Ihre Dendenz den Beamden in Schaden Müßcredit und üble Nachrede zu bringen. Es kann Mancher fehlen, aber muß dasselbige gleich öffendlich werden? Kanns nicht auch in der Stülle geschehen? Ich und mehre Antre haben uns fürgenommen ihre Ameise allendhalben zu vervolgen und dis miserable Blatt zum Ausleschen zu bringen. Dis zur Warnung!

Ergebenst
ein Supaltern.

Welch' ein Unterschied zwischen unserm Bauerburschen und diesem Beamten!

Concert.

Berlin. Hr. Giachosa, Professor der Guitarre, wie ihn der Concertzettel benennt, gab am Sonnabend im Saale des Schauspielhauses ein großes Concert, welches durch die Theilnahme anderer Künstler sehr reich ausgestattet war. Dieß ließ vermuthen, daß wir in dem Concertgeber selbst einen ausgezeichneten Virtuosen kennen lernen würden, der es uns eben so vergessen machen würde, wie Herr Professor Vimercati, daß sein Instrument so undankbar sey. Referent war daher höchst ängstlich, von dem Guitarrenspiel nichts zu versäumen, wobei er einiger Aufmerksamkeit bedurfte, weil er zugleich Herrn Gusikow im anstoßenden Saale, nämlich im Schauspielhause, zu hören hatte, welches wiederum mit Zuhörern überfüllt war, ein Beweis, daß das Interesse des Publikums an diesem eigenthümlichen Künstler sich noch immer lebendig erhält. Rec. setzte es glücklich durch, zum richtigen Moment wieder im Concertsaale zu seyn, er kann aber nicht sagen zum glücklichen, denn wirklich ist ihm, weder was Geschmacklosigkeit und Ungeschicktheit in der Composition noch Unbedeutenheit (um nicht zu sagen Schülerhaftigkeit) in der Ausführung anlangt, jemals etwas Aehnliches in diesem Concert-Saal vorgekommen. Wenn daher das Publikum nicht allgemein zischte, so lag dieß vielleicht darin, weil man entweder zu allgemein lachte, oder in Rücksicht auf die übrigen Talente, die das Concert wirklich sehr gut unterstützten, den Unwillen über die Täuschung unterdrückte. Als Quell derselben setzten wir wieder eine Täuschung, indem wir eine Selbsttäuschung des Concertgebers, als die gelindeste Erklärung seines öffentlichen Auftretens annehmen. Auch die angekündigten 24 Guitarren (ob sie vollzählig waren, ließ sich nicht übersehen) täuschten über die erwartete Wirkung, indem sie gar keine machten, sondern nur etwas unbestimmt schwirrten und summten.

Unglück.

Die Münchn. Landbötin gibt: Die Familie Sumersberger bei Wiebstetten ist noch immer wahnsinnig. Sie fangen alle fünf zu gleicher Zeit zu tanzen an, und wer sie besucht, muß mittanzen. Man schreibt dieses traurige Ereigniß dem Genusse von giftigen Pilsen oder Schwämmlingen zu.

Die Zahl „7".

Wir schlagen die Bibel auf, und begegnen ihr unzählige Mal. Gleich die Schöpfung beginnt mit ihr, denn sechs Tage schuf Gott Himmel und Erde, und am 7ten ruhete er. 7fältig sollte Kain gerochen werden. 7 Jahre diente Jakob um die schöne Rahel, 7 Seelen gebar ihm deren Magd Bilha, und 7 Tagereisen jagte ihm Laban nach. Pharao träumte von 7 fetten und 7 mageren Kühen, von 7 vollen und 7 dürren Aehren. In Aegypten verwandelte der Herr 7 Tage lang die Ströme in Blut, er schlug das Land mit 7 Plagen; und 7 Tage vor ihrem Auszuge aßen die Kinder Israels ungesäuertes Brod. Auf dem Leuchter in der Stiftshütte brannten 7 Lampen mit ihren Lichtschneutzen und Löschnäpfen. Noah nahm 7 Paar reines Vieh und 7 Paar Vögel mit in seine Arche, und erst nach 7 Tagen kam das Gewässer der Sündfluth auf Erden. Der weise Salomo hatte nicht eine oder zwei, nicht Einhundert oder Zweihundert, sondern 7 Hundert Weiber, und 7 Jahre dauerte der Bau seines Tempels. 7 Enkel hatte der fromme Tobias, 7 Löwen waren bei Daniel in der Grube, und am 7ten Tage kam der König, ihn zu beklagen. Die Offenbarung Johannis spricht von 7 Sternen, von 7 goldenen Leuchtern, von dem Buche mit 7 Siegeln, von dem Lamme mit 7 Hörnern und 7 Augen, von 7 Engeln mit 7 Posaunen, und von dem Thiere mit 7 Häuptern. — Der Apostel empfiehlt 7 Almosenpfleger. Mit fünf Broden und zween Fischen, zusammen mit 7 Stücken, speisete der Herr fünftausend Menschen. In dem 7ten Gebot ist der Diebstahl verboten, und in der 7ten Bitte wird um Erlösung vom Uebel gebeten. Auch stehet geschrieben: Aus sechs Trübsalen will ich dich erretten, und in der 7ten soll dich kein Uebel rühren.

Dieselbe Zahl 7 geht durch das ganze classische Alterthum. Man erzählte sich von 7 Wundern der Welt. 7 Saiten klangen an der Lyra, 7 Helden kämpften vor Theben, und diese Stadt hatte 7 Thore, wie Griechenland 7 Weise. 7 Städte stritten sich um die Geburt Homer's, 7 Perser wetteten um die Königskrone. In 7 Mündungen strömte der Nil in's Meer. Auf 7 Hügeln erhob sich das mächtige Rom, und 7 Könige hatten es beherrscht, als das Joch der Tarquinier es brach. Ja, man begnügte sich nicht, die 7 auf Erden zu vervielfältigen; auch am Himmel leuchtete sie verewigend, das 7gestirn.

Und so waltet diese deutungsreiche Zahl bis in die neue und neueste Zeit herein, und erscheint in den mannigfaltigsten Formen und Beziehungen. In den Regionen der Luft erfreut uns der Regenbogen mit 7 Farben; im Thierreiche verschläft der 7schläfer den rauhen Winter; die Erdbeschreibung kennt am Rhein ein 7gebirg, und hinter Ungarn liegt ein 7bürgen; daher der Kaiser von Oestreich unter allen Potentaten derjenige ist, dem man am sichersten Geld leihen kann, denn er hat 7 Bürgen. In der Geschichte lebt ein Gregor VII, und 7 Kurfürsten wählten sonst den deutschen Kaiser. Der 7jährige Krieg machte den preußischen Friedrich unsterblich, und von den 77 Dingen, aus der Herrschaft Napoleon's, besteht seine 7 Inseln-Republik bis auf den heutigen Tag.

Für Literatur, Unterricht, Geselligkeit, ist die Zahl 7 unentbehrlich. Der gebildete Mann beschäftigt sich noch jetzt, wie ehedem, mit 7 freien Künsten. Von Aeschylus sind nur 7 Tragödien auf uns gekommen, und 7 sind noch von Sophokles übrig. In dem beliebten Freischütz ruft Samiel: sechse treffen, 7 äffen! Wir finden die 7 Mädchen in der Uniform allerliebst, und als 7 Schüler machen sie ihre Schülerschwänke ganz scharmant. Um 7 Uhr früh schlägt im Sommer und Winter für unsere arme Jugend die Stunde des Schulbesuchs, und immer mehr wird es jetzt in vornehmen Cirkeln Mode, erst um, ja sogar nach 7 Uhr sich zum Thee einzufinden. 7 Stiche verschaffen in Whist den Trick, und im Boston gehen sie bekanntlich über petite-misère und über sechs Stiche, ja sogar über troquer, wo diese Unart üblich ist. Auch ist wohl Niemand, dem nicht in seiner Jugend einmal das Räthsel wäre aufgegeben worden: der Fürst fährt mit Sechsen, wer aber fährt mit 7? —

Allerlei.

Aus München: Der erste Sonntag im März, welcher ein heitres warmes Frühlingswetter mit sich brachte, füllte alle Spaziergänge. Alles wollte nach einem langen strengen

Winter sich wieder im Freien ergötzen. Zwei Plätze waren besonders gefüllt — die schmerzhafte Kapelle und — der Weinbauer in Giesing.

— Ein Kirschnermeister in Leipzig hat in seiner letzten Stunde von seiner Familie gefordert, daß sie um ihn nicht äußerlich trauern solle, und diese sieht sich genöthigt, dieses zu ihrer Rechtfertigung nach seinem Tode anzuzeigen.

— Unzählige Unglücksfälle sind in diesem Winter in Tyrol und der Schweiz durch Schneelawinen entstanden.

— Am 13. März erhielten wir eine Anzeige des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen, das einer Zeitung beigelegt war, worin es hieß: Besonders erbittet man sich die Aufmerksamkeit derjenigen, welche in der Wahl ihrer Weihnachtsgeschenke noch freie Hand haben. — Das nenn' ich anticipiren — oder zu spät kommen! —

— Im Verlag der Hofbuchhandlung in Hannover ist ein merkwürdiges „medicinisch-psychologisches Gutachten über die Verurtheilung des Lieutenants Emil de la Ronciere vor den Assisen in Paris im Juli v. J.", von dem in der medicinischen Welt rühmlichst bekannten Arzte, Chr. Matthäi, Medicinalrath in Verden, erschienen, welches 84 Druckseiten umfaßt. Aus rein psychologischem Gesichtspunkte sucht Matthäi darin die Unschuld la Ronciere's nachzuweisen. Die Schrift schließt mit den Worten: „Möge das Schicksal uns bewahren vor den Geschwornengerichten nach französischen Mustern. . . . . ."

— In Leipzig wurde neulich in einer Abendgesellschaft ausgemacht: wer die Eisenbahn in den Mund nimmt, zahlt 4 Groschen. Bis zum Abgang der Post, Nachts 11 Uhr, hatte man schon 7 Thaler 8 Groschen.

Inhalt.

Inhalts-Verzeichniß
des
ersten Bandes.
1836.

Deutschland.

Deutsche Literatur.

Skizzen und Genrebilder.

Novelletto.

England.

Englische Literatur.

Skizzen und Genrebilder.

Novelletten.

Frankreich.

Französische Literatur.

Biographie.

Skizzen und Genrebilder.

Novelletten.

Holland.

Island.

Italien.

Skizzen und Genrebilder.

Novelle.

Korsika.

Rußland.

Spanien.

Spanische Literatur.

Skizzen und Genrebilder.

Türkei.

Europäische Tagesbegebenheiten.

Aus dem Seeleben.

Aufsätze vermischten Inhalts.

Feuilleton.

Literarische Uebersichten.

Die artistischen Beilagen.

Stahlstiche und Lithographien.

Modebilder.

Musikbeilagen.

Digitized by Google